Das
enthüllte Preußen.

916.

Das enthüllte Preußen.

Vom

Verfaſſer der Schrift

„Würtemberg im Jahre 1844“.

Winterthur,
Druck und Verlag der Steiner'ſchen Buchhandlung.
1845.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Den Freunden

B..... K..... U.....
H.... K..... St....
J..... K..... Th.....

zu W. in der Schweiz

herzlich grüßend zugesandt

vom

Herausgeber.

Im Begriffe, verliegende Schrift zum Druck zu ordnen, suchte ich den gewohnten Morgentrost bei der einzigen Freundin, die den deutschen Schriftsteller nie verläßt, in der deutschen Literatur überhaupt eine große Rolle spielt und bei Menschen von altfränkischen Sitten, wie ich einer bin, gegen ihre neumodische Nebenbuhlerin Cigarre noch immer siegreich sich behauptet. Die Gute ist freilich durch ihre unermüdlichen Liebesdienste sehr heruntergekommen, sieht sehr verlebt und verraucht aus und der farbenreiche Staat, mit welchem angethan ihr sie mir einst verehrtet, meine Freunde, hat einem winterlandschaftlichen Anzug Platz gemacht. Doch eure Namen trägt sie noch immer unversehrt auf ihrem Rücken, und als ich diese Namen vorhin erblickte, traten mir die schönen Zeiten, welche ich vordem mit den Inhabern derselben ver-

lebte, wieder so lebhaft vor die Seele, daß ich sie beinahe unwillkührlich von der Rückseite der Pfeife ab und gegenwärtigem Buche an die Stirne schrieb. Ich weiß, ihr werdet dieses Thun aufnehmen, wie es gemeint ist, als ein Zeichen nämlich, daß ich der Liebe und Güte, womit ihr den Fremdling einst in euren traulichen Kreis aufgenommen, stets herzinnig eingedenk bin und sein werde. Ich muß es wiederholen, schöne Zeiten waren es, und leider sind es tempi passati. Vieles liegt schon dazwischen. Ihr seid unterdessen, wie ich höre, fast sämmtlich in den Hafen des Ehestandes eingelaufen und — halt, da finde ich Gelegenheit, euch beiläufig den dringenden Rath zu geben: laßt mir, ich bitt' euch, keinen eurer Söhne unter die Schriftsteller gehen! Da würden sie gar übel fahren. Ich finde mit Ernst Willkomm, daß ein deutscher Schriftsteller der muthigste Mensch auf Erden sein muß und daß man Jedem, schon des bloßen Entschlusses wegen, einen besondern Orden pour la bravour ertheilen sollte. Abgesehen von allen den zahllosen materiellen Plackereien, welche mit dem deutschen Autorenthum verbunden sind, hat man, da Censur, Prozeßmacherei und brutale Ge-

walt nicht ausreichen, um uns den Kampf für die ewigen Ideen der Wahrheit, der Schönheit und Gerechtigkeit zu entleiden, ein neues Mittelchen erfunden, uns moralisch zu tödten: die offizielle Verdächtigung. So wurde mein letztes Buch von irgend einem Hoflakai ein Produkt des ultramontanen Fanatismus genannt und die deutschen Zeitungen schreiben diese nicht weniger dumme, als boshafte Verleumdung treugehorsamst nach; so wird, ich sehe es voraus, mein vorliegendes wahrscheinlicherweise des politischen Servilismus angeklagt werden, denn die preußischen Rezensenten von Amts und Brots wegen wissen aus alter Erfahrung, daß das deutsche Publikum, je unverschämter sie es belügen, deste zutraulicher in seinem Glauben ist.

Verzeihung für diese Abschweifung! Ich wollte euch, meine Freunde, gemüthlich vorplaudern über Einst und Jetzt, nun aber ist mir die gemüthliche Stimmung vergangen. Sie ist mir leider überhaupt abhanden gekommen, seit ich euch verlassen. Vielleicht kommt sie mir wieder und mit ihr der alte rosenfarbene Humor, den ihr an mir kanntet und liebtet,

wenn etwa mein unſteter Lebensnachen wiederum in euer ſchönes Heimatland verſchlagen wird. Der Himmel gebe, daß es geſchehe! Inzwiſchen aber folgt mir gefälligſt in andere, freilich nicht ſehr einladende, Gegenden.

Kennt ihr das Land, wo Heidelbeeren blüh'n?
Im Kiefernwald die Sandoaſen glüh'n?
Ein lauer Wind vom grauen Himmel weht,
Die Ziege ſtill, hoch der Wachholder ſteht?
Kennt ihr es wohl? Dahin dahin
Müßt ihr mit mir, o meine Freunde, zieh'n!

Sehr gerne würde ich euch die ſonderbare Art und Weiſe mittheilen, wie ich in den Beſitz der Briefe über Preußen gekommen bin, die ich euch hiemit in die Hände ſpiele. Aber erſtens iſt es eine ſehr lange Geſchichte und zweitens habt ihr eine höchſt verdammliche Hinneigung zum nicht Allesglauben. Studirt vorerſt die Geſchichten der Seherinnen von Prevorſt und Weilheim, ſowie das Magikon, und dann will euch erzählen, wie mir ein kürzlich verſtorbener Freund aus dem Kernerſchen Zwiſchenreich, wo er dermalen als

Privatdozent über Bluntschli's „Kirche und Staat" liest, nachstehende Schrift zukommen ließ. Betreffs der brieflichen Form derselben ist nur zu sagen, daß es wahrscheinlich eine bloße Marotte des Verfassers ist, über politische und literarische Gegenstände sich nie anders, als in Briefen vernehmen zu lassen, oder aber ist diese Form eine absichtliche, weil sie ein stärkeres Hervortreten der Individualität des Autors gestattet, welcher es zu lieben scheint, in dem, was er schreibt, wirklich mit Fleisch und Blut zu leben. Ueber den Inhalt des Buches kein Wort. Er liegt euch ja vor und werden sich die borussischen Mandarinen sonder Zweifel darüber vernehmen lassen. Wir wollen den Verketzerungen dieser guten Leute und schlechten Musikanten nicht vorgreifen, die da glauben, mit dem Zopf Friedrichs II., welchen sie, den Zopf nämlich, mit der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung und dem Huber'schen Janus umwickelt, auch verstohlen in katholisches Weihwasser getaucht haben, lasse sich noch immer die Welt regieren.

Ueber einen Punkt aber muß ich mich aussprechen. Ihr werdet leicht bemerken, daß mein verstorbener Freund kein

allzu großer Bewunderer der preußischen Herrlichkeit war und daß er seine Ansichten und Ueberzeugungen auch im Kernerschen Zwischenreich noch beibehalten zu haben scheint. Er gehörte in der That zu denen, die, wie Heine, den preußischen Adler für einen sehr häßlichen Vogel halten. Statt perfid sagte er stets preußisch*) und, so oft man auf Berlin zu sprechen kam, citirte er jedesmal die Verse Platens:

Dort lehrte man uns, wie man Sprache verdirbt, mit Schrauben sie foltert und radbricht;
Was geschmacklos ist, manirirt und gesucht, das ging vom süßen Berlin aus.
Beduinische Kunst, kritisirende bloß kommt fort im dasigen Klima,
Und gesellt ist ihr in Geschwisterlichkeit freiherzige, feile Scholastik.

Es war ihm überhaupt eine gewisse grämliche, süddeutsche Animosität gegen den deutschen Norden angeflogen, besonders

*) Es liegt auf der Hand, daß sich mein seliger Freund diese Redensart nicht von dem Character des preußischen Volks abstrahirte, sondern von der Sinnesweise der Herren dieses Volkes.

seit der ästhetische Geck, der A. W. v. Schlegel sich erfrecht hatte, den Friedrich Schiller zu verunglimpfen. Der Selige wollte sogar ein Buch gegen den kritisirenden Kislar Aga der Madame von Staël ediren, was ich ihm aber ausredete, indem ich sagte: Warum sich über so Etwas ereifern? Der Haß des Herrn A. W. v. Schlegel gegen Schiller beruht auf einem ganz natürlichen Grunde, denn dem impotenten Aesthetiker mußte ein Dichter, welcher das Lied von der „Männerwürde" gesungen, nothwendigerweise höchst fatal sein. Diese meine Demonstration leuchtete ihm ein und er verzichtete auf das überflüssige Vorhaben, pro Schiller contra Schlegel zu plaidiren. Nicht so leicht aber war ihm auszureden, daß im Preußenthum das Deutschthum untergegangen sei. Hiebei beharrte er hartnäckig und diese Ansicht scheint als rother Faden durch die vorliegenden Briefe sich hindurchzuschlingen Diesen rothen Faden auszumerzen, hütete ich mich wohl. Erstlich bin ich kein Censor, zweitens ist Roth die Farbe der Wahrheit und als solche heilig, wenn sie auch da und dort etwas grell ins Auge fällt, und drittens gehöre auch ich nicht zu denen, die an das preußische

Heil glauben. Die Zeit, in welcher man von Preußen die Wiedergeburt Deutschlands erwartete, ist sowohl für den parteinehmenden, als auch für den ruhig beobachtenden Menschen längst vorüber. Die Maske der Intelligenz und des Liberalismus, welche Preußen, dieser Tartüffe unter den Staaten, so anständig zu tragen wußte, ist immer durchsichtiger geworden und endlich ganz abgefallen. Die nackte, baare Willkür, die widerlichste Reaktion steht vor uns, die um so jammerseliger erscheinen muß, da ihr die durchgreifende Kraft des russischen Despotismus fehlt, welchem sie wohl im Wollen nacheifert, den sie aber im Können nie erreichen wird. Denn ihr Fundament ist uckermärk'scher Sand. Von diesem berühmten Sande wird gegenwärtig wieder den Leuten viel in die Augen gestreut, indem man das Gerede von einer preußischen Verfassung in Umlauf bringt. Und gesetzt auch, es würde eine solche gegeben, was könnte eine **preußische** Verfassung Anderes sein, als ein Windei?

Ich habe mir schreiben lassen, in meinem letzten Buch hätte das biblische Heldengedicht euch absonderlich gefallen,

und deßhalb ſtelle ich den preußiſchen Briefen als captatio benevolentiae ein heldendichteriſches Poem voran. Der Scherz mag euch zu Gunſten des nachfolgenden Ernſtes in gute Laune verſetzen. Mir iſts bei Abfaſſung dieſes Scherzes oft traurig genug ums Herz geweſen. Der Brennneſſelnkranz, welchen ich meinem Volke wand, hat mir ſchmerzlich in der Hand gebrannt. Aber wollte ich mich ſelbſt ſo chimäriſchen Hoffnungen hingeben, wie ſie nur ein Deutſcher hegen kann, dennoch vermag ich nicht, wie ſo viele unſerer ſomnambulen Poeten thun, für Deutſchland eine lorbeerumgrünte Zukunft vorauszuſehen. Da hat freilich ein braver Mann neulich geſungen:

Laßt euch die Kette nicht bekümmern,
Die noch an eurem Arme klirrt;
Zwing-Uri liegt in Schutt und Trümmern,
Sobald ein Tell geboren wird!

Allein woher ſoll uns ein Tell kommen? Nicht einmal einen Schiller haben wir mehr, der uns wenigſtens einen

gedichteten gäbe. Den deutſchen Michel – ſogar meinen nachſtehenden, gewiß ſehr ſchön gereimeten deutſchen Michel für einen Tell!!!

Berlin, am 1ten März 1845.

Epiſch · elegiſches Vorſpiel.

Das teutſche Volk, ſeiend, geweſen ſeiend, ſein werdend der Welt gröſtes, frömmſtes, biederſtes, darzuſtellend allfort als mächtigſtes und glorreichſtes. So von mir worden geredet, geſchriftet, gedichtet. Keine Blöße darf gegeben werden, auf ſie wird ſich ſogleich geworfen.

König Ludwig der Fromme
in *Thegani vita Ludovici pii*, § f. in *Schilteri scriptt. rerum Germ.* S. 79.

Des armen Michels Lebenslauf.

Ein teutſches Heldengedicht

in

ſechs Klagliedern.

Neu geverſet und gereimet und als patriotiſches Opfer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt.

Prologus.

Ihr lieben Leut', kommt her und hört
Die rührſame Hiſtorie,
Wie der arme Michel ſingt und ſagt
Von ſeines Lebens Glorie.

Auf ſeinem Nachtſtuhl ſitzt er da,
Wie gemalt ihn der Carricaturiſt,
Oder wie er vielmehr — salva venia —
In Wirklichkeit und Natur iſt.

So ſitzt er und ballt in der Taſche die Fauſt,
Wie's 'nem guten Bürger gebührlich,
Und ſeufzet und grämelt und quinkelirt
In den Bart, ganz leiſe, natürlich.

Denn es ſteht vor ihm der Bornemann
Mit ſeiner berühmten Scheere
Und ſchneid't auf den Lippen jed' Wort ihm entzwei,
Das polizeiwidrig wäre.

Allein der Michel iſt nicht ſo dumm,
Wie er ausſieht — bei allen Göttern! —
Er denkt: Gedanken ſind zollfrei und
In der Schweiz gibts cenſurfreie Lettern.

Und alſo kann man Schwarz auf Weiß
Getroſt nach Hauſe tragen,
Trotz Zollverein und Bornemann,
Des guten Michels Klagen.

Erſtes Klaglied.

Ich armer Michelissimus!
Weltmutter, was hatt'ſt du verbrochen,
Daß dich unſer lieber Herrgott
Ließ kommen mit mir in die Wochen?

In deinem chaotiſchen Mutterſchooß
Da träumte ich ſo behäglich,
Bis du mich geſetzt in die Weltgeſchicht',
Wo mir es ergangen ſo kläglich.

Das Wiegenlied hat mir ein Eber gegrunzt,
Nur Bären wollten mich ſtreicheln,
Statt Brei und Zuckerbrötchen
Bekam ich Kaffee von Eicheln.

Drum wandt' ich mich ſchon im Flügelkleid
Zu bieriſchem Gezichel,
Das machte mich dumm und ſchmeerbauchig, ſo daß
Man mich nannte den harmloſen Michel.

In meinen Flegeljahren hat mich,
Als ich noch kaum verreget,
Der Hermann, der monumentalisch jetzt
Im Staat Detmold vom Piedestal gloßet —

Der hat ganz ohne Weiteres mich
Gepreßt zum Soldaten,
Um im „classischen teutoburgischen Dreck"
Gegen Varus zu attentaten.

Der Varus ist übel gefahren daselbst,
Doch auch der Hermann in Wälde,
Er wurde geburkt und gefangen ward
Seine semmelblonde Thusnelde.

Die schrieb von jenseits der Alpen mir,
Dort lasse sich prächtig schlampampen,
Man fülle den Magen mit Rebensaft
Und mit Mandeltorten die Wampen.

Auch ſeien ſehr ſchön und nicht prüde ſehr
Die brünetten Römerinnen — —
Da ward ich des ſchlechten Bieres ſatt
Und ſatt der faden Blondinen.

Es ward mir ich weiß nicht wie zu Muth,
Idealiſch oder italiſch,
Da fuhr ich hin mit Spieß und Schwert,
Amuſirte mich cannibaliſch.

Zu Rom zerſchlug ich das Capitol
Und entthronte den Romel Auguſtel,
Dann ging ich nach Neapolis
Und ſpeiſte Salami Wurſtel.

Von dieſer Völkerwanderung wird
Gar großes Geſchrei erheben;
Ich bin beſcheiden, ich ſage: man glaubt
Oft, zu ſchieben, und wird geſchoben.

Ich wurde auch wirklich geſchoben drauf
In alle möglichen Länder
Und hinterließ den Damen dort
Diverſe Liebespfänder.

O je, o je, da hab' ich, weiß Gott,
Mein beſtes Pulver verſchoſſen;
Bald wuchſen die Rangen mir über 'n Kopf,
Die meinen Lenden entſproſſen.

Sie heimſten ein die Volkermahd,
Die gemäht meine blutige Sichel,
Sie krönigten zu Nationen ſich
Und ich — ich blieb der Michel!

Zweites Klaglied.

Ich blieb der Michel und ging nach Haus
Und legte mich auf den Glauben,
Denn weil mir die irdischen hingen zu hoch,
So schielt' ich nach himmlischen Trauben

Die hingen freilich viel höher noch
In transcendentalen Lüften,
Doch lernt' ich mich ja begnügen stets
Statt mit Braten mit Bratendüften.

Der Bonifacius wußte mir
Die Glaubenssuppe zu kochen,
Ich war zu biöde, zu gut, als daß
Ich die römische Lunte gerochen.

Der heilige Bonifacius hat
So süßlich christlich gestüßert,
Von da ab hat metaphysischer Dunst
Mein armes Hirn verdüstert.

Berauſcht von Weihrauch und betäubt
Von der Meſſeglöckchen Gebimmel,
Auftürmt' ich unzählige Dome, als
Wegweiſer nach dem Himmel.

Auch träumt' ich 'nen kurzen Weltherrſchaftstraum,
Den Traum von Karl, dem Franken,
Doch hat mich bald genug erweckt
Seiner Enkel brüderlich Zanken.

Als Zuſchauer ſaß ich im Parterre,
Als man gab „die Schmach von Canoſſa;"
Bei Legnano ließ ich dann prügeln mich
Für den guten Barbaroſſa.

Der bekam endlich satt die Triktrakpartie
Mit dem Pabſt, dem ſchlauen Duckmäuſer,
Und nahm Penſion und ſetzt' ſich zur Ruh'
In dem Ausgedinghäuschen Kyffhäuſer.

Auf Befehl meiner frommen Herrn mußt' ich
Kreuzzugen auch, o Grauſen!
Die Turken praktizirten das Sprüchwort an mir:
Narren muß man mit Kolben lauſen.

Und weil ich damals landsknechtiſch gehauſt
In jeruſalemitiſchen Buden,
Gab Jehova, der Gott der Rache, mich
Nachher in die Hände der Juden.

Darum, o heiliger Hengſtenberg,
Wenn es wieder 'ne Kreuzzugsnoth gilt,
Salb' doch zum König von Canaan
Den erlauchten Baron von Rothſchild!

Eifrigſt ſpielt' ich das edle Ritterſpiel
Mit minniglichen Junkern und Fräulein;
Daneben trieb als Höriger ich
Zur Weide meine Säulein.

Und ſchäfernd trieb ich Poeterei,
Schrieb lange, lange Heldengedichte,
Die jetzo Carl Simrock bei Cotta edirt,
Modern aufgewärmte Gerichte.

Und Minneliederchen zirpte ich,
Allwo in jeder Zeile
Der Winter kommt, der Frühling geht,
Doch ſtets bleibt die Langeweile.

Auch that ich mich als Maler auf
Und malte — Gott ſei mir gnädig! —
Madonnen, ſo fleiſchlos, ſkelethaft keuſch —
Die blieben alle ledig.

Drittes Klaglied.

So bracht' ich das Mittelalter herum,
Gehorsam Gott und den Fürsten,
Den einen Hang verspürend nur
Nach Sauerkraut mit Würsten.

Auf Wurst, singt Uhland, reimt sich Durst
Und aber auf Dursten Bürsten,
Verahnend bewährt' ich's, aus Reverenz
Vor dem schwäbischen Dichterfürsten.

Inweilen ging spucken 'ne Grille auch
Durch meines Hirnes Kammer
Von Freiheit und Wahrheit et cætera —
Das machte der Katzenjammer.

Ein Prager Professor predigen thät
J. E. wider Pabst und Monstranz,
Da hat deutsche Treue und Redlichkeit
Gebrätelt ihn zu Constanz.

Heut bratet ihr eine Gans, ſprach er,
Doch wird euch mangeln die Butter,
Zu ſchmoren den Schwan, der nach mir kommt! —
Und ſieh', es kam der Luther.

Der Luther, der ſang der Hierarchie
'Ne gar mordmäßige Hora,
Auch bewies er Geſchmack am Nonnenfleiſch,
Drum nahm er die Käthe von Bora.

Er proteſtirte und ſagte Rom
Ein ſehr unhöfliches Valet,
Auch kennt' er Hebräiſch, daß Gott erbarm' —
Aleph, Beth und Gimel und Daleth.

Von evangeliſcher Freiheit ſprach
Der Luther ganz erſchrecklich,
Das nahm ich armer Michel leg
Und revoluzte kecklich.

Doch ſo war's nicht gemeint, es ſchrie
Erboſt der Doktor Luther:
Verfluchter Lümmel, die Rede iſt
Ja nur vom Seelenfutter!

Die evangeliſche Freiheit iſt
Das Recht, für die Fürſten zu beten,
Für Andre zu ackern, zu küſſen den Fuß,
Der dich in den Staub getreten!

Und als ich dieſes nicht wollte verſtehn
Und erhob den Dreſchflegel muthig,
Da ſang man mir baß den Herrn Jörgle vor
Und draſch mir den Rücken blutig.

Und damit war noch nicht zu Ende der Jux
Denn der Pfaffen chriſtlich Zanken
Das ſchuf, daß alle deutſchen Gau'n
Dreißig Jahr' lang von Leichen ſtanken.

Und alle Völker in Oſt und Weſt
Und vom Tajo bis zu den Lappen,
Die ſchnitten aus meiner dicken Haut
Allda ſich ihre Kappen.

Doch am übelſten hat mir mitgeſpielt
Guſtav Adolf, der Schwedenkönig.
Zum Dank macht der Guſtav-Adolfs-Verein
Mich noch heut ſeinem Namen fröhnig.

Das verlutherirte Chriſtenthum
That mir ſehr wenig helfen,
Wenn ich vor Hunger — im wörtlichen Sinn —
Mußt' heulen mit den Wölfen.

Von jetzt an wurde ich gewöhnt
An alle und jede Blamage,
Von jetzt an mußt' ich bezahlen ſtets
Den Weltſchauſpielern die Gage.

Von einem Hidalgo hört' ich einſt,
Der fecht gegen Windmühlenflügel,
Und für jede ſeiner Idealitäten bekam
Sein Knappe reelle Prügel.

So, was in der Welt nur irgend geſchah,
Mir ward es zum Strafgerichte,
Ich wurde gelobert, ich wurde der
Sancho Panſa der Weltgeſchichte.

Viertes Klaglied.

Nachdem mich zu Münſter und Osnabrück
Geſtrichen der Chevalier Faublas
Und ein ſchwediſcher Herr, Namens Ochſenſtirn,
Aus dem Staatenſyſtem von Europa:

Da ging ich in meine Bibliothek
Und begann philoſophiſch zu ochſen,
Bis mir wieder befohlen würd allerhöchſt,
Mich für fremde Intereſſen zu boren.

Ich hatte schon früher ausgeheckt
In meinen Mußestunden
Die Buchdruckerei, auch geht das Gerücht,
Ich hätte das Pulver erfunden.

Jetzt bohrte ich mich als Bücherwurm
In's Wissen hinein noch viel schärfer
Und erfand Leibnitzens Monaden, sowie
Die Jakob Böhmischen Dörfer.

Ich pflanzte den Baum der Erkenntniß, die Frucht
Die reifte für Hinzen und Steffeln,
Ich aber, der Michel, ich mußte mich
Begnügen mit schnöden Kartoffeln.

So ging's, bis der vierzehnte Ludewig,
Der Dieb — weh' that, meiner Seel', das! —
Mir aus dem philosophischen Hintertheil
Lothringen herausschnitt und Elsaß.

Bald mußt ich klopffechtern unter Prinz Eugen
Mit verſchiedenen türkiſchen Waffen,
Bald wegen der ſpaniſchen Succeſſion
Mir tuchtig zur Ader laſſen.

Hernacher kam der preußiſche Fritz,
Welcher flötete und ſchnupfte
Und dem greifen Reichsadler großmuthsvoll
Die letzten Schwungfedern rupfte.

Ein König war er jeder Zoll,
Doch ein preußiſcher, dieſer Fritze,
Und man hieß ihn den Großen, weil er gemacht
Schlechte Verſe und ſchlechte Witze.

Er hat ſich freilich ein gut Stück Land
Zuſammengeſiegt und geſtohlen,
Vgl. Friedrich Förſters Lobhudelſudelbuch
Und vgl. die Geſchichte von Polen.

Und weil der Fritze Händel gekriegt
Mit der öſterreichiſchen Threſel,
Muſſt' ich katzbalgen mich wiederum
Sieben Jahr' lang, ich alter Eſel!

Drauf wollt' Joſephus der Zweite gar
Eine Revolution anſtiften
In Oeſterreich!!! Da muſten ihn wohl
Die Väter Jeſu vergiften.

Dann plötzlich erſcholl aus Amerika
Die Erklärung der Menſchenrechte;
Die klang ſo traut, ſo verheißungsvoll
In die Ohren mir armem Knechte.

Doch daß ich hievon Nichts zu ſehen bekäm',
Muſten hin meine blinden Heſſen;
Die ließen ſich mit Haut und Haar
Von Coopers Mohikanern auffreſſen.

Fünftes Klaglied.

Nun legt' ich mich wieder auf Literatur,
Dichtete bardiſche Oho's und Aha's
Und lullte mich in frommen Schlaf
Mit des guten Klopſtocks Meſſias.

Aus dieſem Dufel hat mich geweckt
Die ſtählerne Stimme von Leſſing.
Der meinte, es ſei am Chriſtenthum
Viel Gold, doch mehr noch Meſſing.

Dann lüſtelte ich Wielandiſch auch
Mit franzöſiſch-griechiſchen Huren,
Und mußte drama machen in Piſa's Thurm
Gerſtenbergiſche Hungerkuren.

Das hat mich ſehr heruntergebracht
Bis zum mondſcheinflennigen Wehwau,
So daß Goethe als Werther mich ſelbſtmörderte
Von wegen Herrn Alberts Ehfrau.

Der Goethe, der war ein groſser Heid'
Und ein auſserſt kleiner Chriſt, oh!
Iſt in ſeinem Fauſt Gott Vater doch
Emollis mit Mephiſto.

Der Fauſt, ſagt man, ſei eigentlich ich;
Das iſt tröſtlich — der Sündenlümmel
Kommt ja durch weibliche Protektion
Zuletzt noch in den Himmel.

Indeſſen verſtand ich den Goethe nicht recht,
Auch nicht immer den Paſtor Herder,
Und im Ganzen war, aufrichtig geſagt,
Der Schiller mir viel werther.

Der ſang ſo recht idealiſch deutſch,
So engelſtimmig aetheriſch,
So marquispoſaiſch, ſo ganz und gar
Nicht erdenatmoſphäriſch.

Wie viele Thränen hat er verſchuld't
Wohl von Trieſt bis Danzig!
Wie läßt ſich ſchwärmen mit ihm ſo ſüß,
Bevor man alt wird Zwanzig!

Inzwiſchen hatte Immanuel Kant
Mit ganz unſchuldiger Miene
Erdacht „die Kritik der reinen Vernunft,“
Die deutſche Guillotine.

Mit der wurde jämmerlich gelöſt
Der Glaube — o jerum, jerum!
Vernünftig mußt' ich werden und rational —
O quae mutatio rerum!

Doch fuhr ich in's Land der Vernunft langſam
Auf der Poſt des Fürſten von Taxis,
Blieb ſtehn bei der grauen Theorie —
Meine Nachbarn griffen zur Praxis.

Zur blutrothen Praxis griffen ſie ſchnell,
Die geſcheidten, alerten Franzoſen,
Sie ſetzten 'ne phrygiſche Mütze auf,
Auch gingen ſie ohne Hoſen.

Und während ich hab' guillotinirt
Die Himmelsgötter didaktiſch,
Guillotinirten ſie ihrerſeits
Die Erdengötter faktiſch.

Ach, daß ſie republikaniſch geſchwärmt,
Ich mußt' es monarchiſch büßen,
Und mußte mich krümmen jahrelang
Wohl unter Napoleons Füßen.

Der hat ſich endlich die Finger verbrannt
Beim Brand von Moskau elendlich,
Auch haben die Herren Koſaken drauf
Ihm heimgezunden ſchändlich.

Mir wurden befohlen ſodann allerhöchſt
Befreiungskriegeriſche Thaten?
Der Körner beſang ſie, der Rückert, der Arndt
Und zuletzt noch der Graf von Platen.

Was für Feldmarſchälle mich zum Sieg
Geritten auf der Tranſe,
Narrirt der porzellanene Biographeur,
Herr Varnhagen von Enſe.

Auch hat, was ich damals thun mußt' und wie
Ich erworben mir eiſerne Kreuzer,
In meiner berühmten Geſchichte gezeigt
Der Diſteli, der köſtliche Schweizer.

Ad vocem Schweizer — an dieſen will ich
Nicht ſatyriſche Lorbeern gewinnen,
Denn ich liebe die Schweiz und die Schweizer ſehr,
Doch mehr noch die Schweizerinnen.

Und weil ich als Sieger mich in Paris
Benommen deutſchgemüthlich und loyal,
Liebhaberten mich die Franzöſinnen ſehr
Nachhaltig im Palais Royal.

Rückkehrend aus Frankreich mußte ich
„Heil dir im Siegerkranz!“ brüllen;
Dann ließ ich mich von dem Alten im Bart
Frumväterlich Zahnisch drillen.

Mit weiten Hoſen und altteutſchen Rock
That ich an mich und langen Haaren,
Die wurden mir aber verſchnitten bald
Von den Mainzer Commiſſionaren.

Zu Wien ward ich genecmunddreißigtheilt,
Und als ich drauf ſang etwas ſtärker:
„Wo iſt des Deutſchen Vaterland?“
Da hieß es: Du Narr, im Kerker!

Was iſt, iſt vernünftig! dozirte mir vor
Der Staatsphiloſophus Hegel;
Drum ließ ich, was war, vernünftig ſein
Und trieb Aeſthetik mit Schlegel.

Ich abonnirte mich in der Leihbücherei
Auf Novalis, Brentano, Hoffmann, Tieck,
Beſtieg Ritter Fouque's lichtbraun Rößlein
Und ritt in's Land der Romantik.

Dort, in „mondbeglänzter Zaubernacht",
Vergaß ich Schmerz und Kummer,
Careſſirte Claurens Mimili und fiel
In germaniſch-chriſtlichen Schlummer.

Sechſtes Klaglied.

Eines ſchönen Tages wachte ich auf
In franzöſiſcher Julihitze;
Sie machte mir warm, doch es kühlte mich ab
Die frankfurter Bundestagsſpritze.

Es ging allum in Europa los
Ein mächtiges Krakeelen,
Und daß mir die Sache nicht ganz mißfiel,
Ich kennt' es kaum verhehlen.

Doch durft' ich aus der Ferne nur
Mit der Freiheit liebäugeln verſtohlen,
Ganz leiſe mitſummen die Pariſienne
Und zupfen Charpie für die Polen.

Während rings um mich her die Völkergeduld
Des Despotismus Damm brach,
Berieth ich, ob auch legitim
Das Revoltiren, zu Hambach.

Und, ja, ich trieb noch weiter ſogar
Das liberale Geflunker;
Rebellirte ich nicht etwas weniges
Zu Gunſten der braunſchweiger Junker?

Ließ ich mich nicht ſchicken in den April
Zu Frankfurt ſtudentiſchphantaſtiſch?
Comödierte ich in den Kammern nicht
Theophraſtiſchparacelſiſchbombaſtiſch?

Meine Herren erſtaunten, daß ich gute Haut
Mit einmal geworden wurmſtichig,
Und reſtaurirten mir ſchnell das Fell
Haushofſtaatskanzleriſchmetternichig.

Zu Wien da wurde mir wiederum
Mein Katechismus diktiret,
Der Bretkorb ward mir höher gehängt,
Der Maulkorb feſter geſchnüret.

Aus Schrecken macht' eine fausse couche ich
Und gebar das „junge Deutſchland,"
Welches Menzel, Cotta's kritiſcher Leibhuſar,
Gotteläſterlich, blutſchändriſch, undeutſch fand.

Das „junge Deutſchland" rumorete
Gewaltig börniſch und heiniſch. —
Den Börne nennt man einen braven Mann,
Den Heine halb göttlich, halb ſchweiniſch.

Zugleich bewies der Dokter Strauß
Mir höchſt gelehrt und kritiſch,
Was ich ſchon längſt gewußt, es ſei
Das Leben Jeſu ſehr mythiſch.

Zwiſchen 'nein mußt' ich, da mein Nachbar Franzos
Nach dem linken Rheinufer ward lecker.
Himmerjodeln, zum Schrecken dem Feind,
Das Rheinlied vom Nickel Becker.

Den Strauß überſtraußend wollte ein Bau'r
Handhaben den kritiſchen Flegel,
Und es römerte ſich jahrbücherend auf
Die Rotte Korah Jung-Hegel.

Die wollte mich machen mit aller Gewalt
Demagogiſch und antichriſtlich,
Mich, der von Obrigkeitwegen ſein muß
Serviliſtiſch und pietiſtlich.

Zum Glück beſtieg ein romantiſcher Fürſt
Gerade den Thron von Preußen,
Der kurirte mit Cabinetspflaſtern mich
Vom junghegel'ſchen Gliederreißen

Aus München berief er den Schelling her,
Als Glaubenswunderdoktor —
Schon dreißig Jahre und drüber auf
Dem philoſophiſchen Gebärſtuhl hockt er.

Zwar ward er neulich accouchirt
In einem politiſchen Luſtſpiel,
Doch leider kam Nichts zum Vorſchein da,
Als Stank und Dunſt und Wuſt viel.

Doch blieb auch dieſe Pythia ſtumm,
Viel' andere thäten orakeln:
Der Görres legt' ein katholiſches Ei
Und begann levolaiſch zu gackeln.

Herr Ludwig verdrängte den luther'ſchen Styl,
Uns participialiſch begabend,
Walhallagenoſſenſchaftsklobwerk
Höchſtſelbſt geſchrieben habend.

Auch geiſtreiche Weiber ſetzten mir zu,
Die Schaalief, die Ida, die Mine,
Und es ſchlug mir noch manch einen Purzelbaum vor
Ihrem Alter zum Trotz die Bettine.

Dann mußte ich dem lieben Gott
Und, was mehr noch, den Königen trutzen
In erſchrecklichen Oratorien
Von Herweghen, Hoffmannen, Prutzen.

Man meinte, es ſei das politiſche Lied
Staatsgefährlich und hochverräthlich,
Das erwies ſich als Irrthum bald, denn es ward
Durch Dingelſtedt hofräthlich

Und weil das Singen von Freiheit und Recht
So unäſthetiſch chimäriſch,
Singt der Geibel, der preußiſche Staatsminſtrel,
Conſervativ penſionäriſch.

Die Einen wollen mich machen jetzt
Zum ungläubigen Sanscülotten,
Die Andern ſchrei'n: Bleib' chriſtlich ſtupid,
Sonſt wirſt du in Oel geſotten!

Die Einen muthen traktätelnd mir zu,
Das Irdiſche fahren zu laſſen,
Die Andern, ich ſoll induſtriell
Hans Dampf ſein in allen Gaſſen.

Jetzt ſoll ich katholiſch frohnen am Bau
Des hohen Dom zu Cöllen,
Dann wieder dem Jeſuitenfuchs
Proteſtantiſche Netze ſtellen.

Bald ſoll ich wallfahren zum heiligen Reck,
Bald zu Tieck'ſchem Comödienkunder,
Dann kommt noch der Ronge, der dumme Kerl — —
Genug, genug jetzunder!

Es ward mir von alledem zu Sinn,
Ihr glaubts nicht, wie dämiſch und läppiſch,
Elend im Magen und, ach, im Kopf
Wahrhaftig ganz albernäppiſch.

Ich bin ſo matt, ich bin ſo müd',
O habt mit mir Erbarmen!
Ueberlaßt mein Geſchick dem P. A. Huber getreſt
Und andern Poliziſten und Gensdarmen

Laßt in Ruh mich und geht nicht mit mir ins Gericht
So grauſam cerncliuſiſch!
Was kümmerts mich, was kümmerts euch,
Ob ich ruſſiſch oder boruſſiſch?

Was nützt euer Schmerz, was nützt euer Zorn,
Was nützt euer gottlos Geſtichel?
Ich bin ſo müd', ich bin ſo matt —
Laßt ſchlafen den armen Michel!

Das Idyll.

Soll es erst die Nachwelt sagen,
Was die Mitwelt hat gedacht?
Daß das fünfte Rad am Wagen
Ist Europa's fünfte Macht.

Hoffmann von Fallersleben.

Alle Fenster des alten Deutschland bis unter's Dach und selbst die Dachfenster der Philosophen sind zugestopft, damit die Sonne der Revolution vorüber und, ohne die Herzen der Menschen erquickt und ihren Sinn befreit zu haben, wieder untergehen könne. Wohlan, heben wir das Dach von dem finstern Gebäude und lassen wir das Sonnenlicht in alle Winkel scheinen.

Arnold Ruge.

In des heiligen Reichs Sandbüchsenverwalter berufen,
Such' ich dem deutschen Volk Sand in die Augen zu streu'n.

David Friedrich Strauß.

Die Stellung der Könige gleicht oft dem unglücklichen Schicksal gewisser Schauspieler, die mit den lebhaftesten Gestikulationen Empfindungen versinnlichen sollen, welche sie in Wirklichkeit am wenigsten besitzen. Manche unter ihnen herrschen nur dann, wenn sie, daß sie herrschen, mit der Kunst beispielloser Selbstüberwindung verleugnen; Andere wiegen sich noch in dem Taumel altritterlicher Gefühle und wären zu den kühnsten Evolutionen geneigt: aber prosaische Baumwollsäcke, Gallicos, Flachsmaschinen und hungerleidende Weber hemmen die freie Ausdehnung ihrer königlichen Schritte.

Alexander Flegler.

Erſter Brief.

„Wozu nützt dein ewiges Vagiren, Zeitungs-
„leſen, Kannegießern, diskutiren hinter dem
„Weinglas, Witz machen im engen Freunde-Zir-
„kel, mit einem Wort wozu nützt dir deine Beob-
„achtungsgabe und dein Wiſſen, wenn du immer
„hinter dem Berge damit hältſt und nicht auch dei-
„nerſeits, wie das ſo viele Andere, zu größerer
„oder geringerer Erbauung des Publikums, ge-
„than haben, in die Schranken der Oeffentlich-
„keit mit erhobener Lanze einreiteſt?“ ... So
ſchriebſt du alter Geſelle, der ſich auf ſeinem geſegneten Land-
gut in göttlicher Ruhe der ſchönen Erde freut und ihrer ſte-
tigen Produktions-Kraft, du, der das Getriebe der Welt an
ſeinen philoſophiſchen Augen vorüberziehen läßt, wie ein
Schattenſpiel, mir, deinem unglückſeligen Freunde, deſſen bö-
ſer Stern es wollte, daß er ſich frühe ſchon in den tiefen Stru-

tel der bodenloſen Politik war, und damit jenen finſtern, blindwaltenden Mächten verfiel, welche ihr Opfer immer tiefer hinabziehen in den ſchwarzen Sumpf verworrener Leidenſchaften und Intriguen, wo Klarheit, Wahrheit und Gerechtigkeit ſeltener ſind, als jene Schwimmer im Schiffbruch. .... Und dennoch will ich dir folgen, du freundlicher Rathgeber! Ich will es verſuchen, mit dem Maßſtab der ewigen Ideen des Rechts und der hiſtoriſchen Lehren die Völker und Staaten des deutſchen Vaterlands zu meſſen, deſſen Schwäche und (wenn ich welche finde) deſſen Stärke an den Tag zu legen; ich will mich erheben über Vorliebe, Zorn und Bitterkeit; aber wenn ich einmal rede, ſo ſoll auch Nichts verſchwiegen bleiben, was mir zum Bewußtſeyn kam, und noch weniger werde ich hinter dem Berge halten mit den Ueberzeugungen, die ſich beim Studium der Geſchichte meinem Kopfe und Herzen aufgedrungen haben. Ja, Freund, die Geſchichte allein gibt einen Leitfaden im Labyrinth der Diplomatie und Politik; aus der Vergangenheit allein macht ſich dem endlichen Geiſte die Gegenwart verſtändlich, die Zukunft berechenbar, vorausgeſetzt nemlich, (was ich feſt glaube) daß es, trotz der Unendlichkeit der Zeiten und Räume, in der vernünftigen Geiſterwelt eine ſittliche Ordnung, einen Unterſchied zwiſchen Gut und Bös, folglich eine Vergeltung gibt, vorausgeſetzt, daß die Menſchheit und ihre Völker Ziel und Zweck haben und nicht blos exiſtiren, um in dem ewigen Tanze der Sphären willenlos gedreht zu werden, wie die Ungläubigen und Unreinen im Oberon .... Doch wohin

verſteige ich mich? Schickt es ſich denn für den Publiciſten, einen Sinn zu haben für die großen Wahrheiten der inneren Anſchauung? ſich hinaufzuſchwingen auf den höchſten Berg der Erkenntniß, wo ihm der einzelne Staat, ſo bedeutend er ſeyn mag, wie eine Schaumblaſe erſcheint, verloren im wallenden Ozean, wo er die längſten Völkerepochen mit dem Sekundenzeiger meſſen muß? wo er gleichgültig werden könnte über den moraliſchen Werth der wechſelnden, ſchnell vergänglichen Erſcheinungen? Nein, nein! ich wollte dir nur zeigen, daß ich hinter allen Reflexionen und Urtheilen über eine beſchränkte Gegenwart und hinter dem engen hiſtoriſchen Horizont ſelbſt noch einen intellektuellen Ueberblick beſitze, der mich ſtärkt, wenn ich zweifle, tröſtet, wenn ich leide, und milde macht, wenn ich raſe über die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit der Dinge, die ich mit Händen greife, und die Widerwärtigkeit der Erfahrungen, die auf mein Ich in ſeinen momentanen Bezügen einſtrömen. Zudem iſt es gut, ſtets einen Rettungs-Anker zu haben, wenn man auf gefährlicher See ſegelt, und ich thue daran nichts Anderes, als die meiſten meiner Mitmenſchen, welche ſich, zur Ausgleichung der irdiſchen Verhältniſſe, eine Brücke in den Himmel bauen, oder ein Verſinken in den Schlund des Verderbens annehmen. Zwiſchen mir und ihnen waltet nur der Unterſchied ob, daß ich für die Zwecke der abſoluten Gerechtigkeit keine plötzliche Abbrechung der Weiterordnung mit den Individualitäten durch unmittelbare allmächtige Waltungen mir denke, ſondern den gleichen Schauplatz und die ſtetige Verkettung von Urſachen und

Folgen vorausſetze. Im Grunde läuft das auf Eines hinaus, auf den Trieb und Wunſch aller Vernünftigen, daß Gerechtigkeit werde in der beſeelten Natur unter den zurechnungsfähigen, moraliſchen Weſen.

Dieſer Gerechtigkeits-Trieb allein iſt es auch, dem ich huldige, wenn ich eine kleine Spanne Zeit, ein einzelnes Volk, einen beſonderen Staat meinem durch unzählige Verhältniſſe beſchränkten Urtheil unterwerfe. Ich verwahre mich aber, als Menſch, feierlich gegen die Vorausſetzung, als wolle ich mich an der Maſſe der Bevölkerung einer Staatsgeſellſchaft vergreifen, wenn ich die Grundſätze und Maximen verdamme, auf welche der Inſtinkt und Wille zufälliger Herrſcher und Rathgeber eine ſolche Maſchine baſirt haben. Nicht über eine Nation, über ein Volk darf ich den Stab brechen, wohl aber über die Theorie und Praxis ſeiner Regierung und Diplomatie, ſobald ich durch Thatſachen nachzuweiſen im Stande bin, daß dieſelbe nach Innen und Außen den unumſtößlichen Geſetzen der Gerechtigkeit widerſpricht. Wechſelt ja doch Alles unter dem Monde, Politik und Diplomatie, Theorie und Praxis, Glück und Unglück, Könige und Miniſter; nur das Volk iſt unſterblich. Warum ſollte das Veränderliche und Vergängliche, wenn es als fehlerhaft und ſchädlich erkannt wird, nicht durch Beſſeres und Rechtlicheres erſetzt werden können, ſobald das Bleibende, das Unſterbliche, ich meine das Volk, einmal deutlich erkannt hat, daß ſelbſt eine glänzende Auſſenſeite von Macht und Scheinglück kein Surrogat ſeyn darf für innere Hohlheit, hinterliſtigen Egois-

mus, geheimschleichende Raubsucht und Gewaltthätigkeit, so wie für unwürdige Gängelung oder Bestechung der Intelligenzen und Gewissen? Kann das reine Licht der Beurtheilung, welches durch unparteiische Geister auf ein falsches Staatsprinzip geworfen wird, nicht vielleicht sogar in das Gemüth eines Gewaltigen fallen, der, in Traditionen und Maximen früherer Herrscher befangen, möglicher Weise es gar nicht ahnt, wie weit das System, zu dessen Aufrechthaltung und Ausbildung er sich berufen wähnt, von den Vorschriften des Menschen- und Völkerrechts abweicht, der es nicht ahnt, daß das Gebäude, zu dessen Meister er berufen ist, auf dem Sande der Unsicherheit, den unterminirten Boden der Gewaltthätigkeit, und dem wankenden Fundament innerer Zerrissenheit steht? Läßt es sich nicht denken, daß der Wille eines Mächtigen, an welchem Spuren von Gerechtigkeit nicht zu verkennen sind, auf redlichere Bahnen einlenken könnte?

Nur diese gute Absicht, mein Freund, leitet mich, wenn ich den Sporn, den mir deine vorwurfsvolle Aufforderung in die Seiten setzte, wirken lasse und mich zu Arbeiten verstehe, die den alten Schmerz über mein Vaterland in mir so lebhaft erneuen müssen. Indem ich in der eiternden Wunde wühle und das Messer an faules Fleisch setze, gebe ich mich der Hoffnung hin, meinerseits einen Theil jener Heilung zu versuchen, um welche alle gewissenhafte und erleuchtete Köpfe des deutschen Vaterlandes auf diese oder jene Weise bemüht sind. Ich meinerseits baue noch am Meisten auf die Schärfe

des Wortes, denn ach! das Schwert verirrt ſich gar oft in ſeinem blinden Dreinſchlagen an geſunde Stellen und erweitert die Wunde, indem es die ſchlimmen Begierden erweckt, oder verſtärkt. Freilich beſagt ein bekanntes Staats-Axiom: „was die Arznei nicht heilt, heilt der Stahl oder das Feuer;“ allein dieſe Roß-Kur, die nach Auſſen Krieg, nach Innen Revolution heißt, mag ich weder rathen, noch wünſchen, weil ich befürchte, daß in beiden Fällen die deutſche Nation die Zeche bezahlen müßte, ſei es mit Provinzen und Geld an das Ausland, ſei es mit dem Wohlſtand und der Induſtrie der Mittelklaſſen an die Proletarier des Inlands, welche — auf der Stufe, wo ſie jetzt ſtehen — gar wohl im Stande wären, ſogar unſerer Civiliſation einen rohen Stoß beizubringen. Darum ſeien es Rede und Schrift und alle mit der Staats Ordnung verträglichen Mittel, die mir als Waffen in dem idealen Kampfe für Freiheit der Leiber, Geiſter und Gewiſſen anwenden! Haben doch auch die Mächte, und eine beſonders, durch Redensarten ſo viele Begeiſterung erregt und ſo Großes ausgerichtet: warum ſollte der gleiche Hebel, der auf einer Seite gezogen hat, nicht auch auf der andern ziehen? Einen Verſuch wenigſtens, oder vielmehr noch einen Verſuch, noch zehn Verſuche iſt die Sache werth, denn hinter dem Vorhang friedlicher Erörterungen lauert ohnehin ſtets jenes blutige Geſpenſt, vor deſſen Beſchwörung mir graut, und dräuet der „letzte Beweisgrund“ der Könige und Völker, die Berufung an die Gewalt.

Zweiter Brief.

Ins Allgemeine hinein zu schreiben ist leicht, das finde ich in meinem ersten Brief, den ich zu einer ganzen Dissertation hätte erweitern können, wenn ich auf einem jener Katheder stünde, wo man der Jugend einen blauen Dunst vor die Augen macht, durch welchen hindurch sie die Wirklichkeit nur im Dämmerlichte erblickt. Und weil es dann hinwiederum gerade die Jugend ist, deren rasche, bilderreiche Feder von Spekulanten und politischen Füchsen zur Publicistik verwendet wird, so tischt man der lesenden Menge gewöhnlich ein Potpourri von allen möglichen Theorien, Negationen, Wünschen, drangvollen Ergießungen und unpraktischen Bestrebungen auf, die zu keinem erklecklichen Resultat führen, weil sie nicht auf eine klare Anschauung der Dinge und auf einen realisirbaren Plan gebaut sind. Das ist es aber just, was den schlauen Machthabern und habilitirten Volks-Ausbeutern gefällt; steht es ihnen doch immer frei, vorlauten Schreiern, „die es gar zu arg machen," mit Staatsgesetzen oder Cabinetsordern auf die Finger zu klopfen, und dem gemäßigten Bürger bei solchen Gelegenheiten einen interessirten Abscheu vor

„machtloſen Theorien und umwälzeriſchen, nivellirenden, communiſtiſchen Tendenzen" beizubringen. Mit Speck fängt man Mäuſe. Jede Bewegung in Europa aber wird als eine Mäuſefalle für die deutſche Jugend benutzt, hinter welcher, wenn ſie den Köder angebiſſen hat, ein diplomatiſcher Congreß, eine Centralcommiſſion den Schlag fallen läßt. Die Gefangenen und ihre hochverrätheriſchen Pläne werden dann in den Organen der Gewalt vor den Augen der erſtarrten Spießbürger ausgeſtellt, gerade ſo, wie die Bauernburſche den beſorgten Hühnerzüchterinnen angenagelte Marder vorhalten mit dem Refrain:

Eier 'raus! Eier 'raus!

Oder wir laſſen den Marder in's Hühnerhaus!

Die armen Jungen waren indeß keine Marder, ſondern voreilige Märtyrer unverdauter Meinungen, deren Ausführung im Reiche der Unmöglichkeit lag und beim erſten entfernten Verſuche ſcheitern mußte. Aber ſie taugten trefflich zum Popanz um die ängſtlichen Philiſter-Seelen einzuſchüchtern und die gerechten Anſprüche der Völker auf unbeſtimmte Zeit zu vertagen. Das Ganze war nur ein Puff oder Putſch zur Motivirung des Terrorismus monarchiſch-ariſtokratiſcher Reaktion. Wir haben das in den Jahren 1823 und 1833, den Culminationspunkten der demagogiſchen und demokratiſchen Ideologien deutſcher Studenten, erlebt. Allein es muß anders werden. Dieſes Spiel mit unreifer, jugendlicher Begeiſterung zu Nutz und Frommen der übergreifenden Gewalt muß aufhören, um ſo mehr, als es zu einer betrübenden Täuſchung

des aufgeklärtern Mittelſtandes auch in anderer Beziehung beiträgt. Es hat ſich nämlich ſeit Jahrzehenden eine Koterie alter liberaler Praktici, meiſt dem Advokatenſtand angehörig, gebildet, welche das Oppeniren zu ihrer Profeſſion machte und, ohne je in's gefährliche Waſſer zu gehen und ihre eigenen Perſonen auszuſetzen, ſich junger Gemüther bemächtigte, ſie in's Feuer jagte, und während die armen Teufel in den Gefängniſſen ſchmachteten, den Dank des Volks für liberale Beſtrebungen bequem für ſich aufſtipperte. Dieſe Koterie beleuchtet dann die Opfer transparant, zuckt über deren Unbeſonnenheit die Achſel und erſcheint in dem Lichte „beſonnener Oppoſition," welche nach dem Geſchmack des hablichen Bürgers iſt, der ſich dafür von dieſer egoiſtiſchen Partei, die ich die liberale Ariſtokratie nennen möchte, gängeln läßt. Sie iſt aber durch und durch faul und es thut Noth, ihr die volksthümliche Maske abzureißen. Sie treibt mit den freiſinnigen Stichwörtern ein eigennütziges Spiel, aber trägt niemals Früchte; denn ſie liebt den Status quo, der ihr eine unverdiente Bedeutung leiht, wäre aber weder fähig, noch gewillt, beſſere Zuſtände in's Leben zu rufen. Ihr Syſtem iſt die ewige Negation, der ſtereotype Tadel, das unveränderliche Kopfſchütteln, Hetzen, Verdächtigen; Poſitives findeſt du nichts an ihr. Sie ſcheint mir faſt noch verwerflicher als ihre abſolutiſtiſchen Gegner, — die doch handeln, regieren, verwalten und die Staatsmaſchine handhaben, — weil ſie der befruchtenden Ideen ermangelt und keine Produktionskraft zu neuen ſocialen Geſtaltungen beſitzt. Der ächte Volks-

freund muß das herrſchende Syſtem verwerfen, aber den chimäriſchen Projekten, ſogenannter Liberalen vermag er ebenſowenig beizutreten, weil es nur hingeworfene Brocken ſind, die der einfachſten, kritiſchen Beleuchtung nicht Stich halten und den obwaltenden Umſtänden keine Rechnung tragen.

So hat man von einer deutſchen Republik gefaſelt, als ob man, ſelbſt wenn die Dynaſten-Familien und bevorrechteten Stände wie durch einen Zauberſchlag verſchwinden, die Republikaner geſchwind aus dem Boden ſtampfen könnte. Hundert Robespierre und hunderttauſend Guillotinen vermöchten es nicht, die verſchiedenen deutſchen Stämme, geſchweige denn die Millionen Köpfe unter einen Hut zu bringen, oder die Beſonder-Intreſſen dem allgemeinen des Vaterlandes unterzuordnen; denn in der Natur des Deutſchen liegt der Eigenſinn, die Meinungs-Zerſplitterung und die Begierde, für ſich zu ſein und ſeinem Privaterwerb vor Allem zu dienen. Die deutſche Nation mag alle möglichen häuslichen Tugenden beſitzen, aber eine öffentliche Tugend hat ſie nie bewahrt, und was man von dem Nationalſinn in der Erhebung von 1813 — 15 glorificirt, das war, wenn wir es recht beim Lichte betrachten, der geſteigerte und von dem Fürſten begünſtigte Wunſch, daß die franzöſiſchen Contributionen und Conſcriptionen aufhören möchten, alſo ein Drang nach Ruhe, eine Sehnſucht nach dem alten Zuſtand, wo jeder nur vor ſeiner Thüre fegen durfte. Ja leider in dem undeutſchen Geiſte liegt die Zerſplitterung deutſcher Nation, und die Etablirung einer Republik würde ſie unfehlbar zur leich-

ten Beute raubgieriger Nachbarn machen. Jedermann gibt zu, daß die politiſche Bildung unſerer Maſſen gleich Null ſei; aber diejenigen, welche den Regierungen allein die Schuld dieſer totalen Unwiſſenheit zuſchreiben, vergeſſen offenbar, daß die bäuerliche Indolenz gegen Staatsverhältniſſe in Deutſchland noch viel größer iſt, als das Intreſſe der Machthaber, das Volk von den öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen. Man ſchenke unſern Bauern, die doch in den Schulen zum Leſen und Schreiben angehalten werden ſind, täglich die ſchönſten, liberalſten und aufgeklärteſten Zeitblätter; von hundert werden kaum zehen ſie zu leſen verſuchen, kaum Einer einen Begriff davon haben, um was es ſich hier handelt. Die Geſcheiteſten aber werden darüber lächeln und meinen, „das bringe kein Fleiſch ins Kraut.“

Indeſſen iſt in Deutſchland durch die Cenſur und polizeiliche Beſchlagnahmen ohnehin dafür geſorgt, daß die Maſſe des Volkes nichts Rechtes in die Hände bekommt.

„Aber — fragſt du mich — wie, um Gottes Willen, ſoll es denn beſſer werden, wenn den Regierungen der gute Willen, der Oppoſition der redliche Eifer und poſitives Streben abgeht, und die Menge in eine faule Indolenz und verknechtete Apathie verſunken iſt?“ — Freilich eine harte Nuß, die du mir da in der Geſchwindigkeit aufzuknacken gibſt. Soll ich es jedoch gerade heraus ſagen, ſo meine ich, es könnte durch dreierlei Mittel etwas Erſprießliches geſchehen. Erſtens: wenn man den Regierungen der kleinen, meiſt conſtitutionellen und verhältnißmäßig aufgeklärten Staaten des deutſchen

Bundes beweist, daß ihnen die beiden mächtigsten Mitglieder der Conföderation eine ebenso heillose, als ungegründete Angst wegen der ständischen Verfassungen und liberalen Richtungen ihrer Länder eingeflößt haben, zu keinem andern Zweck, als um diese kleinen Regierungen ganz in ihre Netze zu verstricken und zu willenlosen Werkzeugen ihrer Plane zu machen, kurz, um dieselben einer Hegemonie zu unterwerfen; wenn man ihnen auseinandersetzt, daß von diesen beiden Preußen ihr gefährlichster Feind ist, weil es ihnen nicht einmal die Ruhe des stabilen Monarchismus gönnt, wie Oestreich, sondern stets mit dem Zeitgeist kokettirt und die öffentliche Meinung, um sich populär zu machen, bearbeitet; weil es sie ins Feuer jagt, um die Kastanien herauszuholen, wie in der katholischen Frage, und dann in den Verlegenheiten verläßt; weil es endlich gar nicht abgeneigt wäre, ihrer so viele, als die Pentarchie gestatten würde, mit Rußlands Hülfe zu verschlingen. Daraus muß hervorgehen, daß die souverainen Regierungen Deutschlands keinen sicherern Anker haben, als die Liebe ihrer Völker, welche einzig und allein mit gewissenhafter Vollziehung der Constitutionen, mit väterlicher Sorge für ihr materielles und geistiges Wohl, und mit ächter Toleranz gegen religiöse und politische Meinungen zu gewinnen wäre. Emancipation von dem Joche Preußens, Oestreichs und mittelbar Rußlands, das ihnen zu Frankfurt a. M. unter den Bundesfürsten aufgelegt wird, Behauptung der vertragten Rechtsgleichheit und ihrer Souverainität wäre der einzige Weg zu diesem schönen Ziel, welches sie nie er-

reichen werden, so lange die Politik jener drei Mächte allein maßgebend für die innern Angelegenheiten ihrer Länder bleibt, denn Preußen zumal, als die hungrigste und habgierigste von allen, gründet seine Aussichten und Hoffnungen auf Vergrößerung in Deutschland hauptsächlich auf die Untergrabung der inneren Zufriedenheit seiner kleineren Bundesgenossen, auf die Lockerung der Bande zwischen Völkern und Regierungen, die natürlich immer schwächer werden müssen, je mehr die Bürger einsehen, daß es ihren Herrschern nicht bloß an gutem Willen, die beschworenen Verträge zu halten, fehlt, sondern, was noch weit schmählicher und erbärmlicher ist, daß es denselben an Kraft und Macht gebricht, gegen auswärtige Insinuationen Verfassung und Gesetze ihrer Länder aufrecht zu halten. Eine glühende Schaamröthe hätte jene Minister überlaufen sollen, wenn sie sich nicht alle längst ausgeschämt hätten, welche in Baden, Würtemberg ꝛc. die Aufhebung der verfassungs- und gesetzmäßigen Preßfreiheit, des Rechts der Steuerverweigerung, der Association u. a. mit den Befehlen des deutschen Bundes entschuldigten, als wären sie Vasallen, als könnte ihren Souverainen eine Macht auf Erden gebieten, die heiligsten Eide zu brechen und damit ihrer eigenen Freiheit und Selbstständigkeit sich zu begeben! Diese Wahrheit ist so himmelschreiend, so sonnenklar, daß den betreffenden Fürsten doch endlich die Augen darüber aufgehen müssen, zumal beim Anblick der ungeduldigen Hast, womit Preußen sich aller Springfedern ihrer Länder bemächtigt, alle Geschäfte mit dem Ausland für sie besorgt, und nun — o

Spott der Sünde! — nachdem es ſie zur Niederhaltung des Geiſtes und Rechts in ihren Staaten bundesſchlüſſig gezwungen, mit unerhörter Schauſpielerei ſogar liberaler, toleranter, nationaler und cenſurbilliger ſich hinſtellt, als ſeine verführten und bethörten Opfer!

Zweitens halte ich für ein möglicher Weiſe wirkſames Rettungsmittel die energiſche Haltung der Ständeverſammlungen, welchen ein bewußtes, feſtes und erreichbares Ziel ihres Wirkens vorſchweben ſoll.

Wie ich kaum eben eine deutſche Republik als ein Unding verwarf, ſo verwerfe ich auch ein demagogiſches Schwatzen und Conſpiriren zum Behuf einer monarchiſchen, etwa imperialiſtiſchen Einheit Deutſchlands. Nicht, als ob mir der Gedanke fremd wäre, daß nur eine organiſche Einheit des geſammten Vaterlandes die deutſche National-Macht auf den verdienten Rang unter den übrigen Mächten erhübe; aber der Genius der Geſchichte raunt mir zu, daß die Wiederherſtellung dieſer Einheit, wenn ſie je zu Stande kommen ſoll, nicht von den Deliberirungen der Menſchen, ſondern von dem Gang der Dinge und von den Ereigniſſen abhängig iſt. Nach der National-Erhebung im Jahr 1814 war eine ſolche Idee denkbar, heute iſt ſie zu exorbitant. Nationen müſſen warten können, ſie müſſen durch das Fegfeuer ihrer hiſtoriſchen Schuld gehen, bis ſie geläutert ſind. Wir ſind aber in unſeren politiſchen Zuſtänden noch gar nicht geläutert. Wo iſt Gemeinſinn, wo iſt Rechtsbewußtſein, wo iſt innere Freiheit und Bürgertugend anzutreffen, Eigenſchaften, die doch allein ein

großes Reich zu conſtituiren vermögen? Das wäre mir ein ſchönes deutſches Reich, das in nichts Anderem beſtände, als daß die 36 geiſtigen und materiellen Ketten, die das Volk an 36 Throne knüpfen, nach Zerreißung der übrigen Fugen, nun ganz einfach Ring an Ring mit einander verbunden und an einen einzigen Thron geſchmiedet würden! Wir müſſen erſt würdig werden, eine große Nation zu heißen, damit wir auch als ſolche Platz greifen und gelten. Ebendarum thut es Noth, daß die Vertreter unſerer Stämme jene Energie entfalten, die im Stande iſt, Gewaltthätigkeit, woher ſie ſtamme, abzuweiſen und Verfaſſung, Geſetz, Recht, Religion und Fortſchritt zu ſchützen. Aber es ſcheint mir, daß ſelbſt die meiſten von Denjenigen, welche Oppoſition gegen die Uebergriffe des Bundes und der ſpeziellen Regierungen machen, des rechten Weges verfehlt haben. Gemeinhin richten ſie ſich nach dem Muſter der Franzoſen, überſehend, daß unſere Zuſtände von den franzöſiſchen himmelweit divergiren. So wie wir jetzt ſtehen, verdient eine „Oppoſition um jeden Preis“ den Tadel jedes geſunden Politikers, da ihre Taktik die conſtitutionellen Regierungen nothwendig in die Arme des abſolutiſtiſchen wirft und ſie veranlaßt, den Cabalen jener liſtigen Macht, die auf dem Saile der Quaſiconſtitutionalität balancirt, Gehör zu ſchenken. Unwillkührlich wird die demagogiſche Oppoſition, welche nicht einmal das Prinzip der Regierung, dem ſie geſchworen, anerkennt, zur kläffenden Meute, die das miniſterielle Wild kleiner Staaten dem Park von Sanſouci oder Schönbrunn zujagt. Das iſt ein ſchwerer

Irrthum. Die Volksrepräsentation darf sich nicht außerhalb der Grundlagen stellen, auf welchen ihr Besonderstaat gebaut ist, sonst hängt sie sich und wenn sie mächtig wird, ihn in die Luft. Sie muß ihrer Regierung zeigen, daß sie den redlichen Wunsch hegt, dieselbe stark, einflußreich und imponirend gegen Fremde und Bundesgenossen zu sehen; sie muß ihr in allen rechtlichen Anforderungen einen guten Willen und entschiedenes Wohlwollen beweisen: dann wird vielleicht die Regierung ihrerseits zur Einsicht kommen, daß auch sie nicht sich außerhalb des beschworenen Staatsgrundsatzes stellen darf und allen gerechten, auf Verfassung und Gesetz gegründeten Forderungen der Kammer ein stets geneigtes Gehör zu schenken hat. Aber wohin soll es führen, wenn ein Minister sagen kann: „ich fechte nicht mehr auf verfassungsmäßigem Boden; meine Gegner sind Demokraten, Republikaner, Imperialisten; um ihnen die Stange zu halten, bleiben mir nur die Waffen des reinen Monarchismus übrig?“ Und solche verlarvte, verkappte, nächtliche, hinterlistige, heuchlerische Wortgefechte, wobei Niemand seinen wahren Gedanken ausspricht und Jeder einen Hochverrath an der Constitution im Hintergrunde hat, wo Bitterkeiten auf Bitterkeiten folgen, und am Ende die fremde Gewalt als letzte Instanz gezeigt wird, — das nennt man seit langer Zeit Berathungen der deutschen Volkskammern! Wäre die Opposition ehrlich gewesen, die Regierungen hätten nicht so unterdrückerisch und unehrlich sich betragen können, als sie in den Bundesbeschlüssen von 1832 es gethan haben. Darum ermahne ich die deutschen

Kammern, es redlich mit ihrem besondern Lande und den Institutionen desselben zu meinen, ein gerades Herz gegen die Regierung und ein redliches gegen das Volk, das nur von seinem einzelnen Mutterstaate weiß, zu zeigen, dann müssen die Fürsten und ihre Räthe mit Vertrauen und Rechtlichkeit nachfolgen, dann können sie auch eine feste und ernste Sprache wider absolutistische Ansinnungen anderer Mächte führen und mit Stolz sagen: das und das dürfen wir unserem guten und treugesinnten Volk nicht anthun, wir würden seine Achtung und Anhänglichkeit verscherzen, durch die wir stark genug sind, ungerechte Anmuthungen abzuweisen.

Mein drittes Verbesserungs-Mittel, wodurch ich auf die Massen nützlich zu wirken gedächte, wäre die Volksschule und das lebendige Wort. Noch liest unser Volk wenig, aber es lernt in seiner Jugend, es hört und diskurrirt mit vernünftigen Männern. Wäre es denn wohl so ganz „unmöglich", der männlichen Jugend von 13 — 18 Jahren diejenigen Begriffe und Kenntnisse beizubringen, wodurch sie zu Bürgern gebildet würden, die ihre Rechte und Pflichten kennen? Es sollte doch, meine ich, kein Herenwerk seyn, in jedem Lande einen gediegenen Verfassungs- und Gesetzes-Katechismus zu entwerfen, welcher erst den geistlichen und Schulamts-Candidaten entwickelt und interpretirt, und von diesen dann ihren Schülern beigebracht würde? das Volk bliebe gewiß gegen eine Wohlthat nicht unempfänglich, welche dem gemeinen Mann in seinem bürgerlichen Leben so manche Verstöße,

Geldausgaben, vergebliche Gänge, Irrthümer und Rügen erſparte. Denn warum beträgt ſich der Beamtenſtand hochfahrend, grob, gewaltthätig und hart gegen die niedern Volksklaſſen? Aus keinem andern Grund, als weil ſie ihn nicht verſtehen, weil ſie von der Organiſation, bei der er als Glied wirkt, nichts begreifen und ihm daher tölpiſch, widerſpenſtig oder leibeigen erſcheinen. Seines Amtes iſt es nicht, ihnen weitläufige Nachweiſungen und Auseinanderſetzungen zu geben, es mangelt ihm an Zeit dazu, an Geduld und an augenblicklicher Capacität des betreffenden Individuums. Aber hätte er Leute vor ſich, die nicht durch Unwiſſenheit ſeiner Diskretion anheimgeſtellt wären, ſo würde er andere Saiten aufziehen und nie jene Inhumanität anfangen, die urſprünglich der gebildeten Klaſſe nicht eigen iſt, ſondern gewöhnlich erſt in der Amtspraxis beginnt. Sobald aber einmal ein conſtitutioneller Unterricht eingeführt wäre, würden befähigtere Köpfe, regere Gemüther, welterfahrene Männer auf dem Lande ſicherlich von ſelbſt die Weiterbildung ihrer Mitbürger durch Geſpräche und Rathſchläge übernehmen; dann würde auch ein öffentliches Leben eintreten, das dem geſchriebenen Wort Zugang in den Hütten verſchaffte, ohne daß man befürchten müßte, jeder publiciſtiſche und journaliſtiſche Hauch könnte ſeinen geſunden Sinn trüben, und ſein Urtheil irre leiten; es wäre alſo dann auch jene Präventiv-Maßregel, die man Cenſur nennt, durchaus unentſchuldbar, und die entehrende Bevormundung

der Preſſe, welche uns zum Geſpötte des Auslands macht, zerfiele als gänzlich unbegründet in ſich ſelbſt.

Nicht wahr ich träume? ich ſchwärme? Guter Gott, ich bin ja ein Teutſcher, und in dem Träumen und Schwärmen beſteht mein einziges Glück. Ich will aber gleich aufwachen und zum Anſchauen meiner Noth kommen.

Dritter Brief.

Der Zweck dieser Blätter, die ich dir par hazard zuschicke und die dich vielleicht gar nicht erreichen, ist also eine Schilderung der äußeren und inneren Verhältnisse jener europäischen Macht, welche, die fünfte und letzte an Rang unter den großen, wie ein Alp und Vampyr die kleineren deutschen drückt und aussaugt, sie ängstet und in Unruhe versetzt, und, gleich einem subalternen Beamten, der die Püffe, die er von oben bekommt, in verstärkterem Maße nach unten austheilt, an den schwächeren Bundesgenossen ihre Aerger über die eigene Inferiorität in Vergleichung mit den wahren Großmächten ausläßt.

Preußen ist der Zuchtmeister, der Polizeidiener, der Korporalstock der heiligen Allianz oder Pentarchie in dem vielgetheilten Deutschland. Wenigstens hat es fünf und zwanzig Jahre lang die Rolle übernommen, alle schlechten Erfindun-

gen und Maßregeln der europäiſchen Congreſſe und Centralcommiſſionen in den ſekundären Staaten Deutſchlands einzuführen, den ſelbſtſtändigen Fürſten und conſtitutionellen Völkern derſelben das Mahlzeichen des abſolutiſtiſchen Thieres recht deutlich und ſchmachvoll auf die Stirne zu drücken, alle Fäden der internationalen Politik zu verſitzen, alle kitzlichen Punkte und wunden Flecke der kleinern Staaten ſo peinlich als möglich zu betaſten und durch ſeine Einmiſchung Mißmuth und Mißtrauen zwiſchen den Regierungen und Regierten hervorzurufen. Nach ſeinem Muſter wurde in den meiſten Ländern eine unverſchämte, bornirte, koſtſpielige, unpopuläre und blutigelnde Bureaucratie eingeführt, es hat alle Verfaſſungen im Keime untergraben, in ſeinem Schooße wurden die Verſchwörungen angezettelt, wegen welcher dann das geſammte Deutſchland ſich vor Gericht ſtellen und knebeln laſſen mußte. Es hat alle böſen Leidenſchaften, alle Perfidien, alle Anläſſe zu Hader und Streit im Herzen ſeiner Bundesgenoſſen gehegt und gepflegt, um dieſe am Gängelbande und an der Naſe herum zu zerren, ſeine Bemühungen gingen nie auf einen andern Zweck aus, als daß man immer ſeiner bedürfe, als daß es immer etwas zu klagen, zu vermitteln zu ſchiedrichten habe. Gott weiß, ob ſeine Diplomaten nicht die agents provocateurs machten und Verbrechen ausſäeten, um Einmiſchungen, Repreſſivmaßregeln, gewaltthätige Bundesbeſchlüſſe und Chikanen aller Art ärndten zu können. Vor Preußen möchte ich die mittleren und kleinen Staaten meines Vaterlands warnen, denn ſeine Kreaturen

schleichen umher, wie die Füchse, die in Taubennester einzuschlüpfen suchen.

Nur aus dem Mangel an Zusammenhalten der kleinen Staaten, und aus den absichtlich genährten Dissidien dieser Fürsten und Völker schöpft Preußen einen Einfluß, eine Oberherrlichkeit über das gesammte Deutschland (mit Ausnahme Oestreichs), die es in Anbetracht seiner eigenen inneren Schärfe und Zerrissenheit, weder ansprechen, noch erlangen konnte. Sei't einig, ihr Kleinen, sei't verträglich und harmonischen Sinnes, ihr Völker und Regenten, so werdet ihr auch wahrhaft souverain, auch selbstständig nach Innen und Aussen seyn; so wird man euch nicht ferner ansinnen dürfen, eure beschworenen Staatsverträge auf Befehl des Bundes zu brechen, so werdet ihr nicht meineidig werden müssen, weil Preußen meineidig sein will! Ihr werdet euch dann der fatalen Nothwendigkeit, willige Werkzeuge in fremder Hand zu seyn, und die Gehässigkeit, die eine despotische Regierung auf sich ladet, zu theilen, ohne Mühe und Gefahr entziehen können! Ihr werdet aufhören, an dem Standbild Preußens hinaufzuschwindeln, wenn ihr genau in's Auge faßt, daß es auf thönernen Füßen steht und seine schlecht verbundenen Gliedmaßen kaum zusammenzuhalten vermag. Ich will euch die Windigkeit dieses Staates, das Präkäre seiner Macht, den Trug seiner Politik aufdecken, damit ihr den namen- und bodenlosen Respekt verliert, der euch zu gedankenlosen Nachbetern seiner Regierung macht, — eine Nachäfferei, die euch tausend Verlegenheiten bereitet, und aus

der ihr nicht nur keinen reellen Nutzen zieht, sondern die euch, wenn einmal ein europäischer Brand entstände, an Händen und Füßen gebunden, der Discretion Preußens, oder seiner siegreichen Feinde überantwortete. Deutschland muß aufhören preußisch zu seyn, um deutsch zu werden; und wenn es deutsch geworden ist, so wird gewiß jede selbstständige Regierung ein anderes System in der Behandlung ihres Volkes einführen, als sie unter preußischer Aegide zu ihrem eigenen größten Schaden bisher praktizirt hat. Das Vertrauen zwischen Regenten und Unterthanen wird zurückkehren, die gegenseitige innere Treue, die Liebe, das Wohlwollen; und in der Stunde der Noth wird von Mediatisirungen, Abreißungen, Verschmelzungen der Kleineren mit den Größeren keine Rede mehr seyn können.

Warum hassen so viele Millionen Deutsche den preußischen Namen? Darum, weil er das Losungswort zu allen Ränken, Schlichen, Perfidien, Winkelzügen, Eingriffen, Zweideutigkeiten ist. Preußen hat das Herz der deutschen Fürsten ihren Völkern gestohlen, weil es erstere überredete, die Völker conspiriren wider sie; es hat das Herz der deutschen Völker den Fürsten gestohlen, weil es diese veranlaßte, den Völkern die heilig versprochenen Rechte ohne Noth und Grund vorzuenthalten. So hat es sich zwischen Beide geschoben, damit einst einmal der Riß leicht, die Abtrennungs-Operation unblutig sey.

Preußen hat noch mehr gethan. Es hat zumal Süddeutschlands natürliche politische Allianzen zerrissen und aus

ihm eine unnatürliche Vormauer gemacht, die dennoch leicht zu übersteigen und hernach aus Rache zu demoliren ist. Welche Garantien bietet es uns für unsere Integrität? für unsere Entschädigung, wenn wir überfallen, wenn wir geopfert werden? Was bietet es uns für die unglücklichen Chancen, in die es uns versetzt? — Es bietet uns sein Versprechen, das es, wie aller Welt, so dem eigenen Volke gebrochen hat. Es bietet uns die Garantie seiner Macht, welche in einem Herbst Feldzug über den Haufen geworfen werden kann. Es bietet uns die deutsche Bruderhand, mit der es den Rhein an sich gerissen, Sachsen zerstückelt, Schlesien erobert und das heilige römische Reich erst im Stich gelassen, dann gänzlich hingerichtet hat. Ein schönes Unterpfand fürwahr! eine feste Säule! ein starker Schild!

Du wirst mich vielleicht von einseitigem Haß befangen schelten, weil ich dir nur Preußen und immer wieder Preußen nenne, da ich doch den größeren Theil der Schuld, die Hälfte wenigstens, auf Oestreich schieben sollte, diese erste Großmacht deutschen Namens. Es ist wahr, Oestreich hat die gleiche terroristische Sprache geführt, wie Preußen, es hat die gleichen Beschlüsse unterzeichnet, wie Preußen, es hat Deutschland und die liberalen Ideen unterdrückt, wie Preußen. Aber es ist nur der Bär, während Preußen der Tiger ist. Was konnte der Zeitgeist, der Liberalismus, der Constitutionalismus von Oestreich erwarten? was erwartete die Sache der Freiheit von dieser stabilen stets rückwärts gewandten Macht? Ehrlich gestanden Nichts; gar Nichts; höchstens

eine metternich'sche Verfolgung. Wir wußten, wo wir mit ihr daran waren. Wir hätten Oestreich, da es nun einmal dem Absolutismus und Aristocratismus verfallen war, als Salzsäule an der slavischen Grenze stehen lassen, bis es an der Sonne der deutschen Aufklärung sich von selbst erwärmt und ermuntert hätte. Preußen aber, Preußen war es ja zuerst, das sich an die Spize der freisinnigen Ideen stellte, das die Emancipation des Geistes, die Erhebung der Völker proklamirte, das allen Nutzen von der dadurch erweckten Begeisterung zog und nachher die Zukunft der deutschen Stämme schmählich an den Despotismus verrieth! Preußen ist es ja, das noch heute sich der liberalen Ideen bedient, um sie zu Tode zu reiten in seinem Dienst. Mit Einem Wort, Preußen ermordete seine Mutter, die Volksfreiheit, um sich mit ihrem Fleische zu mästen und mit ihrem Blute eine subtile Zwingherrschaft zu kitten. Wir erwarteten von Preußen, daß es, wenn wir ihm die erste Stelle in dem eigentlichen Deutschland einräumten, diesen hohen Platz benützen würde, um das sultanische System Oestreichs in der germanischen Föderation zu paralysiren, daß unter seinem Vortritt sich constitutionelle Völker und Fürsten zu dem einzig möglichen Bunde vereinigen könnten, dem Bunde der Gleichheit und inneren Freiheit. Aber es hat mit doppelten Karten gespielt; den Völkern warf es mit der rechten Hand Roth aus; und gab den Tyrannen mit der Linken Schwarz zu. Darum schiebe ich bei Weitem die größte Schuld unserer Uebelstände auf Preußen; es konnte Deutschland frei und glücklich machen, wenn es

wollte. Es hörte aber nur auf die Stimme eines falſchen Egoismus, der ihm rieth, mit den Großmächtigen zu gehen, um die minder mächtigen zu gängeln und zu terroriſiren:

Wohlan alſo! Oeſtreich und Preußen haben uns miteinander unterdrückt; aber verrathen, belogen, betrogen, verhöhnt, an der Naſe herumgeführt hat uns nur Preußen. Deßhalb iſt es Zeit, daß man es entlarve; daß die ſekundären Staaten ihre Politik von der ſeinigen trennen, damit ſeine Schaam aufgedeckt werde und es in ſeine verdiente Schwäche zurückfalle.

Noch einmal laß es dir geſagt ſeyn, wenn ich dir nun die Politik der heiligen Allianz von 1815 — 40 in kurzen Zügen ſchildere, daß ich die Leiden Deutſchlands allermeiſt der preußiſchen Falſchheit zuſchreibe, wenn ich auch der Brutalität Oeſtreichs zugleich erwähne. Oeſtreich ſündigte an der Menſchheit im Allgemeinen; Preußen zunächſt an dem deutſchen Vaterland.

Vierter Brief.

Oh, was war das eine ſchöne, glückliche, begeiſterungsvolle Zeit, die Zeit von 1813 — 15! Da beſtand ein Tugendbund der edelſten Geiſter, da blickten der deutſchen Nation die herrlichſten Hoffnungen auf Freiheit von Innen und Ehre nach Auſſen entgegen: ihre Krieger gewannen Schlachten, ihre Publiciſten ſchrieben aus dem Herzen, und veröffentlichten ihre wahre Gedanken, ihre Dichter ſangen wie milde Nachtigallen, ihre Studenten trugen Roth-Schwarz-Gold und wurden, wenn ſie beim Heere eintraten, gleich zu Offizieren ernannt. Ja, damals lag der Himmel roſenroth über uns, und Gott Vater lächelte dem lange gehudelten Deutſchland einen Segensblick. Aber der Teufel lachte auch, und er wuſte wohl, warum. Hatte er uns nicht den Franzoſenhaß in die Schuhe geſchüttet, juſt als dieſes Volk aufhörte haſſenswerth zu ſeyn, als es anfing, die Freiheit, die es auswärts unterdrückt hatte, im eigenen Schooße zu ſuchen

und zu pflegen? Hatte er uns nicht eine Russenliebe, eine Dankbarkeit gegen die Kosacken eingeimpft, deren Pocken wir heute noch im Gesichte tragen? Hatte es nicht der deutsche Unstern abermals gefügt, daß unser Kriegsruhm nicht rein und ungetheilt, unsere Befreiung blos als Gelegenheitssache erschien? Leider mußten wir unser Verdienst gleich mit der Nemesis der Vorsehung, der Hartnäckigkeit der Britten und der Tollkuhnheit der Russen theilen. Leider waren unsere Alliirten die tongebenden Helden, welche ihr Vaterland und ihr Interesse mit rücksichtsloss weggeworfener Scheide vertheidigt hatten, derweil uns Deutschen nur die untergeordnete Rolle blieb, dem fremden Glucke uns anzuschließen, von einer Fahne abzufallen, weil sie zerfetzt, und zu einer andern überzugehen, weil sie sieggekrönt war. Oestreich und Preußen hatten die Trümmer der großen Armee ihres Bundesgenossen und Oberfeldherrn mit jener schadenfreudigen Begier empfangen, womit die Strandräuber das Wrack eines zerschellten Schiffes bewillkommnen, und nach kurzen, nur Anstands halber versuchten Parlamentirungen sich in die Reihen der Feinde gestellt. Freilich thaten sie wohl daran, denn in der Politik gilt der Vortheil und die Gelegenheit; und sie waren die Unterdrückten. Was die beiden Großmächte Deutschlands mit einiger Façon gethan, das ahmten sansfaçon die kleineren nach und liefen mitten in der Schlacht von einer Fahne zur andern über. Mochten daher auch die Preußen mit einigem Enthusiasmus das kriegerische Werk ihrer Unabhängigkeit verfolgen, und Oestreich des Triumphs der Legitimität,

für welche es zwanzig Jahre Allem aufgeboten, ſich aufrichtig erfreuen: den meiſten ſecundären Staaten war die Ehre des Siegesruhms durch den innern Richter ihres Betragens vergällt, und nicht ohne Beſorgniß durften ſie der Zukunft entgegenſehen, welche ſie von einer Hegemonie ſchier nothwendig der andern zuwerfen mußte Und ſo geſchah es. Der Wiener Congreß ließ den ſüddeutſchen, weil ſie bei Napoleons Rückkehr mit neuem Parteiwechſel drohten, ihre Beute, ſicher genug, ſie ſpäterhin mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel zu dominiren.

Die noblen Gefühle, die begeiſterten Entſchlüſſe, die ſchönen Hoffnungen, welche ſich in der Bruſt der Einzelnen, der Jungen beſonders, überhaupt der Subalternen geregt hatten, fanden daher bei den Großen, nachdem ſie ihrerſeits das angeſtrebte Ziel erreicht, kein Echo mehr. Die Diplomaten (wenige Ausnahmen abgerechnet) hatten überhaupt nie mit dem Volke und für daſſelbe empfunden. Sie hatten ihre Schaafe wieder in die eigne Hürde gebracht, verſteht ſich, um dieſelben zu ſcheeren. Die Fürſten, von ihnen und den Ariſtokraten bearbeitet, kamen bald zu dem wichtigen Reſultat, daß Verſprechen und Halten zweierlei iſt.

Der preußiſche Monarch hatte den gegen Napoleon aufgeſtandenen deutſchen Völkern politiſche Freiheit, Conſtitutionen, Reichsſtände, liberale Inſtitutionen, kurz Befriedigung ihrer dringenden Wünſche, Abhilfe ihrer großen Nothſtände verſprochen. Die öffentliche Meinung war vollkommen auf ſeine Seite getreten, weil er den theuerſten Hoffnungen der-

ſelben entgegengekommen. – „Wenn Ehre und Treue von der Erde verbannt werden, ſagte einſt Franz I. in Madrid, ſo müßten ſie ſich in dem Herzen eines Königs wiederfinden.“ Wahrlich! ein ſeltſames Aſyl, das ſie da ſuchten! die Geſchichte weiſt uns kein Beiſpiel auf, daß die Könige im Glück gehalten, was ſie im Unglück verſprochen. Deutſchland liefert in neueſter Zeit ein weiteres, abſchreckendes Exempel.

Verſammelt auf dem Wiener Congreß vernichteten die Monarchen, vor Allem der preußiſche, Deutſchlands Einheit durch ihre gegenſeitigen Forderungen und die Hartnäckigkeit, womit ſie einige Völkerfetzen zurückbehielten, oder abriſſen. Die deutſche Bundesakte war nur ein Scheinbild, das ſie der öffentlichen Meinung vormalten. Dann warteten ſie eine Weile, bis die Ruhe vollends hergeſtellt, der Boden befeſtigt war, und zerſtörten ſofort die Freiheit, wie die Einheit. Sie verwarfen die Zuſicherung volksthümlicher Rechte für alle Bundesſtaaten, es der Willkühr des Einzelnen überlaſſend, was er hierin zu thun für gut finde. Die großen aber, zunächſt Preußen, hintertrieben im Stillen bei den kleinen, ſo viel ſie vermochten, das Zuſtandekommen freiſinniger Verfaſſungen; damals ſchon ſtellten ſie ſolche als einen Popanz gegen die wahre fürſtliche Souveränität hin. Noch mehr, dieſe „volle Souveränität“ der Reichsfürſten, welche die Reichsfürſten doch nur einen Uſurpator, deſſen Akte alle für null und nichtig erklärt wurden, verdankten, nahm man in Anſpruch gegen die alt hergebrachten Freihei-

ten und Rechte der deutschen Stämme. Was man von einer solchen Hand empfangen, fand man für gut, auch jetzt noch zu behalten, nachdem diese Hand abgehauen.

Wie geschah es nun aber doch, daß Einige die so theuer erkaufte Souverainität sich schmälerten, indem sie Constitution gaben? Hätte vielleicht die reine Flamme der Freiheit in ihr Herz geschlagen? war ihnen das Bedenken aufgetaucht, daß der Meineid vor einem ganzen Volk ein Verbrechen sei? oder fiel ihnen ein, daß es auch für die Könige eine Gerechtigkeit und Ehre gebe? oder raunte ihnen gar Religion und Vernunft in die Ohren, daß die Völker doch vielleicht nicht bloße Heerden zur Benutzung der Fürsten seien? — Was von diesen Hypothesen zu halten, mögen die Thatsachen erklären.

Preußen und Oestreich hatten unmittelbar nach dem Siege sich äußerst angestrengt, ihre Oberhoheit über ganz Deutschland auszudehnen und suchten durch eine lange Reihe von Negociationen dieses Uebergewicht auf legale Füße zu stellen. Um dasselbe zu erreichen, schloßen sie, die kleinen Staaten ganz cavalièrement behandelnd, deren Repräsentanten von den Conferenzen aus, die sie mit Bayern, Würtemberg und Hannover angeknüpft hatten; aber sie stießen in den beiden erstgenannten Ländern auf einen gegen ihre Anmuthungen unbeugsamen Widerstand. Die Debatten wurden so heftig, daß man am Rande eines völligen Bruches war. Mit Recht hatten die kleinen Staaten über die Plane Preußens und Oestreichs Besorgniße geschöpft. Aus Furcht einer Autorität wieder zu verfallen, die sie damals mit Kraft

zurückstießen, fühlten sie die Nothwendigkeit, zum Behuf ihres Widerstands, bei ihren Völkern und ganz Deutschland eine Popularität zu gewinnen, die sie durch ihre Anhänglichkeit an den französischen Kaiser und die Niedertretung der alten Landesfreiheiten verloren hatten, desgleichen sich durch einen großen Akt des Liberalismus, der eine scharfe Demarcationslinie zwischen ihnen und den beiden Großmächten zöge und sie unter den Schutz der öffentlichen Meinung stellte, der Unterstützung ihrer Unterthanen und der Sympathien aller andern Staaten zu versichern. Das waren die Hauptbeweggründe, warum fast alle Souveräne der kleinern deutschen Länder ihren Völkern Repräsentativ-Verfassungen gewährten, allerdings sehr beschränkte, die aber doch, redlich gehalten, wichtige Garantien darboten.

Die absolutistischen Reaktionen, welche bald darauf in Deutschland einschlugen, die Verfolgungen gegen Alles, was man als demagogisch bezeichnete, die mehr und mehr unterdrückerischen Maßregeln, welche zur Erstickung jedes Dranges nach Freiheit und Einheit in Deutschland genommen wurden, hinderten die neu-constitutionellen Fürsten, den Zügel zu fühlen, welchen sie sich, um einem härteren zu entgehen, selbst angelegt hatten und assekurirten sie gegen den Eigenwillen und die Unabhängigkeit ihrer Stände. Wie in der That wären diese im Stand gewesen, ihre Recht zu vertheidigen und zu reklamiren in einem Moment, wo ganz Europa, ohne Protestation, von den zum Prinzip erhobenen Doktrinen des Troppauer Congresses wiederhallte, „daß eine In-

tervention in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates erlaubt sei, um den Umsturz legitimer Regierungen durch Rebellion und Verbrechen zu verhindern?„ Auf dem Congreß zu Laybach wurde es förmlich ausgesprochen, „daß die nöthigen und nützlichen Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten einzig und allein von dem freien Willen derjenigen abhängen müssen, welche aus Gott für ihre Macht verantwortlich seien.“

Die constitutionellen deutschen Fürsten konnten in dieser despotischen Atmosphäre, die über Europa lagerte, fünfzehn ziemlich glückliche Ruhejahre verleben. Die Presse focht sie nicht an, denn, auf Oestreichs und Preußens Betrieb, war ihr schon im Jahr 1819 provisorisch ein Schloß an den Mund gelegt worden; sie fühlten das Lästige einer Verfassung nicht, welche sie nach Belieben und immer ungestraft verletzten; und wenn andrerseits auch Preußen und Oestreich ihren moralischen Einfluß verstärkt hatten, (wie vermöchten kleine Diplomaten großen auf die Dauer die Stange zu halten?) so hatten sie doch wenigstens noch keine gesetzliche Obermacht über ihre Mitbundesstaaten erlangt.

Aber eine solche Stellung war nicht in die Länge zu behaupten. Diese schmächtigen Reiche, welche Deutschland zerbröckeln, vermieden die Scylla nur, um in die Charybdis zu fallen. Gleich jenen armen Amphibien, die aus einem Elemente, ihrer Sicherheit wegen, fliehen und in dem andern

nicht minder gierige und gefährliche Feinde finden, hatten ſich die kleinen deutſchen Fürſten in das volksthümliche Princip geflüchtet, in der vergeblichen Abſicht, der Vormundſchaft der Großmächte zu entrinnen. Nun aber erſchien plötzlich der Augenblick, wo ihre Völker endlich von ihren Rechten Gebrauch zu machen ſich entſchloſſen; und von dieſer neuen, noch weit unerträglicheren Gefahr warfen ſich jene Fürſten jählings in Oeſtreichs und Preußens Herrſcher-Arme, — wie ſie zuvor ſchon gethan, als ſie ſich mit Napoleon gegen ihre eigenen Unterthanen verbanden.

Ich habe in dieſer Darſtellung des Laufs der Dinge den kleineren Majeſtäten, Hoheiten und Durchlauchtigkeiten einige Spontaneität zugetraut: wie aber, wenn ich mich ſogar in dieſem Minimum von Wahlfreiheit bei ihnen täuſchte? wenn man ſie abſeiten der beiden Großmächte nur unter die conſtitutionelle Traufe getrieben hätte, damit ſie ſich unter dem Dache des Abſolutismus trocknen müßten? Den preußiſchen Pfiffen traue ich dieſe Machinationen gar wohl zu. Preußen ließ ſie halten, was es den Völkern verſprochen, damit ſie ſich ſpäter vor der conſtitutionellen Zudringlichkeit in den Hafen der mächtigen Despotien retten müßten. Um welchen Preis, verſteht ſich von ſelbſt, um den Preis ihrer wahren Unabhängigkeit und Souverainität. Die Zeitumſtände halfen.

Fünfter Brief.

Die Julirevolution brach aus. Deutſchland erzitterte unter der Rückwirkung dieſes Schlags, der durch den polniſchen Aufſtand und die faſt allgemeine europäiſche Bewegung noch verſtärkt wurde. Plötzlich ſchüttelte es ſeine dumpfe Erſchlaffung ab. Die öffentliche Meinung gab von Neuem ihre Strebungen nach Einheit und Freiheit des Vaterlandes mit unwiderſtehlicher Macht kund. O Freund! ich habe dieſe Klänge gehört, ich ſtand in der Reihe der Kämpfer auf den Ruinen von Hambach, ich war einer der Pulſe der Preſſe von damals; ich träumte und ſchwärmte mit von einer ſchönen Zukunft. In der That duckte ſich der Despotismus und floh zurück in ſeine Höhle; kein Souverain wagte es, die früheren Repreſſivmaßregeln in ihrer Strenge auszuüben. Mit der periodiſchen Preſſe trat die Rednerbühne der Volksvertreter in Bund. Die Stände hatten endlich ihre Aufgabe ernſtlich zur Hand genommen und wollten, im Gefühl ihrer Stärke, nun

einmal die Rolle ſpielen, die das Land längſt von ihnen erwartete. In mehreren Staaten des deutſchen Bundes legten die Kammern klar und laut den Wunſch an den Tag, ihre ungeſchmälerten Rechte auszuüben und ſprachen von Abgabenverweigerung. Gereizt durch ein ſo imponirendes Auftreten ergriffen die conſtitutionellen Bundesfürſten den Vorwand, welchen ihnen die Exceſſe der democratiſchen Parthei gewährten, um ſich hinter die Kanonen der Großmächtigen zu verkriechen, und nahmen jetzt mit rührender Gelehrigkeit die guten Dienſte der abſoluten Souveraine an, um den gemäßigten Liberalismus, der nur Gerechtigkeit, nur Haltung beſchworner Verträge forderte, noch in ſchwerere Feſſeln zu ſchlagen, noch unbarmherziger zu verſtümmeln. Du weißt, wie, nach Beilegung des großen Sturms von 1830, nach Beruhigung Frankreichs, die Regierungen ſich von ihrem paniſchen Schrecken erholten. Noch einmal hatten die Völker ihre Stunde faſt unbenützt verſtreichen laſſen. Im Jahr 1832 brach das in Frankfurt a. M. verſitzende Oeſtreich auf dem Bundestag ſein Schweigen, ſtieß ein Alarmgeſchrei aus und verkündigte, „daß die Revolution in Deutſchland mit großen Schritten herannahe; ſie brauche von dem Bundestage nur noch länger geduldet zu werden, um ſchleunigſt auszubrechen.“ Preußen beeilte ſich eifrigſt, die gleichen Befürchtungen zu theilen, und die beiden Höfe erklärten in der Sitzung von 18. Juni (o Waterloo und holle-allianee!) 1832, daß es den deutſchen Fürſten nur durch feſte und energiſche Anwendung der ihnen von Bundeswegen zuſtehenden Mittel

gelingen könne, dem Uebel, welches ſich nur zu deutlich geoffenbart habe, zu ſteuern. Nach dieſer alarmirenden Erörterung ſchlugen die beiden Kabinette von Wien und Berlin die ſechs Entſchließungen vor, welche nach ihrer Annahme eine traurige Berühmtheit als „Bundesordonnanzen“ erhalten haben.

Ihr Inhalt iſt kurz folgender:

1) Alle Staatsgewalt vereinigt ſich in dem Staatsoberhaupt. Der Souverain darf durch eine Verfaſſung an die Mitwirkung der Stände nur zur Ausübung gewiſſer Rechte gebunden ſein, und er kann nicht allein, nein, er muß die dieſem Prinzip zuwiderlaufenden Petitionen der Kammern verwerfen.

2) Die Stände können niemals einem Fürſten die Geldmittel verweigern, deren er zur Erfüllung ſeiner Bundespflichten bedarf; ſollte es den Ständen je beigehen, ihre Verwilligung von der Gewährung ihrer Wünſche abhängig zu machen, ſo müſſe ein ſolcher Fall unter die im Art 25 und 26 der Wiener Schlußacte vorgeſehenen gerechnet werden, d. h ſo trete dann die militäriſche Bundes-Intervention ein.

3) Die innere Geſetzgebung eines Bundesſtaats darf den Zweck des Geſammt-Bundes niemals durchkreuzen oder ihn in ſeiner Autonomie hindern, noch der Erfüllung der Bundespflichten Feſſeln anlegen; oder deutſch: die Geſetzgebung des Bundes ſteht über allen Beſonder-Verfaſſungen und Landesrechten; ſie löst den Eid der Fürſten, den ſie ihrem Volke geſchworen

4) Es wird vom Bundestag auf sechs Jahre eine Commission zur Ueberwachung der Ständekammern ernannt, die von allen darin vorkommenden Vorschlägen und Berathungen, welche den Bundesrechten, oder der Souverainität einzelner Fürsten Abbruch thun könnten, den Bundestag benachrichtigt und (wie sich von selbst versteht) auf die Resolutionen der betreffenden Regierungen einwirkt. — So wurde z. B. 1832 durch diesen Einfluß die badische Preßfreiheit confiscirt.

5) Unterdrückung der Kammerberathungen und der Veröffentlichung derselben, so oft etwas Bundeswidriges darin vorkommt.

6) Die Bundesverhandlung hat allein und ausschließlich das Recht, die Bundes-Acten und die wiener Schlußacten authentisch und mit Gesetzeskraft zu interpretiren.

In Folge dieses ausschließlichen Interpretationsrechtes stellte im November 1834 der Bundestag ein Bundes-Austrägal-Gericht auf, das in Conflikten zwischen dem Souverain und den Ständen über den Umfang ihrer resp. Rechte zu entscheiden hätte. Aus der Zusammensetzung dieses Schiedsgerichts, worin nur drei von den betreffenden Regenten und drei von den betreffenden Ständen, dagegen 34 von den deutschen Regierungen ernannte sitzen, ergibt sich, daß man die Böcke zu Gärtnern gemacht hat, was vor ganz Deutschland bald in aller Gloria sich zeigte.

So waren denn, wenn man auch noch die voriges Jahr bekannt gewordenen Wiener-Conferenz-Beschlüsse dazu nimmt, die öffentlichen Freiheiten deutscher Nation vernichtet, jede

conſtitutionelle Garantie aufgehoben, die Wirkſamkeit der Kammern auf Null herabgebracht. Wie könnten ſie ein Faktor der Gewalt ſein, wenn alle Staatsgewalt dem Souverain zukommt? Nichts iſt ihnen gelaſſen, als das Ertheilen von Anſichten, Rathſchlägen, mit denen das Miniſterium machen kann, was ihm gut däucht, weil ſie des Mittels entbehren, wodurch ſie allein eingreifen könnten, nämlich der Steuerverweigerung. Eine ſolche Verweigerung würde als obſtinate Unterthanen-Widerſpenſtigkeit angeſehen. Sie können nichts beſchließen, ſogar nichts beantragen, was gegen den Bund wäre. Im Prinzip mag das hingehen. Aber da die Bundesverſammlung einzig und ausſchließlich die Bundes-Akte interpretirt, ſo kann ſie Alles und Jedes als Attentat gegen den Bund qualificiren und auf dieſe Weiſe die Berathungen der Kammern erſticken, unterdrücken, verhindern und ſogar bewirken, daß ihre Stimmen in ſolchen großen Momenten nicht einmal durch die Preſſe zur Kenntniß des Landes gelangen. Da nun vollends jeder Souverain die Anſprüche ſeiner Stände mit Berufung auf die ihm vom Bunde garantirte vollkommene Souverainität eludiren kann: ſo begreift man gar nicht, wozu noch ein Bundesſchiedsgericht dienen ſoll. Ich will es dir auch geſtehen, dieſes lächerliche Schiedsgericht halte ich für eine preußiſche Erfindung, zum Hohn gegen das öffentliche Rechtsbewußtſein, und um den armen Völkern einigen ukkermärkiſchen Sand in die Augen zu ſtreuen. In Wirklichkeit, was läßt ſich von einem Tribunal erwarten, das zu $^{3}/_{4}$ von der Partei eines der ſtreitenden Theile

ernannt wird? Iſt es nicht ein bitterer Spott, den Ständen eines Staates unter ſolchen Richtern die Wahl zu laſſen? — Hannover bietet einen himmelſchreienden Beweis dafür dar, was man von der bundestäglichen Gerechtigkeit zu erwarten hat. Sind doch nur die Fürſten dort vertreten!.... Es gefällt einem Tory, einem wahnwitzigen Engländer, der König wird, die Conſtitution eines deutſchen Landes aufzuheben, weil er, der bisher dem Lande fremd war, ſie nicht beſchworen habe. Hannover reklamirt, und der Bund gibt dem König Ernſt Recht! Dieſes Urtheil iſt um ſo unbilliger, als man die Demagogie zu erwecken fürchten mußte, ein Geſpenſt, das doch wohl weit ſchrecklicher erſcheint, als eine matte, längſt in Abnutzung, oder vielmehr in Unnutzung liegende Conſtitution.

Uebrigens fanden gegen die Juni-Ordonnanzen, ſobald ſie erſchienen, ernſtliche und energiſche Proteſtationen mehrerer Volkskammern Statt. In Baiern und Würtemberg wagten die Könige nicht, ſie in ihrer ganzen Rohheit zu publiciren. Die würtembergiſche Kammer wurde aufgelöst, weil ſie eine Motion P. Pfitzers gegen die Bundesbeſchlüſſe in reifliche Erwägung zu ziehen verſprach, kraft §. 4 und 5 dieſer Beſchlüſſe. Der gleiche Widerſtand regte ſich mehrfach in Baden. In den beiden Heſſen manifeſtirte er ſich noch ſtärker; zweimal wurden die Kammern von der Regierung aufgelöst, und zweimal vom Volk die gleichen Männer wieder gewählt. Ein Miniſter ward in Anklageſtand verſetzt und das Budget verworfen. Unglücklicher Weiſe vermochte dieſe Op-

poſition nicht zu ſiegen; aber ſie war doch von großem Gewicht, weil ſie eine noch nie gekannte Energie der liberalen Ideen bewährte.

Inzwiſchen durften die „conſtitutionellen“ deutſchen Souveraine zufrieden ſein; ſie hatten nur noch den Namen von conſtitutionellen. Aber vermöge einer natürlichen Conſequenz, welche ihre Völker bereits an ihnen rächte, hatten ſie auch nur noch den Namen von „Souverainen“ behalten. Sie waren nichts weiter mehr, als Vice-Könige, gekrönte Satrapen, welchen ein fremder Wille als Geſetz galt.

Wie die Rheinbundakte ein Knechtungsmittel gegen die Völker und zugleich eine Abhängigkeits-Erklärung ihrer Souveraine von einem fremden geweſen war: ſo wurde die deutſche Bundesakte, — gegeben zur Befriedigung des Einheitsdranges der deutſchen, — wider ſie ſelbſt gekehrt, das Mittel zur Niederreißung ihrer inneren Freiheit und zugleich eine Abhängigkeits-Erklärung der Souveraine zweiten Rangs von dem Willen des Berliner und Wiener Kabinets. Haben ſie ſich doch dazu verſtanden, daß der Bund, ſelbſt wider ihren Willen, und ſie notoriſch für zu ſchwach erachtend, mit bewaffneter Hand in die inneren Angelegenheiten ihrer Staaten einſchreiten dürfe. Vollends ganz in die Diskretion der beiden großen Höfe haben ſich die kleinen Fürſten dadurch ergeben, daß ſie ſich gegen ihre Unterthanen auf dieſelben ſtützten; ſie hatten alle moraliſche Kraft verloren und ſich ſelbſt in den traurigen Fall geſetzt, daß in ihren Staaten nicht die geringſte Störung, nicht die kleinſte Uneinigkeit vorkommen

kann, ohne daß ihre übermächtigen Nachbarn das Recht daraus ziehen dürfen, durch militäriſche Occupation bei ihnen die Ruhe wiederherzuſtellen. Kein geſetzliches Mittel ſteht ihnen zu Gebot, ſolche Intervention zu verhindern. Die Thatſachen beweiſen laut genug dieſe Knechtung der ſekundären Länder Deutſchlands. Würtemberg durfte in vollem Frieden ſeine Armee nicht vermindern. Baden mußte die Cenſur wieder einführen. Der freien (!) Stadt Frankfurt wurde eine öſtreichiſche Garniſon eingelegt. In der Hannöverſchen Sache waren die Stimmen gleich vertheilt, da arrogirte ſich Oeſtreich, das für den König votirt hatte, das jus fortioris und entſchied für den Tyrannen, obwohl die Bundesakte kein Wort von ſolcher Präponderanz Oeſtreichs bei gleich getheilten Meinungen enthält. Nur einige kleine deutſche Höfe proteſtirten gegen dieſe Uſurpation; allein was half es? Die Völker in ihrer Manneskraft wehren ſich wider das Unrecht; die ſchachmatten, hinſiechenden proteſtiren. Als neueres Beiſpiel führe ich das Verbot der Pferdeausfuhr nach Frankreich an. Was hatte aber der deutſche Bund mit der orientaliſchen Angelegenheit, um welche Oeſtreich und Preußen ſich mit dem franzöſiſchen Miniſterium entzweiten, zu ſchaffen?

Das alſo iſt der heutige Zuſtand Deutſchlands: der inneren Freiheiten ſeiner alt-kaiſerlichen Verfaſſung beraubt, blieb ihm nur eine Einheit, oder vielmehr Dualität, die ſich aus dem Joche Oeſtreichs und Preußens ableitet. Aber Preußen begnügt ſich ſelbſt mit dem Condominate nicht; es ſpannt alle Segel auf, um allein, oder doch verherrſchend in Deutſch-

land zu commandiren. Die meiſten Staaten liegen bereits in ſeinem merkantiliſchen Netz. Das politiſche und kirchliche iſt längſt ausgebreitet.

Aber was iſt denn an ſich dieſes Preußen, daß es uns Andern ſo ſehr imponiren, daß es uns ſeine Livree aufdringen darf?

Das, mein Freund, wollen wir jetzt mit einander betrachten.

Sechſter Brief.

Meinem allgemeinen Urtheil über das Weſen des preuſſiſchen Staats muß ich den hoffentlich anerkannten Grundſatz vorausſchicken, daß man Nationen nicht gründet, wie eine Pflanzſchule, nicht zuſammentrommeln kann, wie eine Armee. Nationen wachſen nur aus eigenem Marke heraus und dadurch allein beſitzen ſie jene zähe Cohäſions-Kraft, daß ſie faſt unzerreißbar ſind. Wahrhafte Macht gewinnen daher auch nur ſolche Reiche, welche durch die natürliche Entwickelung eines Volks und durch die Verſchmelzung der verſchiedenen Beſtandtheile des gleichen Stammes ſich bildeten. Im Gegenſatz zu dieſer **natürlichen** Entſtehungsart von Staaten gibt es auch eine **künſtliche**, ich möchte ſagen **zufällige**; es gibt Staaten, die nicht auf eine Nationalität, ſondern vielmehr auf die Mißachtung jeder Nationalität gebaut ſind, Produkte der Politik, eines glücklichen Kriegs, nachbarlicher Eiferſucht, oder geiſtige Geburten eines großen Heermeiſters.

Die einzige Garantie ihres Fortbeſtehens ſind Verträge, Friedensſchlüſſe, gutwillige oder erzwungene Anerkennungen; ſie ſtützen ſich auf einen Federzug; und wie groß auch der Schein ihrer Macht ſei, faktiſch ſind ſie doch immer ſchwach; das Bewußtſeyn drückt ſie nieder, daß eine Unterzeichnung, deren Geſchöpfe ſie ſind, durch eine andere wieder aufgehoben werden kann. Solchen Staaten wohnt ein Selbſtauflöſungstrieb inne. Wohl mögen die Anſtrengungen ihrer Lenker den Zerfall derſelben auf längere oder kürzere Friſt hinausſchieben, aber nimmermehr ganz verhindern, denn die Grundlagen, auf denen ſie ſtehen, laſſen ſich nicht ändern; ihre Bahn und Grenze iſt ihnen vorgeſteckt: „bis hieher und nicht weiter!“ Sie müſſen altern mit den Ereigniſſen, den Zeitbedürfniſſen, den Umſtänden welchen ſie ihr Daſeyn verdankten; und wenn ſie dann ihre vorübergängliche Aufgabe gelöst haben, ſo müſſen ſie, da ihre Lebensbedingung aufhört, fallen, um nie wieder aufzuſtehen. Die Geſchichte, mein Freund, bietet eine Menge von Beiſpielen ſolcher Zufalls-Reiche dar, welche alle von einer allmählig jedes trennende Hinderniß überwältigenden Nationalität verſchlungen wurden; ich führe dir nur die vielnamigen Herrſchaften in Frankreich und Spanien an, welche endlich doch in den Begriff von Spaniern und Franzoſen aufgehen mußten, da die romaniſche und celtiſche Nationalität über die zerbröckelnden Beſonderheiten obſiegte; dieſelbe Bewegung thut ſich dermalen auch bei der ſlaviſchen Race kund, welche zuletzt alle ihre Zweige unter der ruſſiſchen Monarchie vereinen wird.

Der deutſche Stamm wurde beſonderer Umſtände wegen, mehr als jeder andere durch verſchiedene Großſtaaten auseinandergehalten. Es iſt ein Fluch ſeiner Geſchichte, daß dieß faſt immer der Fall war; aber doch ereilte die hiſtoriſche Nemeſis eine Menge der trennenden Partikular-Gewalten. Oeſtreich allein ſtand einmal auf dem Punkt, den ganzen deutſchen Namen in ein Stammreich zu verbinden, wenn es im Stande geweſen wäre, mit Karl V. und Ferdinand II. den Katholicismus ſiegreich zu machen. Der Sieg des Proteſtantismus dagegen retardirte auf lange hinaus die deutſche National-Einheit, wie er auch die franzöſiſche zerbrochen hätte, wenn es ihm gelang, im Süden feſtzuwurzeln. Durch ihn geſchah der tiefe Riß zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Deutſchland; er ſchuf neue Leidenſchaften, neue Intereſſen, eine neue Politik; er zergliederte das Schattenbild der Einheit des heiligen römiſchen Reichs, und erzeugte, in Folge dieſer Umwälzung gleichſam um der Zerſplitterung des deutſchen Stammes das Siegel aufzudrücken, ein neues Zufall-Reich, **Preußen.**

Die Reihe war an das Haus Brandenburg gekommen, daß es, nach ſo vielen andern, den traurigen Ruhm haben ſollte, einen jener Staaten zu errichten, welche die Schöpfung der Leidenſchaften einer Epoche, der Intriguen der Politik und einiger glücklichen Ereigniſſe ſind. Preußen beherrſcht gegenwärtig faſt ganz Norddeutſchland, und ſein Einfluß erſtreckt ſich noch viel weiter, als ſein Joch. Deſſen ungeachtet iſt ſeine Macht weit mehr eine vermeintliche, als eine

wirkliche. Dieſelbe ruht nicht auf ſolideren Grundlagen, als die aller jener Reiche von ephemerer Exiſtenz, deren Glanz ſo raſch verſchwand. Auch Preußen kann den Conſequenzen ſeines fatalen Urſprungs nicht entrinnen; es iſt gebunden an das Loos der momentanen Prinzipien und Bedürfniſſe, die ſein Emporkommen begünſtigten und ſein ſchnelles Wachsthum beförderten; es iſt weder in ſeiner inneren, noch in ſeiner äußeren Entwicklung frei; es muß nothgedrungen in dem Zirkel verharren, welchen ſeine Entſtehungsart um daſſelbe zog. Preußen's Vergangenheit wird uns die Urſachen ſeiner Schwäche aufdecken. Einen Abriß ſeiner Geſchichte, ſo weit mein Zweck denſelben erheiſcht, gebe ich dir in meinem nächſten Schreiben. Dieſer Abriß wird dir deutlich erweiſen, daß, wenn irgend ein Staat, Preußen als eine Creation des Zufalls, des Glückes und des Raubes anzuſehen iſt, und — male parta, male dilabuntur, ſagt, glaube ich, Salluſt.

Für jetzt will ich mich nur noch gegen einen Vorwurf verwahren, den mir nicht blos Preußen-Freunde, ſondern vielleicht ſogar viele freiſinnige und aufgeklärte Männer machen werden. Sie werden mich tadeln, daß ich die Reformation als den Keil anklage, der ſpaltend in die deutſche Nation getrieben wurde, und daß ich dagegen, wenigſtens indirekt die Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich zu billigen ſcheine. Ich bin gewiß kein geiſtig Unfreier und kein Freund der Gewaltthätigkeit gegen die Gewiſſen; aber ich nehme mir dafür die Freiheit, mich von dem Gängelband jeder Parteidefinition loszureißen. Freilich wenn

man das Wort Reformation den protestantischen Geschichtschreibern als „Kirchenverbesserung“ und „Sieg der Gewissensfreiheit“ nacherklärt, dann wird man ihrem Etablissement nur freudig zujauchzen und ihr Verschwinden aus einem Lande nur höchlich bedauern können. Aber sage mir, Freund, findest du denn die Dogmatik der christlichen Kirche in der Hauptsache durch die Reformation wirklich so zu ihrem Vortheil verändert, daß der Gewinn in diesem Punkt aller jener materiellen und politischen Opfer werth wäre, die ein Blinder erkennt und selbst der unverschämteste Geschichtsverdreher nicht läugnen kann? Oder bist du mit dem Wahn behaftet, als hätte die Reformation in der That eine freie Forschung über religiöse Dinge in den protestantischen Ländern Europa's errungen? Für so verrückt möchte ich dich nicht halten. Lies die Historie der drei letzten Jahrhunderte! Toleranz wirst du bei dem Protestantismus so wenig finden, als bei dem Katholicismus; die Freiheit der Forschung und der Gewissen ist auch dort durch symbolische Bücher, Confessionen und sogar durch Staatsgesetze beschränkt. Der Protestantismus mißhandelt seine Ketzer, wie der Katholicismus; und wenn er heute die Ungläubigen nur auf Festungen schickt, so verbrennt ja der Katholicismus — Dank dem Zeitgeiste! — seine Häretiker auch nicht mehr. Deinen Glauben schreiben dir Luther, Zwingli, Calvin und Heinrich VIII. eben so kathegorisch und mathematisirend vor, als der Papst und das Trienter Concil. Es ist, wie das Sprüchwort sagt, gehüpft, wie gesprungen. Weil daher die Reformation neben

dem ungeheuren politiſchen, materiellen und nationalen Schaden, den ihr Eindringen anrichtete, keinen entſprechenden ideellen Nutzen gebracht, ja die Gewiſſen ſogar an die weltliche Gewaltgekettet hat, darum darf ich subtractis subtrahendis behaupten, ſie brachte fatale Folgen über ihre Mutter, die deutſche Nation. Was umgekehrt im Schooße der franzöſiſchen durch Karl IX. und Louis XIV. geſchah, mögen dieſe Tyrannen ſelbſt vor dem Richterſtuhl des Höchſten verantworten. Meine Thränen fließen den geopferten Individuen. Aber die böſe That der Ausrottung eines Glaubens iſt dort einmal geſchehen: ich brauche ihre Anſtifter und Vollzieher nicht zu rechtfertigen, und kann doch behaupten, daß die böſe That gute Früchte getragen habe. Das iſt keine frivole Caſuiſtik, es iſt eher eine Theodicee. So zerſtört die gelegte Lunte des Frevlers eine enggebaute, ungeſunde Stadt; die Bürger raffen ſich auf, erbauen eine ſchöne, neue, welche bald ſich einer nie gekannten Blüthe erfreut; der Frevler wird für ſeine verderbliche Abſicht der verdienten Strafe nicht entgehen; aber er gedachte es böſe zu machen, und die Ordnung der Dinge hat es zum Guten gelenkt. — Verſtehſt du mich?

Siebenter Brief.

Brandenburg, Deutſchlands ärmſte und ſandigſte Gegend, wird erſt im Laufe des dreißigjährigen Kriegs zum Oefteren genannt, nicht zwar wegen ſeiner Großthaten, ſondern wegen der Mißhandlungen und Plünderungen, die es von allen ſtreitenden Parteien erlitt. Mit dem ſtaatlichen Gelingen des Proteſtantismus wuchs jedoch die Bedeutung des Hauſes Brandenburg in auffallend raſcher Weiſe. Freilich brauchten die proteſtantiſchen Fürſten jener ſturmvollen und fauſtrechtlichen Periode keine andere Tugend als ein weites Gewiſſen, um ihre Staaten durch Seculariſirungen geiſtlicher Güter zu vergrößern. Zu gleicher Zeit machten ſie ſich mehr und mehr unabhängig von dem Kaiſer, welchem ſie als dem Haupt der katholiſchen Liga mißtrauten, durch die Gründung einer Union gegen das kaiſerliche Anſehen. Nachdem das Haus Sachſen, vermöge ſeines alten Glanzes, und einer glorreichen Rolle in der Reformationsgeſchichte und

den Religionskriegen eine zeitlang an der Spitze der Protestanten gestanden war, gelang es bald dem Hause Brandenburg, mittelst der Unbedenklichkeit seines Gewissens und der Elasticität seiner politischen Treue, so viel Umfang zu gewinnen, daß es, Sachsen ersetzend, die erste protestantische Macht in Deutschland wurde.

Albert von Brandenburg, des polnischen Königs Sigismund Neffe, war zum Großmeister des Deutschordens gewählt worden; kaum aber hatte er seinen Zweck erreicht, als er auch sogleich gegen seinen Wohlthäter sich auflehnte. Er ward von den Polen geschlagen und kroch zum Kreuz. Als jedoch das Lutherthum Fortschritte machte, sah er darin eine neue seinem Ehrgeiz geöffnete Thüre, verband sich mit seinem Oheim wider den Deutschorden, dessen Haupt er war, den zu vertheidigen er geschworen, nahm Theil an der Beraubung desselben und erhielt zum Lohn alles preußische Gelände, das auf dem rechten Weichsel-Ufer secularisirt wurde.

Der churfürstliche Zweig der Familie hatte denselben Weg eingeschlagen. Joachim II. versicherte sich durch seinen Abfall von der Mutterkirche der Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus und konnte außerdem die in seinen Staaten inkamerirten geistlichen Stifter einziehen. Nebenbei erhielt er von dem polnischen König Sigismund August die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, für den Fall, daß der Zweig Alberts erlösche. Diese Vereinigung Preußens mit Brandenburg geschah unter dem Churfürsten Johann Sigismund, demselben Regenten, der,

um ſich der Herrſchaft über Cleve und die Mark zu bemächtigen, von dem Lutherthum zum reformirten Calvinismus überſprang. Der dreißigjährige Krieg brach aus; aber trotz ſeines anſehnlichen Zuwachſes wußte ſich das Haus Brandenburg weder bei Freunden, noch bei Feinden Achtung zu verſchaffen. Von ſeiner Erniedrigung erhob es ſich erſt wieder unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm I, welchen die Preußen den Großen nennen. Allerdings hat er eine Schlacht gewonnen. Auch er riß durch den Secularisirungs-Proceß die Bisthümer Halberſtadt Minden, Kamin und das Erzſtift Magdeburg an ſich. So lagen die Sachen, als Friedrich Wilhelm III. ſeinen deutſchen Titel ablegte und ſich Friedrich I., König von Preußen nannte. Damit taufte er eine Monarchie, deren Einwohner zu drei Viertheilen Deutſche waren, mit einem ſlaviſchen Namen. Die Familie Brandenburg rechtfertigte ihre Annahme dieſes fremdländiſchen Titels alsbald dadurch, daß ſie ihre Sache von der allgemeinen deutſchen trennte, und erwies ſich bei jeder Gelegenheit ſehr gleichgültig und verächtlich gegen die Pflichten, die ihr als Glied des deutſchen Reiches oblagen. So ſtrebte Friedrich II. mit aller Macht dahin, ſich von dem Kaiſer ganz unabhängig zu machen, und beurkundete, indem er Schleſien wegnahm, eine abſolute Losſagung von den Grundgeſetzen des Reichs. Unter ſeiner Regierung wurde auch die erſte Theilung Polens vollzogen, dieſe himmelſchreiende Verletzung der heiligſten Vorſchriften des Völkerrechts. Doch war dies nur ein Vorſpiel. Von Rußland in die ver-

zweiflungsvollſte Enge getrieben, flehte Polen den Beiſtand Preußens an, und am 27. März 1790 ſchloß Friedrich Wilhelm II., dem Hülferuf Gehör ſchenkend mit dieſer unglücklichen Nation ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß, wobei er ſich anheiſchig machte zu verhindern, daß eine fremde Macht ſich in die innern Angelegenheiten Polens einmiſche. Er wünſchte dem Reichstag Glück zur Annahme der neuen Conſtitution von 1791, indem er ihr am 17. Mai deſſelben Jahres ſchrieb, „daß er dieſen wichtigen und zum Wohlergehen „des wiedergeborenen Staats nothwendigen Schritt aufrichtig „billige und lobe.“ Jedennoch erklärte der König von Preußen als das Jahr 1793 kaum begonnen hatte, verführt durch die Ausſicht auf eine neue Theilung, daß die Veränderung der alten Verfaſſung den bedeutendſten Theil des Adels aufgebracht habe. Dem gemäß kündigte er die Beſetzung dieſes Landes, mit welchem er einen ſo friſchen Allianz-Vertrag geſchloſſen hatte, durch ſeine Truppen an. Rußland, das ohne Preußens Beiſtand ſeine Pläne nicht wohl hätte durchſetzen können, bewilligte ihm einen reichen Antheil an dem Länderraub. Der durch Bajonnette terroriſirte Reichstag von Polen ſah ſich gezwungen, dieſen ehrloſen Verrath gut zu heißen, und erklärte am 2. September 1793: „daß er außer Standes, „eine ſo harte Behandlung länger zu erdulden, ſich nothge„drungen jedem Anſinnen der Fremden unterwerfe, und daß „es vielleicht einer künftigen Generation vorbehalten ſei, das „wieder zu erringen, was die verzweifelte Lage Polens ihm „zu behaupten nicht geſtatte.“ Schon die damalige Genera-

tion verſuchte es, dieſen Anruf an eine zukünftige Generation zu verwirklichen. Zwei Jahre ſpäter, 1795, begann Kosciusko ſeinen unſterblichen Kampf. Ueberall ſchlug er die Preußen, welche in jenem Kriege nur von ihren Beinen Gebrauch machen zu können ſchienen; aber zu ſchwach, um ſimultan auch den von Suwarow befehligten Ruſſen die Spitze zu bieten, unterlag er und vermochte ſein Vaterland nicht zu retten. Vermöge der dritten und letzten Theilung ſah Preußen ſeine Grenzen bis an die Weichſel, mit Inbegriff Warſchau's, vorgerückt. So ward das Werk der Ungerechtigkeit vollendet. Preußen wußte ſich dabei auszuzeichnen, denn Preußen ſpielte unläugbar die gehäſſigſte Rolle, indem es mit der Gewaltthätigkeit den Verrath verband, ohne auch nur den ſchrecklichen Ruhm wilder Kühnheit und roher Energie zu erwerben, welcher Rußland allein zukommt. Der ruſſiſche General Igelſtröm charakteriſirte das Betragen der Preußen während dieſes Krieges in einem Bericht an ſeinen Hof treffend mit den Worten: „ſie ſpielen bei jeder Gelegenheit die Pfiffigen und Feigen.“ In der That gewannen ſie nicht eine einzige Schlacht und wagten nichts von Belang; Rußland allein wagte, ſiegte und entſchied für ſie; und ebendeßhalb kann man ihm eine Eroberung eher verzeihen, die es mit Muth unternahm und mit ſeinem Blut bezahlte.

Während Preußen durch ſolcherlei Großthaten ſich im Oſten vergrößerte, fand es Mittel und Wege, im Weſten nicht minder fruchtbare Niederlagen zu feiern, als ob es

Siege errungen hätte. Nach seinem Manifest gegen die Grundsätze der französischen Revolution von 89, war es der Coalition beigetreten, unter dem ritterlichen Vorwand, den König von Frankreich wieder auf den Thron zu setzen. Fast unmittelbar darauf gab es sich jedoch dazu her, seine Neutralität den pariser Bürgern gegen Subsidien von zwei Millionen monatlich zu verkaufen. Ein solcher Vertrag existirt, und wenn er nicht zum Vollzug kam, wenn Preußen die Waffen wieder ergriff, so geschah es darum, weil die Berg-Parthei im Convent, welche nicht mehr nöthig hatte, das Volk von Paris durch das Ausland in Schrecken zu jagen, es bequemer fand, die Preußen zu schlagen, als zu bezahlen. Als Friedrich Wilhelm auf seine Kosten erfahren hatte, an welch schwere Aufgabe er sich gewagt, zog er sich zuerst von der Coalition zurück und erregte die Entrüstung von ganz Deutschland, indem er, zu Basel 1795 einen Separatfrieden schließend, die ganze Last des Kriegs auf seine Verbündeten wälzte. So war denn, und das ist wohl zu bemerken, Preußen die erste deutsche Macht, welche, die Integrität, die Nationalität und die Gesetze des deutschen Reichs, um leichten Kauf preisgebend, die Aufopferung der linken Rhein-Provinzen an Frankreich zugestand mit dem egoistischen Vorbehalt, sich auf Rechnung seiner kleinen deutschen Nachbarstaaten zu entschädigen. Nicht genug, daß es seine deutschen Bruderstaaten verließ, es unterhandelte auch mit dem Ausland über deren Beraubung. Durch dieses abscheuliche Betragen zeigte Preußen, was ihm das deutsche Vaterland

gelte, und wie geneigt es jeden Augenblick ſei, daſſelbe dem preußiſchen Intereſſe aufzuopfern Dieſes Betragen übrigens erwarb ihm Weſtphalen; ohne Zweifel hielt es dieſen Preis der Schande für hoch und lockend genug, denn im Jahr 1804 erneute es den gleichen Skandal, in dem es ſich Hannovers bemächtigte, das ihm eine Schadloshaltung für die Territorial-Conceſſionen werden ſollte, welche es dem Sieger von Auſterlitz mit feiger Schlauheit gemacht hatte.

Ich übergehe die Schlacht bei Jena und die unheilvollen unmittelbaren Folgen derſelben; aber welcher Kleinmuth, welche Schwäche enthüllt ſich uns bei dieſer Gelegenheit! ich eile, mein Freund, dir von der Rolle zu reden, welche Preußen 1814, als das aufgeſtandene geſammte Deutſchland ſeine Selbſtſtändigkeit wieder errungen hatte. Mehr als jeder andere, war es der Berliner Hof geweſen, welcher damals den nationalen Aufſchwung durch ſeine Proklamationen und Verſprechungen von Freiheit und Einheit des deutſchen Vaterlands ſteigerte. Deſſen ungeachtet war es auch der Berliner Hof wieder, welcher ſich am Roheſten in der Verſtümmlung Germaniens bewies. Stets dem Grundſatz getreu, dem Starken nicht zu widerſtehen und über den Schwachen herzufallen, entſchädigte er ſich für alle polniſchen Provinzen, die ihm ruſſiſche Willkühr abnahm, auf Koſten der deutſchen Volksſtämme in Sachſen und am Rhein. Durch den Friedensſchluß und die Verträge von 1815 ſtieg Preußen zu einer Macht erſten Rangs empor.

Aber nicht befriedigt mit dieſer Sättigung des Ehrgei-

hes, ſann Friederich Wilhelm III. auf neue Eroberungen; man hatte ihm Ländereien bewilligt: er gedachte, ſich auch der Seelen zu bemeiſtern, und vermochte nichts Neueres aufzubringen, als eine neue Apoſtaſie, — freilich ein abgenutztes Mittelchen bei Haus Brandenburg. Als Friederich Wilhelm III. den Evangelismus *), welchen er ſelbſt geſchaffen und in die Welt geſetzt hatte, öffentlich annahm und von ſeinen Söhnen, ſeinen Schwiegertöchtern, kurz ſeiner ganzen Familie, mit Inbegriff der Garniſon von Potsdam, annehmen ließ, gab er das einzige Beiſpiel in der Weltgeſchichte, daß eine Königsfamilie im Lauf von weniger als drei Jahrhunderten ihren Glauben dreimal abſchwur: erſt war ſie katholiſch, dann wurde ſie lutheriſch, dann reformirt (calviniſtiſch) und endlich evangeliſch. Seltſam genug, daß dieſe Wiedergeburten des Gewiſſens ſtets mit dem Zeitpunkt eines dringenden Intereſſes zuſammenfielen, ſei es nun, daß einige Biſchöfe oder ein religiöſer Ritterorden geplündert, oder die Sympathien der Völker geködert werden ſollten. Traurig bleibt es immerhin, daß man durch ſolche Vorgänge zu der Ueberzeugung bewogen wird, es ſei Religion, alſo das Heiligſte auf Erden, für die Großmächtigen, z. B. die Brandenburger Herrſcher, nur gleich einem Spinnengewebe, das wohl Mücken, d. h. geringes Volk, nicht aber Adler, d. h. die Gewaltigen, zu halten vermöge!

---

*) Eine Art indifferenter Verſchmelzung verſchiedenartiger proteſtantiſcher Glaubensbekenntniſſe.

Aus dieſem kurzen hiſtoriſchen Abriß wirſt du, Freund, den unvermeidlichen Schluß ziehen, daß meine Anſicht über Preußen, welches ich als ein Reich des Zufalls charakteriſirte, gerechtfertigt iſt. Gehoben durch die Feſtſetzung des Proteſtantismus, wuchs es durch die politiſche und kirchliche Treuloſigkeit und Apoſtaſien, welche ſeinen Regenten keinen Gewiſſens-Skrupel machten. Mit Kirchenraub begann es ſeine Vergrößerung; in ſeinem Streben nach Unabhängigkeit ward es von dem Mißtrauen der deutſchen Fürſten gegen Oeſtreich unterſtützt, und aus demſelben Grunde konnte es ſich an die Spitze der kleinen Staaten ſtellen; endlich hatte es das Glück, zweien Reichen zur Seite zu ſtehen, welche in dem Moment ſeines Steigens nur noch ein Scheinleben führten, nur noch dem Namen nach unter den Mächten figurirten, und weder zum Widerſtand, noch zur That mehr die Kraft beſaßen. Nichts iſt trauriger, als der Anblick ſolcher dahinſchwindenden Völker, deren zerbrochene von dem Strom der Ereigniſſe hinabgeriſſene Nationalität dem erſten beſten Beſitzergreifer ihre Trümmer überläßt, ohne andere Beſtandes-Gewähr, als die Eiferſucht der Theilenden. Polen und das deutſche Reich waren durch die Fehler ihrer politiſchen Organiſation bis auf dieſen Punkt geſunken. Preußen hatte Gelegenheit, von ſolchem Zuſtand Gewinn zu ziehen, und durfte, mit gleichem Hohn gegen eine fremde wie gegen die eigene Nationalität, die eine, wie die andere verletzen. Die elenden und verwerflichen Mittel, womit es von Polen und dem deutſchen Reich einige Fetzen gewaltthätig an ſich raffte,

habe ich bereits geſchildert. Merkwürdig aber bleibt immer, daß dieſe Monarchie, die plötzlich ſo ſtark um ſich griff, keinen einzigen wahrhaft großen Mann auf ihrem Throne ſah. Allerdings erzeugte ſie einen großen Feldhauptmann und konnte unter dem Schimmer militäriſchen Ruhms die Augen der Welt von den ſchlechten Mitteln ablenken, welchen ſie größtentheils ihre Machthöhe verdankte.

Achter Brief.

Uebrigens ist nicht Alles Gold, was glänzt. Man kann als mächtig gelten, kann sich in ruhigen Zeiten einen Einfluß erkünsteln, der jedoch nicht so ganz reell ist, als er aussieht, und in den Zeiten der Prüfung, wie ein Nebel, verschwindet. Das Ende des vorigen und der Beginn dieses Jahrhunderts hat uns gezeigt, auf welch thönernen Füßen Preußen stand, als es gegen eine wirkliche Nation sich tollkühn ins Feld stellte; und ich glaube, ein solcher Fall dürfte sich bei der nächsten Gelegenheit wiederholen, denn schon in in der Formationsart des Staates Preußen findet sich der Grund seiner Schwäche, der Keim seines Todes. Es hat alle Nationalitäten um sich her mißhandelt, ohne im Stande zu sein, eine eigene für sich zu schaffen, außer du suchtest selbige etwa in der Nationalkokarde. Es bildet kein Volk, sondern ein zusammenhangloses Gemisch aus ungleichartigen und antipathischen Völkern; es ward geboren aus den Lei-

denſchaften des Proteſtantismus, es hat ſich denſelben beigeſellt, es muß ihnen zu dienen fortfahren, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſeine zahlreichen katholiſchen Unterthanen zu verfolgen. Denn wenn es unparteiiſch bleiben will, ſo bringt es die Proteſtanten gegen ſich auf, welche in ſolchem Betragen einen Verrath an ihrer Sache erblicken. Es hat neuerdings den Samen religiöſer Zwietracht in Deutſchland ausgeſtreut, und findet letztere unausrottbar in ſeinem Schooß; es wurde groß in Folge der Eiferſucht der deutſchen Fürſten gegen Oeſtreich, die es mit aller Macht aufregte: aber es ſelbſt, da es mächtiger geworden, begegnet jetzt dem gleichen Argwohn, der gleichen Eiferſucht; es hat ſich erhoben, indem es die Intereſſen Deutſchlands verrieth, indem es dieſelben dem eigenen Vortheil unterordnete: und ſtößt dafür heute auf ſeinen gefährlichſten Feind, den deutſchen Patriotismus, der weder preußiſch, noch öſtreichiſch werden, ſondern deutſch ſein mag. Durch ſein Benehmen, durch die Art, wie es zu Werke ging, hat es die Entrüſtung der Völker aufgeregt; um ſie zum Schweigen zu bringen, mußte man ſie unterdrücken. Dadurch wuchs der Haß und die Unterdrückung trat mit verdoppeltem Gewicht auf. Deßhalb dürfte es nicht ſo weit vom Ziele geſchoſſen ſein, wenn ich vermuthe, ſelbſt die Einführung eines liberalen Syſtems in Preußen würde nicht mehr eine Popularität dieſer Regierung zur Folge haben, ſondern entweder das Signal zur Auflöſung des preußiſchen Reichsverbandes werden, ſo daß jeder darin begriffene Volks-Aſt wieder mit ſeinem Hauptſtamm ſich vereinigte, oder das Vor-

ſpiel zur Verſchlingung der ſogenannten preußiſchen Nationalität in die allgemeine Deutſche.

„Bah! wirſt du mir vielleicht einwenden, Preußen iſt zu mächtig; Preußen ſpricht ein zu gewaltiges Wort in der europäiſchen Pentarchie; Preußen hat bei ſeinen hohen Bundesgenoſſen einen großen Stein im Brett, und keine geringen Sympathien ſich zu verſchaffen gewußt. Es bewies ſich als guten Minirer, und wer es in die Luft ſprengen wollte, würde da und dort auf tiefe Gegenminen ſtoßen.“ — Oberflächlich beſehen, zumal wenn du die Diplomaten der kleinen Höfe befragſt, oder die gefliſſentlichen Manifeſtationen der großen für baare Münze nimmſt, möchteſt du Recht haben. Indeß erlaube ich mir doch, die hohe Meinung von der preußiſchen Geltung im Rath der Großmächte in Zweifel zu ziehen, und werde, bevor ich zu den innern Angelegenheiten dieſes Reichs übergehe, mit dir ein vertrauliches Wort über die Stellung Preußens nach Auſſen reden.

Unter allen Staaten, die im „Siegeskranz“ von 1815 prangten, wurde Preußen ohne Widerſpruch in dem Friedensſchluß am Kargſten bedacht: es erwarb kein viel größeres und bevölkerteres Gebiet, als es im Jahr 1805 beſaß, und ſeine Ländertheile liegen gegenwärtig noch weit mehr auseinandergeſtreut umher, als damals. Deßhalb äußerte ſich de Pradt in ſeiner Geſchichte des Wiener Congreſſes über dieſe Monarchie: „Unter den europäiſchen Mächten hat Preußen die meiſten Grenzen; es iſt die einzige, welche alle großen Staaten, Rußland, Oeſtreich, Deutſchland und Frankreich,

zugleich berührt, und daher von allen bedroht werden kann. Feinde ſieht es überall, Naturgrenzen nirgendwo: bei Memel, bei Königsberg ſtößt ihm Rußland die Spitze ſeiner Staaten in die Flanke; Oeſtreich durchſchneidet ihm die Mitte ſeiner Beſitzungen: von Böhmen aus iſt man ſogleich im Herz von Preußen; Frankreich erreicht es an dem Endpunkt desjenigen ſeiner Gebietstheile, der von dem Körper der Monarchie abgetrennt liegt; es iſt in kleinen Bäckchen auf einer unermeßlichen Linie zerſtreut, der es an Zuſammenhang und Breite gebricht: es gleicht jenen Häuſern in Berlin, welche nach der Straße hin prachtvoll gebaut, aber hinten nicht vollendet ſind; dieſer Staat hat nur erſt noch eine Façade über Europa."

Als Preußen nach der Weichſel vorgedrungen war, gewann es eine mächtige Vertheidigungslinie wider Rußland; heute beſitzt es dieſelbe nicht mehr. Der Fetzen von Sachſen, den man ihm zuwarf, macht es nicht ſtärker gegen Oeſtreich, während der Beſitz der Rhein-Provinz, ſeine ungeheure Länge noch weiter ſtreckend und ihm Frankreich als Nachbar hinrückend, es einer neuen Gefahr ausſetzte und ihm aus einem früheren Alliirten einen Feind machte. Ohne Zweifel erkannte Preußen die ganze Ungunſt dieſer Lage, da es im Jahr 1815 ſo nachdrücklich ſich um die geſammten ſächſiſchen Länder bewarb. Dieſe geographiſche Lage Preußens, die heterogene Gemiſchtheit ſeiner Bevölkerung, die Armuth eines großen Theils ſeiner Provinzen zeigen augenſcheinlich, daß es gegen jede der drei es umlagernden und durchkreuzenden Großmächte in un-

verhältnißmäßigem Grade zu ſchwach iſt; es kann daher nur Allianz-Kriege führen; es muß ſich der einen, oder der andern in die Arme werfen; wie es z. B. im Jahr 1807 allein von Rußlands Gnade exiſtirte. „Daher, ſagt de Pradt in dem ſchon angezogenen Werke weiter, wird der preußiſche Staat in ſeiner Lage immer etwas Unbehagliches, Gezwungenes, Abhängiges finden, das von ſeiner verhältnißmäßigen Schwäche herrührt; und eine ſolche Lage, die weder eine vollſtändige Entwickelung, noch eine ganz freie Aktion geſtattet, iſt die allerſchlimmſte für einen großen Staat.“ Preußens Königthum iſt ein wahres Unterlieutenants-Königthum, das den Impuls immer von einem Chef empfangen muß und auch dann, wann es zu commandiren ſcheint, einen Befehl nur weiter befördert. Die Schmeicheleien, womit das Berliner Kabinet über ſeine Macht ſich ſelbſt ſo freigebig beräuchern läßt, können die Stimme der Geſchichte und der Thatſachen nicht erſticken. Seit das militäriſche Genie Friedrich II. Preußen nicht mehr auf einer künſtlichen Höhe hielt, und es in ſeinen Normalſtand zurückgeſunken iſt, hat es immer nur eine dienende und gehorſame Rolle gegen Mächtigere geſpielt. Das war ſeine Rolle gegen Rußland bei den beiden letzten Theilungen Polens; deſgleichen gegen Oeſtreich in den Coalitionskriegen wider die franzöſiſche Republik; es ſpielte dieſelbe Rolle gegen das franzöſiſche Kaiſerreich, als Napoleon im Zenith ſeiner Größe ſtand. Sogar im Jahr 1815, ſelbſt dann, als ſeine Völker einen ſo thätigen, ſo energiſchen Antheil an dem allgemeinen Kriege genommen hatten, unterlag es dieſer

grauſamen Inferiorität, die Jedermann aus der einzigen Thatſache, die ich dir bezeichne, erkennen wird: Die drei Großmächte hatten, jede ſich ſelbſt ihren Theil an der Siegesbeute genommen; aber Preußen mußte ſeinen Antheil ſich von ihnen zuſchreiben laſſen. Rußland, Oeſtreich und England hatten damit begonnen, daß jedes ſich in den Beſitz von dem ſetze, was ihm am beſten anſtand; Preußen durfte warten, bis man ihm Etwas zuwarf. Rußland hatte ihm ſeine ſchönſten polniſchen Provinzen genommen; Preußen wehrte ſich nicht, aber es wollte ſich an dem ſchwächeren Sachſen entſchädigen; da es mit dieſen Anſprüchen dem Veto Oeſtreichs begegnete, übte es nochmals die chriſtliche Lehre von der Selbſtverläugnung und ſah ſich gezwungen, ſeine modificirte Begehrlichkeit auf das Rheinland zu werfen.

Sonach mangelt Preußen die Freiheit des Entſchluſſes, keiner der drei benachbarten Großmächte zu folgen; es iſt ihm unmöglich, ſein etwaiges Mißvergnügen über die Beſchlüſſe der andern in ein ſtolzes Iſolirungsſyſtem zu hüllen, wie Frankreich 1840 that; noch mehr, es hat nicht einmal die Freiheit in der Wahl ſeiner Schutzmacht; es iſt nicht einmal frei in ſeinen Allianzen! Preußen fühlt ſich unbehaglich, *) unruhig, wie jeder bedrohte Staat; es iſt ehrgeizig und hegt den Wunſch, ſich zu vergrößern, weil ſeine gegenwärtigen Gebiets-Verhältniſſe ihm keine Garantien der Selbſt-

*) Sein Miniſter Ancillon hat vor etwa 10 Jahren ein **Mémoire sur le malaise** unſerer Tage, er hätte ſagen ſollen: Preußens, circuliren laſſen.

ständigkeit darbieten. Wohlan denn: auf welche Seite allein kann es sich zu verstärken hoffen? Offenbar nur in Deutschland; dieses einzige Land ist seinem Ehrgeiz preisgegeben. Sonst begnügte es sich noch, dasselbe der ausschließlichen Leitung Oestreichs zu entziehen; heute strebt es nun seinerseits nach Beherrschung desselben. Seine Zolllinie, sein Einfluß, den es allmählig über die secundären Staaten erlangte und täglich vermehrt, die Schriften seiner Publicisten, die Sprache seiner Diplomaten enthüllen zur Genüge seine Plane selbst vor den blödesten Augen. Mit allen Kräften muß es zu dem Ziele streben, sich durch den Beitritt der kleinen deutschen Staaten zu den Zwecken seiner Politik zu arrondiren und dieselben wenigstens moralisch zu beherrschen, und das um so mehr, weil es mit Seufzen erkennt, das es von der Hinterlassenschaft des zerfallenden türkischen Reichs seinen Theil mit Rußland und Oestreich nicht wird nehmen können, wie weiland von dem polnischen. Da sich aber dieß so verhält, versteht es sich von selbst, daß Preußen, welches in Deutschland alle Interessen Oestreichs durchkreuzt und in stetiger Rivalität mit demselben steht, auf eine solide und dauernde Allianz mit dieser Großmacht nicht zählen darf. Die Höfe von Wien und Berlin konnten sich zwar leichtlich über die Vernichtung der Selbstständigkeit des deutschen Bundes und der Frankfurter Tagsatzung verständigen, — das schlägt in ihre beiderseitige Politik ein; — aber dieser Punkt ist auch der einzige, der den auffallenden Einklang, welchen sie jetzt heraushängen, vermittelt. Mithin, und darauf wollte ich kom-

men, iſt Preußen nicht frei, Oeſtreichs Allianz in den Angelegenheiten der Großmächte zu wählen, denn es müßte zuvor auf das einzige Mittel, ſeine Macht zu verſtärken, auf den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und das Protectorat über die kleinen Bundesſtaaten verzichten. Eben ſo wenig aber geſtattet eine geſunde Politik Frankreichs, daß der Berliner Hof die minder mächtigen Stämme des deutſchen Bundes ins Schlepptau nehme; zudem wird das linke Rhein-Ufer jederzeit ein Zankapfel zwiſchen Frankreich und Preußen bleiben, und würde auch niemals mehr ein Schwert über dieſe Beſitzungen gezogen; in der öffentlichen Meinung beider Länder erhält ſich die Spannung und das Mißtrauen fort und fort. Endlich darf ich nicht vergeſſen, daß die franzöſiſchen Principien eine große Kluft zwiſchen Frankreich und Preußen befeſtigen, und das Kabinet des letzteren einen unüberwindlichen Abſcheu gegen das „wälſche Weſen" (nämlich die bürgerliche Freiheit) hegt, weshalb es ſich auch gegen Frankreich am Feindſeligſten erweist. Somit iſt Preußen ebenſowenig frei, Frankreichs Allianz zu wählen.

Alſo bleibt ihm Rußland übrig; und in der That hat es von dieſer Seite her, wie das Meiſte zu fürchten, ſo auch das Meiſte zu gewinnen. Das Meiſte zu fürchten, — denn juſt dieſer Macht gegenüber ſteht es am Schwächſten da. Berlin liegt kaum hundert Stunden von der ruſſiſchen Grenze und alle preußiſchen Provinzen öſtlich von der Weichſel bilden eine Art ruſſiſcher Enklaven; ſie wären augenblicklich vom Rücken her genommen und könnten nicht vertheidigt werden, der-

weil Posen und Schlesien von vorn angegriffen würden. Das Meiste zu gewinnen, — weil Rußland weniger Interesse hätte, als Oestreich oder Frankreich, zu verhindern, daß sich Preußen auf Deutschlands Kosten vergrößere. Der Kaiser Alexander war 1813 der einzige Souverain, welcher Preußens Ansprüche auf Sachsen unterstützte. Rußland bedarf eines Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Berliner-Hof zum Behuf der Eroberungen, auf die es am Bosphorus sinnt. Preußen, als russischer Alliirter, könnte Oestreich bei einem Kampf um die Donaumündungen, eine unangenehme Diversion machen. Allerdings möchte der offengestandene moskovitische Plan alle slavischen Stämme unter einem Scepter zu vereinigen, Preußen mit Recht alarmiren, wenn es nicht längst schon die Gewohnheit hätte, dem Starken Alles abzutreten, und sich dafür an dem Schwachen gründlich zu entschädigen. Es würde also handeln, wie mit Napoleon, wie im Jahr 1815, nachdem ihm Rußland einige polnische Provinzen abgenommen: es würde sich auf Deutschland werfen und könnte mit des Czaren Hülfe, der hier schon mehr Einfluß hat, als man sich gerne gesteht, das Scepter und die einzige Leitung Germaniens ergreifen. — Außer diesen mächtigen, auf Furcht und Hoffnung gebauten Beweggründen, gibt es für die gegenseitige Annäherung zwischen den Kabineten von Berlin und Petersburg noch anderweitige, aber nicht minder entscheidende. Die religiöse Intoleranz der preußischen Regierung, die gestern offenkundig hervortrat, heute versteckt operirt, die Erniedrigung aller Personen und Verhält-

niſſe unter die Willkühr eines Einzigen, das Geheimniß, womit ſich das monarchiſche Getriebe in Preußen umgiebt, mußten letzterem einen unvergleichlichen Reiz, einen unwiderſtehlichen Drang zu ruſſiſcher Allianz einflößen. Darum ſahen wir dieſe gelehrige Anhänglichkeit Preußens an Rußland mehr und mehr feſt und innig werden. Sie hat ſich öffentlich kundgegeben durch Schließung von Familienbanden zwiſchen den Dynaſten, durch Preußens Selbſtverläugnung, womit es in dem polniſchen Aufſtand dem Czar eine blindergebene Hülfe leiſtete, und in den orientaliſchen Angelegenheiten, wo es ſeine wahren Intereſſen opferte. Heute ſteht es wie ein ruſſiſcher Vortrab in Deutſchland da; es wurde in den Händen des Selbſtherrſchers aller Reuſſen zum Wiederhaken im Mittelpunkt von Europa, um die Civiliſation und Freiheit des Abendlandes zu zerreißen. Was hilft es, daß der neue Herrſcher, Friedrich Wilhelm IV., angeregt von der Stimme der öffentlichen Meinung, dermalen noch ſchwankt und ſich hin und herwindet, wie ein Aal in der Fauſt des Fiſchers? Der Anſtoß, die Richtung iſt ihm ein für alle Mal in dem preußiſchen Staatsſyſtem gegeben, er kann ſich dem Strom nicht widerſetzen, und wird es auch nicht thün, da das monarchiſche Gelüſte auch in ſeiner Seele die Oberhand hat. Darum iſt, was ſeit vier Jahren ſcheinbar Liberales in Preußen geſchah, nur eine Komödie, ein Fratze für Deutſchland aufgeſpielt, um nicht alle Sympathien ſchlechtweg zu verlieren, um die unter der vorigen Regierung eingebüßte Popularität wenigſtens einigermaßen wieder zu gewinnen; denn ſo weit ſieht

denn doch jeder Monarch, der ein civiliſirtes Land beherrſchen will, daß er nicht gerade den entſchiedenſten Haß auf ſich tragen darf, wenn er triumphirend durch bekränzte Thore einziehen und durch Dichter, Philoſophen und Künſtler ſein Lob in die Nachwelt hinein poſaunen laſſen möchte. Das alſo iſt Preußens Lage nach Außen. Geheimer Haß, rückiſche Eiferſucht gegen Oeſtreich; offen ausgehängter Haß, affektirte Drohungen gegen Frankreich und deſſen Staatsprincip, timide und intereſſirte Hingebung an Rußland; Heuchelei gegen Deutſchland.

Wie ſieht es nun in ſeinem Innern aus? ... Dieß morgen!

Neunter Brief.

Du wirst mir den Vordersatz gelten lassen: „Wer nach Innen und an sich stark ist, wird sich auch nach Aussen stark erweisen können;“ und umgekehrt: „Wer an sich und nach Innen zu schwach ist, der wird vielleicht eine zeitlang die Aussenseite von Stärke erheucheln können, aber bei der ersten ernsten Probe unterliegen.“ Nun behaupte ich: **Preußens Schwäche kommt von Innen heraus, in seinem Mark und Bein liegt sein Gebreste.** Das wird aus einer Prüfung seiner inneren Verhältnisse, die wir miteinander vornehmen wollen, sonnenklar resultiren. Also denn!

Preußen hat kein Band des inneren Zusammenschlusses, und darum keine Einheit in sich. Mit Verachtung der Nationalitäten sich vergrößernd, hat es wohl Länderstriche und Städte verschlungen, war aber nicht im Stande, so viele Eroberungen zu verdauen, war nicht im Stande, seine durch Abstammung, Religion, Gesetzgebung Sprache und Ra-

tionalität verſchiedenen, theils katholiſchen, theils lutheriſchen und reformirten, hier nach dem Gewohnheitsrecht, dort nach dem römiſchen Recht, hier nach dem preußiſchen Coder, dort nach dem Feudalrecht, und anderswo endlich nach dem franzöſiſchen Geſetzbuch regierten Völker in ein einziges Volk zu vereinen und gleichſam zuſammenzugießen. Polen, Deutſche und Preußen ſchleudern ſich von einem Ende der Monarchie zum andern gegenſeitig Haß und Verachtung zu; denn die Einen fühlen ſich als Unterdrücker, die Andern als Unterdrückte. Um das Chaos zu vollenden, behauptet jede Provinz, ſich iſolirend, ihre eigene Individualität beibehaltend, ſich an ihre hiſtoriſchen Erinnerungen anklammernd, eine Art Lokal-Nationalität, welche von dem preußiſchen Vaterland wenig Notiz nimmt und oft eine blos feindſelige. Dieſe Reichs-Lappen fügen ſich der Zwingherrſchaft, aber ſie ſtoßen die moraliſche Eroberung, d. h. die wahre Einkörperung mit Händen und Füßen zurück und indem ſie ihre Sitten, ihren Charakter, ihre Gebräuche, ihre Traditionen bei ſich verewigen, ſetzen ſie ohne Unterlaß den Kampf gegen die preußiſchen Ideen und das preußiſche Joch fort. Wohl mochte es dem franzöſiſchen Aſſimilirungsgeiſt, der monarchiſchen und religiöſen Einheit in Frankreich gelingen, die verſchiedenen Nationalitäten, welche den galliſchen Boden beſchritten und Spuren darauf zurückließen, feſt zuſammenzukitten und aus Galliern, Römern, Celten, Normannen und Germanen eine einzige große und ſtarke franzöſiſche Nation zu bilden. Die Kirche trug bei dieſer angeſchwemmten Volksmaſſe beſonders

Univ. Bibl. München

viel zur moraliſchen und politiſchen Verſchmelzung bei, denn die katholiſche Kirche drückt ihren Univerſalismus auch dem Staate auf, worin ſie die alleinige oder doch die abſolut verherrſchende iſt. Aber der ſogenannte moderne Rechtsſtaat, wie man die abſoluten Monarchien in civiliſirten Ländern getauft hat, dieſes Gemiſch aus allen möglichen tolerirten religiöſen, ariſtokratiſchen und ſocialen Beſtandtheilen, wie es der weſtphäliſche Friede ſchuf, verleiht keine Adhäſionskraft. Am Schlechteſten iſt in dieſer Beziehung Deutſchland daran, dieſes klaſſiſche Land der Zerriſſenheit ſogar in Zeiten und unter Umſtänden, wo es den Univerſalismus mit Händen greifen konnte, ſogar damals, als ihm das Loſungswort des Mittelalters: Ein Kaiſer und Ein Papſt! auf der Zunge lag. Denn Deutſchland ermangelt des Aſſimilirungs-Geiſtes gänzlich, zumal ſeit ſeiner durch Verträge beſchworenen Spaltung in eine Menge chriſtlicher und ſtaatlicher Gemeinſchaften, die nur mit einem papierenen Kreuzband kümmerlich zuſammengehalten werden. Preußen aber iſt der Culminations-Punkt und das Reſultat deutſcher Geſpaltenheit. Dabei kann es ſeinen Sieg über andere Nationalitäten niemals vergeſſen; es hat etwas Abſtoßendes, bäuriſch Stolzes, das fremden Sitten und Gebräuchen keine Rechnung tragen kann und will, und ſich unaufhörlich an dem Beſiegten reibt. Sein Joch iſt immer gehäſſig und herabwürdigend für die eroberten Völker. Das iſt ein Fehler, welchen der Preuße mit den übrigen Deutſchen theilt, allein ich muß doch bemerken, daß ihn juſt der Preuße in höherem Grade beſitzt, als

ſeine Mitbruder. Daher auch jene auffallende Antipathie der wahren Deutſchen gegen die Uckermärker, welche ſich als den vorherrſchenden und bevorzugten Stamm betrachten. Der ächte Deutſche iſt gut, einfach, ſtolz, ſtreng, ſogar rauh und leichtgläubig wegen ſeiner eigenen Aufrichtigkeit; der Berliner dagegen iſt kriechend, ſervil, voll Prunk und Uebermuth, wo er zu befehlen hat. Verdorben, einſchmeichleriſch, verſchlagen, weiß er zu muckmackeln und zu intriguiren, wiewohl ohne geniale Gewandtheit; denn die Meinung von ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit verdankt er blos der Elaſticität ſeines Gewiſſens und ſeiner moraliſchen Skrupelloſigkeit; weshalb auch Berlin die frevelreichſte und laſterhafteſte Stadt in Deutſchland iſt, und eine ſtets wachſende Skala von Verbrechen darbietet. Der Preuße beſitzt alſo — das wollte ich herausheben — nicht die geringſte Gabe, ſich bei denjenigen beliebt zu machen, die ihm untergeben ſind; und die gehäſſige Art und Weiſe, wie er zu ſeinen meiſten Beſitzungen gelangte, iſt Schuld daran, daß das Widerſtreben der „Muß-Preußen" nur noch hartnäckiger bleibt. Es iſt ein vererbter Haß, der von Generation zu Generation bewahrt wird, bei jeder Gelegenheit — und die Gelegenheiten, wo die eroberten Provinzen ſich über altpreußiſche Unverſchämtheit und Mißhandlung durch Kabinetsordern zu beklagen haben, ſind bekanntlich nicht ſelten — neu aufglüht und in dem Danke, welchen einzelne Individuen und Stände der Regierung ſchuldig werden mögen, niemals aufgeht.

Ich möchte indeß nicht blos mit allgemeinen Behaup-

tungen um mich werfen, denn ich verabſcheue den berlineriſchen Fehler der Oberflächlichkeit und des Quidproquo-Machens. Ich fühle mich um ſo mehr verpflichtet, auf Details einzugehen, da, wie ich in der Folge zeigen werde, die preußiſche Politik kein Mittel ſcheut, ſich gefällige, lobpreiſende Federn zu verſchaffen, welche allzeit fertig und geſpitzt ſind, die liberale Lüge Preußens in ſchöne und großmächtige Worte zu kleiden und den reellen Beurtheiler anzufallen. Mag dieſe Meute immerhin kläffen, aber ich fordere ſie heraus, mir vorher zu widerlegen, was ich nun über den Zuſtand der Haupt-Provinzen Preußens, über die Stimmung der Gemüther daſelbſt, über die geſchichtliche Vergangenheit derſelben, ihren religiöſen Glauben und ihre politiſchen und ſocialen Intereſſen, mit einem Wort, über die Gründe ſagen werde, welche ſie in höherem oder geringerem Grade von der preußiſchen Herrſchaft und moraliſcher Unterwerfung unter dieſelbe entfernt halten, und zugleich eine Entfremdung dieſer Provinzen untereinander bewirken!

Zehnter Brief.

Alt-Preußen und Berlin sind vielleicht die einzigen Reichstheile, welche der Regierung aufrichtig und von ganzem Herzen anhängen; denn in ersterem zwingt die Armuth das Volk und insbesondre der Adel, von den Brosamen zu leben, die ihnen das Gouvernement zuwirft, und Anstellungen zu suchen. Und da die gebildete Klasse dort sowohl aus Ueberzeugung, als aus Noth einen baumstarken Servilismus besitzt, so wird sie vorzugsweise, ich könnte schier sagen ausschließlich, zum öffentlichen Dienst verwendet. Es ist daher natürlich, daß diese Geschöpfe die Hand lieben, die sie füttert, und nicht nur füttert, sondern auf Kosten ihrer Mitbürger in anderen Provinzen sogar mästet. Da Berlin der Sitz der Regierung ist, so muß man die Hauptursache von dessen Liebe zu ihr gleichfalls in dem Interesse suchen. Uebrigens hüte man sich doch wohl, zu glauben, daß in Alt-Preußen die Masse des Volks und die übrigen Stände (die Be-

amtenkaſte ausgenommen) eben ſo weit von jedem Gedanken an Freiheit entfernt ſind, als die obligaten Diener in der Hauptſtadt; denn die Bitte um eine allgemeine Reichsverfaſſung, welche im Jahr 1840 von dem Königsberger Provinzial-Landtag geſtellt wurde, beweist das Gegentheil.

Die preußiſche Rhein-Provinz, größtentheils aus den alten geiſtlichen Churfürſtenthümern Trier und Cöln gebildet, genoß unter dem Krummſtab einer im wahren Sinne des Worts liberalen Verfaſſung. Da ſie näher bei Frankreich liegt, ſo hatte ſie ſtärker, als das übrige Deutſchland, den Einfluß der Ideen von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit gefühlt. Als daher die franzöſiſchen Heere an den Unter-Rhein kamen, begegneten ſie zahlreichen Sympathien. Der völlige Umſturz des alten Standes der Dinge, der Verkauf der kirchlichen und adelichen Güter, eine lange Einverleibung mit Frankreich vollendeten die Einwurzelung der Liebe zu dieſem Lande und den von ihm verbreiteten Staats-Grundſätzen in den Herzen der Rheinländer. Indem ich dieſe Thatſache anerkenne, fühle ich mich jedoch berufen, gelegentlich eine Wahrheit zu ſagen, die in Rückſicht auf die politiſchen Vorgänge von 1840 zu wichtig ſcheint, als daß ich ſie übergehen dürfte.

Man hat aus der lebendigen Anhänglichkeit der Rheinländer an die franzöſiſchen Inſtitutionen den Schluß gezogen, als ob dieß Volk mit Sympathien für Frankreich, mit der Sehnſucht, in den Schooß deſſelben zurückzukehren, heute noch behaftet ſei. Das iſt ein ſehr gefährlicher Irrthum, welcher

einmal aus dem Tage der Entscheidung eine „journée des dupes", einen Tag der Täuschungen, oder vielmehr der Enttäuschung machen könnte. Die frühere Anhänglichkeit der Rheinprovinzen an Frankreich ist so ziemlich verschwunden; in diesem Betracht gelangen Preußens Bestrebungen, da sie im Herzen des Volksstammes eine Stimme für sich vorfanden. Die Rheinländer nemlich sind nicht, für was man sie in Frankreich gewöhnlich hält, Halbdeutsche und Halbfranzosen; sie sind kein Mestizen-Geschlecht, keine Uebergangs-Abart zwischen Deutschen und Franzosen: im Gegentheil beweist die Geschichte, daß sie mit Leib und Seele dem deutschen Reich angehörten. „Der Rhein, sagt Görres, ist die Pulsader von Deutschland." Und mit vollem Recht. Von uralter Zeit her, so lange das deutsche Reich existirte, concentrirte sich das germanische Volksleben diesem Strome entlang. An seinen Ufern blühten die mächtigsten Städte, regierten die meisten Churfürsten. An seinen Ufern standen die berühmtesten Männer, die größten Krieger Deutschlands auf. Vergangenheit und Gegenwart, Sitten und Gebräuche, Sprache und Literatur, — Alles knüpft die Rheinländer an Deutschland. Daß sie gerne in Frankreich einverleibt waren, daß sie auch nach der Trennung noch eine zeitlang Sympathien mit jenem Lande hegten, war ein durch die Gemeinschaft der staatlichen Principien bewirktes Wunder. Aber auf die Dauer bestand es doch nicht gegen das ursprüngliche Nationalgefühl. Die Rheinländer sind ächte, wahre und gute Deutsche. Weil sie aber nicht französisch werden wollen,

darf man deßhalb nicht ſchließen, daß ſie gerne preußiſch ſeien, obwohl man vielleicht auch bei ihnen die preußiſche Nationalhymne einkaſernirt und eingeſchulmeiſtert hat:

„Gottlob, daß ich ein Preuße bin!
„Ich laſſe andern Völkern ihre Ehre,
„doch ſag' ich's frei, wenn ich kein Preuße wäre,
„ich ginge nirgends, als nach Preußen hin!"

Nicht wahr, ſehr poetiſch, ſehr begeiſtert? Je nun, uckermärkiſche Sandpoeſie, bureaukratiſche Waſſer-Begeiſterung. Uebrigens half bei der Maſſe der Rheinländer Alles nichts: es konnte bei ihnen durchaus kein Enthuſiasmus für Preußen eingepfropft werden, und nur Kurzſichtige laſſen ſich durch die kleinen Mittelchen täuſchen, womit man dem Ausland dieſe Vorliebe der Rhenanen für die Stiefmutter Boruſſia weiß machen wollte. Zu dergleichen Pfiffen gehört z. B., daß man gewöhnlich unter den anonymen Belobungen der Regierung, unter einem affektirten Erguß von Gefühlen für preußiſches Weſen gezeichnet lieſt: „Ein Rhein-Preuße."

Wie viele Mühe man ſich gibt, die Welt von einer ſolchen Anhänglichkeit der Rheinländer zu überzeugen, ſoll dir ein Vorgang klar machen, der bei hunderten gebildeter Jünglinge noch in friſchem Andenken ſteht.

Unmittelbar nach dem Ableben des letzten Königs lag der Regierung ſehr viel daran, daß alle Bonner Studenten Trauer anlegen ſollten. Das wäre freilich von gutem Effekt

geweſen, oder hätte wenigſtens den Witz realiſirt, Friedrich Wilhelm habe, was ihm ſein Lebenlang nicht eingefallen, wenigſtens nach ſeinem Tod gethan: die preußiſchen Univerſitäten in Flor geſetzt. Um daher ſolche Liebezeugung zum Durchbruch, und das ſchmerzliche Bedauern über die ewige Trennung von dem Vater des Vaterlands zur ſchleunigen Anſchauung zu bringen, berief der Präſident die auf der Univerſität Studirenden Preußen, forderte ſie auf, „ihre Thränen nicht in ihren Herzen zu verſchließen", und gab ihnen zu verſtehen, daß, wenn ſie auch ihre Kameraden bewögen, Trauer zu tragen, gewiſſe Quälereien wegen der Landsmannſchaften aufhören würden. Um übrigens ihrer Liebe nicht allzuſchwere Opfer zuzumuthen, fügte er bei, daß an Alle, die ſolche abholen wollten, gratis Flöre vertheilt werden würden. Die Studenten unterlagen der Verſuchung nicht; ſie erinnerten ſich, was Friedrich Wilhelm III an ihnen gethan. — Man darf mit Sicherheit behaupten, daß die Rheinländer, weil ſie preußiſche Zollſchutzwächter erhielten, Preußen eben ſo wenig zum Vaterland adoptirt haben, als weiland Frankreich, weil die franzöſiſchen Duanen jenſeits ihres Fluſſes ſtanden. Der gegen Frankreich durch Preußen bei den Rheinländern erweckte Patriotismus hat ſich gegen Preußen ſelbſt gekehrt, und ſie betrachten das halbſlaviſche Preußen ſo gut als Ausland, wie Frankreich. Um nicht mißverſtanden zu werden, füge ich aber ſogleich bei, daß die rheiniſche Oppoſition gegen das Preußenthum nicht von der Schärfe iſt, wie der Nationalismus, um das preußiſche Joch abzu-

ſchütteln. Preußen wird nicht geliebt, Frankreich nicht herbeigeſehnt; ich glaube faſt, man würde dort Preußen kaltblütig gehen, die Franzoſen gleichgültig kommen ſehen. Der deutſche Patriotismus des Rheinlands iſt von ruhiger und gelaſſener Natur; er beſteht, aber er handelt nicht; eine politiſche Apathie hat ſich dieſer Gegenden bemächtigt. Natürlich! ſie wiſſen nicht, wohin ſie mit ihrem deutſch-rheiniſchen Patriotismus zielen ſollen Dieſer Patriotismus fühlt ſeufzend alle Uebelſtände; aber er ſieht keinen Ausweg, wenigſtens keinen in naher Zukunft ausführbaren. Von allen wahrſcheinlichen Umgeſtaltungen, die ein europäiſcher Brand zur Folge haben könnte, iſt nicht eine, welche die Rheinländer eine befriedigende Lage erwarten ließe. Triumphirt Frankreich ſo kehrt deſſen aninationale Herrſchaft wieder; triumphirt eine Coalition, ſo wird die politiſche Kette nur um ſo ſchwerer werden, und das Rheinland die letzten Reſte ſeiner liberalen Inſtitutionen vollends verlieren. Es iſt zu ſchön, um einen kleinen unabhängigen Staat bilden zu dürfen; es wird den Ehrgeiz des Stärkern immer unwiderſtehlich reizen. Da nun der rheinländiſche Patriotismus die Wahrſcheinlichkeit unerquicklich findet, ſo überläßt er ſich den lieblichen Träumen der Phantaſie; er irrt in ferner Zukunft umher und ſucht in ihr ein freies, alle ſeine Kinder vereinigendes Deutſchland. Aber dieſe Schwärmerei für ein ſo entferntes, der eigenen Thatkraft unerreichbares Ziel iſt eine frucht- und thatenloſe; mittlerweile wendet der Rheinländer all ſeine Liebe, all ſeine Gedanken den Lokalintereſſen, dem ſchönen

Rheine zu. Wenn daher die Preußen für den Augenblick keine auffallend energiſche politiſche Oppoſition in dieſer Provinz finden, ſo ſchläft dieſer allgemein-deutſche Patriotismus nur; er iſt ein brütendes Gefühl, das unter begünſtigenden Zeitumſtänden feurig hervortreten wird. Neben dieſer, immer mehr Seelen gewinnenden rhein-deutſchen Partei gibt es allerdings auch viele Fabrikanten, Induſtriellen und Güterbeſitzer, welche es vorziehen, mit einem armen Lande vereinigt zu ſeyn, in das ſie ihre Produkte ausmünden können, als mit einem reichen, von welchem ſie mit Produkten überſchwemmt werden müßten. Deßgleichen gibt es noch Perſonen, bei welchen die Liebe zu politiſchen Inſtitutionen und alten Erinnerungen die Oberhand über das Nationalgefühl hat, und die deßhalb eine Einverleibung mit Frankreich vorzögen. Indeß läßt ſich nicht läugnen, daß ſeit Belgien's Selbſtſtändigkeit und Annäherung an die Intereſſen der Rheinprovinz dieſe franzöſiſche Partei ſichtbar abgenommen hat; eine Vereinigung mit dem belgiſchen Königreich würde alle Vortheile der Union mit Frankreich und keinen ihrer Uebelſtände darbieten. Die Rheinländer fänden da eine noch liberalere Conſtitution, als die franzöſiſche iſt, die gleiche Religions-Gemeinſchaft und große Handelsvortheile, zumal für den Abſatz ihrer Weine. Mit einem kleinen Staat verbrüdert dürfen ſie unfehlbar einen größeren Einfluß auf deſſen Regierung und Verwaltung hoffen, und könnten nicht wie ein unbedeutendes Anhängſel behandelt werden. Sie gehorchten einem deutſchen Für-

ſten und Belgien wäre dann ſtark genug, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten. Der Gedanke an eine Vereinigung mit Belgien hat daher bedeutende Fortſchritte gemacht, beſonders unter den franzöſiſchen Parteigängern.

Nachdem ich nun mit dieſen Bemerkungen einige ſüße Illuſionen rheinluſtiger Franzoſen in Betreff des gegenwärtigen Zeitpunkts ſtören zu müſſen geglaubt, zwingt mich die hiſtoriſche Treue, mit der ich meine Erörterung der Vergangenheit fortſetze, zu berichten, daß die franzöſiſchen Ideen zur Zeit der Befreiungskriege tief genug in den Geiſtern des linken Rheinufers gewurzelt waren, um jenen Aufſchwung gegen Frankreich, jene Erhebungen in Maſſe, wie der Norden zu meiſt ſie darbot, bei ihnen zu hintertreiben. Da die Preußen von dieſer Provinz Beſitz ergriffen, wurden ſie nur mit Mißtrauen von den Anhängern der franzöſiſchen Inſtitutionen aufgenommen. Auch von Seiten der Anhänger altdeutſcher Ideen und Erinnerungen war ihr Empfang ein gar kühler; natürlich! Oeſtreich, welches an der Spitze des deutſchen Katholicismus ſtand, hatte ſich ſtets auf die geiſtlichen Churfürſtenthümer und Fürſtenthümer geſtützt; da nun Preußen dem Katholicismus und Oeſtreich ſeit drei Jahrhunderten feindlich gegenüber geſtanden war, ſo fand ſich am Rhein eine lange Gewohnheit des Widerwillens, ja des Haſſes gegen daſſelbe vor. Wohl hatte auch Oeſtreich nach den Niederlagen durch die franzöſiſche Republik die geiſtlichen Bisthümer am Rhein dahingegeben, aber ſeufzend, mit ſchwerem Herzen, durch Preußens Abfall von der deutſchen Sache ge-

zwungen; Preußen aber hatte mit kalter und egoiſtiſcher Berechnung ſie dahin geopfert. Und ſeit dem Jahr 1815 vermehrte das Betragen des Berliner Cabinets gegen Deutſchland und die Rheinprovinz die alten Antipathien in hohem Grad und rechtfertigte, leider! das Mißtrauen und die Befürchtungen, womit man ſie ſich zu Herren des Landes aufwerfen ſah. Ich werde dir, Freund, in der Reihe von Briefen, welche ich den religiöſen Zuſtänden zu widmen gedenke, ſo wie in der Erörterung der preußiſchen Geſetzgebung und Verwaltung dieſe Behauptungen, die ich vorerſt als Reſultate hinſtelle, noch weiter belegen. Einſtweilen bedenke nur dieß! Glaubſt du, die Rheinländer ſeien bornirte, bigotte blindgläubige, unpatriotiſch ultramontane Menſchen? Schlage die Geſchichte des ganzen Mittelalters und der neueren Zeit nach; du wirſt finden: ſogar ihre geiſtlichen Fürſten waren es nicht. Wäre es auch nur gedenkbar, daß ein mit aller Welt im Verkehr lebender, von allen Nationen durchzogener Landſtrich der Intoleranz ſich ergäbe, dem Lichte vernünftiger Aufklärung unzugänglich bliebe? Und ſiehe, doch hat weitaus der größte Theil der Bewohner des Rheinlandes für den Erzbiſchof von Cöln Partei genommen, hat ein Intereſſe für die ausſchließlichſten Lehren des Katholicismus an den Tag gelegt. Warum das? Gewiß nicht, weil er nicht eben ſo gut wüßte, als wir, daß gemiſchte Ehen keine Sünde ſind; ſondern — merke auf! — weil er damit ſeine Gewaltherrſcher, die bigott-proteſtantiſchen Preußen in die Enge treiben konnte, und weil er jenen Rechtsſinn beſitzt, der an dem Buchſtaben

des Geſetzes und des Vertrags hängt; weil er wohl fühlt, daß wenn er unter dem Vorwand aufgeklärterer Religions-Anſichten ſeinen Biſchöfen ihre Befugniſſe nehmen laſſe, man hernach in Berlin gewiß auch andere Vorwände erfinden könne, ihm ſeine politiſchen Rechte, ſein franzöſiſches Geſetzbuch zu entreißen. Meinſt du ferner, die Rheinländer glauben an die Identität und geiſtliche Heilkraft des Rocks zu Trier? O täuſche dich nicht! Den Schaabernack mit dieſem Rocke unterſtützten ſie, um die Berliner zu ärgern und ihnen vor den Maſſen, die der Katholicismus aufbringen kann, eine heilſame Angſt einzujagen. — Mein Brief wird zu lang; ich ſchließe ihn. Morgen gehe ich auf Weſtphalen über.

Eilfter Brief.

Weſtphalen hatte die Wiederkunft der preußiſchen Herrſchaft mit ungleich weniger Mißvergnügen angeſehen. Das brachten die momentanen Verhältniſſe der napoleoniſchen Zeit mit ſich; aber es lagen in dieſer Provinz natürliche Keime und Urſachen, deren nothwendige Entwickelung und Wirkung eine erklärte Antipathie gegen Preußen erzeugen mußten. Um dieſes Umſchlagen der öffentlichen Meinung zu erklären, muß ich ein wenig höher ausholen.

Die gegenwärtige Provinz Weſtphalen beſteht aus den alten Grafſchaften Mark und Ravensberg, der Stadt Lippe, dem Bisthum Minden, einem Theil der Grafſchaft Lingen, und zunächſt aus den Bisthümern Paderborn und Münſter. Dieſe zu verſchiedenen Epochen an Preußen gekommenen Gebietstheile waren erſt im Jahre 1803 in ihrer Geſammtheit unter dem preußiſchen Scepter vereinigt worden. Es verlor dieſelben ſchon 1807, durch den Frieden von Tilſit, und dieſe

von der Monarchie abgetrennten Glieder bildeten zuerſt das Großherzogthum Bergen, hernach das Königreich Weſtphalen zu Gunſten von Jérôme Bonaparte. Seit 1808 war dieſes improviſirte Königreich unter einer franzöſiſchen Verwaltung geſtanden. Im Jahr 1809 hatte man dort den Code Napoleon eingeführt. Da dieſe Veränderungen in keinerlei Weiſe vorbereitet worden, ſo waren ſie gehäſſig. Die durch die Revolution von 89 entwickelten liberalen Ideen hatten weniger, als ſonſt irgendwo, Eingang in Weſtphalen gefunden: die ſchrankenloſe Macht des Adels, die Kälte des Volkscharakters, der ſelbſt bei den Deutſchen für flegmatiſch, eigenſinnig, unbildſam und altväteriſch gilt, ſetzte ihnen allzugroße Hinderniſſe entgegen. Was die Religion betrifft, ſo war die neue Philoſophie bis dahin für Weſtphalen ein böhmiſches Dorf geblieben. Weſtphalens abgeſonderte Lage, ſein Mangel an commerciellem und induſtriellem Leben ſind daran Schuld, daß der große Ideenſtrom am Ende des abgewichenen Jahrhunderts faſt ſpurlos an ihm vorüberrauſchte. Als ſpäter die franzöſiſchen Armeen dieſen Boden betraten, ſo hatten ſie bereits ihren propagandiſtiſchen Charakter verloren; ſie erſchienen als Unterthanen und Werkzeuge eines ehrgeizigen Eroberers, und ihr Loſungswort war nicht mehr: „Krieg den Palläſten, Friede den Hütten!“ und „Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft!“ ſondern: „Ruhm! Beute! Ehrenlegion! Avancement!“ Energiſche Aufrufe zum Erwachen der Völker flogen ihnen nicht mehr voran; die Vernichtung aller Privilegien, die Einziehung der Adels- und Kirchengüter folgte ih-

nen nicht mehr auf dem Fuß; ſie brachten alſo nicht mehr jene Lockſpeiſen für die Volksklaſſen mit, die dem Ehrgeiz des Bürgers und Kaufmanns, der ſich mit ſeinem Gelde wohlfeil zum reichen Gutsbeſitzer aufſchwingen konnte, ſo ſüß eingiengen, und ſelbſt dem Elend der ärmeren Klaſſen durch die Zerſtückelung größerer Domänen einige Ausſicht auf ſelbſtſtändige Subſiſtenz boten. Jene demokratiſchen Prinzipien alſo, welche anderswo einen mächtigen Mittelſtand ſchufen, drangen in das feudaliſtiſche Weſtphalen mit der franzöſiſchen Occupation nicht mehr ein. Darum begegneten die Franzoſen dort nicht mehr denſelben Sympathien, mit welchen ſie faſt überall aufgenommen worden waren. Es gelang ihnen gar Nichts, als daß ſie durch die gewaltſam eingeführten Veränderungen jedes Intereſſe, dem ſie zu nahe traten, gegen ſich aufreizten. Außerdem dauerten die von ihnen eingeführten Inſtitutionen nicht lange genug, um die Vortrefflichkeit derſelben im Verhältniß zu dem Chaos der frühern Geſetzgebung klar in die Augen ſpringen zu laſſen. Als daher das im Jahr 1813 in Sachſens Ebenen ſtromweis vergoſſene Blut ganz Deutſchland zum Entſcheidungskampfe rief, übernahmen die Weſtphalen eine aktive Rolle in dem Völkerſtreit. Die Franzoſen wurden verjagt; König und Code Napoleon verſchwanden. In der Siegestrunkenheit führten die Weſtphalen theils wieder ihre alte Geſetzgebung, theils die preußiſche ein, einzig aus dem Grunde, weil die Franzoſen erſtere abgeſchafft hatten. Desgleichen darf ich behaupten, nur der Haß gegen Frankreich ſtand ihrer Liebe für Preußen zu Gevatter. Jede

Aenderung wurde darum allein, weil es eine Aenderung war, freudig aufgenommen. Auch ſtand Preußen, wegen der nachdrücklichen Theilnahme ſeiner Völker an dem Befreiungs-Kampf, dazumal im Zenith ſeiner Popularität. So waren die Verhältniſſe beſchaffen, welche Preußens Wiederbeſitznahme von Weſtphalen begünſtigten. Indeß hatte die franzöſiſche Eroberung, welche über dieſe Provinz hinging wie ein Traum, von dem der Erwachende nicht einmal die Erinnerung behält, faſt alle dortigen Verhältniſſe in ihrem früheren Zuſtand hinterlaſſen: einen allmächtigen, ſtolzen und unabhängigen Adel, der ſich im Beſitze des beträchtlichſten Landeigenthums befand; arme, halbwilde, gehorſame, dem Einfluß ihrer Grundherren unterworfene Bauern, Leibeigene, wie in den ſchönſten Zeiten der Feudaltyrannei; gehoben nur durch ihren lebendigen Glauben und die treue Anhänglichkeit an ihre alten Traditionen. Indeß hatten die National-Erinnerungen und der Katholicismus dieſelbe Macht über alle Klaſſen behalten und wirkten auf den Herrn wie auf den Vaſallen in gleicher Weiſe. Das waren denn auch die Elemente und natürlichen Urſachen, welche in kurzer Friſt die preußiſche Herrſchaft den Weſtphalen ſchier unerträglich machen ſollten. Heute iſt ihr Widerwillen gegen Altpreußen, obwohl aus andern Gründen, nicht geringer, als der der Rheinländer, und, wie mir ſcheint noch furchtbarer.

Die Rheinländer opponiren Preußen wegen ihrer Religion und abſonderlich aus Liebe zu ihren öffentlichen Freiheiten und ihrer Geſetzgebung; aber ihr minder eigenſinniger

und hartnäckiger Charakter mildert ihre Unzufriedenheit und Abneigung durch eine gewiſſe Unbeſtändigkeit und Oberflächlichkeit, welchen mit einigen geſchickten Conceſſionen gedient werden kann. Die Rheinländer haſſen mehr das Syſtem, als das Volk der Preußen. Weſtphalen dagegen iſt ohne Zweifel nicht franzöſiſch liberal geſinnt; die demokratiſchen Grundſätze ſind dort nicht weniger verſchrien, als in Berlin; aber ſeine Nationalität, ſeine Religion zumal iſt unverträglich mit der preußiſchen Herrſchaft.

Der Adel blieb in dieſer Provinz die einzig mächtige Klaſſe; zwiſchen ihr und dem Bauren ſteht kein kräftig organiſirtes Bürgerthum und kann auch nicht aufkommen, einmal weil die Geſetzgebung das Erſtgeburts-Recht für die Vererbung des unbeweglichen Eigenthums in den adeligen Familien (Majorate) aufrecht erhält, ſodann weil dem Mittelſtand die Quellen einer thätigen Induſtrie oder eines ausgebreiteten Handels zu ſeiner Bereicherung abgehen. Das Berliner Cabinet hatte daher nicht die Wahl, ob es ſich auf dieſe oder jene Klaſſe der Bevölkerung beſonders ſtützen wolle; es mußte den Adel zu gewinnen ſuchen. Du glaubſt vielleicht, Beſter! daß ihm das eine gar leichte Aufgabe geweſen ſei, in Anbetracht ſeiner wohlbekannten ariſtokratiſchen Tendenzen und ſeiner Bemühungen, ſich mit alten Adels- und Feudalinſtitutionen zu umgeben, hoffend, die Neugebackenheit ſeines Königthums darunter zu verbergen, und ſo ſich den alten Monarchien als vollblütig an die Seite zu ſtellen. Allein gerade dieſe ariſtokratiſirenden Pläne Preußens beleidigten den alten

Adel Weſtphalens am Meiſten, er konnte es nicht über ſich gewinnen, auf gleichem Fuß mit den preußiſchen Ankömmlingen, deren Wappen und Titel von geſtern datirte, zu ſtehen. Zudem fühlte der Geburtsadel mit jenem allen Corporationen inwohnenden Inſtinkt leicht heraus, welchem Präjudiz, welcher Erniederung der Ritterſtand durch die von dem preußiſchen Hochmuth dick geſäeten Adelsdiplome verfallen müßte. Und wie in ihrem Stolz, ſo fanden ſich die weſtphäliſchen Standesherrn auch in ihren Intereſſen verletzt; der Berliner Hof behandelte ſie als Eroberte, benützte die große Anzahl der durch die Abſchaffung des franzöſiſchen Geſetzbuchs, und den Wechſel der Verwaltung, ſo wie durch die Vertreibung ausländiſcher Beamten erledigten Stellen, um die Provinz mit altpreußiſchen Unterthanen und Würdeträgern zu überſchwemmen. Und da das auch nach der reſtaurirten Organiſation in gleicher Weiſe fortdauerte, ſo ſahen ſich die Weſtphalen ſelbſt in dem eigenen Lande von allen wichtigen Ehrenſtellen ſo gut als ausgeſchloſſen.

Die immer deutlicher hervortretenden abſolutiſtiſchen Tendenzen der preußiſchen Regierung erregten in der Provinz Weſtphalen keine kleinere Unzufriedenheit, als in der Rheinprovinz. Die Rheinländer widerſtanden und widerſtehen aus Liebe zu den liberalen Inſtitutionen; die Weſtphalen aus noch ſtärkerer Liebe zu ihrer Unabhängigkeit und Nationalität. Dieſe beiden Gefühle ankern hauptſächlich in der Adels-Macht; ſie war es, die durch Beibehaltung jener alten Gebräuche und Traditionen, durch Bewahrung jener Volks-Individualität

und jenes beſonderen Stammlebens das Erlöſchen des Lokal-Patriotismus verhinderte und im Herzens-Grund aller Weſtphalen das Angedenken jener Tage der Selbſtſtändigkeit wieder belebte, wo ſie eine eigene Regierung beſaßen, wo ſie mehrere beſondere Staaten bildeten, deren jeder ſeine Fürſten, ſeine Geſetze hatte, und wo kein Fremdling Befehle diktirte. Es iſt im Allgemeinen weit ſchwieriger, ariſtokratiſch eingerichtete Länder unter den Despotismus zu beugen, als demokratiſch conſtituirte, denn eine Körperſchaft beweist ſich viel eiferſüchtiger auf ſeine Vorrechte, als ein Volk auf ſeine Rechte. Daher ſchreibt ſich vielleicht die Thatſache, daß in Weſtphalen die Oppoſition faſt immer lebhafter war, als in der Rhein-Provinz. So waren im Jahr 1831 die Provinzial-Landtage kaum eingeführt, als auch der Münſterer ſogleich den König an ſeine Verſprechungen von 1813 mahnte und eine Reichs-Conſtitution forderte, während der Düſſeldorfer es nicht wagte, zum Behuf deſſelben Wunſches ſein Stillſchweigen zu brechen.

Die religiöſen Antipathien, ſo ſtark und zähe ſie am Rhein ſein mögen, kommen doch an Nachdruck und Hartnäckigkeit dem Widerwillen bei Weitem nicht gleich, womit die Weſtphalen Preußens aufkläreriſche Plane in Hinſicht der Kirche betrachten. Der Katholicismus wurde bei letzteren weder durch die franzöſiſche Eroberung noch durch den Einfluß der modernen philoſophiſchen Syſteme untergraben; es fehlt ihm in Weſtphalen nicht, wie bei den Rheinländern, an jener bewegenden Thatkraft, die aus lebendigem und folgſamem Glau-

ben entſpringt; er iſt dort nicht blos der Hebel einer politiſchen Oppoſition, wie bei den höhern Klaſſen in der Rheingegend; er ſteht dort auf ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt. Die Weſtphalen blieben unerſchütterlich in ihrem alten Glauben, wie die Eichen in ihren Forſten; über ihrem Kopf ſtürmten neue Gedanken und Meinungen dahin: ſie wurden von allen Stürmen gepeitſcht; aber ſie beharrten mit majeſtätiſcher Bewegungsloſigkeit in der einmal umfaßten Religion. Der Katholicismus durchzieht alle Wechſel ihrer Geſchichte; er war ihr moraliſches und politiſches Leben zugleich, und alle Stände hängen ihm heute noch mit wahrer Glut an. Ihre religiöſen Ueberzeugungen weit mehr, als ihre politiſchen, ſind für ſie ein Gegenſtand der Hoffnung und der Furcht, der Freude und des Triumphs. Bei der Verbreitung ſolcher Geſinnungen von oben bis unten begreift man leicht, welchen Haß Preußens confeſſionelle Gewaltthätigkeiten herausfordern mußten. Auch vertheidigten die Weſtphalen ihren Kultus um ſeiner ſelbſt willen, nicht als Mittel zu anderem Zweck; ihre nationale Antipathie ſuchte ſich nicht hinter dem Schleyer der religiöſen zu verſtecken: beide Antipathien blieben geſondert, und reichten ſich, mit hochaufgerichtetem Haupte, die Hand zu gegenſeitigem Beiſtand und Proteſt gegen Preußens Joch. Der Zorn des Volkes drückte ihm ſogar Waffen in die Fauſt, und Münſter wurde in Folge der Verhaftung des Erzbiſchofs der Schauplatz mehrerer Emeuten.

Wenn indeß dieſer rege Eifer für den Katholicismus in Weſtphalen der preußiſchen Regierung zahlreiche, hitzige und

unversöhnliche Feinde erweckte, so erwarb er derselben dafür auch eine weit mächtigere, weit ergebenere Stütze an der protestantischen Partei im Lande, auf die sie mehr zählen konnte, als auf ihre Freunde am Unterrhein. Der letzteren gibt es überhaupt in der Rheinprovinz nur wenige; es sind die protestantischen Sendlinge aus Altpreußen, welche dort Aemter bekleiden und die öffentliche Meinung bearbeiten sollen. Die protestantischen Rhenanen sind fast ebenso lau und unfreundlich gegen die Preußen gesinnt, wie ihre katholischen Mitbürger. Sie wehren sich mit der ganzen Macht ihrer liberalen Ideen, und da sie aufgeklärt und jedem Fanatismus fremd sind, so begreifen sie den Ausdruck Gewissensfreiheit und gönnen solche jeder Confession. Statt daher die Verfolgung gegen katholische Priester zu billigen, sprachen sie ihren lauten Tadel aus, und man darf behaupten, daß eine bedeutende Anzahl rheinischer Protestanten mit Entrüstung die Proceduren in Cöln und Posen sah. Kurz, sie sind viel zu liberal und aufgeklärt, als daß Preußen auf sie zählen dürfte. Gerade der umgekehrte Fall findet in Westphalen statt. Der dortige Protestantismus ist verurtheilt, sich den Fußtapfen seines Gegners nachzuschleppen und allen seinen Erscheinungen zu folgen, wie der Schatten, welcher ohne das Licht verschwände. Wie der Katholicismus in Westphalen seine unbedingten Ansprüche auf Ausschließlichkeit beibehielt, so entsagte auch der Protestantismus seiner angeborenen Intoleranz nicht. Die Anhänger desselben, wenig berührt von dem

Strom des Jahrhunderts und den aufgeklärten Religionsbegriffen, die ſich in dem beweglichen Proteſtantismus geltend machten, legen die Gewiſſensfreiheit mit dem blinden Haß der erſten Reformatoren aus und verſtehen darunter die Niederdrückung der Katholiken. So müſſen in dem zu Weſtphalen gehörigen Theil der Grafſchaft Lingen die Katholiken immer noch, wie die iriſchen Heloten, eine beſondere Auflage zur Unterhaltung des proteſtantiſchen Kultus zahlen. Die weſtphäliſchen Proteſtanten ſind daher ganz geneigt, Liebe und Sympathie für Preußens Niederhaltungs-Syſtem zu hegen, weil daſſelbe ihren eingewurzelten religiöſen Vorurtheilen ſchmeichelt. Auch in politiſcher Hinſicht iſt es kein Wunder, daß ſie ſich um den Berliner Hof drängen, denn unter den alten geiſtlichen Regierungen befanden ſie ſich in einer gedrückten Lage, während ſie jetzt aller Gnadenbezeugungen und Stellen ſich erfreuen. Aber du darfſt dabei nicht vergeſſen, daß dieſe Proteſtanten eine verhältnißmäßig ſchwache Minderzahl in Weſtphalen bilden.

Rheinländer und Weſtphälier übrigens ſind Deutſche. Obſchon ihre Stammverſchiedenheit, religiöſe Divergenzen und politiſche Meinungen ſie der Monarchie, welcher ſie angehören nicht geneigt machen, ſo können ſie ſich doch des Nationalbewußtſeyns, das am Ende den Deutſchen immer wieder zum Deutſchen hinzieht, nicht ganz entſchlagen, und würden, was man im Krieg mit dem Ausland Perduellio oder Hochverrath im engeren Sinn nennt, alſo Abfall zum Feind, an Preußen nicht begehen. Aber dieſe Monarchie beſitzt Pro-

vinzen, in welchen die deutſche Zunge nur als Feindin und Unterdrückerin bekannt iſt, in welchen das Band der gemeinſamen Abkunft und der hiſtoriſchen Einheit ganz fehlt, ſlaviſche Gebietstheile, denen der deutſche Patriotismus, weil gegen ſie ſelbſt gekehrt, ein Gräuel iſt, und deren Bewohner es jeden Tag empfinden, daß ſie einzig dem Rechte der Waffen und der Eroberung verfielen; daß ſie Schritt für Schritt den Boden ihrer Nationalität gegen die preußiſch-deutſche Invaſion zu vertheidigen haben. Das ſind die Stiefkinder des Hauſes und darum gefährlich.

In Poſen, am anderen Endpunkt der Monarchie, — trotz der Feſtungen, die verwundbarſte Seite derſelben, — ſtößt die preußiſche Herrſchaft mit dem polniſchen Slaventhum und dem Katholicismus am Feindſeligſten zuſammen. Dort tritt der Haß gegen das Berliner Cabinet noch unverſöhnlicher, glühender, weniger paſſiv, ungeduldiger und zur Schulderhebung bereiter hervor. Die preußiſchen Regierungsſchriftſteller wiſſen das wohl, denn einer derſelben rechnet in einem Coalitionskrieg gegen Frankreich auf die vollſtändige Beſetzung ruſſiſch-Polens durch eine moskovitiſche Armee, welche den Preußen ein Beobachtungscorps erſparen würde, falls die Franzoſen es verſuchten, Poſen mit der Ausſicht auf die Wiederherſtellung des polniſchen Reichs zu revolutioniren. Was könnte auch Preußen Anderes erwarten von einer Provinz, die es mit abſcheulicher politiſcher Gewiſſenloſigkeit von ihrem Nationalſtaate abgeriſſen und mit herzloſem Treubruch behalten hat? Von einer Provinz, deren einflußreichen Adel es

ſeiner Rechte beraubte und auf alle mögliche Weiſe zu demüthigen ſuchte? Von einer Provinz, gegen deren Sprache, Sitten und Religion Preußen dieſelben gehäſſigen Mittel anwendet, wie Rußland in dem Königreich Polen? In der That ſind die Künſte, welcher Preußen ſich bedient um Poſen zu entnationaliſiren, unerhört. Kaum in den Beſitz desſelben getreten, 1793, wurde dieſer Plan offenkundig, denn das polniſche Land ſollte fortan Südpreußen heißen. An die Stelle der alten volksthümlichen Inſtitutionen ſetzte Preußen ſein Landrecht. Es unterdrückte den Gebrauch der polniſchen Sprache in allen Zweigen der Juſtiz und Verwaltung. Die deutſche Sprache ward auf jede mögliche Weiſe eingeführt. Erpreſſungen und Confiskationen aller Art, mit oder ohne Vorwand, fanden Statt. Die neue Regierung rief ſelbſt den Aufſtand hervor, um ſich der Güter des vornehmſten Adels zu bemächtigen. Oft war nur dieſe Beraubungs-Gier der Grund, warum Mitglieder deſſelben in's Gefängniß wandern mußten, damit nämlich der königliche Fiskus ſich von deren Eigenthum bereichern könnte. Das iſt die reine und unſchuldige Quelle der großen Krondomänen Preußens in dieſen Gegenden.

Man hätte glauben ſollen, daß nach den feierlichen Verſprechungen Friedrich Wilhelms III., 1815, und in Kraft der förmlichen Clauſel des Wiener Vertrags, die den Polen in Rußland, Oeſtreich und Preußen eine nationale Repräſentation und volksthümliche Inſtitutionen zuſagte, Preußen nicht auf dem unterdrücke-

rischen Wege fortfahren würde, wie es begonnen hatte. Doch eine Besserung fiel ihm nicht ein! Mit dem gleichen Eifer nahm es seine Entnaturalisirungs-Entwürfe wieder auf, ja es verfolgte dieselben noch weit nachdrücklicher. In allen Schulen mußten die Kinder deutsch *) lernen; in keiner andern Sprache wurde ein öffentlicher Akt vorgenommen; besonders aber sparte man bei den jungen polnischen Soldaten weder Bitten, noch Drohungen und Belohnungen, um sie zur Erlernung der Sprache ihrer Herrn zu bewegen. Aber alle Anstrengungen führten nicht zum Ziel; sie scheiterten an dem unüberwindlichen Muth und dem hartnäckigen Patriotismus der Posener. So gingen zwar die jungen Edelleute, dem Zwang sich fügend, zum Heere ab; sie verließen jedoch, nach geleisteter Pflicht, den Kriegs-Dienst wieder sobald sie ihn erlernt. Die Regierung hat sich oft beklagt, daß fast kein geborener Pole eine Anstellung suche, und Alle sich in kalter Entfernung halten. Darum blieben dort die preußischen Beamten in absoluter Vereinzelung, ohne anderweitige Berührung mit den Einwohnern, als die offizielle. Sie scheinen eher auf feindlichem Boden zu kampiren, als in einem der Oberhoheit ihres Monarchen schon lange unterworfenen Land. So leidig ist die Stellung dieser Funktionäre, so schwierig ihre Aufgabe, daß sie bei ganz gleichen

*) Frankreich hat seit mehreren Jahren die gleichen Maxime im Elsaß eingeschlagen, und Rußland neuerdings im Königreich Polen.

Dienſtgraden in Poſen beträchtlichere Gehalte beziehen als in jeder andern Provinz. Mit Recht vergleicht man ſie mit Offizieren, die im Felde einen größeren Sold haben. Wirklich iſt auch Preußens Verhältniß zu Poſen mehr eine militäriſche Beſetzung, als ein ruhiger Beſitz. Die Regierung hatte den Verſuch gemacht, durch Ankauf großer Ländereien in dieſer Provinz, welche ſofort an deutſche Koloniſten überlaſſen wurden, die Macht des Adels zu untergraben und deſſen Grundeigenthum allmählig zu ſchmälern. Aber kaum hatten die polniſchen Gutsherrn dieſe Abſicht durchſchaut, als ſie ſich ſofort weigerten, ihre Güter an die Staatsbehörde oder deren Vertraute zu verkaufen, und miteinander übereinkamen, nur unter ſich Verkäufe abzuſchließen. Was in kirchlicher Hinſicht geſchehen, werde ich ſpäter ausführen. Jetzt nur ſo viel, daß ſeit den 50 — 60 Jahren der preußiſchen Oberherrlichkeit keine Verſchmelzung zwiſchen dem Unterdrücker und Unterdrückten bewerkſtelligt werden konnte, und daß vielleicht in dieſer kleinen Ecke Polens das Angedenken und die Liebe zum Vaterland am Lebendigſten, am Begeiſtertſten ſich erhielt, und daß die Loſung zur Wiedergeburt dereinſt vielleicht von hier ausgehen wird.

Schließlich nur noch einige Worte über die ſchleſiſche und ſächſiſche Provinz. Dieſe ſchönen Mittelprovinzen der Monarchie, bewahren noch immer die Erinnerung an ihre gewaltſame Einverleibung. Beſonders die Sachſen, welche ſich nicht ſelten „Muß-Preußen“ nennen, bedauren mit tiefer Sehnſucht ihre Trennung von dem angeſtamm-

ten, natürlichen Vaterlande; um ſo herber aber wird dieſe Sehnſucht, um ſo bitterer der Stachel des Unmuths, wenn ſie ſehen, daß ihre früheren Mitbürger unter dem ſächſiſchen Scepter ſich einer Conſtitution erfreuen, die ſo liberal als dieſe in den kleineren deutſchen Staaten möglich, gehandhabt wird. Ein ſolcher Grad von Freiheit iſt aber in Preußen ein unbekanntes Gut. Wende mir nicht ein, daß, Dank der Hegemonie Preußens, alle conſtitutionellen Freiheiten in Deutſchland nur auf dem Papier ſtehen. In einigen Dingen nutzen die conſtitutionellen Formen und Garantien doch noch Etwas. Schon an und für ſich halten ſie von manchen Anmuthungen ab, deren Genehmigung auf unüberſteigliche Hinderniſſe in den Kammern ſtießen; ſodann bleiben ſie unwiderſprechlich eine gute Controle im Finanzweſen. Hat doch erſt vor einigen Jahren die ſächſiſche Kammer eine hübſche runde Summe an dem Auflagen-Budget geſtrichen. Wer thut das, wer kann das in Preußen thun, wo über dem Detail der Staatsgelder-Verwaltung eine ägyptiſche Finſterniß liegt?

Du weiſt, die preußiſchen Sachſen ſind Lutheraner. In Hinſicht der Religion ſollte man alſo meinen, hätten ſie von Preußen nichts zu fürchten gehabt. Aber ihre kirchlichen Gefühle ſollten unter der neuen Herrſchaft eben ſo wenig geſchont werden, als ihre Anhänglichkeit an den eigenen Stamm und deſſen altes Fürſtenhaus grauſam mißhandelt worden war. Dieſe Sachſen, die ſo innig an der Lehre ihres Landsmannes Luther hingen, mußten plötzlich Unirte werden und eine von der Regierung octroirte Agende annehmen.

Daß damit ihren religiösen Ueberzeugungen Gewalt angethan wird, und daß der unirte Protestantismus ein anderer ist, als der lutherische, will ich dir später zeigen. Vorerst constatire ich nur die Thatsache, daß auch Sachsen, wie Westphalen, Posen und die Rheinprovinz politisch und kirchlich von Preußen geknebelt wurde. Dem Heiligsten, was der Mensch hat: seinem Gewissen seiner Treue am Geburtsland und seiner Religion geschah nicht weniger Zwang in dieser Provinz, als in den übrigen.

Das die innere Lage Preußens, wie sie sich historisch gebildet hat. Von den 13 Millionen Einwohner, welche es durch den Wiener Frieden erhielt, wünscht die eine Hälfte die andere zum Teufel. Man flickte diesen Staat aus Völkerschaften zusammen, deren Gebräuche, Sitten, Gesetze Charaktere, Sprachen, Nationalitäten und Religionen die stärksten Contraste darbieten; kein politisches, moralisches, intellektuelles, religiöses und historisches Band verknüpft diese Provinzen. Man kann das daraus sich ergebende Gemisch conträrer Völker, Intelligenzen und Religionen mit den eingeschlossenen Winden des Aeolus vergleichen, die sich an den Wänden des Gelüftes brechen, immer bereit, herauszufahren und nach den entgegengesetztesten Richtungen hinzubrausen.

Mein Schluß ist also der: Preußens Schwäche besteht in dem Umstand, daß es eine preußische Regierung, aber keine preußische Nation gibt. Die äußere Form, den Schein, das Steinbild einer preußischen Nation siehst du wohl; aber was sie zu einer eigentlichen N tion macht, Seele

und Leben, fehlt ihr. Denn eine Nation iſt nicht eine Sammlung von Weſen, die auf demſelben Boden, unter der Herrſchaft eines und deſſelben Mannes ſich fortpflanzen. Eine Nation iſt ein Verein vieler Seelen, die ſich um die gleichen Prinzipien, die gleichen Ueberzeugungen und Intereſſen liebend und harmoniſch ſammeln, dem gleichen Ziele zueilen und in das gleiche Loſungswort ihren Glauben und ihre Hoffnungen ſetzen. Ich ſpreche es dreiſt aus: eine Nation hat keine phyſiſchen Grenzen; ſie hört da auf, wo die Ideen, welche ihre Seele bewegen, keine Geltung mehr finden. Vor der Gemeinſchaft der Gedanken und Ueberzeugungen, vor der moraliſchen Einheit dagegen verſchwindet ſogar der Unterſchied des Urſprungs und der Sprache; das (ich weiß es gewiß) iſt eine Erſcheinung, die uns das Elſaß darbietet.

Hätte Preußen jemals an ſeiner inneren Zerriſſenheit zweifeln können, ſo müßte es durch die Unfälle des Jahrs 1806 belehrt worden ſeyn. Mit Erſtaunen ſah Europa dieſe ſchlecht gewurzelte Macht in Folge einer einzigen Schlacht zuſammenſinken. Natürlich! ein Eroberer kann leicht ein, zwei, drei Heere ſchlagen; aber nimmermehr triumphiren ein paar Heere über eine Nation. Das erfuhr Napoleon: ſo lange er nur die Regierungen bekämpfte, ſiegte er auch; als aber die Völker in die Arena hinabſtiegen (in Spanien, Rußland und Deutſchland), da unterlag er.

Zwölfter Brief.

Wäre es wohl gedenkbar, Freund, daß wir Andern in dieſe Zuſtände, Stimmungen und Verhältniſſe hineinſähen, wie in ein Feuer, daß dagegen die preußiſchen Staatsmän- und politiſchen Künſtler allein ſtockblind dafür blieben? Dieß iſt weder wahrſcheinlich, noch wirklich. Denn je künſtlicher ein Staat organiſirt iſt, um ſo geſcheidtere Leute braucht er zur Behandlung ſeiner Maſchine; und wenn auch die großen Diplomaten und Adminiſtratoren in Preußen nicht dichter geſäet ſind, als anderswo, ſo iſt doch bekannt, daß es Männer von Urtheilskraft beſaß, welche ihre Stellung nicht nur begriffen, ſondern auch entweder ernſtliche, oder ſcheinbare Mittel gegen das Uebel, welches dieſe Monarchie unterminirt, anzuwenden beſchloſſen und anwendeten. Einer derſelben iſt z. B. der Staatskanzler Hardenberg, welcher ſchon im Anfang dieſes Jahrhunderts die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Preußen die gemilderten Hauptprinzipien

und Resultate der Revolution von 89 nicht zurückweisen dürfe, sondern allmählig adoptiren müsse. Vielleicht rede ich dir noch späten von diesem Mann.

Man darf übrigens glauben, daß Friedrich Wilhelm III selbst, gewitzigt durch das Unglück, die Ursache seiner Schwäche und Niederlagen erkannte. Man kann nun seit dem Beginn der Freiheits-Kriege zwei Perioden bei ihm unterscheiden: eine, wo er redlich und ehrlich nach einer reellen Hebung des Uebels strebte, und eine, wo er es vor den Augen der Welt nur zu übertünchen suchte.

Zur Zeit der schweren Leiden des preußischen Staates, damals, als er auf die Hälfte seiner Größe reducirt war, als aber auch bereits in den edleren und patriotischen deutschen Geistern, namentlich in den preußischen, der Keim aufging, dessen Frucht die Befreiung von fremdem Joche; zur Zeit des Unabhängigkeits-Kampfes selbst und unmittelbar nach demselben ließen edlere Männer, die an der Spitze standen, Friedrich Wilhelm III. den ernstlichen Vorsatz fassen, aus Preußen eine wahre Nation zu machen durch Versammlung der Intelligenzen um gewisse Prinzipien und Ueberzeugungen, und demselben, statt der bloß administrativen, jene moralische Einheit zu verleihen, auf welcher die nachhaltige Macht beruht; mit einem Wort, er versuchte es, den noch unter seinem Scepter vereinigten Provinzen ein Vaterland zu verschaffen

Welches sind nun die Fundamentalsätze, die „politischen Glaubensartikel", in denen Preußen dieses neue Leben suchen

mußte? Welche Fahne mußte es aufpflanzen, damit ſeine verſchiedenen Volksſtämme ſich um dieſelbe ſchaaren, damit die Geiſter unter einen Nenner gebracht werden könnten? Welches ſind die Ideen, zu deren Repräſentanten ſich Preußen aufwerfen mußte, um theils im Innern ſeine Völker feſt an ſich zu knüpfen, theils nach Außen ſeinen Einfluß zu erweitern, indem es ſich an die Spitze einer Meinung ſtellte? ... Offenbar hing von dieſer Wahl Alles ab. Glücklicher Weiſe entſchied Friedrich Wilhelm III. nicht nach eigenem Gutbefinden, ſondern wurde durch den Zeitgeiſt hingeriſſen! Er hatte ſeine Erniedrigung tief gefühlt, und mehr als jeder andere deutſche Regent von Napoleons Tyrannci gelitten; er mußte eifrigſt wünſchen, dieſelbe abzuſchütteln, und fühlte ſich daher natürlich zu den Männern hingezogen, welche die gleiche Sehnſucht hegten und jenes energiſche und aufgeklärte Häuflein bildeten, das die glorreiche Befreiung Deutſchlands erſann und vorbereitete. Unter ihnen ſuchte nun Friedrich Wilhelm auch ſeine Miniſter. Dieſe hatten erkannt, was die Bedürfniſſe Preußens, was die Ideen ſeien, welche Wurzel im Lande und in ganz Deutſchland geſchlagen hatten, und betraten mit der ihnen anvertrauten Monarchie gradaus und offen den Weg des Liberalismus. Auf dieſe Epoche mußt du zurückgehen, wenn du weiſe Reformen und eine wahrhaft volksthümliche Politik finden willſt.

Nachdem der Augenblick zum Handeln erſchienen war, trugen die Proklamationen des Königs von Preußen mehr als alle andern den Stempel der Freiheitliebe, und er ſchlug

am Gewaltigſten an die Glocke der öffentlichen Meinung. Die preußiſche Regierung war es auch, welche noch auf dem Wiener Congreß am Nachdrücklichſten, wiewohl der Sache nach vergeblich, dafür ſich ausſprach, daß den deutſchen Völkern eine freiſinnige Verfaſſung gewährt werde, und ſie bewies ſich ihren eigenen Unterthanen gegenüber am Verſchwenderiſchſten mit Verſprechungen einer Conſtitution und allgemeinen Volksvertretung. De Pradt behauptet ſogar, ein Entwurf dazu ſei bereits fertig geweſen und habe den bedeutendſten Staatsbeamten und den Notabeln der Provinzen zur Begutachtung vorgelegt werden ſollen.

Unermeßlich war die Popularität, welcher Preußen ſich dafür, daß es dieſe Richtung einſchlug, zu erfreuen hatte. Man ſtellte es an die Spitze der liberalen Ideen, wie es bereits an der Spitze des Proteſtantismus ſtand. So mit religiöſem und politiſchem Doppel-Einfluß ausgerüſtet, beſaß es die Mittel, vermöge des einen oder andern die Gemüther ſeiner Provinzbewohner anzuziehen, die zerſtreuten Glieder an den Geiſt der Central-Regierung zu feſſeln und ſie ihr früheres Vaterland vergeſſen zu machen. Es durfte hoffen, damit zu gleicher Zeit innere Einheit zu gewinnen, während es ſich in anderen Staaten, vornehmlich in Deutſchland, einer maßgebenden, faſt ſchiedsrichterlichen Geltung verſicherte, denn die Macht der liberalen Ideen bei dem deutſchen Volke konnte ihm nicht entgehen. Sogar Oeſtreich wurde durch dieſen Hebel von dem preußiſchen Adler überflügelt, Oeſtreich, das bald wieder offenkundig auf dem abſolutiſtiſchen Syſtem

beharrte. Preußens Zukunft und Stärke lag in dem Protestantismus und Liberalismus. Es hatte zur Zeit seines Unglücks diese Richtungen eingeschlagen, und sich sehr gut dabei gefunden; Ruhm, Ehre, Vergrößerung hatte es daraus gezogen. Die Bahn lag ziemlich geebnet vor ihm zum weiteren Fortschritt; aber — wie hielt es sich darauf? oder: hielt es sich redlich darauf. Ich gehe auf die zweite Periode preußischer Politik über.

Die Ereignisse waren sich im Fluge gefolgt, und die Minister, welche bis dahin Preußen trefflich geleitet hatten, wie Stein, Humboldt u. A. hatten sich, mißvergnügt über die Resultate des Wiener Congresses, zurückgezogen, und Hardenberg war, um sich zu halten, später der Reaction beigetreten, welche kurz nach den Kriegen ein übermächtiges Haupt erhob. Der König Friedrich Wilhelm III. befand sich in einem sichtlichen grausamen Schwanken zwischen Wahrheit und Täuschung, zwischen Ernst und Schein. Er hatte dem liberalen Impuls nachgegeben, hauptsächlich weil er darin ein Mittel gefunden, das fremde Joch abzuschütteln; niemals aber hatte er aufrichtig die Freiheit gewollt. Sein nicht sehr umfassender Geist vermochte sie nicht zu begreifen, um so weniger, als er, der sich eine übertriebene Vorstellung von seinen Rechten machte, in der geringsten Theilnahme des Volks an den Geschäften einen strafbaren Eingriff in die königliche Gewalt erblickte. Nach seinem Urtheil ruhte in seiner Person allein die Vollgewalt der Herrschaft. Nach Belieben wohl, meinte er, könnte seine Majestät sich einiger Prosamen der

Allmacht entäußern; aber es galt ihm ſchon als Attentat, wenn man ihn an ſeine gegebenen Verſprechen erinnerte; denn er wähnte, was er willkührlich gegeben, auch wieder willkührlich entziehen zu können. Das aber hatten die Deutſchen unter verfaſſungsmäßiger Freiheit nicht verſtanden; ſie wurden daher von den Ergebniſſen und Schöpfungen des Wiener Congreſſes, der alle abſolutiſtiſchen und ariſtokratiſchen Grundſätze neu befeſtigte, tief verletzt und hatten es nicht über's Herz bringen können, die Verkennung ihrer Wünſche, Hoffnungen, Rechte und Sympathien ohne laute Beweiſe ihrer Entrüſtung zu verſchmerzen. Die von den Regenten ſelbſt im Namen der Selbſtſtändigkeit und Freiheit mächtig erregten Gemüther waren nicht ſo geſchwind nach bloßem monarchiſchem Gutdenken, wieder zu ſtillen und, nach Erſättigung der Intereſſen und Leidenſchaften der Könige, ohne irgend eine Genugthuung zur Ruhe zu bringen. Dieſe Gährung der unbefriedigten Geiſter Deutſchlands wurde daher, den abſolutiſtiſchen Prinzipien gemäß, jetzt, da man ihrer nicht mehr bedurfte und übereingekommen war, den fürſtlichen Liberalismus als eine ausgeſpielte Lockpfeife wegzuwerfen, für revolutionär erklärt, und Friedrich Wilhelm III. fand, gleich ſeinen erhabenen Mitbrüdern, die conſtitutionellen Anſprüche ſeiner Völker aufrühriſch; er ſah eine Beleidigung in ihrem guten Gedächtniß. So lange er eine Verfaſſung nur aus der Ferne geſehen, hatte er alle Folgen derſelben für die königliche Gewalt nicht ſo recht ins Auge gefaßt: er hatte die ihr drohenden Grenzen, Beſchränkungen

und Zügel nicht in ihrer ganzen Schrecklichkeit gewürdigt. Als aber nunmehr der Augenblick, Wort zu halten, gekommen war, konnte er sich nicht entschließen, von seiner ausschließlichen Herrschergewalt etwas abzutreten. Sein schwacher, schwankender und unentschlossener Charakter gab ihn einem Einfluß hin, der außerdem mit seinen despotischen Instinkten und den historischen Vorgängen seiner Monarchie besser harmonirte. Als Mitglied des hohen Fürsten-Raths, heilige Allianz genannt, (die heiligen Titel waren stets am fatalsten für die Völker!) deren Walten sich zu entziehen er ohnehin zu unmächtig war, ließ er sich mehr und mehr zu jener freiheitsmörderischen Restaurations-Politik verleiten, und erwarb sogar den traurigen Ruhm, sich darin auszuzeichnen.

Seit 1817 begann daher Preußen seine Unterdrückungs-Maßregeln gegen Deutschland. Im Jahr 1819 nahm es den entschiedensten Antheil an den illiberalen Bundesbeschlüssen, deren abscheulichste Seite die Unterdrückung der gesetzlichen und verfassungsmäßigen Preßfreiheit selbst in denjenigen deutschen Ländern war, deren Fürsten eine Constitution mit ihren Völkern vertragt und beschworen hatten. Nicht genug, daß Preußen den eignen Unterthanen die feierlichsten Versprechungen brach, es zwang auch, im Einverständniß mit Oestreich und influencirt von Rußland, andere Souveräne zum Meineid. Es stimmte fortan auf allen europäischen Congressen zu den Maßregeln des vollblutigsten Absolutismus gegen die

Nationen, *) welche um jene Zeit eine vernünftige Freiheit reklamirten. Im Jahr 1832 endlich verband es ſich mit Oeſtreich noch enger, um die letzten Trümmer deutſcher Conſtitutionalität zu vernichten. Dieß geſchah durch die Juni-Beſchlüſſe des Bundestags zu Frankfurt, deren richtige Auslegung, welche in der klarſten und ſchärfſten Weiſe der deutſche Patriot Paul Pfizer von Stuttgart gemacht hat, die Rechte der Kammern auf eine Null reducirt, denn da ſie weder die Steuren verweigern, noch die Miniſter bei einer ehrlichen conſtitutionellen Behörde verklagen dürfen, was bleibt ihnen übrig, als auf Koſten des Landes einen leeren Wortſchwall zu machen, der wie Oppoſition klingt, aber erfolglos verhallen muß, oder gar den Serviliſmus auf die höchſte Potenz zu erheben, indem ſie mit einer Regierung ſtimmen, die in offenem Treubruch an beſchworenen Verträgen lebt? Die ruſſiſche Allianz, dieſe dem preußiſchen Staat durch ſeine geographiſche Lage aufgezwungene Landplage, welcher ſich derſelbige nun, da er ſeine Sache von der Sache der Völker getrennt, vollends nicht mehr entziehen konnte, übte einen mächtigen Einfluß auf die Maaßregeln des Königs im Innern. Sonſtmals, da die Regenten noch mit unangefochtener Allgewalt da ſtanden, ſchloſſen ſich die Bündniſſe mit anderen Souverainen nur des Intereſſes wegen und beſtimmten die innere Politik einer Regierung nicht. Heute aber, wo die Prinzipien ſich geltend machen, wo ſich die öffentliche

*) Arme Spanier und Italiener, auch preußiſche Tücke, nicht nur eſtreichiſche Gewalt trägt eures Unglücks Schuld.

Meinung millionenſtimmig erhob, wo die Volksſache in fortwährendem Kampfe mit der abſolut monarchiſchen liegt, muß das Allianzſyſtem von großem Gewicht für die innere Politik eines Staates werden, muß die Gemeinſchaft der Staatsformen eines der ſtärkſten Bande zur diplomatiſchen Vereinigung ſeyn. Dieſe diplomatiſche Vereinigung jedoch hindert, einmal feſtgeſtellt, nothwendig jeden Wechſel der Regierungs-Politik, zumal bei dem Schwächern. Preußen alſo, der machtloſeſte Staat der weil. heiligen Allianz, fand ſich mehr und mehr in den Aktions-Kreis ſeines koloſſalen Verbündeten hineingezogen. Einmal auf dieſem Wege begriffen, mußte Berlin in Kurzem werden, als was es ſich während der Reſtauration und in den Jahren des Kampfes gegen die Reſultate der Julirevolution zeigte, ein Anhaltspunkt für St. Petersburg.

Du wirſt mir ſagen, Freund, ich habe dir da im zweiten Theil meines Briefes Preußen als einen Staat geſchildert, der ſich deutlich und offen auf die Seite der Reaktion ſtellte, während ich dir doch dieſe Periode als eine ſolche zu ſchildern verſprach, in welcher Preußen fortfuhr, wiewohl nicht mehr ehrlich, ſondern nur heuchleriſch, mit liberalen Demonſtrationen ſeine innere Schwäche zu übertünchen.

Ganz recht! Das ſoll ſogleich geſchehen; aber zuvor wollte ich dir den geheimen Cauſalitäts-Nexus zeigen und damit beweiſen, daß Preußens Regierung, welche Maske ſie immer vornehmen mag, auf der Partei des Abſolutismus mit beiden Füßen ſteht und ſeiner Verhältniſſe wegen ſtehen muß.

Dieſe Thatſache vorausgeſetzt, wird es mir ein Leichtes ſeyn, dir auseinander zu ſetzen, auf welche Weiſe es ſeinen Unterthanen und den Völkern überhaupt conſtitutionelle Sympathien vorzuſpiegeln und über ſeine wirklichen Tendenzen Sand in die Augen zu ſtreuen ſucht.

Dreizehnter Brief.

Es war Friedrich Wilhelm III. nicht entgangen, welche Vortheile Preußen aus der liberalen Richtung, die es von 1807 — 15 eingeſchlagen, gezogen hatte, und welche weitere nach Innen und Außen noch daraus zu ziehen wären. Zum Behuf ſeiner inneren Einigung und ſeines Einfluſſes nach Außen mußte es an der Spitze des liberalen und proteſtantiſchen Syſtems verharren. Die Monarchie mußte die Stellung behaupten, die es in der Meinung Deutſchlands eingenommen, obgleich die Mittel, wodurch es dieſelbe erworben hatte, nicht mehr zu den Planen ihrer Lenker paßten. Preußens wahre Tendenzen und Endzwecke durften daher um keinen Preis verlauten und zugeſtanden werden; ſchon die geiſtige Richtung ſeiner Völker hätte dieß verboten: denn dahin war es mit Preußen noch nicht gekommen, daß man, wie in Rußland, hätte verfahren können, wo nichts dem Willen des Autokraten widerſteht, wo die willkührlichſten, die gehäſſigſten

Ukasen, mit Hilfe des Säbels der Soldaten und des Henkerbeils verkündigt werden können, weil dort der Despotismus sein Recht und seine Entschuldigung in der Frechheit seines Cynismus selber findet.

Aus diesem Wunsche und Bedürfniß also, die Vortheile des Absolutismus mit denen der Freiheit zu vereinigen, aus diesem grundherzlichen Beitritt zu den Doktrinen der Cabinete von Wien und Petersburg, und aus dieser Furcht, dieselben Angesichts der widerstrebenden öffentlichen Meinung in Deutschland zu bekennen, wurde der preußische Despotismus geboren, ein ganz absonderlicher Despotismus, der heuchlerischste, der verschlagenste, den je die Welt sah, weil er auf unterirdischen Wegen, mit dunkeln Ränken die Freiheit, welche er nicht zu bekämpfen wagt, untergräbt. Selten kommt in Preußen einer jener großen Staats- und Handstreiche der Willkührherrschaft, welche ein ganzes Land aufregen, zu Tag; die Regierung erlaubt sich solche Gewaltthätigkeiten nur in äußerster Noth; sie führt ihren Krieg mit Hinterhalten, Schlingen, Listen und Täuschungen; einem Diebe gleich, sucht sie ihren Völkern Rechte und Glauben wegzustipitzen; nur langsam schleicht sie vorwärts zu ihrem Ziel und deckt sich immer mit dem glänzendsten Schein, mit dem nobelsten Aushängeschild. Es gibt keine Regierung, welche ein schamloseres Spiel mit Worten triebe; sie schwatzt mit unzerstörlichem Ernst von Verfassung, Fortschritt, Freiheit, Aufklärung; es gibt kein kleines, triviales Mittelchen, das sie nicht anwendet, um in den Augen der Kurzsichtigen für eine warme Anhängerin die-

ſer ſchönen Sachen zu gelten. Auch wird ihr das gar nicht ſo ſchwer, weil ſie mit äußerſter Sorgfalt jede Stimme erſtickt, die das Gegentheil behaupten könnte. Der preußiſche Despotismus operirt nicht mit Maſſen, ſondern mit Individuen; er gefällt ſich, in allgemeinen Phraſen von Freiheit zu ſchwatzen: aber er zermalmt jede Perſönlichkeit, die, ihn beim Wort nehmend, ſich erlaubt, ihm läſtig zu werden; grundſätzlich herrſcht die Freiheit; thatſächlich darf Niemand Gebrauch davon machen. Der preußiſche Despotismus ſtellt die Göttin der Freiheit wohlgeſchmückt auf den Altar und zeigt ſie dem Volk; aber wehe dem, der es wagt, ſie anzurufen! Faſt immer ſind es die wohlklingenſten Maximen, die gerechteſten Prinzipien, unter deren Vorwand man alle Eingriffe, alle Ungerechtigkeiten vollführt. So z. B. ſind die Fälle zahllos, in welchen man ſich die ſchreiendſten Willkührakte herausnahm unter der Aegide des Grundſatzes: „es gibt nur Ein öffentliches Recht in Preußen.“ Die Regierung nahm ſich wohl in Acht, deutlich zu erklären, was ſie unter öffentlichem Recht verſtand. Sie benützte dieſen unbeſtimmten und allgemeinen Ausdruck, der vermöge ſeiner Elaſticität gewunden und gedreht, ſo wie auf alle Civil-, Straf-, Verwaltungs- und Militär-Rechtsſachen angewendet werden kann, um die Spezialgeſetze für die betreffenden Stände und Verhältniſſe, alſo die letzten Garantieen des Volkes, zu umgehen. Sei Jemand (etwa in Rheinpreußen) eingekerkert, ohne Urtheil und Recht, ohne öffentliche Anklage gefangen gehalten, ſo antwortet man dem Generalprokurator, der ſeine Be-

freiung fordert, daß die Verhaftung eine Polizei-Maßregel war; und da es nur Ein öffentliches Recht in der ganzen Monarchie gibt, so iſt Alles, was ſich unter dieſes Recht ſubſumiren läßt, auf jede einzelne Provinz anwendbar, mag die in dieſer Provinz herrſchende Geſetzgebung ſein, welche ſie wolle. Damit iſt die perſönliche Freiheit confiscirt, wie deutlich ſie auch in den Geſetzen geſchrieben ſtehe, ohne daß jedoch die Regierung aufhört, ihre Achtung für dieſelbe zu betheuren. Solche willkührliche Verhaftungen, in Kraft der genannten fruchtbaren Maxime, fanden hundert- und tauſendfältig Statt, zumal in allen politiſchen Vorkommenheiten.

Ich könnte dir eine Menge von Beiſpielen dieſer im Namen des billigſten Prinzips begangenen Unbilden anführen. Der Miniſter von Kamptz verfehlte niemals, mit unvergleichlicher Schaamloſigkeit von Verfaſſung zu ſprechen, wenn es ſich um eine abermalige Knebelung der öffentlichen Freiheiten handelte. Von Verfaſſung zu ſprechen war indeß ein ausſchließliches Privilegium der Machthaber; denn jeder Mann aus dem Volk, der dieſes Wort hätte verlauten laſſen, wäre als Demagog in eine Feſtung geſperrt worden. Exempla sunt odiosa.

Am Auffallendſten gibt ſich indeſſen der Geiſt und Gang der preußiſchen Regierung in dem Styl ihrer Geſetze und der Verkündigungs-Art derſelben kund. Unmöglich kann man etwas Dunkleres, Vieldeutigeres und Verſchrobeneres auffinden, als dieſe preußiſchen Geſetze, Kabinetsordern und De-

frete. Die wichtigen Anordnungen, zumal die, welche den Endzweck der preußischen Regierung enthalten, werden in eine solche Sündfluth von Redensarten und Wendungen versenkt, daß ungeübte Augen die ungeheure Perfidie, welche unter den ehrlichsten Einkleidungen erscheint, gar nicht zu erkennen vermögen. Die Abfassung geschieht immer so unbestimmt und allgemein, daß sie jede Auslegung zuläßt. Trotz solcher Vorsichtsmaßnahmen jedoch erblickt die Mehrzahl der Verordnungen nie das Licht der Oeffentlichkeit. Dieselben werden an die Beamten geschickt mit dem Befehl, das tiefste Stillschweigen über den Inhalt zu beobachten und sie nur im eintretenden Falle anzuwenden; so zwar, daß das Gesetz Denjenigen, die es treffen soll, unbekannt bleibt. Belästigt ein Individuum die Gewalt, schiebt sich ein Hinderniß in ihren Gang: sogleich wird man irgend eine Spezial-Verordnung auffinden, um dieses Individuum hinwegzuräumen, um dieses Hinderniß zu brechen. Bleibt doch der Regierung, damit sie niemals in Verlegenheit gerathe, das bequeme Mittel der Auslegung des Gesetzes, sollte diese Interpretation auch gerade den umgekehrten Sinn hineinlegen müssen. Damit jedoch eine gewaltsame Auskunft unnöthig sei, wird der Text der Gesetze so schillernd abgefaßt, daß er sich jeder Erklärung, jeder Verdrehung von selbst darbietet. Aus den preußischen Gesetzen läßt sich Alles machen, nur keine Garantieen für die Rechte des Volks.

Weil aber so die Gesetze nach zufälligen Umständen und für besondere Zwecke fabricirt werden, so kann man sich leicht

vorſtellen, welches Chaos die preußiſche Geſetzgebung bildet, um ſo mehr, als die Beſtimmungen, deren man ſich gewöhnlich nicht mehr bedient, niemals förmlich abgeſchafft werden: denn laſſen ſie ſich heute nicht brauchen, wer weiß, ob man ſie nicht morgen brauchen kann? Das gewährt den Vortheil, daß man die öffentliche Meinung nicht durch neue Kabinetsordern aufregt und ſich nur der durch die Zeit geheiligten zu bedienen ſcheint. Geſchehe was da will, die Regierung hat ſtets ein Geſetz in Bereitſchaft; und Dank dieſer Unzahl von Dekreten, Ordonnanzen, Kabinetsbefehlen, welche mit offenen Augen ſchlafen und ſogar dem Zahn der Zeit trotzen: ſie kann treffen, wo, wann, wie ſie will, ohne je den Schein der Geſetzlichkeit zu verlieren. Dieſe Geſetzgebung iſt ein mehr und mehr ſich erweiterndes und verwirrendes Labyrinth, worin der preußiſche Despotismus ſich mäſtet, wie der fabelhafte Minotaurus, ſicher, daß ihm ſeine Beute nicht zu entrinnen vermag.

Aber welche Mittel wendete Preußen an, um die laute Stimme der Thatſachen zu erſticken und ſich dem Richtſchwert der öffentlichen Meinung zu entziehen? Es mußte doch wohl dieſe Meinung täuſchen, irre führen, und ſeine Politik mit ſchönen Farben übertünchen, mit den edelſten Prinzipien anſtreichen. Wie gelang ihm dieß? Durch unerhörte Keckheit und ungemeine Gewandtheit im Lügen, — wie ich dir dieß in meinem nächſten Briefe darthun werde.

Vierzehnter Brief.

Die preußiſche Regierung, mein Freund, hat ſich, um die Geiſter zu täuſchen oder zu beſtechen, als Wortführerin deutſcher Intelligenz, als Centralpunkt unſerer Vaterlands-Aufklärung hingeſtellt. Das preußiſche Volk erhielt natürlich an dieſem erleuchteten Standpunkt Antheil: die Intelligenz und Aufklärung der Regierenden und Regierten machen, wie es ſich von ſelbſt verſteht, jene Rechtsſicherung durch geſchriebene Garantien, wie Verfaſſungsverträge ſie enthalten, rein überflüſſig. „Preußen begreift den Fortſchritt, es kennt alle Anforderungen der Zeit und will ihren Bedürfniſſen ein Genüge leiſten; aber es hütet ſich wohlweislich, von einer blinden Begeiſterung ſich fortreißen zu laſſen, es folgt bedächtlich der hiſtoriſchen und organiſchen Entwickelung bei ſeinem Volk, die in ſeiner Nationalität begründet iſt, und aus keinem andern Grunde verwirft es die beweinenswerthen modernen Conſtitutionen, dieſe Nachäffereien des Auslands.“

So lauten die pfiffigen und hochtrabenden Phrasen, womit die preußische Bureaucratie bis jetzt alle Ideen von sich gewiesen hat, durch deren Vermittelung ein wahrer Rechtsstaat allein gebildet wird. Aus dieser compakten Unterdrückungsmaschine furren bis zum Ekel der Hörenden an einem fort die Worte heraus: „historische, organische, der deutschen Natur und Nationalität entsprechende Entwickelung.“ ꝛc. Sie will sich damit den Anschein eines antiken Constitutionalismus und der Anhänglichkeit an die altgermanischen Traditionen geben und bedient sich dieses schlauen Mittels, um mit stolzer Verachtung von der Hand zu weisen, was sie Neuerungen und Träumereien der (allerdings freien) Nachbarstaaten nennt. Berufen sich aber die Völker auf ihre alten, so liberalen, so schützenden Ständeverfassungen, dann — nun dann findet das Ministerium es blöde und wahrhaft unausstehlich, daß man auf diese wurmstichigen Trümmer vergangener Jahrhunderte zurückkomme, und verschanzt sich hinter die Redensarten: Fortschritt, Aufklärung, Zeitbedürfnisse u. s. w. So bedient sich diese hinterlistige Politik der entgegengesetztesten Vorwände, um die öffentlichen Rechte niederzuhalten; bald zertritt sie die Freiheit, weil sie dieselbe zu alt findet, bald weil sie ihr zu jung ist.

Merke dir wohl, Bester, daß diese halb-slavische preußische Regierung sich's zur Lieblingsmarime gemacht hat, stets auf die bestimmteste und schneidendste Weise zu entscheiden, was dem deutschen Volke ersprießlich sei, um alle Reformen, als unstatthaft für den deutschen Nationalcharak-

ter, hinwegzublaſen. Abſonderlich mißfällt ihr der Vorwurf der Nicht-Conſtitutionalität. Sie wollte ſich von demſelben reinigen und ſchwatzte ohne Unterlaß von reellen Garantien und thatſächlich freiſinnigen Inſtitutionen, womit ſie ſich, ihrem Sagen nach, umgeben habe. (Ueberſieh doch den hübſchen Contraſt nicht, der durch den Gegenſatz zwiſchen den in den Conſtitutionen geſchriebenen Garantien gegenüber von den in Preußen nicht geſchriebenen, angeblich reellen affektirt wird.) Sie verſicherte ſtets, daß die Freiheit durch die gewaltige Beamtenhierarchie, die Provinzialſtände, die Militair-Organiſation und die hohe Intelligenz des Monarchen, wie des Volkes beſſer geſchützt wäre, als durch eine blos moderne, auf Theorien gebaute Conſtitution. Um jedoch allen Widerſpruch ſiegreich zu widerlegen und ſelbſt die verſtockteſten Schreier zum Schweigen zu bringen, verkündigte, nach dem Jahr 1830, die preußiſche Staatszeitung, in einem Anfall von Furcht, allen denjenigen, welche ſich von dem Stand der Dinge nicht ganz befriedigt erklärten, Preußen ſei eine mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebene unumſchränkte Monarchie. Wenn du dir an dieſem harten Brocken keinen Zahn ausgebiſſen haſt, wenn du nicht erſtickt biſt vor Lachen über ſolchen ſchaamloſen Unſinn, ſo wirſt du mit mir übereinſtimmen, daß es kein anziehendes Luftgebilde, kein Eldorado gibt, welches die preußiſchen Staatsſchriftſteller nicht für ihr glückſeliges Preußen auszuposaunen die Stirne gehabt hätten. Dieſe beſoldeten Federn gehen ſo weit, daß ſie die preußiſche Ge-

ſetzgebung, die Trefflichkeit des Landrechtes, das Glück und materielle Wohlergehen der preußiſchen Unterthanen über alle Maßen rühmen und die ganze dithyrambiſche Skala erſchöpfen, um dieſes Land als das beſt verwaltete, beſt regierte, väterlichſt beſorgte hinzuſtellen.

Das iſt das Thema, welches die preußiſche Regierung tagtäglich durch die Organe ſeiner feilen und erniedrigten Preſſe tauſendfältig variiren und commentiren läßt. Sie verſchmäht kein Taſchenſpielerſtückchen, um jederzeit in dem Lichte zu erſcheinen, worin ſie ſich ſehen laſſen will. Die auswärtige Preſſe, zumal die franzöſiſche, gegen welche man gewöhnlich eine vollkommene Verachtung ausbängt, gilt ſogleich als Orakel, wenn ſie ein lobendes Wort für Preußen enthält; man ſchmückt, man ſalbt ſich damit, als einer dem Feinde unwillkührlich entriſſenen Anerkennung; dann vergißt man die den Franzoſen ſo oft vorgeworfene Unwiſſenheit in Betreff Deutſchlands, dann gerade, wann ſie einen klaren Beweis dieſer Unwiſſenheit ablegen.

Hat ſich denn aber Deutſchland, ich meine beſonders das übrige Deutſchland, ſo vollſtändig zum Beſten halten laſſen? iſt der richtige Sinn der Deutſchen nicht hinter die hohlen Phraſen gekommen, deren Heuchelei durch den Widerſpruch der Thatſachen bald in die Augen ſpringen mußte? Leider kann ich dir nicht bezeugen, mein Freund! daß die Enthüllung der Wahrheit allgemein ſei. Vor allem iſt unſere Preſſe ſo ſehr geknechtet, ſind unſere kleinen Regierungen ſo ganz verſtrickt, umgarnt, eingeſchüchtert, beſchwatzt

und bevormundet von der preußischen, daß es einem Publicisten gerathener wäre, über sein eigenes specielles Vaterland ein tadelndes Buch zu schreiben, als über das hegemonieführende Preußen; das Publikum erhält daher in den meisten Organen der verschiedenen deutschen Staaten nur das über Preußen wiedergekäut, was die Censoren desselben passiren ließen; und dann bewährt sich auch an unsern politisch stumpfsinnigen Brüdern der Mehrzahl nach die Erfahrung, daß man am Ende glaubt, was man immer und ewig wiederholen hört. Dessen ungeachtet haben sich, und hauptsächlich in den letzten vier Jahren, manche Stimmen deutlich genug ausgesprochen, um mich zu der Behauptung zu berechtigen, daß die Rolle, welche Preußen seit dreißig Jahren spielte, für die Einsichtigen und Denkenden hinlänglich durchschaut und das Lügengewebe dieser Politik gelüftet ist, wozu das Schaukelsystem des gegenwärtigen Königs, welcher zwischen den Bureaukraten und halb Liberalen unentschieden hin und her schwankt, nicht wenig beitrug. Sagt man doch gar in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, Friedrich Wilhelm IV. beabsichtige, eine Verfassung mit allgemeinen Reichsständen in Preußen einzuführen. Ich meinerseits glaube eher an den Einsturz der Himmelsdecke, als daran, daß diese Constitution, wenn sie wirklich zu Stande kommt, etwas Anderes sei, als eine neue List, womit der Despotismus die modernen Ideen zu seinem Vortheil auszubeuten strebt. Diese problematische Verfassung würde sicherlich so schmal und karg im Punkt der Volksrechte ausfallen, daß sie so gut, wie keine wäre. Ja,

ich ahne, daß es mit dieſer allgemeinen Conſtitution auf die Abolition der ärmlichen Reſte der Provinzialfreiheiten und namentlich der franzöſiſchen Codes in den Rheinlanden abgeſehen iſt. Denn aus der ganzen Anlage, Gliederung und Geſchichte des preußiſchen Staates leuchtet mir deutlich hervor, daß der abſolute Regent, ſelbſt wenn er wollte, nicht im Stande wäre, ſein ganzes Regierungsſyſtem zu verändern, und ſeine Macht mit andern geſetzgebenden Faktoren zu theilen, ohne einen vollſtändigen Umſturz des bisherigen Gebäudes zu riskiren; es ſei denn, daß er entſchloſſen wäre, die Revolution, welche Preußen über kurz oder lang droht, ſelbſt zu machen; dazu mangelt ihm indeß das Genie, die Charakterkraft, die Selbſtentſagung; und wenn er Alles das hätte, ſo wäre der Erfolg dennoch problematiſch, denn es fragte ſich, ob der Prozeß, durch welchen die künſtlich und gewaltſam gefügten Theile auseinanderweichen, auch ſtark genug wäre, eine organiſche Aſſimilation zu bewirken.

Da ich übrigens an der Realität der Sache völlig zweifle, ſo werde ich meine Briefe fortſetzen und über die preußiſche Geſetzgebung in's Detail eingehen. Es wird ſich dann zeigen, ob die bisherigen Inſtitutionen reelle Garantien waren oder nicht? ob Preußen ſich conſtitutionell regiert nennen darf, oder nicht? Ich werde dir die Hauptakte vorüberführen, welche ſeit dem Wiener Frieden bis zur Regierung des gegenwärtigen Königs in politiſcher und religiöſer Hinſicht geſchehen ſind.

Sollte dann auch eine Syſtems-Veränderung im Momente ſich bewahrheiten, ſo mögen meine Briefe ein Denkmahl für die nächſte Vergangenheit werden und ein Beweis, wie unumgänglich nöthig die heute gehoffte Reform war, um Preußen aus der Reihe der abſolutregierten Reiche in die Reihe der Rechtsſtaaten einzuführen.

Ein Mährchen

als

Zwischenakt.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Kaiser Oktavianus.

Perſonen.

Der Kaiſer von China.
Germania, verwittwete Kaiſerin von Deutſchland.
Gloria, ihre Tochter aus verſchiedenen Ehebünden.
Wüſtlein, Med. Dr. kaiſerlich chineſiſcher Leibmedicus.
Der Polizeiminiſter.
Der Kriegsminiſter.
Ein Eichhörnchen.
Sklavigny, Staatsrechtslehrer.
Stutenthal, Staatstheolog.
Janus, Staatspubliciſt.
Gebrüder Altteutſch, Staatspatrioten
Bonaventura, Staatsphiloſoph.
Phantaſus, Hofrath und Staatsdramaturg.
Hariri, Staatsreimlerikon.
Kletterſtange, Profeſſor und Staatsturner.
Chevalier George.
Don Fernando.
Don Emanuel.
Ein unpolitiſcher Profeſſor.
Ein cosmopolitiſcher Nachtwächter.
Ein Kind.
Zwei Geiſterſtimmen.
Eine Geſpenſterſtimme.
Eine Depeſche.
Eckenſteher Nante.
Chor der Höflinge und Mandarinen.

Ort der Handlung: der kaiſerlich chineſiſche Hof zu Peking. Zeit: nicht genau zu ermitteln, da die chineſiſche Chronologie bekanntlich ein ſehr konfuſes Ding.

Verwahrung.

Um nicht des Gewerbes eines Plagiators bezüchtigt zu werden, erklärt der Inscenesetzer nachstehenden Drama's, daß in selbigem folgende Autoren geistweis gehen, wie sich die süddeutschen Bauern ausdrücken würden —: Arnim Frau von, Dingelstedt, Freiligrath, Gleibel, Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Rückert, Sallet, Schelling, Strauß. Die drei, gewiß sehr erhebenden, Schlußstrophen des Stückes sind dem Büchlein: „Reaktion und Adel, Berlin 1843" entnommen, welches einen prinzlichen Anonymus zum Verfasser haben soll

(Vorhalle des kaiſerlichen Audienzſaals. Madame Germania und Prinzeß Gloria treten ein, von allen möglichen chineſiſchen Hofchargen begleitet, unter welchen der Leibmedicus Dr. Wüſtlein.)

Germania.

Nun paß' auf, Gloriachen, daß dein Debüt gut ausfällt. Paß' auf, ſag' ich, nimm' dich zuſammen, ſag' ich, daß du endlich einen Mann bekommſt.

Wüſtlein (bei Seite.)

Bah, zu dieſem Zwecke ſollte ſich das Fräulein eher auseinanderthun.

Gloria.

Aber, Mama, da riecht es ja wettermäßig nach — nach — — was iſt denn das für ein vermuffter Geruch?

Germania.

Ei, das iſt der berühmte chineſiſche Zopfgeruch, mit etwas Beigeſchmack von Thee und Juchten.

Wüſtlein.

Mit allerunterthänigſter Unterthänigkeit möchte ich Ihro kaiſerlichen Hoheit, bis Höchſtdieſelbe an dieſen chineſiſchen Staatsgeruch ſich gewöhnt haben, den Gebrauch des Janus-Oels rathen.

Gloria.

Was iſt das für ein Parfüm, Monſieur le Docteur?

Wüſtlein.

Das iſt die neueſte Erfindung unſeres berühmten Staatspubliciſten, kaiſerliche Hoheit, ein Wunderoel, das Dutzend Fläſchchen zu 8 Thaler. Es dient in erſter Linie dazu, das Räderwerk der Staatsmaſchine einzuſchmieren, in zweiter, ganz China in germaniſch-chriſtlichen Geruch zu bringen. Letztere Eigenſchaft verdankt es hauptſächlich dem Segen, welchen unſer großer Staatstheolog Stutenthal darüber geſprochen.

Gloria.

Fi donc! Doch ich erinnere mich, daß mir auf meiner Durchreiſe durch Leipzig biedermänniſch davon vorgeheroldet wurde.

Wüſtlein.

Ja, erlauchteſte Jungfrau, ſeit der unſterbliche Oswald Marbach in Leipzig einen literariſchen Wochenbericht herausgibt, verſtehen ſie ſich in Leipzig auf Alles, beſonders auf Poeſie und Poeten, und nicht umſonſt hat mein Freund, der Chevalier George geſagt:

Nach der Parnaß iſt gebahnt, und wer nicht gerne zu Fuß geht,
Findet in Leipzig ein Heer trefflicher Eſel bereit.

Gloria.

Wer iſt dieſer Chevalier George?

Wüſtlein.

Ein junger Ritter, der ſich ſeine Sporen an einem Verſtorbenen verdient hat. Ihro Hoheit werden ihn ſogleich kennen lernen, denn er befindet ſich dermalen an unſerem Hofe.

Gloria.

In welcher Eigenſchaft?

Wüſtlein.

Als Curioſum. Unſer erhabener Monarch liebt die Curioſa.

Gloria.

Deßhalb muß' ich mich auch wohl auf Mama's Wunſch hin wie ein wandelndes mittelalterliches Curioſum herausſtaffiren?

Germania.

Willſt du ſtill ſein, du ſchnippiſches Ding! Hab' ich dir nicht geſagt, du ſollſt dich hier wie ein Fouqué'ſches Fräulein, nicht aber wie „die Emancipirte" gebahren, welche neulich bei Otto Wigand herauskam?

Gloria

Mama, ſolche Vergleichungen verbitt' ich mir.

Germania.

Hat ſich was zu verbitten! Aber aufgepaßt, ſag' ich noch einmal. Die Flügelthüren öffnen ſich, die Cour nimmt ihren Anfang. Nur recht Fouqué'ſch, Gloriachen! Die Augen ſchämig geſenkt, den Eichenkranz hölzern verlegen in der Hand niederhängen laſſen, wie der ſchwanthaler'ſche Goethe zu Frankfurt den ſeinen — paalzewiſch weiblich, idahahnhahniſch noblement! Du mußt mal an den Mann kommen, ſonſt thäte ja die deutſche Gloria zur alten Jungfer verſauern.

Gloria.

Ei, gegen dieſes Unglück wüßten die muntern Herren Franzoſen —

Germania.

Willſt du ſchweigen, du Grasaff? Komm' herein, komm' herein!

(Die beiden Damen begeben ſich mit ihrem Gefolge in den Audienzſaal, deſſen Flügelthüren ſich vor ihnen geöffnet haben. Der ganze chineſiſche Herrſaal iſt in Gala verſammelt, ebenſo das hohe Mandarinenthum der rothen, grünen, blauen, gelben ꝛc. Knopfordnung. Der Kaiſer des Reiches in der Mitte, der Sohn des Himmels ꝛc. ſteht in mittelalterlichem Glanz und Wichs am Fuße des Thrones. Ein Eichhörnchen, welches ſprechen kann und an das alte und neue Teſtament glaubt, ſitzt ihm auf der Schulter. Wie die Damen eintreten, geht ihnen der Kaiſer entgegen, küßt ihnen nach chineſiſcher Etikette die Naſenſpitzen, führt ſie galant zu ihren Tabourets, beſteigt den Thron, macht eine erhabene Handbewegung und ſagt:)

Ich will reden!

(Ruſch von Trompeten und Pauken.)

Der Hof (mit den Geſichtern im Staube.)

Er will reden!

Das Mandarinenthum (dito.)

Hört! Hört!

Chorgeſang.

Strophe.

Mitten aus neun Inſeln, in vier Meeren
Ruft der Kaiſer Pelikan,
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet ſie mit Freude an.
Fiſche tief im Grunde ſchweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein,
In den Wipfeln neue Schoſſen,
An den Wurzeln neue Sproſſen;
Und im Schachte wachſen Gold und Stein.

Gegenſtrophe.

Es war einmal ein großer Prinz,
Dem war es angeboren,
Und Hof und Hauptſtadt und Provinz
Gebrauchte Nichts, als Ohren.
Er ſprach bei Tag, er ſprach bei Nacht,
Die Länge und die Breite,

Er ſprach noch eh' er aufgewacht,
Demoſthenes der Zweite.
Deklamiren
Und Parliren,
Ei, was ſpricht der Prinz ſo ſchön!

Der Kaiſer.

Nachdem es dem unerforſchlichen Rathſchluß des Himmels gefallen, Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät aus dieſem irdiſchen Jammerthal hinüberzurufen in das beſſere Land, beſtieg Ich den Thron Meiner Ahnen, erfüllt von begeiſterter Volksbeglückungsromantik und löblichſten Vorſätzen.

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Hier war alſo nicht der Weg zur Hölle, ſondern der Weg zum Throne mit guten Vorſätzen gepflaſtert.

Der Kaiſer.

Unähnlich einem berühmten Autor des Weſtens, welcher einmal ſchrieb: Die Jugendſchwärmerei, meine Schulden bezahlen zu wollen, hab' ich längſt aufgegeben — geruhte Ich, daran zu denken, nicht nur Meine eigenen, ſondern auch die Schulden Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät bezahlen zu wollen.

Der Hof.

Magnifique!

Mandarinenthum.

Erhaben!

Germania (eine Thräne abwiſchend.)

Rührend wie eine dramatiſche Blutwurſt von der Birch-Pfeiffer!

Gloria

Alſo Eurer Majeſtät höchſtſeligen Vaters Majeſtät hatte Schulden?

Der Kaiſer.

Allerdings, holdſeligſte Prinzeß. Er war durch allerlei hiſtoriſches Mißgeſchick nicht nur banquerott, ſondern ſo ziemlich total ruinirt worden.

Gloria

Und wer half ihm aus der Patſche?

Der Kaiſer.

Das gutmüthige Volk. Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät ſtellte aber auch damals ſehr ſchön geſchriebene Schuldſcheine aus, welche alle anfingen: „An mein Volk.“ Dieſe Schuldſcheine kamen Mir, entre nous, immer vor wie die Eheverſprechen, welche man hübſchen Bürgermädchen gibt, die man ſonſt nicht herumkriegen kann.

Hof und **Mandarinenthum**

(wollen vor Lachen berſten.)

Germania.

Ich möchte zu Eurer Majeſtät ſagen, wie Ophelia zu Hamlet ſagte: Prinz Ihr ſeid ſpitz!

Wüſtlein (für ſich.)

Geweſen, geweſen. Die arme Königsmauer muß dieſes Perfektum entgelten.

Der Kaiſer.

Ich hatte, wie geſagt, die Abſicht, dieſe Schuldſcheine einzulöſen, mit der Zeit natürlich und nach Luſt und Laune. Ja, das wollte Ich, und wie Meines höchſtſeligen Vaters Majeſtät dermaleinſt ſchöne Schuldſcheine ausgeſtellt, ſo hielt Ich Meinerſeits ſehr ſchöne Reden. Ich wollte groß und unſterblich, Mein Volk ſollte frei und glücklich werden. Ich gelobte, Ich ſchwur es, am Halten hat Mich die hiſtoriſche Schule — —

Chevalier George

(tritt ein mit klingendem Saitenſpiel und recitirt ohne Weiteres:)

Laß', was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,

Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt Du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk ſoll dir entgegenflammen;
Steh auf und ſprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haubt, ſie ſind beiſammen!“
Das Weſt und Oſt, das Nord und Süd,
Wie ſind der vielen Worte müd —

weßwegen ich es für das Gerathenſte halte, die Schleuſen meiner Begeiſterung zu ſtopfen.

(Das Eichhörnchen gebärdet ſich höchſt mißmuthig. Hof und Mandarinenthum ſehen ſich dumm an, Gloria aber tritt raſch hervor und ſetzt dem Chevalier George ihren Eichenkranz auf.)

Der Kaiſer.

Ah, ſieh' da, der Troubadour der Dame Freiheit! Mein lieber Chevalier, Ich wünſche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken.

Hof und Mandarinenthum.

Ein ſublimer Dichter! Ein großer Mann!

(Chevalier George ab nach Königsberg.)

Ein unpolitiſcher Profeſſor

(tritt mit einem Hackbrett auf und ſingt nach der Melodie: In des Waldes düſtern Gründen:)

Soll es erſt die Nachwelt ſagen,
Was die Mitwelt hat gedacht?

Soll kein Herz zu ſagen wagen,
Was ihm Leid und Freude macht?

Nein, ihr wagt nicht mal zu ſagen,
Und ihr habts doch oft gedacht:
Daß das fünfte Rad am Wagen
Iſt Europa's fünfte Macht.

Das Eichhörnchen

(ſpringt dem unpolitiſchen Profeſſor wüthend ins Geſicht, zerkratzt ihn und ſkandirt:)

Er iſt abgeſetzt, Er Lümmel, und kann ſich zum Teufel ſcheeren!

Der unpolitiſche Profeſſor (abgehend).

Das bringt mich erſt recht in Schwung und Mode.

Gebrüder Alttentſch.

Wollen Eure kaiſerliche Majeſtät uns allerunterthänigſt zu bemerken erlauben, daß wir die verruchten Anſichten dieſes Mannes, der allerdings nicht unſer Freund war, keineswegs billigen, ſondern aufs Tiefſte verabſcheuen; denn wir ſind altteutſche Patrioten, wir.

Der Kaiſer.

Ich weiß, Ich weiß und ihr ſollt um dieſer hochherzigen Aeußerung willen alſogleich den Orden pour le merite haben.

Das Eichhörnchen
(auf die Schulter des Kaiſers zurückkehrend)

Eure kaiſerliche Majeſtät thäten gut daran, die gute alte chineſiſche Cenſur wieder einzuführen.

Der Kaiſer.

Das wäre, glaub' Ich, ſo übel nicht.

Ein cosmopolitiſcher Nachtwächter
(tritt auf, überreicht dem Kaiſer vier Fragezeichen, nimmt ſein Horn, kniet und ſpricht:)

Du weißt, was das bedeuten will? Du wirſt ſie mir nicht ſtreichen?
Es ſind ja nur unſchuldige vier kleine Fragezeichen.
Die wurzeln tief, die ragen hoch; wie die gerühmten Eichen
Des freien deutſchen Volkes ſteh'n vier kleine Fragezeichen.
Du wollteſt ſie zwar nimmer ſeh'n in deinen weiten Reichen,
Doch drängen ſie ſich immer auf, vier kleine Fragezeichen.
Wer wird denn ſo erſchrocken ſein und ſcheu vom Wege weichen,
Wenn Einem Nichts begegnet, als vier kleine Fragezeichen?
Gekrümmt, gebeugt erſcheinen ſie, Hofräthen zu vergleichen,
Im Säcklein eine Handſupplik, vier kleine Fragezeichen.
Du wieſeſt ſie hinweg von dir, nun ſchlüpfen ſie und ſchleichen
Umher im Volk und murmeln leis, vier kleine Fragezeichen.
Zwar was ſie wollen werden ſie wohl nimmermehr erreichen,

Allein ſie bleiben, was ſie ſind, vier kleine Fragezeichen.
Und einſt, wann ſie geſtorben ſind, erſcheinen ſie als Leichen
Dir Nacht im Traum und ärgern dich, vier kleine
Fragezeichen.
Und einſt, wann du geſtorben biſt, als Stempel dann und
Aichen
Steh'n groß an deinem Monument vier kleine Fragezeichen.

Geiſterſtimme aus dem Süden.

Herr Nachtwächter, eine Hofrathsſtelle mit 3000 fl. Gehalt!

Der cosmopolitiſche Nachtwächter

(verwandelt ſich plötzlich in einen kenigl. württembergiſchen Hofrath in blauer, ſilbergeſtickter Uniform, verbeugt ſich bis auf den Boden, ſpricht ab und trillert im Abtreten:)

Es iſt in der Welt nach meinem Sinn
Ein närriſcher Schabernack — —
Ob ich gerad' ſo ein Menſch wei bin
Wie das feine, vornehme Pack?*)

Gloria.

Es leben feſte Grundſätze!

---

*) Um dem Vorwurf zu entgehen, ich ließe meine Helden unmotivirt ſprechen, bemerke ich, daß der ci-devant Nachtwächter einige Monate vor der zuletzt von ihm angeführten Aeußerung folgendes Sonett an ſein Liebchen dichtete:

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Parturiunt montes et nascitur Apostasismus.

Das Eichhörnchen.

Majeſtät, wir haben wahrhaftig eine ruſſiſche Cenſur nöthig.

Chevalier George (brieflich aus der Ferne.)

Noch gibt es Menſchen, die durch Nichts zu ſchrecken ſind, Menſchen, die ſich die Seele ausſchreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt, um ſo getroſter, da ſelbſt die Feinde des Fortſchrittes nicht mehr den Muth beſitzen Gewalt zu gebrauchen — —

Der Kaiſer.

Das wollen Wir doch ſehen. Man fah'nde auf ihn, Polizeiminiſter!

Mein Rock iſt nicht aus buntem Tuch geſchnitten,
Und ſchimmert nicht von Orden und Geſchmeide,
Auch klirrt nicht zu den tanzgerechten Schritten
Melodiſch Reiterſporn und Säbelſcheide.

Im Sonntagsklub bin ich nicht wohlgelitten,
Weil ich den Thee und die Aeſthetik meide,
Und auch zum Whiſt man mich nicht bitten,
Da ich ſo unverſchämt am Spieltiſch leide.

Ich kann nicht künſtlich meine Locken ſtutzen,
Mein Wort und ſeine Reverenzen winden,
Und mir die Naſe nicht mit Grazie putzen:

Nun ſag' mir doch, mein Lieben unumwunden,
Was magſt du an dem Lump zu lieben finden,
Da du dich ihm ſo treu und feſt verbunden?

Welch ein nichtswürdiger Schurke! Welch ein proſaiſcher Kerl! an den Galgen mit ihm.

Chevalier George

(aus der Ferne, auf der Eiſenbahn entweichend)

Auf dem Wege von Damasko
Machte Saulus einſt Fiasko,
Doch, das ihn bekehrt das Licht,
Ein chineſiſches war es nicht.

Don Fernando und **Don Emanuel**

(mit Harfen in den Händen)

Don Fernando.

Ein neuer Held, Sanct Jurgen,
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der grauſe
Noch züngelt ungeſcheut?
Haſt du vielleicht beim Schmauſe
Verpaßt die rechte Zeit?

•

Du tropiger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur der — der Schwab!
Verwelkt ſchon deine Blume!

Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eignen Ruhme
Ach, den Uriasbrief!

Der Kaiſer.

Don Fernando, Ich ernenne Sie zum kaiſerlich chineſiſchen Hofbarden mit 300 Thlr. jährlichem Gehalt.

Don Emanuel.

Es ſcholl dein Lied mir in das Ohr
So ſchwertesſcharf, ſo glockenkönig,
Als wär' aus ſeiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiſ' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden,
Komm' an in voller Harniſchzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Ich ſing' um keines Königs Gunſt
Es herrſcht kein Fürſt, wo ich geboren;
Ein freier Prieſter freier Kunſt
Hab' ich der Wahrheit nur geſchworen.
Dir werf' ich keck ins Angeſicht,
Keck in die Flammen deines Branders,
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand iſt das Gericht;
Gott helfe mir! ich kann nicht anders.

Der Kaiſer.

Amen. Don Emanuel, Ich ernenne auch Sie zum kaiſerlich chineſiſchen Hofbarden mit dito 300 Thlr. jährlichem Gehalt.

Don Fernando und **Don Emanuel,** (abgehend.)

Und ſo laß uns unſre Flammen
Thun zu einem Brand zuſammen,
Braten als getreue Diener
Die verfluchten Jakobiner,
Und verzehren dann in Frieden
Die Penſion der Invaliden.

Gloria.

Man ſollte meinen, man wäre in Deutſchland, ſtatt in China.

Don Fernando (nach einer Weile fernher.)

Ich habe mich anders beſonnen. Ich gebe meine kleine Penſion in die Hände Eurer kaiſerlichen Majeſtät zurück und trete in die Reihe der entſchiedenſten Oppoſition über.

Ich bin gerecht in vielen Sätteln,
Und brauch' deßwegen nicht zu betteln.

Gloria.

Brave! wenn gleich die Reue etwas zu ſpät kommt.

Das Eichhörnchen.

Da ſehen Eure kaiſerliche Majeſtät, was bei den liberalen Maaßregeln herauskommt.

Hof und Mandarinenthum.

Ungeheuerlich! Vatermörderiſch!

Der Kaiſer.

Man ſah'nde auch auf ihn. Wem ſoll Ich aber, als unermüdlicher Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, die erledigte Penſion zutheilen?

Das Eichhörnchen.

Majeſtät, ich kenne einen leipziger Magiſter, Namens Jean Stinkwitz, der als treugehorſamſte philologiſche Blattlaus auf dem Lorbeerkranz des Grafen von Platen herumkroch und jetzt die griechiſchen Tragiker ins Chineſiſche überſetzt — —

Der Kaiſer.

Er ſoll die Penſion haben.

Das Kind (haſtig eintretend.)

Bis jetzt hat man künſtlich Fürſt und Volk aus auseinandergehalten, um dem Fürſten einen künſtlichen Nimbus zu bilden und dem Volk einen künſtlichen Reſpekt einzuflößen. Was iſt das aber für ein gläſernes Verhältniß gegen das ſtarke innige Band der Seele mit Fleiſch und Blut, das gleich zuckt, wenn die Seele feurig wird? Iſt jenes nicht unwürdig der Fürſtlichkeit, und eine derbe Lüge? Und ſoll man dem Volk mit Schattenſpiel was weiß machen wollen, wenn es ſchon was Höheres ahnt und begreift, als je auf der fürſtlichen Bühne war aufgeführt worden.

Der Kaiſer.

Schon gut, ſchon gut, gnädige Frau, aber Ich bin heute anderwärts beſchäftigt, wie Sie ſehen, und ſomit Gott befohlen, Gott befohlen!

Das Kind (abgehend.)

Wie ungalant! Der Göthe verhielt ſich auch ziemlich kühl gegen meine Verzückungen und Orakeleien, aber er nahm ſich wenigſtens die Mühe, meine holperichte Proſa in glatte Sonette umzuſetzen.

Das Eichhörnchen.

Das wird zu arg.

Hof und **Mandarinenthum.**

Thron und Altar ſind in Gefahr.

Der Kaiſer.

In der That, Meine Herren, Ich weiß nicht, — Ich denke — Ich glaube — kurz, Ich werde geruhen, der Jugendſchwärmerei, Meines höchſtſeligen Vaters Schulden bezahlen zu wollen, zu entſagen.

Hof und **Mandarinenthum** (jauchzend.)

Heil ſei dem Tag, an welchem du geruht, dieß zu geruhen!

Dideldum, dideldum!

Gloria (rümpft die Naſe.)

Der Kaiſer.

Was meinen Sie holdſeligſte Prinzeß?

Gloria.

Ich meine, Eure Majeſtät ſeien nicht der rechte Mann für mich.

Der Kaiſer.

Wie? Was? Sie irren, Gnädigſte. Glauben Sie, Ich hätte umſonſt ſo viel aufgewendet, um Sie hieher kommen zu laſſen? Glauben Sie, Ich hätte umſonſt bei Seydelmann Privatſtunden in der Königsrolle genommen?

Gloria.

Das Stück, in welchem Eure Majeſtät dieſe Rolle agiren, heißt gewiß „Viel verſprechen und wenig halten, altchineſiſche Tragikomödie aus der Zeit der Befreiungskriege" — nicht?

Germania.

Halten Eure Majeſtät dem ſchnippiſchen Ding ſein Geſchwätz zu Gnaden Sie hat ſich halt zu lang in dem gottvergeſſenen Paris aufgehalten. Ich meinerſeits bin viel gläubiger, wie Eure Majeſtät wiſſen, ich habe noch den guten alten Glauben von Anno 1813.

Der Kaiſer.

So iſts recht und Ich denke, Prinzeß Tochter wird ſich wohl auch noch von ihren jungdeutſchen Vorurtheilen abbrin-

gen laſſen. He da, wo ſind Unſer Staatsrechtslehrer, Unſer Staatstheolog und Unſer Staatspubliciſt?

Savigny, Stutenthal und Janus.

Hier, Eurer Majeſtät allerunterthänigſt aufzuwarten.

Der Kaiſer.

Sagt, ihr Herren, um unſere prinzeßliche Schöne aufzuklären, welches iſt das allein wahre, legitime Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk?

Savigny, Stutenthal und Janus.

Fürſt und Volk verhalten ſich wie Aktivum und Paſſivum. Der Fürſt handelt das Volk leidet, der Fürſt genießt, das Volk arbeitet —

Eine Geiſterſtimme aus den Steffen'ſchen Flötzgebirgen.

Den Vornehmen iſt der Genuß Arbeit, der Canaille die Arbeit Genuß.

Savigny, Stutenthal und Janus.

Der Fürſt hat bloß Rechte und keine Pflichten, das Volk bloß Pflichten und keine Rechte. So iſts von Gott verordnet, von uns gewiſſenſchaftet, gepredigt, gepublicirt und von Eurer Majeſtät gekabinetsordret.

Der Kaiſer.

Da haben Sie's, holdſeligſte Prinzeß. Excellenz Eichhörnchen, vermelden Sie Ihren Collegen, daß Ich ſtrengſtens

gewillt bin, in Kirche und Staat Alles nach dieſem guten alten Recht gehen zu laſſen.

Das Eichhörnchen

(vor Freude einen Sprung bis an die Decke machend.)

Juhe, nun will ich hinter die verfluchten Univerſitäten her. Hoch die ägyptiſche Finſterniß!

Hof und **Mandarinenthum** (in jauchzenden Chorus.)

Fräulein Mechtild und Hirlanda,
Lieber Guno, Gurt und Gunz!
Aus iſts mit der Propaganda,
Alte Zeiten lächeln uns.

Iva, Ida, Ada, Walter,
Ode, Redo, Bodo, Hans!
Wieder kehrt das Mittelalter,
Wieder der Romantik Glanz!

Der Kaiſer.

Ja, Ich will Mein Volk nach Meiner Weiſe beglücken und habe auch ſchon einen tüchtigen Anfang gemacht; unter Anderm —

Eine Depeſche (höchſt eilig.)

Majeſtät, in der Provinz Tſching-Tſchang-Tſchong iſt unter den Webern ein Aufſtand ausgebrochen.

Der Kaiſer.

Ein Aufſtand? Sind denn dort Meine Unterthanen noch nicht ganz glücklich?

Die Depeſche.

Die Schurken geben vor, ſie müßten verhungern, und da wollten ſie ſehen, was mit Rebelliren zu machen ſei.

Der Kaiſer.

Man laſſe ſogleich Meinen Kapellmeiſter Michelbeer mit dem ganzen Opernperſonal gegen die Rebellen aufbrechen. Er ſoll ihnen ſeine neue Tondichtung „Ein Feldlager in Tſching-Tſchang-Tſchong“ vorſpielen. Da wird ihnen nicht nur der Hunger, ſondern auch Hören und Sehen vergehen.

Hof und Mandarinenthum (vor Lachen berſtend.)

Ein göttlicher Einfall! Ein kaiſerlicher Witz!

Der Kaiſer.

Kriegsminiſter, treffen Sie überdieß Ihre Maßregeln. Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich die Praxis Meiner neuen Uniformirung Meines Heeres prächtig erproben. Apropos, wie läßt ſie ſich an?

Kriegsminiſter.

Unübertrefflich, wie Alles, was Eure Majeſtät ſchufen und ſchaffen. Nur, wenn ich es zu ſagen wagen darf, nur bei den Artilleriſten, da —

Der Kaiſer.

Nun?

Kriegsminiſter.

Die Tölpel ſind ſo ungeſchickt, ſich beim Laden und Rich-

ten der Geſchütze gegenſeitig mit den Spitzen ihrer Helme in in die unterthänigen Leiber, reſpektive in die Hinterpommeranzen zu ſtechen.

Der Kaiſer.

Man nehme den dummen Kerls die Spitzen ab.

Kriegsminiſter.

Und was ſoll mit dieſen Spitzen angefangen werden, Majeſtät?

Der Kaiſer.

Ich werde ſpäter über eine ſchickliche Verwendung derſelben zu verfügen geruhen.

Wüſtlein (leiſe zu Gloria.)

Er will ſie ohne Zweifel den Witzen anſetzen, die er in Zukunft zu machen vorhat.

Gloria.

Aber, Majeſtät, wenn die armen Leute vom Hunger zur Rebellion getrieben werden, ſo ſollte doch — —

Der Kaiſer.

Bah, Holdſeligſte, die Sache hat gar keine Bedeutung. Nichts mehr davon. Laſſen Sie Mich Ihre Aufmerkſamkeit Erfreulicherem zuwenden und Ihnen die großen Männer vorſtellen, mit denen Ich Mich umgeben habe, um Ihrer würdig zu ſein. Wo iſt Mein Staatsmaler Cornelius Nepos?

Wüſtlein.

Eurer Majeſtät zu dienen, der Arme iſt krank. Er hat mit einer Flaſche Grüneberger Ausbruch ſeiner Phantaſie wieder aufhelfen wollen, was ihm aber zum Unheil ausgeſchlagen iſt. Der Grüneberger hat den bairiſchen Bierſatz, der dem Gefeierten noch ſchwer im Magen liegt, in Gährung verſetzt und nun iſt der arme Künſtler ſo aufgeſchwollen, wie der Dr. Luther, den er in ſeinem berühmten jüngſten Gericht unter die Verdammten hineingemalt hat.

Germania.

Was, den Luther unter die Verdammten? Das gefällt mir nicht.

Der Kaiſer.

Pſt, pſt! Wir wollen dafür den Ronge und ſein deutſch-katholiſches Kirchenſpektakel cajoliren. Wo iſt Mein Staatsphiloſophus Bonaventura?

Bonaventura (vortretend).

Die Umſtände nöthigen mich, bei dieſer Gelegenheit von mir ſelbſt zu reden; doch eitles Selbſtrühmen iſt mir fern. Der Mann, der, nachdem er das Seinige für die Philoſophie gethan hatte, geziemend erachtete, nun auch Andere frei gewähren und ſich verſuchen zu laſſen, der, ſelbſt vom Schauplatz zurückgezogen, inzwiſchen jedes Urtheil ſchweigend über ſich ergehen ließ, ohne ſelbſt von dem Mißbrauch, der von dieſem Schweigen, durch Verfälſchungen ſelbſt des geſchichtlichen Hergangs der neuern Philoſophie gemacht wurde, ſich

bewegen zu laſſen, es zu brechen, der im Beſitz — nicht einer nichtserklärenden, ſondern einer, ſehnlichſt gewünſchte, dringend verlangte, wirkliche Aufſchlüſſe gewährenden, das menſchliche Bewußtſein über ſeine gegenwärtigen Gränzen erweiternden Philoſophie ruhig ſagen ließ: es ſei mit ihm gar aus, und der dieß Schweigen, ganz und vollſtändig, nicht eher bricht, als bis eine unzweifelhafte Pflicht ihn dazu auffordert —

Gloria.

Ich wollte, dieſe unzweifelhafte Pflicht forderte Sie auf, einmal mit Ihren Perioden zu ſchließen, Herr Staatsphiloſoph.

Bonaventura.

Läſtig, das fühle ich, muß ich wohl zum Theil ſein. Man hatte mich untergebracht, ich war conſtruirt, man wußte auf's genaueſte, was an mir war. Nun ſoll man mit mir von vorn anfangen und einſehen, daß doch Etwas in mir geweſen, von dem man nicht wußte.

Gloria.

Und was iſt denn in Ihnen?

Bonaventura.

Ich bin ſchwanger!

Gloria.

Schwanger! Sind Sie toll, da Sie ein Mann doch ſcheinen.

Bonaventura.

Dieß, Prinzeß, iſt das
Thatſächliche, welches über die Vernunft hinaus
Gegangen iſt! Und darin haben Sie gleich den Kern,
Den abgeſchälten, reinlich ausgehülſeten,
Der Offenbarungspoſitivphiloſophie.
Hochſchwanger bin ich (oder ſag ich Allerhöchſt?)
Im allerletzten Stadium der Schwangerſchaft:
Und die Entbindung, jeden Tag erwart' ich ſie
Und jede Stunde, dreißig volle Jahre ſchon.

Gloria.

Doch noch von ſchwangern Männern nie hab ich gehört.

Bonaventura.

So hören Sie mein Collegium mythologicum;
Da lernen Sie, daß Brahma gleichfalls ſchwanger war,
In der erſten Potenz: und in der dritten jetzt bin ichs.
Ja, war auch Jeus, der Himmel und Erd' umſpannende,
Nicht ſchwanger gleichfalls mit Athene'n? Schwanger nicht,
Da er den jungen Dionyſos rettete,
Ihn bergend in der Hüfte, bis er fertig war?

Gloria.

Nun meinetwegen. Götter freilich waren dieß,
Sie aber ſcheinen mir eine bloße Mannsperſon
Mit dickem Bauch. —

Bonaventura.

Wen wannen aber wiſſen Sie das?
Denn frei zu ſagen: problematiſch ward es mir,
Und täglich mehr, je länger ich mich ſelbſt beſchau',
Schein' ich, fürwahr, ein altes Weib mir ſelbſt zu ſein.

Gloria.

Wohl, ſeien Sie denn ſchwanger. Allein womit?

Bonaventura

Mit einem unausſprechenden
Potenzenhaften, denkabſchlußvollendenden,
Urzeitenthüllend-chriſtenthumverklärenden,
Blitzfunkelnagelneuen Poſitivſyſtem.

Gloria.

Bah, trollen Sie ſich zum Henker! Das einzige Vernünftige, was ich aus Ihrem Kauderwelſch heraushören konnte, war das Geſtändniß, daß Sie ein altes Weib.

Der Kaiſer.

Hofrath Phantaſus!

Hofrath Phantaſus (tritt vor und verbeugt ſich).

Gloria.

Ah, der Dichter des Runenbergs, der Shakſpearnovellen, des Aufruhrs in den Cevennen und des Dichtertodes! Willkommen, willkommen! Wie Schade, daß ich meinen Kranz ſchon weggegeben!

Phantasus.

Der hätte allerdings mir gebührt.

Gloria.

Wie, Sie Vielbekrönter, beneiden Sie die Jugend um ihre Kränze?

Phantasus.

So thu' und that und werd' ich thun, Holdseligste.
Hab ich mit Mittelmäßigkeiten lieber nicht,
Mit schnödem Abhub sächsischer Geistreichigkeit
Mich palliſadirt und Altemweibertheegeschwätz,
Als daß ich je ein jugendlich Talent gepflegt?
Grür' ich nicht den Förster lieber und den Laun
Und bin jedweder geistigen Unmacht Schutzpatron,
Als daß ich um das junge Volk mich kümmere?
Ja karrikir' ich lieber nicht den Sophokles
Und lasse lieber Shakspeare's göttlichen Humor
Halb zum Ballet verhunzen und zum Nante halb,
Als daß ich je den jungen Dichtern unsrer Zeit
Die Thür' erschlossen oder nur den Weg gebahnt?
Es sei denn, daß zu meiner Fahne sie gehört
Und als den Dalai Lama mich umräucherten.
Wann sprach ich Gutes von mokerner Poesie?
Wann zeigt' ich Liebe für das reisende Geschlecht
Und warf' nicht um mich mit Verdächtigung und Spott? —

Gloria.

Hilf Himmel, Sie kommen mir noch abgeschmackter vor,

als der Herr Bonaventura, und ich muß mich unwillkührlich daran erinnern, was der gute Heine in der Vorrede zur 2. Auflage seines Buchs der Lieder Seite 13 über Sie gesagt hat.

Der Kaiser.

Staatsreimlexikon Hariri!

Hariri (vortretend und linkisch krapfußend).

Auszog ich aus dem Abendlande,
Auszichend seine Sitten,
Im morgenländischen Gewande
Durch Morgenlandes Mitten.

Araber ward ich beim Araber,
Deß' Wüsten lieb mir wurden,
Bei Persern schien ich ein Liebhaber,
Ein Räuber unter Kurden.

Gloria.

Sehr schön. Sie verstehen das Reimen noch jetzt, wie früher das Dichten. Schreiben Sie in Gottesnamen noch einen siebenten und achten Band Haus- und Jahrslieder zum Hausgebrauch, aber lassen Sie es unterwegen, noch in alten Tagen die dramatische Muse nothzüchtigen zu wollen.

Der Kaiser.

Professor Kletterstange!

Kletterſtange

(ein Dupend Purzelbäume durch den Saal ſchlagend).

Friſch, fromm, fröhlich, frei!

Eine Geſpenſterſtimme aus dem Süden.

O Schwager, gib mir den Maßmann zurück,
Denn unter den Geſichtern
Iſt ſein Geſicht, was ich ſelber bin
Als Dichter unter den Dichtern.

O Schwager, behalt' den Cornelius,
Auch Schelling — daß du den Rückert
Behalten kannſt, verſteht ſich von ſelbſt —
Wenn nur der Maßmann zurückkehrt!

Gloria.

Manches Seltſame ſah ich am chriſtlichen Hofe von Peking,
Ueber Eines jedoch bin ich noch immer erſtaunt.
Denkt nur, aus allen Ländern verſchrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur ſollen beleuchten den Hof. — —

Der Kaiſer.

O bitte, bitte, nicht ſo ketzeriſch, nicht ſo ſtraußiſch, meine Huldin. Sie verkennen Mich und Meine ruhmwürdigen Intentionen und Inclinationen. Wenn Sie erſt bekannter hier werden, wenn Sie erſt ſehen, wie gränzenlos Mein Volk Mich liebt, wenn Sie Zeugin ſein können, daß Ich,

wie jener würtembergiſche Graf, im dichteſten Walde Mein geſalbtes Haupt ungefärbet jedem Unterthan in Schooß legen — —

Ein Königsmörder

(ſpringt herein, feuert eine Piſtole auf den Kaiſer ab, wird ergriffen, geknebelt und vor den Thron geführt).

Germania.

Au, au! Das iſt gegen alle deutſche Gemüthlichkeit, gegen alle Etikette.

Gloria.

Das iſt ſicherlich ein Verrückter.

Hof und Mandarinenthum

(ſind vor Schrecken ſprachlos).

Das Eichhörnchen.

Das iſt eine Frucht der Zeitideen, der Preßfreiheit und der Conſtitutionen. Aber ich werde Gottesfurcht und Unterthanentreue in Kirche und Staat herzuſtellen wiſſen, ich. Was ſoll mit dem Verruchten angefangen werden, Majeſtät? Ich ſtimme für's Rädern von unten herauf.

Der Kaiſer.

Man bringe ihn auf die Feſtung und ſchaffe ihn dort ſtill weg. (Es geſchieht.)

Eckenſteher Nante (drehorgelnd in der Ferne).

War wohl je ein Menſch ſo frech,
Als der Bürgermeiſter Tſchech?

Denn er traf auf ein Haar
Unſer theures Königspaar.
Ja, er traf die Landesmutter
Durch den Rock ins Unterfutter.
Kaum die Uhr noch war halb achte,
Als noch Niemand Böſes dachte,
Iſt ein Mann im grauen Mantel
Durch das Schloßportal gewandelt.
Dieß war Tſchech der Hochverräther,
Königsmörder Attentäter!
Ach, es hat der Böſewicht
Unſern Gott im Herzen nicht:
Pocken hat er im Geſicht,
Sonſten ſah man Böſes nicht.
Friedrich Wilhelm kam heraus,
Sah noch ganz verſchlafen aus.
Tſchech zieht ein Piſtol hervor,
Trifft den König faſt ans Ohr.
Doch es packt ihn ein Gensdarme
An dem frevelhaften Arme
Und man teilt den Wütherich
Auf der Stelle fürchterlich.
Als der König ihn erblicket
Von Gensdarmen rings umſtricket,
Zeigt er plötzlich viel Courage
Und ſpricht ſchnell zur Equipage:
Auf dem Schloßplatz halt' man ſtill,

Weil das Volk mich ſehen will!
Drauf dreht er ſich um und ſpricht:
Kinder, ich hab' Riſcht gekriegt!
Dick und fett, ihm fehlte wenig,
Alles brüllt': es leb' der König!
Aber wo war Dunker hin?
Dunker, der war in Stettin.
Dunker hätte ſonſt errathen,
Daß man wollte attentaten,
Wär' er in Berlin geweſen,
Würd' man dieſes jetzt nicht leſen.
Hier die Moral zu dem Gedicht:
Traut keinem Bürgermeiſter nicht!

Gloria.

Mama, hier wird mir unheimlich und ich will lieber tauſend Jahre ledig bleiben, als Kaiſerin von China werden.

Germania.

Ich habe im Grunde Nichts dagegen. Weißt ja, ich habe von jeher gethan, was Andere gewollt, und zudem gibts hier Leute, die den Luther unter die Verdammten malen, und auch Leute, die auf geſalbte Häupter ſchießen, was beweist, daß es hier ſowohl an deutſcher Gemüthlichkeit, als an Religioſität und Polizei fehlt.

Gloria

(vor den Kaiſer hintretend, mit Würde und Pathos).

Du haſt verſcherzt dein ſchönſtes Glück auf immerdar.
Nie kehrt dir jenes Augenblickes Gunſt zurück,

Da dir ein Volk, demüthig, wie es nie gebraucht,
(Weß' ſtarke Fauſt, ſprich, zog dir aus dem Schutt hervor,
Ihn neu aufrichtend, deinen tief geſunknen Thron?)
Die Hand bot, flehend, daß du nun es würdigteſt,
Fürſtlich zu wallen, dir vereint, den Herrſcherpfad.
Du wandteſt dich unwillig ab von ſolchem Traum,
Denn lieblicher ſchien einſamen Pfades Oede dir,
Und, gute Miene machend zwar zum böſen Spiel,
Sannſt du Verderben deines Volkes Hoffnungen.
Nun ziehſt du ſtill ein altes Raubgezücht neu auf,
Du, Adler, ſammelſt um dich her der Geier Schwarm,
Läßt ſtark ſie wachſen, wetzen ungeübte Klau'n,
Der Gierigen Selbſtſucht kettend an die eigne feſt,
Durch ſie des Waldes freien Chor zu bändigen.
Und daß die Quelle deiner Furcht verſiege ſelbſt,
Wirfſt du des Aberglaubens nachtgewobnes Neß
Leis über des Volkes offne, lichtgeküßte Stirn,
Daß es verloren, tappend ſcheu im Finſtern fort,
Die Freud' am Lichte, ja des Lichtes Namen ſelbſt.
Traun, loben muß ichs, wie du Alles klug erſannſt,
Unſcheinbaren Anfangs Folgen weithin überſchlugſt;
Doch dieß vergaß dein rechnend Herz: Es iſt zu ſpät.
Wohl Mäuſe fängſt in ſchwachen Fallen du, nicht Leu'n,
Und das einſt Maus war, wuchs heran zum Leu'n, das Volk.
Und dieſer Leu, von deines Fußes Tritt geweckt,
Beſinnt ſich, leiſe grollend, ſchon auf ſeine Kraft.

So geh' fortan du deinen Weg und unſern wir.
Sieh' zu, wie weit du kommen wirſt — ohne dein Volk.

(Geht majeſtätiſch ab.)

Germania.

Eure Majeſtät dulden Leute in Höchihrer Nähe, die den Luther unter die Verdammten malen, ich aber bin Mitglied des Guſtav-Adolfs-Vereins; in Eurer Majeſtät Staaten gibts Menſchen, die auf geſalbte Häupter zielen, was dem germaniſch-chriſtlichen Prinzip ganz zuwiderläuft. Deßhalb nehm ich bei Zeiten meinen Abtritt, um mir meinen Charakter zu bewahren, und begebe mich einſtweilen wieder zu meinem ſchnarchenden Alten in den Kyffhäuſer.

(Geht ab und ſeufzt. Bewegung in der Verſammlung.)

Der Kaiſer.

Laßt ſie laufen. Ich bleibe Kaiſer von China bei alledem und als ſolcher intereſſant und berühmt. Die Gloria hätte ohnehin nicht recht in Unſere romantiſche Tafelrunde gepaßt und der einfältigen Germania wollen Wir's bei Gelegenheit ſchon eintränken. Es läßt ſich wohl noch manch ſo ein profitables Geſchäftchen machen, wie der berühmte chineſiſche Zollverein. Einſtweilen laßt uns Eins ſingen und trinken.

Arie.

Mein Lehrer, mein Ariſtoteles,
Der war zuerſt ein Pfäffchen

Von der franzöſiſchen Colonie,
Und trug ein weißes Bäſſchen.

Er hat nachher als Philoſoph
Vermittelt die Extreme,
Und leider Gottes! hat er mich
Erzogen nach ſeinem Syſteme.

Ich bin nicht ſchlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht geſcheute,
Und wenn ich geſtern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute.

Herr Jeſus iſt meine Zuverſicht,
Doch auch den Bachus nehme
Ich mir zum Tröſter vermittelnd ſtets
Die beiden Göttererextreme.

Chorgeſang.
Strophe.

Ein Gott, der ſoll im Himmel,
Ein Fürſt im Reiche ſein,
Sein Wort ſoll immer gelten,
Sein Wort, und zwar allein.

Prinzlich anonym'ſches Solo.

Noch wiſſen Deutſchlands Bürger,
Daß Gott die Krone gibt;

Und China iſts vor Allen,
Das ſeinen Kaiſer liebt.

Gegenſtrophe.

Es iſt von Gottes Gnaden
Der Kaiſer eingeſetzt,
Und in des Kaiſers Worte
Wird Gottes Wort verletzt!

(Ende des Mädchens.)

Fünfzehnter Brief.

Bevor ich zu einigen Spezialitäten übergehe, muß ich dich noch einmal darauf aufmerksam machen, Vetter, daß ich die preußische Politik für eine nach Außen und Innen durch das Wesen und die Geschichte des preußischen Staats unwiderruflich bedingte halte, und daher auf das gegenwärtige Schaukelsystem weniger Gewicht lege, als auf die tief eingewurzelten Maximen der früheren Regierungen. Dennoch muß ich zugeben, daß heutzutag Constitutions-Gedanken und Reform-Ideen die Geister lebhaft in Bewegung setzen, und daß man ernstlich von großen Veränderungen spricht, — Veränderungen, die mit dem Wechsel des Systems einen durchgreifenden Personen-Wechsel erheischen würden. Friedrich Wilhelm IV. hat sich wenigstens nicht ganz der absolutistischen und unversöhnlichen Bureaucratie hingegeben; er schloß einen billigen Frieden mit dem römischen Stuhl, d. h. mit der katholischen Kirche; er ertheilte den Bischöfen die Befug-

niß, direkt mit der Curie zu verkehren, er entließ den Bischof von Posen in seine Diöcese, er bildete eine besondere Division für die katholischen Angelegenheiten in dem Ministerium des Cultus, er versprach (viel gehalten ist bis jetzt nicht worden), die Befugnisse der Reichsstände zu erweitern, und ehrte seinen Regierungs-Antritt durch eine allgemeine politische Amnestie. Wie weit er in den Zugeständnissen, die er der National-Repräsentation zu machen Lust hat, gehen wird, muß erst die Zeit lehren; aber werden sie wohl von Bedeutung sein?

Wenn die Lage Preußens diejenige ist, wie ich sie schildere; wenn mein Gemälde dieser unzusammenhängenden Masse von Mißbräuchen, Dekreten, Kabinetsordern, unumwunden tyrannischen, oder wenigstens illusorischen Institutionen, mit einem Wort, dieses bizarren Gerüstes, das man preußische Regierung nennt, ein wahres ist: so begreift du auch, wie wenig Spielraum dem guten Willen des Königs übrig bleibt, und daß es eine Herkules-Arbeit, wenn nicht gar eine Unmöglichkeit wäre, auf diesen alten, halb verfaulten Zweig etwas Gesundes und Starkes zu pfropfen. Nach meinem Urtheil wenigstens wird — eine vollständige Revolution ausgenommen — jede Veränderung, jede Verbesserung ohne gehörige Wirkung und Dauer seyn, da solche von dem Zusammenklappern der total fehlerhaften Gouvernemental-Maschine welcher des Königs unbedingter Wille sie anflicken wollte, sicherlich neutralisirt und kein längeres Leben haben kann, als das System, d. h. der König, welcher sie einführete. Darum

glaube ich, daß trotz des vielleicht redlichen, immerhin aber absolutistischen Willens, der den gegenwärtigen Monarchen beseelt, diese Umgestaltung nicht nachhaltig gelingt. Preußen ist, wie ich bereits dargethan, politisch in einen so schmerzlich engen Zirkel gebannt, daß es sich zwar darin wenden und drehen, aber nicht daraus hervorgehen kann. Vorausgesetzt jedoch, diese Schwierigkeiten wären nicht verhanden, und Preußen genösse derselben Aktionsfreiheit, wie andre Großmächte: wer in seinem Schooße sollte die Initiative zu der gänzlichen Umgestaltung ergreifen? Das Volk gewiß nicht; die Gemüther sind zu sehr getheilt, die Interessen stehen einander zu schroff entgegen: allerdings findet ein allgemeiner Wunsch nach Veränderung Statt, weil Jedermann übel gebettet ist; aber jede Provinz begehrt ein anderes Heilmittel. Die öffentlichen Freiheiten werden von den West-Preußen ganz anders verstanden, als von den Ost-Preußen; desgleichen denken die Protestanten sehr verschieden über das in Betreff der Religion zu befolgende System, als die Katholiken. Um nur einen Umstand anzuführen: welcher Wahnsinn treibt die preußische Regierung im gegenwärtigen Augenblick, eine deutsch-katholische, etwa puseyitische, Kirche, nämlich das Possenspiel einer halb-protestantischen, halb-katholischen Kirche von ein paar mißvergnügten Priestern und einer oder zwei Gemeinden aufführen zu lassen? Das chokirt nicht nur die römische Curie, gegen welche die Sache gemünzt ist, sondern noch vielmehr die wahren Katholiken des Landes, welche es nur mit Schmerzen sehen, daß die dem

Einzelnen geſtattete Gewiſſensfreiheit mißbraucht werden darf zur Conſtituirung neuer, turbulenter Sekten, die — ein abſurder Miſchmaſch zweier Unverträglichkeiten — ſchon durch ihre Exiſtenz der garantirten Autonomie der katholiſchen Kirche Hohn ſprechen. Oder hegt Preußen wirklich die Abſicht, eine deutſch-katholiſch-reformirte Kirche zu ſtiften und den Papſt in Deutſchland zu ſtürzen?

„Wär der Gedanke nicht ſo herzlich dumm,
„man wär' verſucht, ihn ſehr geſcheidt zu nennen!"

Am Unverzeihlichſten wäre dann aber der Umſtand, daß die meiſten Hauptperſonen dieſer neuen antirömiſchen Sekte mauvais sujets ſind. Das wird den katholiſchen Preußen nicht gefallen. Das können auch geſunde und einſichtige Proteſtanten nicht wollen.

Grundverſchieden alſo ſind die Wünſche der unter dem preußiſchen Scepter vereinigten Stämme. Alle haben, ſo zu ſagen, ein verſchiedenes Lebens-Alter: die einen gehören unſerem Zeitalter an; andere ſind noch um fünfzig, hundert, hundert und fünfzig Jahre zurück: wie ſollten ſie ſich nun plötzlich über die neue Organiſirungs-Art eines Landes verſtändigen, das ſie kaum als ein Vaterland betrachten, und das ſie jeden Augenblick den Beſonder-Intereſſen ihrer Provinz opfern würden? Was ich hier ſage, iſt hinlänglich bewieſen durch die neulichen Vorgänge auf den Provinzial-Landtagen. Es gibt alſo in Preußen noch keine allgemein herrſchende Ideen, die ſich, hinreißend, des ganzen Volks bemächtigt hätten und die, in die Praxis übergehend, Revo-

lutionen vollführen. — Sonach müßte von dem Könige Alles erwartet werden. Auch scheint es, daß er Alles aus sich, und für sich allein, ohne Beihilfe des volksthümlichen Faktors und der öffentlichen Meinung geben und thun wolle. Da es sich jedoch um weise Reformen handelt, so wird unglücklicher Weise sein einziger Wille nicht ausreichen. In despotischen Staaten steht dem König die schönste Gelegenheit zu Gebot, Mißbräuche zu erschaffen, weil er darin wunderbar bedient wird von der Hofspeichelleckerei, welche Nutzen daraus zieht, während das verlassene Volk, welches darunter leiden soll, da es weder seine Stimme vernehmlich machen, noch Hofintriguen spielen lassen kann, in Wirklichkeit kein Hinderniß entgegenstellt. Wenn es sich dagegen um Abschaffung von Mißbräuchen handelt, oder gar von rechtlichen Garantien für das Volk, dann findet er nur noch Lauheit, Widerwillen, verborgenen Widerstand bei seinen eigenen Werkzeugen. Er muß kämpfen gegen seine Umgebung, gegen die tausend kleinen Mittelchen, die ihn, ohne daß er es deutlich merkt, umstricken und am Ende seine Gedanken entweder verändern oder todt zur Welt kommen lassen. Da somit eine Revolution d. h. eine constitutionelle Umgestaltung Preußens, nur aus einer großartigen Festigkeit des Charakters und einer genialen Klarheit der Erkenntniß des Königs hervorgehen könnte, die erstere jedoch gegen den bösen Willen seiner meisten Räthe nicht ausreicht, und letztere niemals in dem erforderlichen Grade vorhanden war, so wird eine durchgreifende Reform ohne Zweifel frommer Wunsch bleiben. Ja,

der König müßte einer jener Männer von mächtigem Genie seyn, die mit einem Blicke alle Bedürfnisse, alle Instinkte eines Volks überschauen, dessen Bestimmung und Zukunft erkennen und ihm sofort die passendste Verfassung geben. Derjenige, welcher die Zügel hält, müßte, selbst wenn die arme preußische Maschine Spannkraft genug hätte, um alle diese Evolutionen auszuhalten, die schwere Kunst besitzen, zugleich niederzureissen und aufzubauen.

Das preußische System wird daher nur einige Modifikationen erleiden, deren Umfang und Richtung sich jetzt schon würdigen läßt, wenn ich einige Worte über die Ideen und den Charakter derer beifüge, von welchen sie emaniren sollen, nämlich dem Könige und seinen Räthen. Friedrich Wilhelm IV besitzt viel geistige Beweglichkeit, was die Franzosen esprit nennen, er spricht mit Leichtigkeit, er ist unterrichtet und gewiß von den besten Absichten für das Wohl seines Volkes beseelt; aber von da bis zu der Höhe eines der Männer, welche ein Jahrhundert und ein Volk durch innere Intuition verstehen und schon deßhalb leiten, ist es noch himmelweit; sein edler Ehrgeiz läßt den König von Preußen diesen ungeheuren Abstand, vermöge einer sehr natürlichen Selbsttäuschung übersehen. Man merkt allzu deutlich, daß er Anspruch darauf macht, einem großen Manne zu gleichen, und daher kommt es auch, daß sein Wesen und Gebahren als Monarch etwas Pathetisches und Theatralisches haben, das immer nach dem Effekte hascht. Die böse Welt fand dies gleich so vollkommen heraus, daß sie dem Eckensteher

Rante auf die Frage: „ne, wie heeßt denn gezt unſer juter Känig?“ die Anwort in den Mund legte: „Seydelmann IV;“ und daß franzöſiſche Blätter ſchrieben, Friedrich Wilhelm werde dem Tſchech, der ein Attentat auf ihn machte, zu großem Dank ſich verpflichtet fühlen, weil der Verbrecher ihm Gelegenheit gegeben, nicht nur überhaupt Volksreden zu halten, ſondern dabei ſein Steckenpferd religiöſer Empfindſamkeit zu beſteigen. Die Berliner Bevölkerung, als pfiffige Schmeichelkatze, hing und ſtellte überall ſein Bild zwiſchen das von Friedrich II. und Napoleon. Der König entging jedoch dieſer Verſuchung und nahm nur Friedrich II. zum Muſter. Uebrigens iſt er, ſelbſt abgeſehen von den Geiſtesgaben und kriegeriſchen Talenten, eine mit Friedrich II. durchaus nicht verwandte Natur. Deßhalb ſucht er, zum Glück für Preußen, mehr im äußerlichen Leben, in Gewohnheiten ꝛc. ſich dieſen fridericiſchen Firniß zu geben, und hat nichts gemein mit dem Privatleben ſeines Großoncles, das, manchen Berichten zufolge, erröthen macht, und deſſen Regierungsanſichten nicht höher ſtanden als die eines Korporals, welcher leſen und ſchreiben kann und auf die voltaire'ſche Philoſophie ſchwört. Friedrich Wilhelm IV. iſt im Gegentheil in ſeinem Privatleben ausgezeichnet würdig und moraliſch. In der Politik neigt er ſich zu den retrograden Ideen des Mittelalters. Daher geſchah es beſonders auf ſein Dringen, daß unter ſeinem Vater eine Art Ariſtokratie neu aufgeſtutzt wurde, welcher er bei jeder Gelegenheit ſeine ganz beſondere Vorliebe erzeigte. Sogar bei ſeiner Krönung behandelte er

die Mediatiſirten mehr als groſse Vaſallen, denn als Unterthanen. Man verſichert, daß die vielen Grundherrn-Gerichte, welche allmählig aufgehoben werden ſollten, fortan aufrecht gehalten werden werden. Die Abneigung des Königs von Preußen gegen den modernen Liberalismus iſt bekannt; ſeine Antwort an die Provinzialſtände von Königsberg, die ich nicht näher bezeichnen will, läßt in dieſer Beziehung keinem Zweifel Raum. Aus dieſer Quelle iſt auch ſein ausgeſprochener Widerwillen gegen Frankreich abzuleiten. Er ſtand, 1830, an der Spitze der Kriegspartei gegen Frankreich, einer Partei, welche aus den höheren Unterrichtsanſtalten die franzöſiſche Sprachlehre verbannte. Tief durchdrungen von den Maximen ſeines Vaters über die Unveräußlichkeit und Ausdehnung ſeiner Souveränitäts-Rechte, wird er niemals in eine reelle und wirkliche Begrenzung deſſelben einwilligen, und wenn er unaufhörlich von organiſcher and hiſtoriſcher Entwickelung ſpricht, ſo geſchieht es, weil dieß zweideutige und wohlklingende Worte ſind, welche, der Ungeduld und Unruhe des Volkes geſchickt hingeworfen, von dieſem lange hin- und hergewendet und abgenagt werden können, bevor es deren Hohlheit und Leere erkennt. Friedrich Wilhelm IV. neigt ſich ein wenig zu dem Teutonismus, er ruft bei jeder Gelegenheit die germaniſche Nationalität an, läßt dieß Wort gar laut erſchallen und ſcheint die tiefſte Verehrung für den Begriff deſſelben zu hegen. So neu und originell von einem König von Preußen war die Sache, daß man auf den Gedanken verfiel, er ſchmeichle der weiland

demagogiſchen Tendenz einer Wiedererweckung des heiligen römiſchen Reichs. Nur bleibt es unentſchieden, ob dieſer Einfall aus ſeinem Teutonismus, oder umgekehrt, ob nicht ſein Teutonismus aus dieſem etwas ehrgeizigen Einfall entſtand. Dem ſei, wie ihm will, unbeſtritten iſt, daß dieſes Stände- und Kaſten-Weſen mit ſeinen beſondern Gebräuchen, Rechten und Vorrechten, das in hierarchiſcher Aufſtufung bis zu dem Könige, dem einzigen Mittelpunkt, führt, der Typus des gouvernementalen Schönen iſt, welcher dem Geiſte Friedrich Wilhelms IV. vorſchwebt.

Was die nächſten Räthe des Königs betrifft, ſo waren es bisher größtentheils die ſeines Vaters. In den allerdespotiſchſten Grundſätzen erzogen haben ſie jene Geſchäfts-Routine, welche ſich durch lange Praxis erwirbt, ohne Beigabe höherer Intelligenz; ſie dulden keine andere Gedanken, keinen gleichberechtigten Einfluß neben ſich, und empfehlen ſich einzig und allein durch eine gewiſſe Feinheit in kleinen Dingen, durch eine große Geſchmeidigkeit des Gewiſſens, durch Intriguenfertigkeit, eine unerhörte Keckheit im Behaupten und allermeiſt durch einen feigen Machiavellismus, welchem ſie ihren Ruf als gewandte Diplomaten verdanken. Man müßte ſich wundern, daß Leute wie Rochow, Altenſtein, Kamptz, Bunſen u. A. ſo lange die wichtigen Aemter einnehmen durften, wenn es nicht eine nothwendige Conſequenz der deſpotiſchen Regierungsform wäre, keine rechten Männer aufkommen zu laſſen und bei Nullitäten ſtehen zu bleiben, wofern nämlich der Souverain nicht ſelbſt ein überlegenes Genie iſt, das es

verſteht, Verdienſte aus der Dunkelheit und, wie Meteore, unerwartet in ſeine Nähe zu ziehen. Wenn auch neueſtens einige ganz verbrauchte Miniſter-Perſonalitäten in Abgang dekretirt worden ſind, ſo iſt doch dieſe Bureaukraten-Zucht in der Hauptſache noch am Brett, ein klein wenig verſetzt mit rallirten oder raillirten Deutſchthümlern, die nach dem Freiheitsturnen in der Langenweile das höfiſche Wedeln eingeübt haben. Dieſer Mangel an Staatsmännern, überhaupt an bedeutenden Männern iſt einer der hervorſpringendſten Züge des aufgeklärten Preußens, deſſen ganze Einrichtung nach der Erſtickung des Talentes zu zielen ſcheint, ſo ſorgſam bemüht man ſich dort, dem letztern keine chance übrig zu laſſen, ihm Thür und Thor zu verſchließen, ſogar wenn es — ein ſeltener Fall! — das Glück gehabt hätte, ſich auszeichnen zu können. Die verfloſſene Regierung wählte durchaus abſichtlich ihre Räthe aus der illiberalen und gewaltthätigen Partei. Die gegenwärtige hat den Mangel ſo ſehr gefühlt, daß ſie, obgleich nicht ſowohl in politiſcher, als in wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Hinſicht, ſich mit einigen fremden Federn ſchmücken zu müſſen glaubte, welche aber meiſtens ſchon ſo abgeſtumpft waren, daß man ſpottend ſagte, der neue König beabſichtige ein Invaliden-Inſtitut für vergangene Berühmtheiten zu gründen. Die höchſten Staatsämter anlangend, ſo begegnete dem neuen König vor ein paar Jahren der Unſtern, daß er den in's Kultusminiſterium übergegangenen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Eichhorn nicht einmal mit einem andern fähigen erſetzen konnte und daher dem Freiherrn

von Humboldt das Portefeuille proviſoriſch übertragen mußte. Was darf man unter ſolchen Umſtänden von den Verſprechungen einer preußiſchen Staatsreform erwarten? Wenn man die Köpfe betrachtet, aus denen dieſe halbverſprochene, vielerwartete neue Reichsverfaſſung hervorſpringen ſoll, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt (denn jeden Concurs des Volkes und der öffentlichen Intelligenz perhorrescirt die hohe Bureaukratie und der monarchiſche Stolz) ſo kann man verſichern, daß ſie ungefähr null oder wenigſtens ſehr unbedeutend und illuſoriſch ſeyn wird. Die etwaigen Veränderungen mögen meinetwegen einige Detailpunkte betreffen, aber nie bis zu den Grundlagen hinabreichen. So z. B. mag es immerhin ſeyn, daß gewaltthätige Cabinetsordern, wie Friedrich Wilhelm III. ſie erließ, nicht mehr zum Vorſchein kommen; aber die früheren ſind nicht geſetzlich abrogirt worden. Vielleicht — ich ſage nur vielleicht — hat die franzöſiſche Geſetzgebung einige Schonung unter der gegenwärtigen Regierung zu hoffen, wenn die beſtehenden Verhältniſſe fortdauern (möglich jedoch daß man ſie mittelſt einer allgemeinen Geſetzgebung für die preußiſchen Staaten ganz aufzuheben beabſichtigt); aber den verlorenen Boden gewinnt ſie niemals wieder ganz, was neueſte Vorgänge beweiſen. Mag ſeyn, daß der Bürger in der Gemeinde, in der Provinz eine Ausdehnung ſeiner Rechtsſphäre erhält; im Staat — ſchwerlich. Die Nation wird fortwährend ohne reellen Einfluß auf den Gang der Regierung bleiben. Man hat viel von Preßfreiheit mit einem Preßgeſetz geſchwatzt; Preßfreiheit iſt die erſte und

ſchier einzige Garantie eines rechtlichen Verhältniſſes der Unterthanen zu ihrer Regierung; je nun! die Cenſur mag einigermaßen gemildert, etwas beſſer geleitet worden ſeyn; aber abgeſchafft — wird ſie nie! Das gleiche Geheimniß herrſcht fortwährend über die Staatsangelegenheiten und die Controle der Meinung bleibt ſorgſamſt entfernt. Die Budgets werden eben ſo ſelten, ſo unvollkommen und wenig detaillirt bekannt gemacht, wie zuvor. Selbſt die neuliche Convokation der Provinziallandtage in Berlin hat zwar viele Wünſche, Bedürfniſſe, Anforderungen zu Tage gefördert, aber keine Reſultate.

Mit Einem Wort, die Praxis mag wohl unter dem gegenwärtigen Monarchen gemildert und erleichtet werden: das iſt und bleibt aber nur zufällig, vorübergänglich, eine erträgliche Epiſode. Das Syſtem dauert in der Weſenheit fort. Was heißt eine Conſtitution, die jeden Tag zwiſchen den vier Brettern eines königlichen Sarges verſenkt werden kann und hernach der Willkühr eines der traurigen Brüder Friedrich Wilhelms IV. anheimfällt?

Ich gehe nun zu einzelnen Belegen meiner bisherigen Behauptungen über, lieber Freund; werde aber dennoch, da die Zeit drängt und doch möglicher Weiſe einige Wechſel herbeiführt, mich kürzer faſſen, als ich urſprünglich im Sinne gehabt. Sollte geſchehen, was ich nicht hoffe, daß eine erfreuliche Veränderung in der preußiſchen Monarchie einträte, ſo betrachte dieſe Blätter als hiſtoriſche Fragmente über die letzte Vergangenheit.

Sechzehnter Brief.

Wenn je in einem deutschen Lande, lieber Freund, so ist in Preußen die Allgemeine Gesetzgebung verworren, unbestimmt und überhäuft. Es hatte sich hier, wie überhaupt in Deutschland, das römische Recht mehr oder minder an die Stelle des germanischen und der deutschen Gebräuche gesetzt und daselbst um so größere Unsicherheit und Verwirrung angerichtet, als die ziemlich oberflächlich aufgefaßten Grundsätze desselben mit der Lage und den Verhältnissen des Staates nicht im Einklang standen. Friedrich II. warf schon darum sein Auge auf diesen Gegenstand, weil eine Umgestaltung des öffentlichen Rechts in Preußen ihm die gute Gelegenheit darbot, das feste Band zu zerreißen, das ihn an die Gerichtsbarkeit des deutschen Reichs und an seine Vasallenpflicht gegen den römischen Kaiser erinnerte. Deshalb erzwang er sich, 1746, ein unbeschränktes privilegium de non appellando und verbot seinen Unterthanen, in ihren Prozessen, als

letzte Instanz, deutsche Juristenfacultäten anzugehen. Nach Darlegung der Motive seiner neuen Gesetzgebung an seine Unterthanen, worin er unter Anderem versprach, kein Prozeß dürfe länger, als ein Jahr dauern, das neue preußische Recht werde einzig auf die Vernunft gegründet sein u. s. w., schritt er zu der neuen Organisation mit der Unwissenheit, Sorglosigkeit und Brutalität eines Corporals. Zunächst suchte er die Richter an den todten Buchstaben zu fesseln, und um dies zu können, sollte der neue Codex die möglichen einzelnen Fälle gänzlich erschöpfen. Er meinte, durch diesen enormen Einfall dem „Subtilitäten-Kram" der Juristen zu entgehen. Da es sich aber leichter befehlen läßt, die Gesetze müssen einfach, verständlich, vollständig, nur auf die Vernunft basirt sein, als diesen genialen Gedanken auszuführen: so schlug auch Friedrich, bei der Realisirung seines Projekts, sogleich in die entgegengesetzte Praxis um, indem er anordnete, daß die Hauptbestimmungen der neuen Gesetzbücher aus dem römischen Rechte gezogen werden sollen. Die maschinenmäßige Uebersetzungsarbeit wurde dem jungen Doktor Volkmar, einem mittelmäßigen Geiste, übertragen. Nach so intelligenter Vorbereitung des Materials erhielt eine Commission, deren Seele Suarez war, den Gegenstand zu sichten und zu redigiren; nach vielen Zwischenfällen wurde endlich am 5. Februar 1794, das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten verkündigt, es enthielt, die erst im Jahr 1805 erschienene Strafprozeßordnung abgerechnet, vier Foliobände von 2464 Seiten mit 18,819 Pa-

ragraphen. Diese Gesetzbücher entgiengen keinem Fehler der früheren, ohne deren Vortheile, darzubieten. Die entsetzliche Dickleibigkeit des Landrechtes stammt zum Theil von dem schleppenden, plumpen, weitläufigen Styl, von der Beimischung reglementärer Bestimmungen, rein moralischer Vorschriften und väterlicher Rathschläge, sowie von der casuistischen Zergliederung aller einzelnen Fällen her. Fast nirgends findet man darin eine abgeschlossene Idee, ein klares und scharfes Prinzip; alles ist flau und schwankend. Bald stößt man auf eine katechetische Lektion neben einer Policeiverordnung; bald auf eine schwache und schlecht verstandene Humanität und süßliches Mitleid für ein verbrecherisches Individuum, zum Schaden der Gesellschaft; anderwärts wieder auf die blinde und launenhafte Strenge eines Corporalsstocks. Widersprüche auf Widersprüche häufen sich; und iede juristische Meinung kann sich auf eine Analogie in diesem Landrecht berufen. Ich führe dir nur einige wenige, höchst komische und seltsame Beispeile aus dieser vernunftgemäßen Gesetzgebung an.

In dem Abschnitt, welcher sich auf die Personalrechte bezieht, wird auch von den Hermaphroditen die Rede und bestimmt, daß die Eltern derselben bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr das Recht hätten, sie einem Geschlechte zuzutheilen. Nachher soll diese Wahlfreiheit auf den Hermaphroditen selbst übergehen. Wären indeß dritte bei dieser Wahl interessirt, dann müßte die arme Creatur durch Experten in eines oder das andere Geschlecht versetzt werden.

Weiter: Im Allgemeinen beginnt die Volljährigkeit mit zurückgelegtem 26ten Jahr. Aber die Juden ſind mit 20 Jahren mündig; die wüthenden Narren werden Kindern unter ſieben Jahren gleichgeſtellt; die Blödſinnigen Kindern unter vierzehn; Verſchwender ſind in die Kathegorie von Minderjährigen unter 24 Jahren geſetzt. Man erwartet jetzt, daß ein Unterſchied in der geſetzlichen Stellung dieſer Kinder von verſchiedenen Altersſtufen gemacht ſei; ei, bei Leibe! blos wegen des Vergnügens, dieſe Gleichungen und Claſſificationen zu machen, hat der Geſetzgeber ſo lichtvolle Unterſcheidungen hingeworfen.

Wie weit ſich die Kleinlichkeit der ſogenannten väterlichen Sorgfalt und „der Liebe zur Moral" in dieſem Landrecht erſtreckt, kann man ermeſſen, wenn man darin das Verbot findet, ſich unverzinnter kupferner Geſchirre zu bedienen; wiſſentlich etwas zu thun, was eine ſichtbar ſchwangere Frau in Gemüthsbewegung bringen könnte; Kinder unter zwei Jahren in dem gleichen Bette mit ihren Müttern oder Säugammen ꝛc. ſchlafen zu laſſen, mit Androhung angemeſſener Züchtigungen, Einſperrung oder auch Prügel. Mütter, Pflegerinnen, kurz ſolche, welche Mutterſtelle vertreten, ſind ſtrenge gehalten, ihren Töchtern oder Pflegetöchtern, wenn ſolche das 14te Jahr erreicht haben, von den Zeichen der Schwangerſchaft und dem vorſichtigen Verhalten während des Tragens und Gebärens Kenntniß zu geben, beſonders von der Nothwendigkeit, die Nabelſchnur zu unterbinden. Leider fügt das Geſetz nicht bei, daß die Mutter, unter Androhung von Stock-

ſtreichen, der Unſchuld ihrer Töchter, ſolche koſtbare Aufſchlüſſe ertheilen müſſen.

Nicht minder lächerlich iſt die geſetzgeberiſche Inſinuation §. 1708, Titel 8, 2. an einen Schiffskapitain, daß er, wenn ſeine Ladung Gegenſtände enthalte, auf welche Ratten und Mäuſe einen Zahn haben, eine hinlängliche Anzahl Katzen auf dem Schiff halten müſſe; ſowie daß er in dringenden Gefahren für das Schiff eine Berathung über die zu ergreifenden Rettungsmaßregeln mit ſeiner Bemannung vorzunehmen habe. Dies iſt in der That die erſte und einzige conſtitutionelle Idee des preußiſchen Landrechts, und ebenſo geſcheidt, als die Ermahnung, bei einem Schiffbruch zuerſt die ſchwerſten Gegenſtände und dann erſt Perlen und Diamanten, zur Erleichterung des Schiffs, über Bord zu werfen. Ohne Zweifel hat der preußiſche Geſetzgeber geglaubt, dem preußiſchen Menſchenverſtand nicht ſo weit trauen zu dürfen.

Sind dergleichen legislatariſche Diſpoſitionen in dem preußiſchen Landrecht blos komiſch, ſo finden ſich dagegen andere von empörendem Unrecht und drakoniſcher Strenge. So ſoll nach §. 866, Abth. 2, Tit. 20, mit ſechs bis zehn Jahren Gefängnißſtrafe belegt werden, wer einem andern unſchädliche Gegenſtände, etwa ein Glas Quellwaſſer, beibringt in der Abſicht, ihn zu vergiften. §§. 861 — 62, ſchreibt vor: Mitſchuldige an einer Vergiftung oder auch Giftmacher und Giftlieferer ſollen mit dem Schwert enthauptet, und im Wiederholungsfall mit dem Rade hingerichtet werden. Daß ein Enthaupteter recidiv werden

könne, iſt gewiß die kühnſte Vorausſetzung eines Geſetzgebers. Ich muß dir hiebei bemerken, Beſter, daß die Strafe des Rades noch heute nicht nur zu Recht, ſondern auch zu That beſteht. Tſchech (der Attentäter) wurde zwar nur in der Stille enthauptet; der Mörder des Biſchofs von Ermeland dagegen, Kühnapfel, von unten auf gerädert und die preußiſche Staatszeitung war ſo ſehr für dieſe Execution eingenommen, daß ſie gleichſam gerührt bemerkte, dieſelbe habe nur zehn Minuten gedauert.

§. 803 ſtatuirt: Wenn ſich ein Verbrecher ſelbſt entleibe, ſo ſoll die verwirkte Strafe, ſo weit dies möglich, auf eine anſtändige Weiſe, zum abſchreckenden Exempel an dem Cadaver vollzogen werden.

Mit ſolcherlei exorbitanten Beſtimmungen des Strafgeſetzes rivaliſiren eben ſo ungeheure Fehler im Civilrecht. Gleich in Betreff der Verträge und der Erwerbungsart von Objekten herrſcht eine unentwirrbare Confuſion. Faſt immer ſtehen die unrichtigſten Grundſätze an der Spitze. Um nur das anzuführen: Um Beſitzer einer Sache zu ſein, reicht es nicht hin, daß man eine Sache mit dem rechtlich begründeten Willen, Eigenthümer derſelben zu ſein, inne habe; das Landrecht entſcheidet auch, daß ein Beſitz niemals durch Gewalt, heimlich oder mit unentſchiedenem Anſpruch beginnen könne. Damit wird der Beſitz bei Allen in Frage geſtellt, und ein einfacher Detentor, der ein mit dieſen Mängeln behaftetes Beſitzthum hat, kann gegen den wahren Eigenthümer, der ihm das ungerecht an ſich geriſſene Beſitzthum

nähme, eine Reintegrationsklage erheben. Andererseits ist es dem Besitzer nicht gestattet, außer im Fall der Nothwehr, gegen einen unrechtmäßigen Besitzergreifer sich anders, als prozessualiter zu wehren.

In Betreff eines Verkaufs gewährt das preußische Landrecht nur dem Käufer die Klage wegen enormer Verletzung.

Prinzen und Prinzessinnen können gesetzlich nicht angehalten werden, diejenige Schulden zu bezahlen, welche sie ohne ausdrückliche Bewilligung des Königs gemacht haben; desgleichen Soldaten, Unterofficiere und Lieutenants, wenn man ihnen ohne Genehmigung ihres Chefs creditirt hat. Die creditirte Summe wird in letzterem Falle confiscirt. Mit Hinweisung auf ersteren Fall verweigerte Friedrich, den man den Großen nennt, der Familie Wrechs die Wiederstattung von 6000 Thalern, welche ihm während seiner Gefangenschaft zu Küstrin großmüthig gelehnt worden waren. Welche königliche Achtung vor dem Gesetz!

Wer in gutem Glauben in den Besitz von fremdem Eigenthum gekommen ist, hat, nach dieser Gesetzgebung, Ansprüche auf volle Entschädigung durch den eigentlichen und rechtmäßigen Eigenthümer; z. B. also wer, ohne es zu wissen, gestohlene Waaren von einem insolventen Diebe gekauft hat, muß von dem bestohlenen Eigenthümer entschädigt werden.

Doch ich will nicht länger citiren und nur noch die auffallenden Bestimmungen im Betreff des Ehekontrakts beleuchten. Der Ehestand hat, laut der lakonischen Erklärung des

Landrechts zum Zweck, die Erzeugung und Erziehung von Kindern. Findet Standesungleichheit zwischen den Nuptu-rienten statt, etwa wenn ein Adelicher eine Bäuerin oder niedere Bürgerin heirathen will, so bedarf er der Dispensa-tion von Seiten des Gerichtshofs und der Einwilligung des Ministers. — Welcher Theil die eheliche Pflicht versagt, verliert ein Viertel seines Beibringens und die gemach-ten Geschenke. Die Ehe hat nur Gültigkeit, durch die priesterliche Trauung. Aber der Priester ist in diesem Betracht einzig und allein ein Polizeibeamter: er darf sei-nen Segen nicht ertheilen, wenn auch gleich keine kanoni-schen Hindernisse vorhanden sind, und er muß ihn ertheil-len, obgleich er sich durch kanonische Hindernisse in schwere Gewissensskrupel versetzt fühlt. Dies geht so weit, daß man sagen kann, das preußische Landrecht kenne, trotz sei-nes religiösen Heuchelscheins, dennoch keine Achtung vor den Institutionen einer Kirche, denn es bestimmt, daß die Gerichtshöfe das Recht haben, wofern ein Geistlicher aus religiösen Gründen nicht dispensire oder traue, die Trauung einem andern Geistlichen oder gar einem Geistlichen von an-derer Confession zu übertragen. Dadurch könnte es gesche-hen, daß zwei Katholiken durch Deferirung von einem prote-stantischen Pfarrer kopulirt würden. Wie materiell der preu-ßische Gesetzgeber die Ehe auffaßt, ergiebt sich auch daraus, daß bestimmt wird, in Klagefällen sollen die Gerichte ent-scheiden, wie oft der eine oder der andere Theil die eheliche Pflicht zu leisten oder zu leiden habe; und es ist nur Schade,

daß das Landrecht, zu Abschneidung richterlicher Willkühr, die wöchentliche Zahl solcher körperlichen Prästationen nicht auch gleich bestimmt hat, wie ein Glossarium, zum Talmud. — Die Ehescheidung wird auf eine Weise begünstigt, daß darin eine Aufforderung zum Libertinismus nicht zu verkennen ist. Unglück, Krankheit eines Gatten, die erst während der Ehe eintritt, ja sogar großer Widerwillen des einen Theils sind Scheidungsgründe; desgleichen Trunkenheit, Verschwendung oder übertriebene Sparsamkeit. Sogar die innersten Geheimnisse des Ehebetts, z. B. Kälte einer Frau, dürfen vor das Gericht gezerrt und als Vorwand für anderweitige Begierden oder Interessen benützt werden. Die Praxis hat auch nicht gesäumt, sich diese lare Moral zu nütze zu machen. Das Stadtgericht von Berlin spricht allein jährlich wenigstens seine 1500 Ehescheidungen aus, und nicht selten begegnet man in größerer Gesellschaft einer jungen Frau, welche dort ihre drei noch lebenden Männer findet. — Mit Erlaubniß des Königs dürfen Adeliche morganatische, oder Ehen zur linken Hand eingehen. Die Kinder aus solchen Ehen stehen dann, so gut, als rechtlos da. Mit großer Weitläufigkeit und Vorliebe verbreitet sich das Landrecht über Concubinat und außereheliche Schwängerungen. Es geht von dem verkehrten Grundsatze aus, daß dem weiblichen Theil in jeder Beziehung geholfen werden müsse, und ermuthigt dadurch alle möglichen Prellereien durch leichtfertige und unsittliche Dirnen.

In Betreff der Enterbung von Kindern enthält das

Landrecht eine Bestimmung, welche ganz geeignet ist, die Gläubiger zu betrügen und Verschwendern von gutem Hause fortwährend die Mittel zu ihrer Lebensweise zu reichen: ein Kind kann nämlich enterbt werden, wenn es so viel Schulden hat, daß sein gesetzliches Erbtheil dadurch verschlungen würde, oder aber, daß es nicht mehr standesgemäß leben könnte.

Solcher Ausdehnung der väterlichen Gewalt entspricht auch das in der Gesindeordnung dem Hausherrn zugesprochene Recht, seine Domestiken körperlich zu züchtigen. Das Prügeln, um dies nebenher zu sagen, spielt überhaupt eine bedeutende Rolle in dieser Gesetzgebung. Die Richter brauchen sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Wenn ein Angeklagter nicht gestehen will, so dürfen sie ihm, nach ihrem Gutachten, gegen das kein Recurs stattfindet, eine Anzahl Ruthen- oder Peitschenhiebe aufmessen lassen.

Aus diesen Pröbchen magst du sehen, welche Armuth an Geist, Wissenschaft und Judicium das preußische Landrecht auszeichnet; welch ein verworrener Mischmasch aus alten Gesetzen und römischen Texten es ist; welche Barbareien und welche Kindereien darin Platz fanden; wie sehr die Begriffe einer gesunden Billigkeit und einer geraden Vernunft in ihm mißkannt wurden. Aber du wirst dir alle Unordnungen, Verlegenheiten, unlösbare Schwierigkeiten, welche in gerichtlichen Dingen herrschen müssen, erst dann recht lebhaft vor Augen stellen, wenn ich dir sage, daß dieses in jeder Beziehung so mangelhafte Landrecht erst nur noch das subsidiarische

Recht iſt, welches die Rechtsgebräuche jeder Provinz und Localität ergänzt. Freilich ſollten die Provinzialgerechtſamkeiten ſpäteſtens drei Jahre nach der Veröffentlichung des Landrechts geſammelt und redigirt ſein. Uebrigens ſind bis auf den heutigen Tag allein die Statuten der Provinzen Weſtphalen und Oſtpreußen in einen Codex gefaßt worden, ſo daß in dem größten Theil der Monarchie die Gebräuche und Gewohnheiten, welche an Geſetzesſtatt gelten, ordnungslos und faſt nur traditionell umher ſchwanken.

Noch verrückter iſt die Prozeßordnung. In ſeinem Advokatenhaß verfügte Friedrich II. die Parteien ſollen von den Richtern unmittelbar gehört werden und ihre Rechte geltend machen. Demgemäß wurde verordnet, der Richter müſſe fortan ſelbſt die Forderungen, Klagen, Behauptungen und Gegenbehauptungen der Parteien vernehmen, von Amts wegen die Art der zu leiſtenden Beweiſe verordnen, nach ſeiner Anſicht einen paſſenden Vergleich vorſchlagen und einen Friedensverſuch machen. Dadurch wurde der Richter offenbar zum unbeſchränkten Herrn des Prozeſſes erhoben. Man ſetzte ihn zum wahren Inquiſitor ein und legte in ſeine Hand die Rechte aller Bürger, indem man in ſeiner Perſon die Verrichtungen eines Richters, Inſtruktions-Richters, Anwalt und Advokaten beider Parteien cumulirte. Friedrich ſelbſt begriff bald, daß ein ſolches Richter-Factotum eine unmögliche Monſtruoſität ſei; er ſchuf daher ein neues Amt unter dem Titel der Aſſiſtenzräthe. Dieſe mußten die Thatſachen inſtruiren. Aus ſolchem Gebräu entſtand das corpus juris fredericianum.

welches am 26ten April 1781, lebensunfähig zur Welt kam und 1793 durch die allgemeine Gerichtsordnung ersetzt wurde. In dem neuen Coder wurden die Assistenzräthe mit ganz unselbstständigen Justizkommissären vertauscht. Diese Justizkommissäre stehen unter der Ruthe der Richter und sogar jedes Referendars, der sie mit Feder und Tinte bis zur Vollendung ihrer Aufgabe einsperren lassen kann. Von äußerster Wichtigkeit ist, daß die Justizkommissäre im Namen der Partien vor Gericht erscheinen dürfen: Damit war die leitende Idee, nämlich das unmittelbare Erscheinen vor dem Richter, welche in dem fredericianischen Corpus vorherrschte, entfernt, und obgleich nunmehr eine Menge anderweitiger Anordnungen überflüssig, unsinnig und unverständlich waren, so wurden sie doch in die allgemeine Gerichtsordnung aufgenommen. Man sollte meinen, die Willkühr des Instruktionsrichters müßte wenigstens die Tränirung von Prozessen abschneiden, aber eine ganz kurze Uebersicht der nöthigen Formalitäten, um zu einem Urtheil zu gelangen, wird dich vom Gegentheil überführen. Der Kläger setzt sein Begehren und seine Beweisgründe einem Gerichtsbeamten aus einander, welcher zu gewissen Stunden auf dem Bureau sein muß. Die Klage kommt an den Präsidenten, der sie numerirt einträgt, einen Instruktions- und einen Entscheidungsrichter ernennt. Letzterer citirt die Partien, damit sie sich vor dem Instruktions-Richter erklären, er regulirt den Gang des Verfahrens, legt die Beweise auf und controlirt die Einleitung. Wenn die Partien persönlich oder durch Bevollmäch-

tigte erſchienen ſind, ſo nimmt der Inſtruktionsrichter ein Protocell, Stand der Sache und des Streites enthaltend, auf, worin er darſtellt: erſtens die Thatſachen, worüber die Partien einverſtanden, zweitens die, worüber ſie es nicht ſind; drittens bezeichnet er die zu beweiſenden Punkte. Hierauf ordnet der Entſcheidungsrichter die Zeugenberufung an und beſtimmt die ihm paſſend ſcheinenden Beweismittel. Der Entſcheidungsrichter fertigt ſeine Decrete immer allgemein aus, das Specielle: Aufſchübe, Zeugenverhörstage, Documenteeinreichung ꝛc. bleibt dem Inſtruktionsrichter überlaſſen. Nachdem die Inſtruktion fertig, beſchließt der Entſcheidungsrichter die Ernennung eines Berichterſtatters, welche durch den Präſidenten geſchieht. Der Berichterſtatter faßt ſodann das Urtheil ab und lieſt es dem Gerichtshof in geheimer Sitzung vor. Letzterer votirt, und ladet die Partien blos zur Publicirung des Urtheils ein. Die ganze Sache hat ſich ſomit zwiſchen dem Inſtruktions- und dem Entſcheidungsrichter verlaufen und blos vor erſterem haben die Partien ihre Vertheidigung eingereicht.

Wenn dieſes Civilverfahren dem Vermögen der Kläger theils durch ſeine Langſamkeit, theils durch die Möglichkeit richterlicher Verfehlungen und Beſtechungen ſchadet: ſo bietet die Criminaljuſtiz, welche ungefähr auf den gleichen Grundlagen ruht, noch weit größere Uebelſtände dar, denn es handelt ſich dabei um Leben, Freiheit und Ehre der Staatsbürger. Der Inſtruktionsrichter hat die ganze Einleitung des Prozeſſes und die Zeugenverhöre zu beſorgen. Nach

dem Schluß der Voruntersuchung ist keine Zeit festgesetzt, nach Verfluß welcher der Angeklagte nothwendig verhört werden muß. Das erste Verhör ist nur summarisch. Da das Inquisitionsverfahren das Geständniß des Angeschuldigten fordert, so ist dieser allen Willkührlichkeiten und Gewaltthätigkeiten ausgesetzt, um ihm das Geständniß zu entlocken. Ich kann es eine gemilderte Folter des Mittelalters nennen. Gänzliche Freisprechung erfolgt selten. Ist der Angeschuldigte nicht zu überführen, so behält das Gericht seine Verdachtsgründe bei und entbindet ihn von der Instanz, d. h. läßt das Damocles-Schwert eines Criminalprozesses stets über seinem Haupte schweben. In die Kosten wird er ohnehin regelmäßig verurtheilt. Bei den Zeugenverhören darf er niemals anwesend sein. Die Vertheidigung ist sehr beschränkt. Bei schweren Fällen und vornehmeren Leuten darf sie schriftlich und durch einen Advokaten geschehen, der Vertheidiger jedoch seinen Clienten niemals allein sprechen. Das Tribunal erörtert und entscheidet, ohne den Angeklagten gesehen zu haben, nach den Akten. Bei Hochverrath, Majestätsbeleidigung und wenn Todesstrafe oder lebenslängliches Gefängniß zuerkannt werden muß, erhält das Urtheil des Gerichtshofs erst durch die Unterschrift des Ministers Gültigkeit. Der Verurtheilte hat eine Recursinstanz. Im Ganzen fehlt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der preußischen Strafprozeßordnung, und der Angeklagte ist so ziemlich ein Sklave des Instruktionsrichters, welcher allein ihn sieht und hört.

Dabei gehen die Prozesse äußerst langsam und der An-

geklagte muß oft viele Jahre im Gefängniß ſchmachten ehe er nur ein Urtheil vernimmt. Die Richter, welche Civil und Criminalfunktionen zugleich verſehen, ſind mit Geſchäften überladen, ſie können daher nicht gründlich zu Werk gehen, ſie haben keine Zeit oder Gelegenheit die Wiſſenſchaft zu Hülfe zu rufen, oder ſich durch eine höhere Praxis und interpretirende Einheit eines höchſten Gerichtscollegiums aufzuklären, denn es giebt in Preußen keinen Caſſationshof für das ganze Reich, ſondern nur für die franzöſiſchem Geſetz angehörige Rheinprovinz. Dieſe weitſchichtige Organiſation erfordert eine ungeheure Menge koſtſpieliger Angeſtellter, und verſchlingt jährlich ungefähr 5,476,000 Thlr. was auf den Kopf etwa 54 Sgr beträgt, während ſich in Frankreich z. B. die gerichtlichen Ausgaben für den Kopf höchſtens auf 18 Sgr. belaufen.

Dieſer ganzen Fehlerhaftigkeit des Rechtsverfahrens wird aber durch die vollkommene Unſicherheit des Rechtsbeſtandes die Krone aufgeſetzt. Ein mangelhaftes Recht kann dadurch eine Wohlthat werden, daß es wenigſtens die Garantie der Feſtigkeit darbietet und nur unter ſtreng vorgeſchriebenen Formen modificirt werden darf. Allein in politiſcher Beziehung leidet die preußiſche Geſetzgebung noch weit mehr, als in juriſtiſcher. Ihr geht alle Stetigkeit ab Um ein Geſetz in Preußen zu machen, bedarf es keiner Vorbereitung, Vorlegung, Erörterung und Veröffentlichung, keinen regelmäßigen Gang, ohne welchen die Nullität begründet wäre. Was ein preußiſches Geſetz macht, iſt einzig und al-

lein der unter das Blatt worauf der Entwurf ſteht, geſetzte Namenszug des Königs. Der Miniſter bringt dem letzteren ſeine Arbeit, er unterzeichnet; und Alles iſt geſchehen. Höchſtens ſollte dem Staatsrath eine Vorlage gemacht werden; der Staatsrath darf aber nur rathen, nicht entſcheiden, die Formalität der Befragung deſſelben wurde gänzlich unterlaſſen bei der ſchon angeführten Autonomie des Adels. Der Düſſeldorfer Landtag beſchwerte ſich darüber und wurde mit ſcharfem Tadel belehrt, daß das von dem guten Willen des Königs abhänge und es eine Kühnheit ſei, die Akte des Souverain's kritiſiren zu wollen.

Mein Schluß iſt alſo der: der Sache nach iſt in Preußen Geſetz ein leeres Wort, ein Werkzeug des Deſpotismus, das heut beſteht und morgen fällt, nichts weiter. Die Attentate auf die franzöſiſche Geſetzgebung am Rhein liefern die deutlichſten Beweiſe.

Unter ſolchen Verhältniſſen ſpringt es in die Augen, daß das Volk nichts *wollen* kann; es bleibt ihm alſo nur noch der Ausweg, zu *bitten*. Bitten? Das Volk darf in Preußen nicht bitten, denn eine Verordnung ſagt ausdrücklich, daß, wer eine Petition nicht deutlich abfaſſen und ſchreiben könne und ſolche durch andere abfaſſen laſſe, mit Geld oder Gefängnißſtrafen belegt werde. Gemeindeabgeordnete, welche der königlichen Majeſtät oder den Miniſtern Geſuche überbringen, ſollen durch Gerichts- oder Polizeibeamten verhaftet und nach Hauſe transportirt werden. Damit iſt geſorgt, daß die Stimme der Volkswünſche nicht bis in die höchſten Regionen gelan-

gen und der König ſelbſt der Ueberläſtigkeit der Bitten enthoben bleibt.

Doch ließe ſich vielleicht der Deſpotismus noch ertragen, wenn er wenigſtens auf Allen gleich laſtete. Aber der Grundſatz der allgemeinen Gleichheit vor dem Geſetz fehlt weſentlich in der preußiſchen Organiſation.

Da giebt es Ausnahmen, Privilegien, Klaſſenunterſchiede. Außer den neun Orden und Auszeichnungen: erſtens ſchwarzer Adlerorden; zweitens rother Adlerorden mit vier Klaſſen und Graden, in den Klaſſen mit oder ohne Eichenlaub, Stern und Band; drittens Verdienſtorden erſter und zweiter Klaſſe; viertens Orden des eiſernen Kreuzes für Civiliſten und Militairs; fünftens Johanniterorden; ſechstens Dienſtkreuz; ſiebentens militäriſche Decoration erſter und zweiter Klaſſe; achtens Schleife für Dienſtauszeichnung mit drei Klaſſen; neuntens allgemeine Decoration ein wahrer Omnibusorden, wozu noch der Louiſenorden für Frauenzimmer kommt — außer dieſem flüchtigen und flüſſigen Element der die Eitelkeit und den Knechtsſinn anſpornenden ephemeren Diſtinktionen, welche für gewiſſe höhere Grade in der Bureaukratie Exemptionen und Privilegien begründen, hat ſich der junge preußiſche Staat die Mühe gegeben, nicht nur ſeinen alten Erbadel durch geſetzliche Vorrechte zu heben, ſondern auch einen ſelbſtgeſchaffenen Adel von friſcherem Datum mit allerlei Prärogativen ins Leben zu rufen. Die preußiſche Monarchie iſt eine wahre Kaſtenanſtalt, faſt wie das alte Aegypten.

Die Bevölkerung Preußens theilt ſich in adelige, höhere Bürger, niedere Bürger und Bauern, der Adel beſteht wieder aus Unterabtheilungen von mehreren Kategorien, welche genau unterſchieden werden müſſen und ſehr ungleicher Privilegien genießen: die erſte Kategorie iſt die der mediatiſirten Fürſten. Du weißt, daß ſie ebenbürtig ſind, unter den Reichsſtänden von Geburts wegen Sitz und Stimme haben, exempte Domänen, Feudalgerichtsbarkeit und allerlei Anſprüche auf perſönliche und dingliche Leiſtungen ihrer weiland Unterthanen beſitzen. Zur zweiten Kategorie gehören die autonomiſchen Edeln, welche das Recht haben, unter ihren Söhnen nach Belieben den Erben herauszuleſen. Dies ſind nach unſerem Begriff Majoratsherren.

Die dritte Kategorie iſt die der gewöhnlichen Edelleute, welche nur im Allgemeinen der Vorrechte und regelmäßigen Bevorzugungen des Adels genießen. So dürfen z. B. nur adeliche Familien Fideikommiſſe errichten. Die Officiere der königlichen Garde ſind vermöge des Brauchs von Adel, und dieſer Brauch iſt ſo feſt eingewurzelt, daß ein verdienſtvoller Bürgerlicher, welcher Gardeofficier wurde, wegen der Reclamationen des adeligen Packs als Oberſt zu einem Regiment verſetzt werden mußte. Die vierte Kategorie des Adelſtandes endlich iſt die der Beſitzer von adeligen Gütern. Dieſe brauchen keine gebornen Edelleute zu ſein; ihr Adel und die allgemeinen Rechte des Adels haften auf dem Gute: verlieren ſie das Gut, ſo verlieren ſie die Adelsrechte. Von ihrer Familie iſt nur der Beſitznachfolger adelig. Durch dieſe Ein-

ſetzung beabſichtigte das preußiſche Gouvernement dem herabgekommenen Geſchlechtsadel aus der reichen Bürgerklaſſe eine Verſtärkung zuzuführen, denn ihr Hauptſtreben iſt die Erzielung einer mächtigen Ariſtokratie.

Der Adel genießt das Vorrecht eines exemten Gerichtsſtandes. In der That hat in Preußen jede Klaſſe ihren eigenen Gerichtsſtand: die Prinzen und Prinzeſſinnen das Kammergericht in Berlin; die Adeligen das Oberlandesgericht und als zweite Inſtanz das geheime Obertribunal.

Die höhere Bürgerklaſſe hat gleichfalls das Oberlandesgericht als erſte Inſtanz; wenn aber ein Mitglied derſelben herabſinkt in ſeinen Verhältniſſen, ſo verfällt es der unteren Gerichtsbarkeit.

Die niederen Bürger und Bauren gehören vor das Stadtgericht.

Die Beamten werden nicht nach ihrer Geburt, ſondern nach ihrem Dienſtgrade einem Gerichte zugetheilt. Es iſt luſtig, zu bemerken, mit welchem Takt dieſe Exemptionen ertheilt ſind: Vor dem gleichen Gerichte erſcheinen ein Flötenſpieler und ein Prieſter, ein Comödiant und ein Prälat, ein prinzlicher Hausbedienter und ein Univerſitätsprofeſſor.

Welche Unverſchämtheiten gegen das arme Volk ſich die Begünſtigten Kaſten herausnehmen, läßt ſich von ſelbſt denken.

Ich will mich nun von dieſem ſchnöden Chaos preußiſcher Geſetzgebung mit dem verdienten Abſcheu wegwenden,

indem ich nur noch hinzufüge, daß es den preußiſchen Panegyrikern nicht darauf ankommt, zu behaupten, die Gleichheit vor dem Geſetz ſei ein längſt auf die ganze civiliſirte Menſchheit übergegangenes Recht, und man brauche deshalb die franzöſiſche Geſetzgebung nicht beſonders hervorzuheben. Adieu!

Siebzehnter Brief.

Allein, sagst du mir, Preußen ist ja das Land der Bildung, der Aufklärung, es ist die große Fabrik der Begriffe, der öffentlichen Meinung für den gebildeten Theil des deutschen Vaterlands; hat es auch in seinen Gesetzen nicht die hinlänglichen Garantien einer vernünftigen Freiheit; ist auch seine Justiz auf eine Weise organisirt, daß sie eher zu Dienstleistungen für die Gewalt, als zu unparteiischen Urtheilen befähigt erscheinen möchte: so bleibt ihm doch ein Richterstuhl, an den es fortwährend appelliren kann, der die Beschlüsse seiner stabilen Richter umwirft, — die öffentliche Meinung und die Publicität. Das erkannte auch Friedrich Wilhelm III., freilich im Jahr 1811, wo die Regierung demagogisirte, wenn er sagte: „die Oeffentlichkeit ist für die Regierung wie für die Unterthanen die sicherste Garantie gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der Beamten, welche ohne sie eine gefährliche Willkühr besäßen;

ohne ſie gäbe es kein Mittel mehr, die Ungeſetzlichkeiten der untern Behörden an's Tageslicht zu bringen: ſie verdient daher alle mögliche Gunſt und Beſchützung."

Der König hätte beifügen können, daß ohne ſie die noch weit gefährlichere Willkühr der höheren Behörden nicht gerügt werden kann; daß ohne ſie die Freiheit in gar keinem Stande herrſcht, weil ſie die erſte und ſtärkſte Schutzmauer aller Rechte iſt, weil um ſie, wie um ein allgemeines Banner, das Volk ſich ſchaart, aus ihr, der Oeffentlichkeit, und ihrer Tochter, der öffentlichen Meinung, die Erkenntniß und das Bewußtſein ſeiner Kraft ſchöpft und durch ihre Vermittlung jeden, der Unrecht thut, wie hoch er geſtellt ſei, vor die Schranken der Nationaljuſtiz gefordert ſieht.

Nach Friedrich Wilhelms III. eben angeführter formeller Erklärung hätte man alſo vermuthen ſollen, die preußiſche Regierung werde die verſchiedenen Arten, ſeine Gedanken öffentlich auszudrücken, auf jede Weiſe begünſtigen und beſchützen, damit ihr Volk, das ſie ſtets als das intelligenteſte und unterrichteſte rühmt, die Verſicherung bewährt finde, daß es in ſeiner Aufklärung und allſeitigen Bildung ein mächtigeres Rechtsunterpfand beſitze, als jene unwiſſenden Nachbarvölker in ihren geſchriebenen Charten, deren ſie nur bedürfen, weil ſie ſo weit von dem Prisma des geiſtigen Lichtes entfernt ſeien. Ich hätte gegen dieſen Schluß wenig einzuwenden, wenn ſeine Vorderſätze irgendwo in der Wirklichkeit und nicht blos in den Redensarten des Berliner Kabinets zu finden wären; aber, mein Freund, die öffentliche

Meinung war in Preußen bis vor wenigen Jahren eben so ſtark gefeſſelt, geknechtet und geknebelt, als in Oeſtreich und Rußland; und wenn neuerdings die Preſſe ſich einigermaßen in Bewegung ſetzen durfte, ſo war es nur, ſo weit ſie ſich in den Schranken des preußiſchen Intereſſes hielt, die öffentliche Meinung im übrigen Deutſchland für Friedrich Wilhelm IV. köderte und mit einer Freiheit prahlte, die ſie thatſächlich nicht beſaß.

Ich habe dir ſchon geſchrieben, wie lebhaft die Mißſtimmung Deutſchlands war, als es die preußiſche Politik auf dem Wiener Congreß und die in jeder Beziehung retrograden Tendenzen derſelben kennen lernte. Natürlich erfolgten lebhafte Angriffe von Seiten der Publiciſten, welche ihre patriotiſchen Träume in Dunſt und Nebel aufgehen ſahen. Mit um ſo größerem Eifer erfaßte fortan Preußen alle jene Maßregeln, welche dieſe unangenehmen Stimmen, denen die Souveräne kaum noch Beifall geklatſcht hatten, zum Stillſchweigen bringen ſollten. Der rheiniſche Merkur, kaum noch die fünfte Großmacht gegen Napoleon genannt, wurde ſchon 1816 verboten. 1819 erſchien Görres wieder auf dem Kampfplatz mit ſeinem Buch „Deutſchland und die Revolution", das bei dem Berliner Hof einen ſolchen Zorn erregte, daß es ſtracks verboten und der Verfaſſer zur Einſperrung auf einer Feſtung verurtheilt wurde. Görres floh nach Frankreich und erklärte, daß er ſich nur vor einer Jury ſtellen werde. Nicht beſſer erging es den andern Journalen und Häuptern der demagogiſchen Partei: Jahn, Arndt, Wal-

ser und Andere mußten flüchten. Am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, dem 18ten Oktober 1819, publicirte die preußische Regierung die Bundesbeschlüsse vom 20ten September desselben Jahrs, welche, außer andern Volksrechten, namentlich die Preßfreiheit unterdrückten. Preußen nahm die provisorisch auf fünf Jahre einzuführende Censur in ihrem weitesten Umfang. Sie sollte Alles, was gegen die Religion, Moral oder die Würde und Sicherheit der Bundesstaaten sein möchte, streichen. Um aber nicht mißverstanden zu werden, erklärte die Kabinetsordre vom 18. Oktober die Bundesbeschlüsse dahin, daß als Angriffe gegen die Religion und Moral zu betrachten seien „alle Theorien, welche die monarchischen Einrichtungen zu schwächen streben, alle Angriffe auf Preußens Alliirte, alle Beschwerden, welche in Preußen oder den Bundesstaaten Unzufriedenheit erregen könnten, Alles was gegen die bestehende Gesetze und Verordnungen sei, alle Bemühungen, im Lande oder außerhalb desselben Verbindungen zu stiften oder die irgend wo im Ausland gestifteten in einem günstigen Lichte darzustellen." Gewiß, damit war jede geistige Thätigkeit in den Kreis der Censur gezogen; sie konnte Alles erreichen, Alles treffen, Alles ersticken; man brauchte nur noch ihr starke Arme zur Handhabung zu geben, deshalb wurde folgende Einrichtung beliebt: Der Oberpräsident jeder Provinz hatte Specialcensoren für jeden Zweig der Literatur, z. B. Philosophie, Politik, Moral ꝛc. vorzuschlagen. In jeder Stadt von einiger Bedeutung wurde ein, bisweilen zwei Censoren eingesetzt, der eine für die Bücher der andern für

die periodischen Erscheinungen. Ein Obercensurcollegium sitzt in Berlin, um über die Beschwerden gegen einzelne Censoren zu entscheiden. Die Censur ist also ihr eigener Richter. Die rein politischen Schriften stehen in letzter Instanz unter dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und die speciell wissenschaftlichen oder theologischen unter der Ueberwachung des Ministers der Polizei oder des Innern. Die Censurfreiheit, welcher bisher die Universitäten genossen, wurde abgeschafft. Der Redakteur einer Zeitung muß genannt werden und ist auf Verlangen des Obercensurkollegiums abzuschaffen, oder Caution zu stellen gezwungen. Trotz alle dem bleibt der Redakteur und Verfasser für das, was die Censur passirt hat, in jeder Beziehung verantwortlich. Deutsche Druckschriften, die außerhalb des Bundesgebietes erscheinen, sind zum Voraus verboten und bedürfen erst einer Erlaubniß, um in Preußen debitirt zu werden. Starke Strafen sind auf die Uebertretungen der Censurvorschriften gesetzt, und es ist der Fall eingetreten, daß der ganze Verlag eines Buchhändlers, vergangener und zukünftiger, früher erlaubter und später des unschuldigen Inhalts wegen zu erlaubender verboten wurde; daß ganze Kategorien von Schriftstellern gleicherweise für ihre Vergangenheit und Zukunft in Preußen nicht gelesen werden durften. Als das provisorische „quinquennium Neronis" für die Censuranstalt im September 1824 ablief, wurde die Censur noch verschärft und auf unbestimmte Zeit verlängert. Nach der Julirevolution 1830 dauerte eine gewisse Erleichterung der Presse nicht länger, als die Angst

der Regierungen. Mit 1834 trat die härteste Periode derſelben ein. Alle liberalen Zeitſchriften waren oder wurden unterdrückt, die ausländiſchen verboten und beſonders die franzöſiſchen Berichte caſtrirt. Mittelſt eines Dekrets vom Jahr 1836 durften die Berichte über die Deputirtenkammern anderer Staaten nur aus den officiellen Blättern derſelben genommen werden. Eine völlige Gedankeninquiſition hatte ſich etablirt; man verbrannte Bücher wie in den ſchönſten Zeiten der Pfäfferei. Solchen Ordonnanzen entſprach genau die Ausführung. Während des politiſchen Aufſtandes ſtrichen die preußiſchen Cenſoren das Wort tapfer vor jedem polniſchen Namen. Ein Cenſor ließ die Anzeige einer Ueberſetzung von Dantes göttlicher Comödie nicht paſſiren, weil man aus göttlichen Dingen keine Comödie machen dürfe. Was der eine dieſer literariſchen Kellerratten, um mit Beranger zu reden, ſtehen ließ, ſtrich anderwärts bei der Reproduction ein anderer. Es ſah in Deutſchland überall ſchlecht aus um die Preſſe, aber am ſchlechteſten in Preußen. Eine platte, ſchmutzige, endloſe Verdrehung aller Wahrheit, alles Rechts und aller Freimüthigkeit herrſchte. Nur zu Declamationen gegen die Freiheit und volksthümlichen Bewegungen in andern Ländern, nur zur Prahlerei über die Größe, Macht und Aufklärung von Preußen war Spielraum in den Journalen. Am Ekelhafteſten zeigte ſich dieß in den übertriebenen Schmeicheleien beim Tod Friedrich Wilhelms III.

Tauchte je einmal eine freiſinnigere Manifeſtation in irgend einem Theile der Monarchie auf, ſo wurde ſie bitter

getadelt und mit Verfolgungen gestraft. So hatten die Bürger der Stadt Elbing den sieben Göttinger Professoren eine Dankadresse über ihr festes Benehmen in der hannoveranischen Verfassungsangelegenheit zugeschickt. Sogleich setzte sich der Minister Rochow mit seinem Kanzleikiel zu Pferd, kanzelte die Göttinger Professoren tüchtig ab und insinuirte den Elbingern, „daß man sich, trotz aller Gewissensskrupel, stets unter den Gehorsam gegen seinen König und Souverain, der von Gott eingesetzt sei, beugen und begnügen müsse, die erhaltenen Befehle zu vollziehen, die Verantwortlichkeit den souveränen, nur Gott dem Herrn verantwortlichen Gewissen überlassend; einem Unterthanen mit seiner beschränkten Intelligenz sei es nicht gestattet, Akte der Souveränität zu beurtheilen und sich, in übermüthiger Arroganz, eine öffentliche Kritik über die Gültigkeit der Akte des Souveräns anzumaßen."

Für dieses Meisterstück hundswüthiger Kriecherei wurde Rochow von dem hannoverschen König zum Ritter des Welfenordens erhoben und stand nie fester, als dazumal auf seinem Posten und in der Gunst des Königs. Er hat aber, Dank seinem entrüsteten Servilismus, in diesem Erlaß das ganze Geheimniß der preußischen Regierungsmarimen aufgedeckt, der beschränkte, bornirte Unterthanenverstand hat kein Licht, kein Urtheil, kein Recht und kein Gewissen. Licht, Recht, Urtheil und Gewissen hat nur der von Gott eingesetzte Monarch und vermöge einer Gnadenausströmung die ergebene Livreedienerschaft desselben. Glücklicherweise ließen

ſich durch dieſe, dem ſeligen Berliner Wochenblatt entnommene Theorie die Elbinger Bürger nicht einſchüchtern, ſondern hatten den Muth das Schreiben des Miniſters zu veröffentlichen und damit der Welt zu beweiſen, daß die preußiſche Regierung, weil ſie einen Miniſter ungeſtraft ſolche Grundſätze bekennen ließ, einem Staatsprinzip huldigt, wie es kein Czaar, kein geiſtlicher oder weltlicher Tyrann, ſeit Nimrod bis auf Nicolaus, deſpotiſcher ausdenken und anwenden konnte.

Achtzehnter Brief.

Du wirst lachen, Freund, wenn ich dir nach dem Vorangehenden in Erinnerung bringe, daß man dem preußischen Volk vor einem Menschenalter schon eine Verfassung versprochen hat, daß die preußische Staatszeitung, (ganz der modernen Taktik von Louis Philipp gemäß), auch den Preußen erklärte, sie leben in einer mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie. Es fehlte gar nichts als daß Herr von Rochow seinen Meister und Herrn, Friedrich Wilhelm III., auf den Balkon herausgeführt und den guten Berlinern zugerufen hätte: „seht hier die beßte der Republiken!“ — Also da wir die Bundeslade der preußischen Freiheit anderswo nicht erblicken können, so werden wir sie vielleicht in den repräsentativen Einrichtungen dieses Staates finden. Ja, wir finden sie, wenn wir den officiellen Staatsschriften und Organen der heuchlerischen Kabinetspolitik glauben. Thatsächlich ist aber das schöne

Verſprechen einer Nationalrepräſentation eingeſchrumpft in die nur mit Widerwillen und ſpät gewährte Inſtitution von Provinzialſtänden mit blos berathender Stimme. Der Miniſter v. Stein hatte zwar, freilich im Jahr 1808, eine ächte Volksvertretung als das einzige Mittel zu einer glücklicheren Zukunft nach Innen und feſteren Stellung gegen Auſſen öffentlich dargeſtellt. Auch nach Steins Entfernung aus dem Miniſterium, welche Napoleon decretirte, war Hardenberg auf demſelben Wege geblieben und hatte 1811 die Verwirklichung dieſer Idee dadurch begonnen, daß er zum Behuf der Erlaſſung wichtiger und liberaler Geſetze eine proviſoriſche Nationalrepräſentation nach Berlin berief. Sogar noch im Jahr 1815 wurde ein repräſentatives Programm ausgeſchrieben, und ſelbſt als im Juni 1823 die Provinzialſtände creirt wurden, geſchah es mit dem Beiſatz: ſo lang eine allgemeine Volksvertretung noch nicht ins Leben gerufen ſei. Aber in dieſem Inſtitut der Provinzialvertretung, welches man als einſtweilige Gewähr der dringenden Petitionen um eine Verfaſſung dem Volke hinwarf, lag bereits die beabſichtigte Täuſchung der Hoffnungen, Erwartungen und Anſprüche der Nation. Dieſe erhielt ſtatt des Körpers einen Schatten. Um ſie über den an ihr verübten Meineid zu tröſten, übergoß ſie das Kabinet mit den ſchönſten Volksreden; es verbreitete ſich mit Wolluſt über die Mängel der modernen, nur auf Theorien ruhenden Conſtitution; es ſprach mit ſtolzer Wegwerfung von der Unzulänglichkeit der geſchriebenen Charten, indem es auf die Gefahren eines ſchnellen Sprungs

von einem politiſchen Zuſtand in einen andern, noch nicht gehörig vorbereiteten hinwies. Die preußiſche Regierung handle gar vorſichtig, erklärte man, indem ſie die übereilte, Hitze womit man ſich anderswo auf gut Glück in Neuerungen ſtürze, verwerfe. Sie verſtehe die Bedürfniſſe ihrer Zeit und ihres Jahrhunderts; nur wolle ſie auf eine weiſe Manier denſelben entſprechen, indem ſie ſich nicht auf ein von dem Auslande entlehntes, ſondern in der Wirklichkeit der Verhältniſſe der Geſchichte und den weſentlichen Zügen des deutſchen Nationalcharakters gegründetes Syſtem baſire. Mittelſt dieſer allmähligen Entwickelung, mit Vermeidung ſchroffer Uebergänge, welche bisweilen eine Nation tödten, wolle die Regierung „nach und nach“ die Völker Preußens der liberalſten und rationellſten allgemeinen Repräſentationsart entgegen führen. Die Provinzialſtände ſeien der fruchtbare Keim, deſſen allmähliges Hervorſproſſen alle Reformen zeitigen würde; ſie ſeien nur der erſte Schritt zu einer Repräſentativverfaſſung im weiteſten Sinn des Worts. Somit ſuchte dieſe Regierung die Ungeduld des Volks abermals zu dämpfen; ſie ſpielte mit den Erwartungen und Wünſchen der Nation, denn in ihrem wahren Gedanken begriff ſie gar wohl, daß die Provinzialſtände nur als Mittel dienten, die allgemeinen Stände niemals zu bewilligen.

Es bedarf nur einer genauen Prüfung der Organiſation dieſer Provinziallandtage um zu erkennen, daß ſie eine leere Formalität, eine Puppe ſind, womit das Volk ſpielen, aber niemals ſeine Rechte geltend machen kann; und wenn das

Kabinet dies einen ersten Schritt auf dem constitutionellen Wege nennt, so kann es wahrhaftig viele ähnliche thun, ohne im Geringsten seinem Absolutismus nahe zu treten.

Werfen wir einen Blick auf die provinzialständische Organisation vom 5ten Juni 1823, so beschränkt der §. 2 die Wahlfähigkeit auf den Besitz von Grundeigenthum. Nach dem §. 3. sind nur die eine einzelne Provinz betreffenden Gesetze den Berathungen des einzelnen Provinziallandtags unterworfen; die allgemeinen Gesetze sollen ihnen zwar auch vorgelegt werden, aber nur so weit sie die Provinz betreffen. Einzig und allein in Communal-Angelegenheiten haben sie eine Beschlußfähigkeit. Doch wären ihre Befugnisse auch weniger beschränkt, sie blieben doch illusorisch, da sie der sanctionirenden Kraft entbehren. Wo ist ein gesetzliches Mittel den Deputirten zur Wahrung ihrer Rechte angewiesen? Man sagte ihnen wohl, sie werden dieß und das erhalten, aber nicht, wie sie es erzwingen könnten. Absichtlich blieb man über die Hauptfragen des Constitutionalismus in einem mysteriösen Dunkel. Der neue König hat indeß den altpreußischen Ständen auf ihre Bitte um eine Nationalrepräsentation den Schleier gelüftet, indem er ihnen in einer hieroglyphischen Volksrede zu verstehen gab, daß sein in Gott ruhender Vater durch tiefe Ueberlegung gefunden habe, nur die Provinzialstände seien ein volksthümliches Institut und in der Ausbildung desselben liege die Erfüllung des wahren Sinnes der allgemein falsch gedeuteten Versprechungen einer Landesrepräsentation.

Gleich anfangs indeß fühlte das preußische Volk, wie

wenig ihm gewährt werde, und um ſein Mißvergnügen zu erſticken, ließ man auch, wie ſchon bemerkt, in der Kabinetsordre vom 5ten Juni 1823 abermals die Ausſicht auf eine Reichsverfaſſung und allgemeine Ständeverſammlung hoffen. Die öffentliche Meinung erwartete ſofort eine Erweiterung und rechtliche Grundlegung des provinzialſtändiſchen Weſens; aber — o wehe! — ſtatt einer Vermehrung, kam bald eine Praxis zum Vorſchein, aus welcher leichtlich zu entnehmen war, daß man fortan nur auf eine Verminderung und Reſtriktion dieſer ſo ſchwachen und ſchwankenden Prärogativen denke. Bald zeigte es ſich, daß dieſe Stände nicht der erſte Stein ſein ſollten, um den Verfaſſungsaltar darauf zu bauen, ſondern vielmehr der blaſſe und erſterbende Schein einer Leichenlampe in der Todtengruft. Die Freiheit war geſtorben in Deutſchland nach den Befreiungskriegen, und dieſes Scheinbild von Repräſentativ-Verfaſſung nichts weiter, als ein höhniſches Denkmahl von Achtung, das einer der Könige, welche ſie getödtet hatten, auf ihr Grab ſetzen zu wollen ſchien. Es war zugleich ein Mittel, das Verbrechen vor der öffentlichen Entrüſtung zu verbergen, eine eitle Ehrenerweiſung, womit man ſie bis in den Sarg verfolgte, damit ſie, ſicher beſtattet, nicht mehr aufſtehen könnte.

Die Spezial-Geſetze alſo, welche, dem Verſprechen gemäß, nur die Form der verſchiedenen Provinzialſtände reguliren ſollten, dienten zur Schmälerung ihrer Rechte. Ohne andere anführen zu wollen, verweiſe ich auf das am 27ten März 1824 erſchienene Reglement für die rheiniſche Provin-

zialſtände, woraus ſich mit Evidenz ergiebt, daß dabei der Gedanke einer völligen Vernichtung ſelbſt dieſes Minimus von Volksrechten den Geſetzgeber geleitet hat.

In der That, mein Freund, hat man es mit einer Mehrheit von Parlamenten gut machen wollen, denn die Vielheit ſelbſt benimmt ihnen die Majeſtät und das Anſehen einer einzigen Verſammlung, welche im Namen eines ganzen Volkes ſpricht. Im Schooße dieſer Landtage vermochte eine thätige, nachdrückliche Oppoſition höchſtens eine Provinz aufzuregen, niemals die ganze Monarchie. Gleichzeitig konnten ſolche Oppoſitionen nie werden, da die Regierung das Datum der Eröffnung jedes Landtags ſelbſt beſtimmt, und jede Mittheilung eines Provinzialſtandes an den andern ſtreng unterſagt iſt. Was waren daher dieſe ſo pomphaft angekündigten Provinzialvertretungen Anderes, als die einfache Anwendung der Maxime: divide et impera? Ferner wurde dadurch das illiberalſte, gehäſſigſte und fluchwürdigſte Prinzip neu befeſtigt: die Trennung des Volks in Kaſten, die Ungleichheit der Rechte unter den Bürgern, und ohne Zweifel beſtand in der Aufrechthaltung bevorrechteter Körperſchaften dem Volk gegenüber, deſſen Recht, ſeinen Willen auszudrücken gerade dieſe privilegirten Stände verſchlangen, in dieſer Enterbung der Mehrheit des Volks zu Gunſten einer Minderheit beſtand, ſage ich, ohne Zweifel das hochgeprieſene Verdienſt des Berliner Kabinets, daß es bei den altgermaniſchen Inſtitutionen bleibe, Inſtitutionen, welche die fortſchreitende Humanität längſt verurtheilt hat; ihnen huldigte dieſes Kabinet, während es ſich von dem

alt germaniſchen Geiſte in dem Augenblick losſagte und die Worte: Aufklärung, wahre Bedürfniſſe der Zeit ꝛc, gegen denſelben vorbrachte, wenn es galt, von den alt hergebrachten Einrichtungen diejenigen über Bord zu werfen, welche die Freiheit beſchützten und dem Abſolutismus Schranken ſetzten. So hatten in dem Churfürſtenthum Trier die Stände vordem das Recht, die Auflagen zu bewilligen, und eine permanente Syndicalcommiſſion überwachte, mit ausgedehnten Vollmachten, die Verwendung des bewilligten Geldes. Den Kurfürſten wurden nicht ſelten ihre Forderungen abgeſchlagen, namentlich als ſie das Schloß von Koblenz bauen wollten. Wie weit ſind die heutigen Provinzialſtände von ſolchen Befugniſſen entfernt! eine Oppoſition iſt kaum möglich, und in jedem Fall unmächtig, denn das Volk, d. h. die dritte und vierte Kaſte, die der Bürger und Bauern, beſitzt in mehreren Ständen höchſtens die Hälfte der Stimmen und nirgends zwei Drittel. Außer einzelnen höheren Baronen vom alten Adel, zunächſt in Weſtphalen gehören die Adeligen und höheren Bürger meiſt zur Partei der Regierung, als ihrer einzigen Stütze und Hülfsquelle; denn die Regierung allein hat dieſe verfaulte Ariſtokratie vom Boden aufgeleſen und hält ihren Leichnam aufrecht. Dennoch genügte der vorſichtigen Kabinetspolitik dieſe günſtige Zuſammenſetzung der Stände noch nicht ganz: um jede mißliebige Wahl verwerfen zu können, wurde im §. 5 des Reglements beſtimmt, um wählbar zu ſein, müſſe einer einen guten Ruf beſitzen. Der Ruf eines Bürgers liegt aber in dem bureaukratiſchen Preußen faſt einzig und allein in den Händen der Beamten.

Dagegen hätte die Bestimmung, daß zur Wählbarkeit Grundbesitz gehört, so illiberal sie an sich ist, doch jenen lumpigten Altpreußen, welche in andern Provinzen herumschmarotzen, in den Weg treten können; deßhalb behielt sich, §. 6, der König die Dispensation von dieser Erforderniß vor. Er mußte seinen Kreaturen Platz machen können. Die adeligen Güter, welche die Wahlfähigkeit von bürgerlichen Besitzern bedingen, sind sehr beschränkt, z. B. in der Rheinprovinz giebt es deren kaum 180. Aus dieser Zahl muß ein der Regierung unbeliebiger Candidat gewählt werden, da ein Oppositions-Mann nicht dispensirt würde, indeß die Regierung jeden ihr angenehmen Candidaten durch Dispensation in die Stände eintreten lassen kann. Der niedere Adel wird ohnehin leicht durch die Aussicht auf Standeserhöhung geködert. Auch der aktive Wählerkreis ist allzu beschränkt und schwach, und die Regierung kann ihn durch willkührliche Einschätzung des Census noch mehr schmälern. In der dritten und vierten Klasse oder Kaste ist die Wählerkorporation so sehr dem Wechsel unterworfen und auf so willkuhrliche Grundlagen gestellt, daß sie jedem Einfluß des Ministeriums unterliegt. Ich kann daher wohl sagen, die Regierung disponirt über die Wahlen, da es den Wählern jeder Kategorie an hinreichenden Garantien ihrer Unabhängigkeit fehlt; und ohne diese Wähler-Unabhängigkeit erhält die Meinung des Landes keine wahren Vertreter. Nicht zufrieden mit so vielen Vortheilen, haben die Berliner Staatskünstler aus den Ständen alle die Männer verbannt, welche sich mit Arbeiten der Intelligenz be-

ſchäftigen, und deren Talent ihren Einfluß bedingt. Sie können alle nur dann Mitglieder des Provinziallandtags werden, wenn die königliche Willkühr ſie diſpenſirt. In andern Ländern iſt nur die arme Intelligenz aus dem Parlamente verbannt: in Preußen darf ſogar die reiche Intelligenz an der Erörterung der Intereſſen und Vertheidigung der Rechte ihrer Mitbürger keinen Antheil nehmen, auſſer inſofern ſie ihre Selbſtſtändigkeit gegen den königlichen Gnadenakt eines Urlaubs vertauſcht (Advokaten, Anwälte, Notare u. ſ. w. werden nämlich als Staatsdiener behandelt.)

Sollteſt du glauben, die preußiſche Regierung fürchte ſich noch vor Fiſchen aus einem ſolchen Waſſer? Aber dennoch. Daher wurde beſtimmt, daß in den erſten ſechs Jahren ihrer Exiſtenz die Provinzialſtände alle zwei Jahre einberufen werden ſollten; für ſpäterhin bedürfe es weiterer Befehle. Der König kann alſo ſo lang er will ohne Landſtände bleiben; deßgleichen kann er jeden Augenblick die Dauer ihrer Sitzungen abbrechen.

Auch die Geſchäftsordnung der Landtage hilft einzig der Regierung. Der König ernennt den Landtagsmarſchall; der Marſchall die Ausſchüſſe, an welche die Arbeiten von ihm vertheilt werden. Der Marſchall, der immer ein Adeliger ſein muß, ſorgt dafür, daß die Commiſſionsberichte durch gewandte Anhänger der Regierung gemacht werden, gegen welche einfache Bauren und Kaufleute um ſo weniger in der Debatte aufzukommen im Stande ſind, als ſie ihre Vorträge nicht leſen dürfen.

Das Volk muß in genauem Rapport mit ſeinen Vertretern ſtehen, wenn es ſich für dieſelben lebhaft intereſſiren und durch ſeine Meinung auf ſie influenziren ſoll; aber nur die Reſultate, nicht die Debatten dürfen veröffentlicht werden; und wenn neuerdings eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht wurde, ſo reſtringirte man das Recht der Veröffentlichung zu Gunſten der allgemeinen preußiſchen Zeitung, aus welcher Kloake des Serviliſmus die andern Blätter ſchöpfen mußten.

Einer ſo organiſirten Volksvertretung ließen ſich wahrhaftig die größten Rechte ohne Beſorgniß anvertrauen. Die preußiſche Regierung hat anders gedacht. So ſchmal und unmächtig die Conſtituirung, eben ſo ſchmal und unmächtig die Befugniſſe der Reichsſtände. Die Initiative der Geſetze gebührt allein dem König. Die Stände dürfen nur demüthigſt petitioniren. Aber die Petitionen konnten immerhin noch beläſtigen; daher wurde durch ein neues Reglement vom 19ten Mai 1837 beſtimmt, daß, wenn eine Petition auch nur auf den Widerſpruch einer Stimme ſtoße, keine unmittelbare Verhandlung möglich ſei, und man blos darüber abſtimme, ob ſie an die Commiſſion verwieſen werde, oder nicht. Die Commiſſionen ſtehen aber in der Hand der Regierung, daher ſolche Petitionen in ihrer Hand entweder ſelig entſchlafen, oder ganz entſtellt daraus zurückkommen. Die Abſtimmungen ſelbſt über die Erheblichkeit eines Antrags iſt ſo henkermäßig beſchnitten, daß ich kein Wort mehr darüber verlieren mag.

Die Stände genießen, wie ich dir bereits bemerkt, kein Veto in Betreff der ihnen vorgelegten Geſetzesentwürfe; ſie geben nur ihre Meinung, ihren Rath von ſich; die Regierung braucht ſich indeß daran nicht zu binden. Uebrigens überhebt ſie ſich häufig ſelbſt dieſer kleinen Artigkeit der Befragung. Es liegt ihr nichts daran, in den flagranteſten Widerſpruch mit dem Fundamentalgeſetz von 1823 zu treten. Ich werde dir das, bei näherer Betrachtung der Rheinprovinz, auseinander ſetzen; ſollte ich jedoch ermüdet die Feder niederlegen ohne Näheres über das perfide Verfahren Preußens gegen dieſe ſchöne Provinz zu entwickeln, ſo merke nur dieß: man hat die franzöſiſche Geſetzgebung am Rhein ihrem wahren Geiſte nach, in ihrer politiſchen Bedeutung, aufgehoben und umgeorgelt, ohne die Stände vorher davon in Kenntniß zu ſetzen und ihre Einwilligung zu vernehmen; und als ſie darüber eine höfliche Beſchwerde verlauten ließen, hat man ihnen Unverſchämtheiten als Antwort ins Geſicht geworfen.

Da haſt Du das preußiſche Repräſentativſyſtem, dieſe reelle Garantie, wie ſich, ohne Zweifel ironiſch, das Berliner Kabinet ausdrückt, dieſe auf die deutſche Geſchichte und den Nationalcharakter gegründete Inſtitution, welche übrigens weder die Freiheit, noch die Rechte der Bürger beſchützen kann, aber in der Ferne, ins Ausland hinaus den Schein wirft, als könne ſie es; denn es iſt den ächt conſtitutionellen Völkern rein unmöglich, zu begreifen, daß eine Regierung ſolchen Hohn mit großen Worten treiben will und treiben darf.

In der Gemeinde und dem Kreis (Bezirk) iſt die Rechtsſphäre des preußiſchen Bürgers, eben ſo beſchränkt als in der Provinz; denn das Geſetz über die Organiſation der Gemeinderäthe und Kreisſtände iſt über den gleichen Leiſten geſchlagen, wie das eben kritiſirte. In Beziehung auf ſeinen Inhalt verweiſe ich dich auf die Ordonnanz vom 17. März 1828. Da wirſt du gleich herausfinden die Nullität der den Kreisſtänden bewilligten Rechte, übertriebene Einſchränkung der aktiven und paſſiven Wahlberechtigten. Die Beſitzer von adeligen Gütern, welche die Hauptbefugniſſe haben, hängen nothwendig mit der Regierung zuſammen und wurzeln nicht in dem Volke. Da die weiteren Mitglieder der Kreisſtände von den Stadträthen und Gemeinderäthen gewählt werden, ſo hat die Regierung, wie ſich von ſelbſt verſteht, einen überwiegenden Einfluß auf dieſe Wahlen, denn anderwärts, wo die Gemeinderäthe nur mittelbar auf die Wahlen des Volks wirken können, läßt ſich ſchon dieſer traurige Einfluß ſtark verſpüren. Die Stadt- und Gemeinderäthe in Preußen ſind durch das 1831 revidirte Geſetz über die Municipalorganiſation durchaus abhängig von den Staatsbeamten und dem Miniſterium; ihre Wahl kann verworfen, ſie können auf Befehl des Miniſteriums abgeſetzt, eingeſperrt ꝛc. werden, wie andere Staatsdiener. Wenn der König die Wahl nicht beſtätigt, ſo hat der Gewählte dennoch Anſpruch auf Penſion aus der Gemeindekaſſe (ſchauerlich!), weshalb es ſich von ſelbſt verſteht, daß nur Reiche, Vornehme und abſonderlich

der Regierung beliebte Subjecte die Stimmen erhalten, damit die Gemeinde nicht in Schaden gerathe.

So fehlt alſo kein Glied zu der ganzen Kette; die Ringe derſelben greifen ſo feſt in einander, daß ſie der Freiheit keinen Athemzug vergönnen. Die Organiſation der Gemeindevertretung macht die Bezirksvertretung illuſoriſch, indeß die Richtigkeit der Provinzialvertretung dazu dient, daß man nicht einmal ein ähnliches Scheinbild von Nationalvertretung zu gewähren brauchte. Ich charakteriſire dieſen Zuſtand mit dem Ausdruck des Verfaſſers der vier Fragen: „Allmacht der Beamten und abſolute Richtigkeit der Bürger in politiſcher Beziehung“ Gegengift dafür wären: Preßfreiheit und wahre Nationalvertretung. Gott befohlen!

Neunzehnter Brief.

Preußen iſt ein Beamtenſtaat. Neueſtens führen ſogar zwei verbotene Bücher die Titel: „Preußen der Beamtenſtaat“ und „die preußiſche Bureaucratie.“ Man hat ſo viel über die preußiſche Bureaukratie geſchrieben, und wir übrigen Deutſchen ſind unſererſeits mit Proben und Muſtern im Kleinen von dieſer Volksbeglückungsmaſchinerie ſelbſt ſo hinlänglich verſorgt, daß es ein Ueberfluß wäre, hier nähere Beſchreibungen und Titulaturen zu machen, damit du dir ein Bild von ſolcher gleichſam militäriſchen Organiſation der Civildienerſchaft, oder wie ein Volkswitz meint, der Zuvieldienerſchaft entwerfen könneſt. Ich beſchränke mich auf das Nöthigſte.

Die preußiſche Regierung zählt hartnäckig ihre mächtige Beamtenhierarchie unter die Anſtalten, welche ſie zum Wohl des Volkes getroffen, ſtellt ſie als Muſter einer Adminiſtra-

tion hin und wagt ſogar mit befremdender Kühnheit, dieſelbe als einen Wall für die Rechte der Bürger darzuſtellen.

Ich will nun durchaus nicht läugnen, daß die preußiſchen Beamten im Allgemeinen rechtſchaffen ſind und ihre Beſoldung durch Fleiß und angeſtrengte Arbeit im Schweiße ihres Angeſichts verdienen. Das iſt vielleicht noch eine Tradition aus den Zeiten des „alten Fritze“, der ſeine höheren Diener, wie man ſagt, nicht beeidigte, ſondern ihnen, wofern ſie untreu wären, ruhig den Galgen wies. Aber das läugne ich, daß der Mechanismus dieſer Verwaltung einfach und nicht ſehr koſtſpielig ſei; ich läugne, daß die preußiſchen Beamten Meiſterſtücke von Fähigkeit und Aufklärung ſind, wie ihre Regierung ſie hinzuſtellen beliebt, und das Ausland ſich aufbinden läßt. Endlich läugne ich allermeiſt, daß ſie irgend einer Laune der höchſten Gewalt ein Hinderniß entgegen zu ſtellen vermögen.

Einfach und wohlfeil iſt die preußiſche Adminiſtration nicht, wegen der unglaublichen Menge von Angeſtellten, zumal von niederen Dienern, welche nöthig ſind, um die preußiſche Verwaltungsmaſchine in Gang zu bringen. Ich darf wohl dieſe Thatſache durch das allgemeine Urtheil als konſtatirt annehmen. Oder nennſt du das eine einfache Maſchinerie, wenn es nicht weniger, als zweiundſechzig Gattungen von einfachen geheimen und wirklichen geheimen xx-Räthen giebt?

Die vielgeprieſene Intelligenz der Beamten anlangend, ſo muß allerdings jeder Candidat zu einem öffentlichen Dienſt

seine Prüfung erstehen; aber die Art und Weise, wie geprüft wird, die Gegenstände, worüber geprüft wird, und die nothwendigen Consequenzen daraus, beweisen, daß diese Garantie der Fähigkeit des Examinirten nicht zureichend ist. Da man einen so großen Umfang von Kenntnissen verlangt, so sind die Candidaten gewöhnlich nicht im Stande, jedem Fach ein tieferes Studium zu widmen, und da sie während ihrer Universitätszeit keine Prüfung zu bestehen haben, so vergeuden sie gewöhnlich einen schönen Theil ihrer Studienjahre. Deßhalb wird Nachsicht zur Nothwendigkeit, und eine ansehnliche Zahl von Referendären kommen durch ihr drittes Examen und werden Assessoren bei der Verwaltung oder den Gerichten, ohne die nöthigen Eigenschaften und Kenntnisse zu besitzen. Im Jahr 1840 wurde durch ein Ministerial-Reglement wirklich dieser Uebelstand anerkannt. Aber die darin anbefohlene größere Strenge im Examiniren faßte das Uebel nicht an seiner Wurzel. Die erstandene dritte Prüfung, die auf ein Assessorat, gewährt nämlich nicht blos einen ehrenvollen Titel, der zu Staatsämtern führen kann, sondern direkte Ansprüche auf einen Platz bei den Gerichten oder der Administration. Der Assessor hat ein erworbenes Recht: seine Bitte kann gar nicht abgeschlagen werden. Seine Beförderung auf eine betreffende Stelle muß durchschnittlich nach der Anciennität erfolgen. Auf solche Weise gehen alle Halbfähigkeiten, alle Halbwissereien, welche durch das breite Thor des Assessorats geschlüpft sind, in den Staatsdienst über, mag auch ihr Mangel an praktischer Fähigkeit erwiesen sein

Das iſt der Stein des Anſtoßes: ſei man ſo ſtrenge als man will, in den Prüfungen, man kann doch von den Candidaten nur gediegene Verkenntniſſe in denſelben fordern, auf deren Grundlage hin er erſt nachher bauen und ſich vervollkommnen ſoll. Nun aber iſt bei der Mehrzahl von einem tieferen Studium nicht mehr die Rede, wenn ſie einmal die Gewißheit der Anſtellung und der Beförderung nach der Anciennität beſitzt. Sobald aber ein Staat ſich auf Zwangsanſtellungen einläßt, ſo überantwortet er ſich damit einer Mehrzahl von notoriſchen Unfähigkeiten und einer Maſſe von Mittelmäßigkeiten, welche durch ihre Geiſtloſigkeit und Trivialität weit größeren Schaden thun, als anderwärts die politiſchen Gönnerſchaften und Parteianſtellungen. Wenn dir das nicht zu langweilig iſt, ſo lies einmal ein paar hundert gerichtliche Erkenntniſſe in Preußen, und du wirſt über die Armſeligkeit ihrer Abfaſſung ſtaunen.

Die Verwaltungsbeamten ſind im Allgemeinen routinirte Büraliſten, welche nur einige kleine Polizeiverordnungen in Anwendung zu bringen und ſo viel als möglich Nummern zu erledigen ſuchen. Das Geringfügigſte, was durch die Hände eines ſolchen Angeſtellten geht, iſt mit einer Nummer bezeichnet. Am Ende jedes Jahrs gilt der für den fähigſten, welcher die meiſten Nummern abgethan hat. Freilich befördert ſich der rein mechaniſche und gewöhnliche Geſchäftsgang durch ſolches Fachweſen nicht übel, aber der kleinſte Incidenzpunkt macht große Verwirrung. Natürlich, denn es giebt in Preußen faſt keine Staatsmänner, faſt keine höhere Capacität.

Das Land ſtrotzt von ordinären Köpfen, die an der Adminiſtrationsmaſchine drehen, aber durch die nächſte beſte Schwierigkeit außer Faſſung gebracht werden. Dazu muß man, noch bis auf den heutigen Tag, (nicht de jure aber de praxi) Edelmann oder Proteſtant ſein, um zu bedeutenden Funktionen zu gelangen, wodurch, wenige Ausnahmen abgerechnet, der Hälfte des Talents in dem Reiche der Weg im Staate verſchloſſen iſt. Die andere, gleichfalls privilegirte, Hälfte wird geiſtig ſo niedergedrückt durch die unausweichliche Stellenhierarchie, ſo ſelten bieten ſich derſelben Gelegenheiten zur Auszeichnung dar, daß ſie bis jetzt nur Nullen, halbe Nullen und halbe Talente hervorzubringen vermochte. Bei dem Mangel an öffentlichem Leben und Preßfreiheit, bei der einfachen Nothwendigkeit, ſich den Machthabern zu empfehlen, iſt es ohnehin kaum möglich, daß Männer von reellem Verdienſt emporkommen. Doch was brauchen wir weiter Zeugniß? welche große Miniſter, welche ausgezeichnete Adminiſtratoren, welche berühmte Staatsmänner hat Preußen, ſeit es ein Königreich bildet, erzeugt? Kannſt du mir einen einzigen anführen, deſſen Namen auch nur von der nächſten Generation genannt zu werden verdient? Im Angeſichte dieſes Reſultats wirſt du mir Eines von Zweien zugeben: daß, wenn die Unterrichtsanſtalten und Univerſitäten gut, wenn die Bedingungen, zum Staatsdienſt zu gelangen, richtig gewählt ſind, dann die Regierung unter aller Kritik ſein muß, weil ſie aus der ſchönſten Blüthe keine Frucht zu gewinnen verſteht. Wenn aber im Gegentheil die Regierung

gut iſt, daß dann dieſe vielgerühmte Erziehung nichts taugt, und die Anſtellungsweiſe keine tüchtige Garantie darbietet, weil aus ihr noch keiner der Männer von wahrhaft ſchöpferiſchem und kühnem Geiſte hervorgieng, welche den Ruhm und die Macht eines Landes proſtituiren.

In dieſem Dilemma laſſe ich die Bewunderer des viel belobten preußiſchen Beamten-Syſtems hängen, um zur Organiſation der Beamtenwelt überzugehen und klar nachzuweiſen, daß unter ihnen kein ſo lebendiges Standesbewußtſein, keine ſo ſtarke Einheit und beſonders keine ſo prompte Thatkräftigkeit exiſtirt, um aus ihrer compakten Maſſe einen Damm gegen die Launen und Willkühr der Regierung zu bilden. Weit entfernt davon, ſind ſie vielmehr die Leibeigenen, die gelehrigen Werkzeuge und Sklaven des Monarchen und ſeiner Miniſter; ſie *können* nichts Anders ſein, da ſie jeder Selbſtſtändigkeit entbehren. Aller Mittel, ihren eigenen Rechten Achtung zu verſchaffen beraubt: wie möchten ſie die Rechte Anderer vertheidigen? Nach dem Geſetz von 1825 kann jeder Beamte, ſelbſt wider ſeinen Willen, penſionirt werden, ſobald es ſeinen Vorgeſetzten beliebt, ohne den Rekurs an die Gerichte zu haben. Nur auf den Miniſterrath darf er ſich berufen, und wenn ſeine Stelle zu den höchſten gehört, auf den König. Laut den preußiſchen Penſionirungs-Grundſätzen, die ich nicht tadle, iſt hiebei wohl zu merken, daß eine ſolche unfreiwillige Entlaſſung für die meiſten mit beinahe gänzlicher Gehaltloſigkeit verbunden iſt. Denn es gehört vor Allem ein tadelloſes Betragen (und darüber entſcheidet die höhere Be-

hörde) zu einer Penſionsberechtigung; ferner eine fünfzehnjährige Dienſtzeit, und erſt nach Zurücklegung derſelben beginnen die verſchiedenen Penſionirungsſtufen. Von fünfzehn bis zwanzig Dienſtjahren beſteht die Penſion aus $^{8}/_{8}$ des Gehalts; von zwanzig bis dreißig Dienſtjahren aus $^{9}/_{8}$; von dreißig bis vierzig Dienſtjahren aus $^{4}/_{8}$ u. ſ. f. mit einem Achtel Steigerung in zehn Jahren bis zur ganzen Summe des Gehalts. Wer alſo vor fünfzehn Jahren entlaſſen wird, erhält nichts, und die in erſter Kategorie Penſionirten ein lächerliches Minimum.

Das ſchöne Recht, welches in den conſtitutionellen Ländern Deutſchlands die Staatsdiener beſitzen, nur durch den Ausſpruch der ordentlichen Gerichte ihrer Stellen entſetzt werden zu können und ſomit nicht blos blinde Werkzeuge der höheren Gewalt zu ſein, iſt den preußiſchen Beamten durch eine Kabinetsordre vom 7ten Juli 1830 entzogen worden. Sie dürfen keinen Anſpruch an den Fiskus in Betreff ihres Gehalts und überhaupt wegen ihrer Stellen machen. Somit hat ſich die Regierung zum abſoluten Richter in ihrer eigenen Sache aufgeworfen, und die Subalternen ſind weiter Nichts, als Kreaturen und Heloten. — Anderen Kabinetsordern zufolge dürfen die Beamten entlaſſen werden wegen tadelswerthen Betragens und ſittlicher Fehler, ſelbſt in Fällen, wo das Geſetz die Entlaſſung nicht ausſpricht. — Wird ein Angeſtellter in Anklageſtand verſetzt durch die Gerichte, ſo kann er, ſogar wenn er gänzlich freigeſprochen wird, auf adminiſtrativen Wege entlaſſen werden. Im Fall einer bloßen

Inſtanz-Entbindung kann aber gegen ihn ſogar ein adminiſtratives Unterſuchungs- und Straf-Verfahren eintreten.

Dieſe Adminiſtrativ-Juſtiz iſt eine Landplage Deutſchlands, welche, wenn ſie nicht überhaupt von Preußen ausgeht, doch wenigſtens dort ihre widerwärtigſte Vollendung erreicht hat und von dort aus, wie ein giftiger Regen, über einen großen Theil der nach dem elenden preußiſchen Muſter ſich richtenden Bundesſtaaten herſpritzt. Das Niederträchtigſte an der Sache ſind nicht ſowohl die willkürlichen Geld- und Freiheitsſtrafen, welche über die Funktionäre verhängt werden können, als vielmehr die geheimen und geheim bleibenden Berichte und Noten der Vorgeſetzten über ihre Untergebenen alſo die zur Praxis erhobene Spionage, von welcher das Schickſal der Subalternen ohne Rechts- und Vertheidigungs-Mittel abhängt und der kriechende Serviliſmus, welcher aus ſolchem Abhängigkeitsbewußtſeyn entſteht.

Der Serviliſmus erreicht ſeine unterſte Stufe dadurch, daß die Mehrzahl der preußiſchen Angeſtellten Hungerwürmer aus Altpreußen ſind, deren ganze Exiſtenz an das Aemtchen, das ſie bekleiden, geknüpft iſt. Was bleibt ſolchen Leuten übrig, als blinder Gehorſam?

Am Schlimmſten iſt es, daß ſogar die ſtabilen Richter, welche doch nothwendig eine unabhängige Stellung haben ſollten, der Willkühr des Königs nicht entzogen ſind, ſondern ohne Weiteres entlaſſen werden können. Die Aſſeſſoren ſind noch ſchlimmer daran: ſie können von den Miniſtern entſetzt werden. Um aber die Gewaltthätigkeit den Augen

des Publikums zu entziehen und doch den gewünschten Zweck zu erreichen, ſteht es in dem Belieben des Königs die Richter zu verſetzen, und in dem Belieben der Miniſter, die Aſſeſſoren von einem Gerichtshof zum andern wandern zu laſſen. Mancher gibt, ſolcher ewigen Verſchickungen müde, ſeine Entlaſſung.

Nicht ſelten verſucht es die Regierung, ſtatt mit Einſchüchterung und Druck, mit Beſtechungen. Daher ſchreibt ſich der auffallende Unterſchied in der Bezahlung von gleichgeſtellten Richtern an den gleichen Gerichtshöfen. Wer ſich ergeben zeigt, kann beinahe den doppelten Gehalt beziehen, als ſein gleichberechtigter College. Die außerordentlichen Zulagen von 100 bis 200 Thalern für beliebte Subjekte was ſind ſie Anderes, als der Sold für Wohldienerei?

Bei ſo geſtalteten Dingen darf ich behaupten, daß die Juſtiz in Preußen nicht zum Schutze für die Schwachen, ſondern zur Waffe für die Gewalt gegen die Schwachen eingerichtet ſei. Und wenn das Gerichtsperſonal dennoch zum großen Theil ehrenwerth geblieben iſt, ſo hat es ſich gegen ein ſchlechtes Reglement nur durch Muth und Unerſchrockenheit aufrecht gehalten. Wenigſtens hat die Regierung Alles gethan, um die Gerichte unter ihr Joch zu beugen; ja es müſſen ſogar die königlichen Prokuratoren, wenn ſie der Gensdarmerie bedürfen, von dem Landrath die Hilfe der öffentlichen Gewalt erbitten.

Betrachtet man dieſe Stellung des Richterſtandes in Preußen, jenes Standes, der in allen civiliſirten Ländern

der größten Unabhängigkeit genießt, weil ihm Ehre, Leben und Intereſſen der Bürger anvertraut ſind: ſo wird man leicht beurtheilen, welche Widerſtandskraft gegen den Despotismus jene angebliche Schranke desſelben, die man „Beamten-Hierarchie“ taufte, in der That beſitzt. Nein, wenn je ein Monarch der Erde ſagen konnte: L'état c'est moi! ſo iſt es heute wie geſtern, der König von Preußen.

Sieht man dagegen die Anſtrengungen, womit die officiellen Organe der preußiſchen Regierung ihr armes, der hiſtoriſchen Wurzeln und reeller Vorrechte entbehrendes, einflußloſes, aus Söldnern beſtehendes Beamtencorps, das ein von der miniſteriellen Gnade abhängiges Daſeyn führt, als eine Schutzmacht für die Volksrechte darzuſtellen ſich bemühen: ſo erkennt man hier abermals wieder das heuchleriſche Syſtem des Berliner Kabinets, welches der Nation ihre Rechts-Garantien immer da zu zeigen ſucht, wo es wohl weiß, daß keine ſind, um ſie abzuhalten, dieſelben da zu ſuchen, wo ſie wirklich zu finden wären.

Uebrigens, Freund, warum habe ich dir dieſe Ausführung gegeben? Es war in der That unnöthig, denn in der ganzen Geſchichte findet ſich kein Beweis, daß die beſoldete und in Livree geſteckte Herrendienerſchaft die Freiheit und die Rechte eines Volkes vertreten hätten; aber zertreten allerdings!

Zwanzigſter Brief.

Ein großer Politiker hat geſagt, das ſei der beſtregierte Staat, in welchem die Unterthanen am glücklichſten ſeien. Ich gebe nun zu, daß die Mehrzahl der Menſchen ſich um die geiſtigen Intereſſen, um Freiheit und Recht weniger bekümmert, wenn nur ihr materielles Wohlergehen geſichert iſt, „wenn, um mit Henri IV. zu reden, der Bauer jeden Sonntag ſein Huhn im Topfe hat.“

Wohlan, vielleicht erfüllt die preußiſche Regierung in dieſer Hinſicht die Pflichten einer guten Verwaltung und wiegt die Uebelſtände ſeiner Diplomatie und Politik durch die Vortheile auf, welche ſie ihren Bürgern in materieller Hinſicht gewährt?

Gewiß, wenn man die Lobredner „patriarchaliſcher“ (abſolutiſtiſch-ariſtokratiſcher) Regierungsformen hört, ſo ſind ſolche Reiche eine Art irdiſchen Paradieſes, worin die Völker ſich des reinſten phyſiſchen Wohlergehens erfreuen; da iſt

Alles Ruhe, Ordnung, Stabilität, Zufriedenheit und Freude dahin hat ſich die urſprüngliche Unſchuld geflüchtet. Nur einen verbotenen Baum gibt es in dieſem Oden, deſſen Frucht nicht genoſſen werden darf, den Lebensbaum der Freiheit. Aber wozu auch das? Wenn die Kinder unter ſolch väterlicher Regierung nur zu eſſen und zu trinken haben! panem et circenses! In der That, wenn man den großen Haufen und das Elend der Proletarier in freien Staaten betrachtet, ſo könnte man in ſeinem Urtheil über die Vorzüge liberaler Verfaſſungen ſchwankend werden, wofern die den abſoluten Regierungen in Betreff der materiellen Intereſſen ertheilten Lobſprüche wahr und gegründet wären, denn die Völker müſſen vor allen Dingen leben und ſich ihres Lebens freuen. Aber wie ſollten ſo ſeltſame Behauptungen auf Thatſachen und Erfahrungen beruhen? ſollte der Geiſt der Gleichheit eine Quelle der Verarmung und des Hungers ſein? ſollten die Völker jenen elenden Thieren gleichen, die erſt dann fett werden, wenn ſie kaſtrirt oder in Unbeweglichkeit verſetzt ſind? Offenbar nein! Die Freiheit, indem ſie den Menſchen intellektuell regenerirt, indem ſie ſeine edelſten Triebe in Thätigkeit bringt und allen ſeinen Fähigkeiten ein weiteres Feld eröffnet, muß auch materiell den Nationen eine weit höhere Glückſeligkeit ſchaffen. Allerdings wird in Staaten, wo Freiheit, Gleichheit und zumal Oeffentlichkeit herrſcht, viel mehr von den Leiden des Volks geſprochen und geſchrieben, während in despotiſchen Reichen die Seufzer der Nothleidenden ſorgfältig erſtickt werden; das unglückliche Volk

darf in den letzteren denjenigen, die sein Glück preisen, kein Dementi geben; es steckt immer gleichsam im geheimen Verhaft und könnte Hungers sterben, ohne daß seine Stimme an das Herz der Menschheit dränge. Man reise nur mit offenen Augen in den Ländern des Absolutismus, und in den Ländern der Freiheit, so wird man finden, daß der Zustand der Massen in jenen viel beklagenswerther ist, als in diesen.

Preußen soll mir das Beispiel sein. Da rühmt man das materielle Wohlergehen des Volks, und dennoch führt die Volksmenge (auch abgesehen von den verzweifelnden Fabrikbezirken) in den meisten Provinzen dieser Monarchie ein hartes und armseliges Leben und ist im Verhältniß zu seinem Einkommen allzu streng mit Steuren und Abgaben belastet. Aber wie das beweisen, da man so große Schwierigkeiten hat, die Ziffern zu constatiren, weil die offiziellen Dokumente fast gänzlich mangeln? Was die Regierung in Betreff des Budgets veröffentlicht, reducirt sich, bei der blos allgemeinen und äquivoken Summirung, fast auf Nichts; und wer bürgt außerdem für die Wahrheit der aufgestellten Angaben? Bis jetzt haben fast nur Beamte und dem preußischen System im Ganzen ergebene Männer Enthüllungen über den Finanzzustand Preußens gemacht, namentlich Hanzemann, Bülow-Cummerow und Bergius, der sich einiges Urtheil über seinen Gegenstand erlaubt.

Auch ich kann daher in den dichten Schleier, der diesen

wichtigen Punkt verdeckt, nur einige Riſſe machen, durch welche etwas Licht hineinfällt.

Die preußiſchen Finanzgeſetze ſind gar kurzgefaßte Neuigkeiten. Im Jahr 1815 hatte der König, außer der Zuſage an die neuerworbenen Landestheile, ſie nicht mit Steuern zu überbürden, verſprochen, daß das Volk die Auflagen ſolle bewilligen dürfen; ſpäter wurde dieſes allgemeine Verwilligungsrecht auf neue Auflagen oder Vergrößerung der beſtehenden beſchränkt; noch ein wenig ſpäter, 1823, machte ſich der König zu nichts Weiterem verbindlich, als das Gutachten (nicht die Entſcheidung) der Repräſentanten einer Provinz entgegenzunehmen bei Veränderung der die Provinz ſpeziell betreffenden Steuren. Dieſe Verſprechungen in ſtets verkleinertem Maßſtab hatten am Ende den gleichen Erfolg, wie ſo viele andere, es wurde nicht einmal ein Anfang zu ihrer Erfüllung gemacht. Der König blieb daher ohne alle Controle, ohne alle Beſchränkung, der einzige Herr über neue Auflagen und Erhöhung der alten. Und nicht nur diejenigen Steuren, welche zu den allgemeinen Reichsbedürfniſſen gehören, ſind auf dieſe Weiſe ſeiner Willkühr überlaſſen, ſondern auch die der einzelnen Provinzen, Kreiſe und Communen; denn eine Ordonnanz vom Jahr 1826 überträgt alle dieſe Arten von Auflagen der Beſtimmung des Miniſteriums. Freilich hätten die Provinzialſtände, laut gegebenen Verſprechens, wenigſtens um ihren Rath befragt werden ſollen; aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, wur-

den ſie niemals gehört und ohne ihre Mitwirkung die nöthigen Maßregeln vollzogen.

Indeß iſt dieſe einſeitige königliche Willkühr in der Fixirung der Auflagen noch nicht das Quälendſte an dem preußiſchen Finanzſyſtem; noch weſentlichere Fehler beſtehen in der Ungleichheit der Auflagen-Vertheilung und der dem Wechſel unterworfenen Einziehungsweiſe. In beiderlei Hinſicht herrſchen die größten Verſchiedenheiten in jeder Provinz der Monarchie, und namentlich ſind die Grundſteuern in denſelben nicht nach den gleichen Grundlagen regulirt. So figurirt dieſe Auflage in den alten Provinzen in einem Dutzend von Rubriken, deren einige die wirkliche Summe der Auflage darſtellen, andere dagegen ſich auf Naturalien-Lieferungen, Abſchätzungen oder Feudalleiſtungen beziehen. Nach eben dieſen Beſtimmungen iſt die Grundſteuer nicht nur in den verſchiedenen Provinzen ungleich repartirt, ſondern trifft auch die verſchiedenen Klaſſen mit verſchiedener Schwere. Ein Edikt vom Jahr 1810 wollte dieſen Mißverhältniſſen abhelfen; aber es kam — ohne Zweifel wegen des hartnäckigen Widerſtands der Bevorrechteten — nicht zur Vollziehung. Im Jahr 1820 wurde ſogar der alte Zuſtand, welcher zwar geſetzlich, aber nicht faktiſch aufgehoben war, durch eine Ordonnanz wieder hergeſtellt. Damit war den armen, überbürdeten Bauern das Joch wieder auf den Hals gelegt, der Adel beſonders begünſtigt, und eine Provinz gegen die andere in Nachtheil geſetzt. Freilich wurde zugleich eine allgemeine Grundſteuer-Reviſion für die ganze Monarchie ver-

ſprochen und zugeſagt, daß die Abgabe nicht den fünften Theil des Ertrags überſteigen dürfte; aber obgleich die rheiniſchen Provinzialſtände, deren Land beſonders unter dem Geſetz von 1820 leidet, lebhaft die verſprochene Reviſion reklamirten, ſo fand ſie doch bis jetzt nicht ſtatt und wird wahrſcheinlich noch lange auf ſich warten laſſen, da die preußiſche Regierung die Freiheit viel zu ſehr liebt, um Sklavin ihres Wortes zu ſein; und man hat Grund zu vermuthen, daß es mit dieſer Zuſage ebenſo richtig ſteht, als mit der andern, kraft welcher die Auflage nicht den fünften Theil des Reinertrags überſteigen ſoll.

Um übrigens nicht bei allgemeinen Behauptungen zu verweilen, will ich dir thatſächlich zeigen, in welchem Mißverhältniß die verſchiedenen Provinzen der Monarchie zu den öffentlichen Laſten beitragen.

Die Mittelzahl der Einnahmen von der Grundſteuer belief ſich in den letzten zwanzig Jahren auf 10,049.241 preuß. Thaler jährlich. Auf jede der 5077 $\frac{4}{100}$tel □Meilen des Reichs kommt daher eine Grundſteuer von 1979 Thlr. 6 Silbergroſchen, 2 Pfennig. Da eine □Meile = 21,490 preußiſchen Jaucherte (Acker, Morgen) iſt, ſo trifft jedes Jauchert eine Grundſteuer von etwas über 32 Pfennigen. Da die Mittelzahl der Bevölkerung in den letzten 20 Jahren ſich auf ungefähr 13 Millionen belief, ſo fällt auf jeden Kopf eine Grundſteuer von 23 Silbergroſchen 11 Pfennigen.

Dieſe Mittelzahl der Grundſteuer vertheilt ſich folgendermaßen unter die verſchiedenen Provinzen:

Beide Preußen mit	1178 *)	□Meilen zahlen	732,798	Thlr.
Posen	„ 536	„ zahlt	457,427	„
Brandenburg	„ 730	„ „	819 160	„
Pommern	„ 574	„ „	444,881	„
Schlesien	„ 741	„ „	2,127,039	„
Sachsen	„ 460	„ „	1,657,608	„
Westphalen	„ 367	„ „	1,369,454	„
Die Rheinprovinz	487	„ „	2,420,874	„

Nimmt man, in Folge dieser Ziffern, als Einheit das Minimum der Grundsteuer, d. h. die von Altpreußen bezahlte, so findet man nachstehende Proportionen nach Quadratmeilen und Köpfen:

Namen der Provinzen.	Bevölkerung auf d. □M.	Auflage auf d. □M.
Ost- und Westpreußen	1655 . .	639 Thlr. — gr. 11 pf.
Posen	1944 . .	852 „ 17 „ 11 „
Brandenburg . . .	2106 . .	1120 „ 20 „ 10 „
Pommern	1521 . .	774 „ 13 „ — „
Schlesien	3215 . .	2867 „ 19 „ — „
Sachsen	3054 . .	3599 „ 16 „ 11 „
Westphalen	3314 . .	3721 „ 22 „ 5 „
Rheinprovinz . . .	4538 . .	4969 „ 16 „ 11 „

*) Ich habe die Decimalbrüche weggelassen.

	Auflage a. d. Kopf.	Proportion n. d. □M. u. d. Kopf.	
Oſt- u. Weſtpreußen	1 Thlr. 11 ſgr — pf.*)	1000	1000
Poſen	13 " 2 "	1334	1136
Brandenburg	15 " 12 "	1754	1378
Pommern	15 " 3 "	1212	1319
Schleſien	26 " 9 "	4187	2310
Sachſen	1 " 5 " 4 "	5631	3052
Weſtphalen	1 " 3 " 8 "	5824	2909
Rheinprovinz	1 " 2 " 10 "	7777	2836

Mag es nun immerhin ſeyn, daß die Produktivität und die Preiſe der Produkte in den verſchiedenen Provinzen einigen Unterſchied bilden; jedenfalls läßt ſich eine ſolche Ungleichheit der Beſteurung, welche zum Theil mehr als um das Doppelte nach Köpfen und um das Siebenfache nach □Meilen differirt, in keinerlei Weiſe rechtfertigen. Und doch iſt die Vertheilung der Grundſteuer vielleicht noch billiger als die der indirekten Abgaben.

Der König hatte verſprochen, daß alle drei Jahre das ganze Budget ſollte veröffentlicht werden. Das erſchien aber doch als zu beläſtigend; daher erſchienen ſeit 1820 bis heute, 1845, nur ſechs Budgets, nemlich: 1821, 1829, 1832 (in der bewegten Zeit von 1829 — 32 wurde das Verſprechen gehalten!), 1838, 1841 (der neue König) und 1844, welches letztere, obwohl ſehr mangelhaft, doch das ausführlichſte iſt,

*) Die Pfennigbrüche ſind wieder weggelaſſen.

indem es auch die Brutto-Berechnungen gibt. Aber hüte dich ja, unter Vorlegung des Budget's in Berlin das zu verſtehen, was man in conſtitutionellen Staaten darunter verſteht! Das preußiſche Budget umfaßt durchſchnittlich in ſeiner Veröffentlichung nur 30 Linien; einige darunter ſind nur 15 Linien ſtark. Details und Erörterungen erſpart man ſich. Unter einer einzigen Totalſumme werden z. B eine Menge verſchiedener Artikel begriffen, und wunderbar! das Kabinet rechnet immer ſo ſchön und richtig, daß die Ausgaben und Einnahmen ſich auf Thaler, Groſchen und Pfennige decken! Welche gewandte Financiers! welches glückliche Land! In dem Budget von 1821 hatte man ſich noch auf Zehner und Hunderter eingelaſſen, in den folgenden aber bis 1841 wird jede Rubrik mit 3 Nullen geſchloſſen. Iſt das möglich? Alſo haben dieſe Budgets auf Exaktheit keinen Anſpruch zu machen. In dem Budget von 1844 hat man ſich wieder genauer gefaßt; allein auch dieſes iſt doch nur eine ſummariſche Ueberſicht ohne Motivirung und Nachweiſe.

In den ſechs Budgets, welche vorliegen, ſchwanken die Staats-Einkünfte und Ausgaben zwiſchen 50 und 58 Millionen Thalern jährlich. Auf zwei Seiten ließen ſich dieſe Einnahmen und Ausgaben eines Volkes von 15 Millionen bequem herſetzen und die Bilance ziehen, wenn ich mir die Mühe der Abſchrift nicht erſparen wollte. Auf zwei Seiten bemüht ſich alſo dieſe Regierung ihren Unterthanen über die Verwendung der ungeheuren Summe von ungefähr anderthalb Millionen Thalern in 24 Jahren Rechen-

ſchaft zu geben! In der That hat ſie nur die Verwendung von ungefähr 318,000,000 Thalern in den ſechs Budgets nachgewieſen. Der Reſt, nemlich eine Milliarde und ein paar hundert Millionen Thaler iſt eine Bagatelle, deren keine Erwähnung geſchieht; man muß dieſelbe nach der Analogie berechnen. Die Veröffentlichung eines Budgets iſt daher in Berlin ein conſtitutionelles Schattenſpiel, das die Miniſter nicht im Geringſten incommodirt, aber der Sache einen liberalen Anſtrich (für Unwiſſende) ertheilt. An der Wahrheit der Ziffern aber iſt zu zweifeln erlaubt, denn der Rechnungshof in Berlin darf nicht als Controle-Behörde angeſehen werden; und offenbar ſtützen ſich die Budgets in Betreff der Einnahmen auf die Voranſchläge, als auf ein Minimum. Am meiſten in die Augen ſpringt der abſichtliche Irrthum der preußiſchen Staatsrechner bei dem Etat des Kriegsminiſteriums. Obwohl dieſer Etat enorm iſt und von den 55 Millionen Thalern durchſchnittlich 23 Millionen verſchlingt, ſo ſcheint er doch offenbar noch zu niedrig angegeben. So z. B. beläuft er ſich im Jahr 1829 (nach der officiellen Darſtellung) auf 22,165,000 Thaler und im Jahr 1832 auf 22,798,000 Thaler. Wie iſt es nun gedenkbar, daß Preußen in dem tiefen Frieden von 1829 nur 600,000 Thaler weniger für ſein Militär bezahlt habe, als 1832, unmittelbar nach der Julirevolution, als es große Bewaffnungen veranſtaltet, und zunächſt wegen Polen und Belgien zwei Obſervations-Armeen auf den Beinen hatte? Heißt das nicht den Leuten Sand in die Augen ſtreuen? Ebenſo differiren die Zahlen

für die Grundſteuer vom Jahr 1838, welche die Regierung auf 9,847,000 Thaler feſtſetzt, um mehr als 300,000 Thaler von der Angabe eines glaubwürdigen Autors (Hoffmann), der 10,163,942 Thaler herausbringt.

Indeſſen exiſtirt für die allgemeinen Staatsausgaben doch wenigſtens dieſer Schein von einem Rechenſchaftsbericht. Aber die Verwendung der Provinzial-Abgaben bleibt ganz im Dunkeln. Kein einziges Provinz-Budget wurde den Ständen vorgelegt. Warum auch? fragte man doch die Stände nicht wegen der Dekretirung und Beſtimmung dieſer Auflagen; weßhalb die Verwendung nachweiſen? Die Regierung hat guten Grund, ſo zu handeln." Für ihre General-Budgets braucht ihr nicht bange zu ſeyn, weil ſich keine Generalſtaaten (Reichsſtände) zur Prüfung derſelben vorfinden; aber für die Prüfung der Special- (Provinzial-) Budgets wären Provincial-Stände da; und dieſen muß man die Einſicht in die Akten entziehen, obwohl ſie verſprochen wurde.

So wenig ich Grund habe, an die Genauigkeit der allgemeinen Budgets zu glauben, ſo will ich ſolche doch als richtig vorausſetzen, um zu zeigen, daß auch in dieſem Falle die Preußen keinen Grund haben, mit ihrem materiellen Glück vor den conſtitutionellen Monarchien Europa's zu prahlen.

Nur eine Bemerkung muß ich voranſchicken, die daher in einem Lande, wo das Volk ſich ſelbſt beſteuert, ſogar wenn die Steuer höher wäre, als in einem andern, wo die Regierung dem Volke nimmt, was ihr gefällt, die moraliſche Laſt

der Abgaben weniger hart drückt, weil die Abgaben dort als Opfer für das allgemeine Beste angesehen werden, hier dagegen als ein Verlust des Einzelnen, der nicht weiß, wen seine Herren damit fett machen werden.

Um jedoch rein materiell zu Werk zu gehen, so ergibt sich, daß in Preußen die Steuer für unbewegliche Güter über $^1/_{12}$ sich höher beläuft, als in Frankreich, welches doch auf dem Continent das größte bekannte Budget haben soll. Da nun aber Frankreich nach England den größten Seehandel und die gewaltigste Industrie in Europa besitzt, so findet es in seinem stets wachsenden Verkehr Hilfsquellen, die ihm gestatten, den Landbau weniger hart anzulegen, während Preußen immer noch genöthigt ist, den Boden übermäßig zu belasten.

Was die persönlichen Auflagen betrifft, so fällt die Klassen-Steuer einzig auf Landleute. In den Städten besteht dafür die Consumtions-Steuer. Dieses Octroi beträgt durchschnittlich auf den Kopf 3 Thaler; die Klassensteuer, nach der Regierungsberechnung, 1 fl. 15 kr.; dagegen beläuft sich in Frankreich die Kopf- und Mobiliensteuer jährlich kaum auf 34 kr.

Die indirekten Steuern sind in Preußen ungefähr dieselben, wie in Frankreich; und die dringendsten allgemeinen Bedürfnisse zahlen in Preußen wenigstens die gleiche Abgabe; Luxus-Artikel und Reichthum sind dagegen in der absoluten Monarchie geschonter, als in der constitutionellen. Tabak, Jagd-Pulver und Karten genießen in Preußen der

Abgabenfreiheit; dagegen hat ſich die Regierung des Perſonen-Transport-Monopols bemächtigt und ungeheure Straßenzölle eingeführt; die Regiſtrirung exiſtirt nicht; aber ſie wird durch ungeheure Stempeltaxen erſetzt. Man bedenke nun aber, was Frankreich für ſeine Kolonien, ſeine Marine, ſeine öffentlichen Arbeiten thut und ausgibt (355,000,000 Francs): lauter Dinge, die Preußen gar nicht, oder nur in geringem Maßſtabe hat, die aber hauptſächlich zur Ehre und dem Glück einer Nation beitragen. Wie möchte alſo Preußen behaupten, daß ſeine Unterthanen weniger hart angelegt ſind, als die franzöſiſchen Bürger?

Die wahre Wunde Preußens iſt aber, um dieß noch einmal zu ſagen, ſein Militär-Budget. Richtig gerechnet, verſchlingt es gegen die Hälfte des ganzen Staats-Einkommens; denn Preußen will einmal eine Großmacht ſein, und kann dieſe nur mit einem ſo ungeheuren Geldopfer erkaufen. Der Traum mag ein nobler Traum ſein; aber wenn einmal wieder Umſtände kommen, wo er verfliegt, ſo dauert mich das arme, dafür ausgeſogene preußiſche Volk.

Hanzemann ſtellt eine Vergleichung zwiſchen der preußiſchen und franzöſiſchen Verwaltung an, aus welcher hervorgeht, daß der preußiſche Unterthan namentlich durch Gemeindelaſten überbürdet iſt. Für die Regierungskreiſe-Verwaltung zahlt der Kopf in Preußen 3 Silbergroſchen 7 Pfennige; in Frankreich beläuft ſich dieſelbe Auflage auf 3 Pfennige weniger. Die Verwaltung der landräthlichen Kreiſe koſtet in Preußen 1 Silbergroſchen 10 Pfennige dem Kopfe nach; in

Frankreich blos 6 Pfennige. Für die Gemeinde-Verwaltung zahlt in Preußen jeder Kopf 5 Silbergroſchen, in Frankreich 2 Silbergroſchen 9 Pfennige. Dieſer Unterſchied iſt leicht zu erklären. In Frankreich üben die Notabeln der Gemeinden umſonſt dieſe Funktionen; in Preußen ſind es arme Angeſtellte und regiert die koſtbare Vielſchreiberei.

Die bürgerliche und polizeiliche Centralverwaltung koſtet in den 25 preußiſchen Kreiſen 5,625,000 Franken (circa 2⅓ Mill Gulden) für 14 — 15 Millionen Einwohner, während dieſelbe Verwaltung in Frankreich für 34 bis 36 Millionen Einwohner ſich nur auf 3,441,000 Franken beläuft.

Von dem koſtſpieligen preußiſchen Gerichtsſtande habe ich eben geſprochen; in Frankreich zahlt das Volk kaum die Hälfte dafür, und iſt beſſer beſorgt.

Der König und ſein Haus beziehen ihre Bedürfniſſe (der König kann nehmen, was er will) von den Einkünften der Staats-Domainen. Man hat die Sparſamkeit des verſtorbenen Königs gerühmt. Aber dieſer gute Fürſt bereicherte ſich, wie man nach ſeinem Tode fand, um 30,000,000 Thaler, was gottloſe Leute zu dem Gedanken veranlaßte, daß, bei der großen Erhöhung der Auflagen, der König nicht zugleich mit ſeinem Volke ärmer wurde. Ein conſtitutioneller Regent hätte ſchwerlich beſſer zuſammengeſcharrt; und ich ſchließe daraus, daß man ſich bei dem Metier eines abſoluten Monarchen nicht ruinirt, wäre man auch, wie der höchſt-

ſelige Friedrich Wilhelm III., noch ſo ſparſam und mitleidig gegen die Unterthanen.

Selbſt preußiſche Schriftſteller verhehlen die Uebelſtände der Finanzverwaltung nicht; und Bergius, auf deſſen preußiſche Zuſtände (Münſter 1844) ich verweiſe, ſagt: „Zu dem Etat für 1844 ſind zwar wichtigere Erläuterungen gegeben, als zu einem der früheren, aber derſelbe iſt nicht viel detaillirter, als die früheren. Er iſt ebenfalls unvollſtändig. Denn er gibt nicht über alle im Jahr 1844 zu erwartenden Staats-Einnahmen und Staats-Ausgaben Auskunft. Wenn gleich die Etats in der Regel hauptſächlich nach den Durchſchnitts-Einnahmen und Durchſchnitts-Ausgaben in den vorhergegangenen Jahren aufgeſtellt werden, ſo kann man aus denſelben doch noch nicht die Reſultate der Rechnungen entnehmen. Dazu kommt, daß die Etats immer für zwei aufeinander folgende Jahre nicht veröffentlicht werden, aus den jedesmal (?) nur für das dritte Jahr veröffentlichten aber nicht wohl zu erſehen iſt, ob und welche außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben vorgekommen ſind. Und dieſe können ſehr bedeutend ſein. Es iſt ja bekannt geworden, daß die extraordinären Ausgaben 1830/40 über 61 Millionen Thaler betragen haben und aus den jährlichen Ueberſchüſſen allmählig gedeckt ſind, obgleich in den veröffentlichten Hauptfinanzetats außerordentliche Ausgaben ſchon vorgeſehen waren.

„Auch der Etat für 1844 beweiſt wohl eigentlich noch nicht, daß an Abgaben nicht mehr gefordert wird, als das

dringende Bedürfniß unumgänglich nöthig macht. Eine deßfallsige Ueberzeugung könnte man dann wohl erst gewinnen, wenn für jedes Jahr ein vollständiger, detaillirterer Etat, und wenn jährlich auch eine, nicht zu summarische, Uebersicht der Resultate sämmtlicher Staatsrechnungen mit den erforderlichen Erläuterungen bekannt gemacht würde. Bei den eigenthümlichen Ressort-Verhältnissen der preuß. obersten Finanzverwaltung dürfte nur die Ober-Rechnungs-Kammer im Stande sein, eine solche Uebersicht anzufertigen. Das Finanzministerium, welches bis 1817 auch die Verwaltung der außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben, des Schatzes, der Staatsschulden, der Seehandlung und der Bank hatte, ist nämlich jetzt zwar mit der Verwaltung der Steuren, der Lotterie, des Bergwesens, des Handels und der Gewerbe — aber mit Ausschluß des Münz- und Postwesens — auch mit dem Bauwesen, — nicht aber mit Verwaltung der Domänen, der Staatsschulden, des Staatsschatzes, der Seehandlung, der Bank und des Schlesischen königlichen Kredit-Institutes beauftragt."

Bergius schließt, daß eine Betrachtung der einzelnen Positionen auf das Budget von 1844 zu der Ansicht führen müsse, daß den Unterthanen mehr abgefordert werde als der Staatsbedarf erheische.

Derselbe Publicist tadelt es ausdrücklich, daß man die großen Ueberschüsse der Staatseinnahmen nicht zur Tilgung der Staatsschulden verwende, welche eine so weitläufige und theure Verwaltung fordern, sondern einen Staatsschatz an-

lege, welcher ſich jetzt auf wenigſtens 18 Millionen Thaler belaufen müſſe. Bülow redet von 30 — 40 Millionen, die dieſer Schatz betrage. Alſo weiß man in Preußen ſo zu ſagen Nichts von ſo ungeheuren Summen! Der Staatsſchatz ſoll auch Staatsſchuldſcheine, nicht nur Baares, beſitzen. Ein ſehr papierener Schatz, wo derſelbe Staat mit der Rechten die Schuldverſchreibung macht und mit der Linken ſie als Kapital einſteckt! Ich kann das nur mit der Anekdote der zwei Eckenſteher vergleichen, welche ein Fäßchen Kümmelbranntwein miteinander kauften, um es auf dem Markt einer etwas entfernten Stadt auszuſchenken. Während des Transports ſagte der erſte zu dem zweiten: „Bruder ich habe noch einen Groſchen, gib mir ein Glas Kümmel dafür!“ Er erhielt das Verlangte. Bald darauf ſtellte der zweite das gleiche Begehren; und ſie trieben es ſo lange, bis das Fäßlein, ohne an ſeinen Beſtimmungsort zu gelangen, ausgetrunken war. Fiat applicatio! — Was ſoll überhaupt für ein ſo armes, hart beſteuertes, verſchuldetes Land ein Staatsſchatz? Friedrich II. hinterließ 72 Millionen Thaler im Schatze, und ſein Nachfolger war in kurzer Zeit mit der Vergeudung deſſelben fertig. Die mächtigſten Nationen beſitzen keinen Schatz.

Dagegen ſollte die ſehr wenig ertragende, aber demoraliſirende Lotterie abgeſchafft werden, und zwar noch vor den Berliner Bordellen.

Im Ungewiſſen bleibt, was die Bank und die Seehandlung einbringen. Ihre Schulden wurden zwar, weil ſie inſolvent waren, 1810 zu den Staatsſchulden geſchlagen.

Aber wohin fließt jetzt ihr Profit? Man ſollte beide Inſtitute aufheben, mit ihrem Geld an der Staatsſchuld zahlen und die Steuerpflichtigen erleichtern. Sehr ſchädlich für die Bürger iſt ohnedieß der Gewerbebetrieb durch die Seehandlung.

Nicht minder nachtheilig iſt die Verwaltung der Domänen durch den Staat. Das Volk, wenn ihm dieſe Güter verkauft würden, (die nöthigen Forſte etwa ausgenommen) dürfte ein weit beſſerer Verwalter ſein und den dreifachen Nutzen daraus ziehen.

Von der Ablösbarkeit der Grundlaſten iſt in Preußen faſt nicht die Rede mehr, und doch wäre dieſe Maßregel am Erſprießlichſten für das Volk, wenn durch den Verkauf der Staatsdomänen die Staatsſchulden bezahlt würden, was wohl möglich wäre.

Soll ich dir noch von der drückenden Weinbauſteuer reden? Nein, ſonſt würde mein Brief über die preußiſchen Finanzen eine Abhandlung, und ich wollte dir ja nur beweiſen, daß Preußen auch in materieller Beziehung kein Eldorado iſt, ſondern — das Gegentheil Adieu!

Einundzwanzigster Brief.

Ich muß doch noch einmal auf den Gegenstand des vorigen Briefes zurückkommen.

Wie sehr die bezahlten Lobredner und Apologisten des preußischen Systems das Glück der Unterthanen dieser Regierung loben, so muß die Ueberzeugung von demselben bei den preußischen Staatslenkern doch nicht so vollkommen seyn, sonst würde die Auswanderungs-Freiheit keine so enge Grenze und übermäßige Beschränkungen haben. In der That ist dem Preußen kaum gestattet, ein anderes Vaterland zu wählen, weil man ihm dieses Recht so lange streitig macht, bis er die Schuld an sein Geburtsland bezahlt, d. h. bis er in dem stehenden Heer und der Landwehr gedient habe; und da diese Verpflichtung bis zum 42sten Lebensjahr dauert, ohne daß einen Ersatzmann zu stellen gestattet wird, so kann Einer erst in diesem Alter Preußen verlassen; thäte er es

früher, ſo würde man ſein Eigenthum und Erbgut ſequeſtriren. Iſt das nicht, wie in Rußland?

Faſſe ich Alles zuſammen, ſo muß ich behaupten:

Vermöge ſeiner geographiſchen Lage, ſeiner phyſiſchen Zuſammenſetzung, der Zerſtreutheit ſeines Gebiets, der Schwäche ſeiner Bevölkerung beſitzt Preußen keine hinreichende Macht, um die Rolle, auf die es Anſpruch macht, ſpielen zu können. Es muß unaufhörliche ſchwere Opfer bringen, um ſich die letzte Großmacht zu nennen und erſt noch weit hinter den andern zurückzubleiben. Wie Preußen zu dieſer ehrenhaft ſubalternen Stellung gelangte, habe ich dir geſchildert; es ſcheint ſich darin zu halten und hat ſich einen ſtarken Anſtrich von Kraft gegeben. Der Wirklichkeit nach aber iſt es ſchwach, ohne hiſtoriſche Einheit wegen ſeiner Formations-Art, ohne religiöſe Einheit, ohne urſprüngliche Gleichheit der Stämme und Sprachen, gebildet aus Provinzen, die an Erinnerungen, Hoffnungen und Intereſſen differiren, und deren nationale Antipathien noch immer fortdauren; ſtatt der gemeinſamen Ideen und Traditionen, welche ein Nationalband ſchaffen, beſteht nur eine Kette, wodurch fremde Völker aneinander gefeſſelt werden. In dieſer Kette beſteht das preußiſche Vaterland. Ohne dieſe materielle Feſſel der Gewalt würde Preußen bald durch moraliſche Zerbröckelung noch mehr, als durch die Zerſtückheit ſeines Territoriums ſich auflöſen. Die beſonderen Verhältniſſe der Kriege von 1813 — 15 haben vor der öffentlichen Meinung die Fehlerhaftigkeit der phyſiſchen und moraliſchen Lage Preußens verbergen: alle

Völker germaniſchen Urſprungs waren damals für eine gemeinſchaftliche Sache verbunden. Die Rolle welche das Berliner Kabinet in jener Zeit, da es ſich an die Spitze des Völkeraufſchwungs ſtellte, geſpielt hat, erwarb ihm eine groſse Popularität; und ſeither fand es eine ſtarke Macht in ſeiner Landwehr, einer unendlich liberalen Inſtitution, welche die Vertheidigung des vaterländiſchen Bodens nicht mehr einer ſtehenden Armee, ſondern der ganzen Nation anvertraut, deren Macht, Hand in Hand mit der öffentlichen Meinung, unwiderſtehlich iſt.

Uebrigens verlieſs die preuſsiſche Regierung nach dem Siege, ihrer Verſprechungen vergeſſend, von abſolutiſtiſchen Inſtinkten getrieben, von ihren nothwendigen Allianzen beherrſcht, den zuvor befolgten Weg; ſie hatte jedoch allzugroſsen Nutzen daraus gezogen, ſie muſste ihre Völker zu ſehr ſchonen, um ihre deſpotiſchen Tendenzen offen zu verkünden; im Gegentheil lag es in ihrem Intereſſe, ſich als den Repräſentanten des Liberalismus in Deutſchland hinzuſtellen. Daher die ängſtliche Sorgfalt Preuſsens, die tyranniſchſte Akte mit den pomphafteſten Worten zu verhüllen; daher jener erbitterte, geheime Krieg gegen alle Ideen der modernen Demokratie. Ich habe dir, hoffe ich, dieſe Heuchelei der Redensarten entlarvt, indem ich nacheinander die bürgerliche, politiſche und finanzielle Geſetzgebung Preuſsens, ſeine ſogenannten Repräſentativ-Inſtitutionen, ſeine Beamtenhierarchie und zumal ſeine Gerichtsverfaſſung im wahren Licht zeigte. Auſserdeutſche Staaten wiſſen noch lange die preuſsiſche Tak-

tik nicht nach Verdienſt zu würdigen; aber in Deutſchland offenbart ſich nach und nach dieſer Machiavellismus des Berliner Kabinets und erregt allgemeine Entrüſtung; denn Worte vermögen nicht auf die Dauer vor Thatſachen Stich zu halten. Preußen leidet nur eine gerechte Strafe, indem es durch die Befolgung dieſes despotiſchen Syſtems, ſtatt ſich zu verſtärken, ſich nur geſchwächt hat; es war nicht im Stande, eine innere Einheit zu gewinnen, aber alle Gemüther hat es ſich entfremdet, ſeinen Platz in der öffentlichen Meinung verloren, und die Keime der Zwietracht in ſeinem Schooße befruchtet. Fortan ſchlug ihm fehl, was ſeine Stärke ausmachte: ſeine Landwehr iſt ihm aus einer Stütze zu einer Gefahr geworden; es hat nach einander die Gefühle alle zerſtört, unter deren Eindruck dieſe Volksmiliz ſo wacker kämpfte. Die Regierung begann Furcht zu hegen; und da ſie mit gutem Grund ihrem Volke mißtraute, ſo mußte ſie ihre Beſorgniß und ihren Argwohn gegen die Landwehr offenbaren. Das hat ſie mit ſchlagenden Beweiſen gethan; ſie hat derſelben nirgends ihre Waffen gelaſſen; die Landwehr muß dieſe in ein Depot abliefern, das die Regierung ſorgfältig hütet. Zudem haben die Wehrmänner thätſächlich den ſie auszeichnenden Charakter verloren, da ſie ihre Offiziere nicht mehr frei wählen dürfen; mehr und mehr den Linienſoldaten gleichgeſtellt, ſind ſie der ganzen Strenge militäriſcher Geſetze unterworfen.

Wahrlich iſt es an der Zeit, daß man Preußens Lage mit deutſchen Worten ſchildere! Der charakteriſtiſchen Merk-

male, die eine Nation auszeichnen, entblößt, trägt dieſes Seelen- und Länder-Agglomerat die untrüglichen Zeichen eines frühwelken Greiſenalters, einer vorzeitigen Hinfälligkeit. Aus einem Akt der Apoſtaſie hervorgegangen, angeſchwollen durch die Verletzung aller Völker-Rechte ſtand es mit einem Mal der Religion und dem Patriotismus der Völker gegenüber, und weder ſeine Verträge, noch ſeine Soldaten konnten die Seelen unter ſein Joch beugen. Unglücksfälle bewogen es, eine Zeitlang den Charakter ſeiner Herrſchaft zu ändern, und es ergriff offen die rechten Mittel, ein preußiſches Vaterland zu ſchaffen. Doch bald ſchlug es wieder die falſche Richtung ein. Da es aber das Werk der Verſchmelzung ſeiner Gebietstheile und Stämme fortſetzen wollte, ſo täuſchte es die Völker mit den Künſten einer hinterliſtigen Staatskunſt; durch eine im Finſtern angeſponnene Verfolgung ſuchte es ihren religiöſen Glauben zu ändern, durch eine heuchleriſche Politik ihren politiſchen Glauben. Aber es muß ſich in dieſem ſo tollkühn unternommenen Doppelkampfe überwunden geben. Es geſtand ſeine religiöſe Niederlage, da es offene Gewalt gegen die Gewiſſen brauchte und bald darauf ſich demüthig vor der religiöſen Uebermacht zurückzog. Es geſtand ſeine politiſche Niederlage, da es, mit der Thronbeſteigung des neuen Königs anerkannte, daß die Ideen von Freiheit und Vaterland in dem Herzen ſeiner Völker nicht nur nicht erloſchen, ſondern lebendig und ſtark geblieben ſeien.

Da ſich ſomit das Syſtem dieſes Kabinets auf keine moraliſche Macht, auf keine lebendige und thatkräftige Idee

mehr ſtützt, ſo verfällt Preußen dem Looſe des Schwachen: es muß von Mächtigeren ſich in's Schlepptau nehmen laſſen. Dieſen dient es und wird es dienen bis zu dem Tage, wo politiſche Ereigniſſe, Völkerbewegungen, kurz eine allgemeine Conflagration den vorübergehenden Bedürfniſſen und Befürchtungen, durch welche es unter der Aegide einiger Potentaten und Friedensſchlüſſe erhoben wurde, ein Ende machen. Dann wird man ſehen, wie dieſe ſchon öfters beſchnittene angefreſſene, verkleinerte und vergrößerte preußiſche Monarchie verſchwindet, wie ſie auftauchte . . . durch einen Federzug. Die erſte große Kriſis wird das lehren. Friedrichs II. Reich muß zerfallen; aber Deutſchland kann dadurch nur gewinnen.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Ich habe dir in meinen bisherigen Briefen die Theorien der preußiſchen Regierung auseinandergeſetzt, mein Freund! Nun will ich dir auch die Praxis oder Anwendung dieſer Theorien zeigen. Aus mehreren Gründen wähle ich zu dieſem Zweck die Bethätigung der preußiſchen Politik in der Rheinprovinz. Erſtlich weil dieſe Provinz (mit Ausnahme einiger Theile) eine neu aquirirte iſt, in welcher das franzöſiſche Geſetz herrſchte und nach den Verträgen und feierlichen Verſprechungen fortherrſchen ſoll. Zweitens weil die Berliner Staatsmänner juſt dieſe Provinz noch am meiſten ſchonen müſſen, da ihre Einwohner von den franzöſiſchen Rechts- und Gleichheits-Begriffen erfüllt, durch Handel, Gewerbe und Reichthum des Bodens ziemlich unabhängig geſtellt, dabei katholiſch und von dem Centralpunkt am weiteſten entfernt ſind. Drittens, weil Preußen ſeine Beſitzungen am Rhein bei dem nächſten europäiſchen Conflikte durch

Frankreich und Belgien gefährdet ſieht und nur der Treue der Einwohner die Erhaltung derſelben verdanken könnte. Wenn ich dir alſo das Benehmen des Berliner Cabinets gegen dieſe Provinz ſchildere, ſo darfſt du mit vollem Recht den Schluß ziehen, daß die übrigen Provinzen noch rückſichtsloſer behandelt werden. Ja, wäre Rheinpreußen in der gleichen Lage, wie z. B. Poſen, ſo hätte es keine Spur von ſeinen Inſtitutionen und bürgerlichen Freiheiten behalten; denn Preußen hat dem Liberalismus niemals eine Conceſſion gemacht, als aus Furcht oder Zwang. Während der Reſtaurationsperiode beobachtete es mit wahrer Wolluſt alle Zuckungen der Freiheit in Frankreich, Spanien, Italien u. ſ. f; und hätten die Ordonnanzen Karls X. geſiegt, ſo wäre es mit der franzöſiſchen Geſetzgebung am preußiſchen Rhein zu Ende geweſen. Aber die Julirevolution drängte dieſes längſt angekündigte Plänchen wieder auf unbeſtimmte Zeit in den Hintergrund.

Was indeß die preußiſche Politik nicht gerade aus thun kann, das thut ſie ſchleichend; ihr Despotismus kriecht unvermerkt herein, und zeigt ſich erſt, wenn man ſein Eindringen nicht mehr verhindern kann.

Die Grundzüge der preußiſchen Geſetzgebung, welche ich dir entwickelt, ſind Ungleichheit vor dem Geſetz, Geheimſchleicherei und Haß gegen die Oeffentlichkeit, Hang zu Anomalien, Aufrechthaltung von Einrichtungen, welche nur barbariſchen Zeiten angehören. Dieſen Stempel ſucht das Berliner Ca-

binet allmählig auch der rheiniſchen Geſetzgebung aufzudrücken, indem es die entgegenſtehenden Beſtimmungen verändert und ausmerzt, ſtets auf die Gelegenheit lauernd, die franzöſiſchen Geſetzbücher ganz abzuſchaffen.

Die Grundzüge des Syſtems der preußiſchen Verwaltung ſind Aufhebung der Garantien für die bürgerlichen Rechte, Wiederaufrichtung einer mächtigen Ariſtokratie, Nichtbewilligung ächt repräſentativer Inſtitutionen, abſolute Abhängigkeit aller Beamten von dem Centralwillen, Willkühr der Beamten gegen die Unterthanen. Dieſen Stempel ſucht das Berliner Cabinet beharrlich auch der Verwaltung ſeiner Rheinprovinz aufzudrücken!

Nun zu den Beweiſen!

Unmittelbar nach der Beſitznahme hatte die preußiſche Regierung ohne Weiteres in ihren neuerworbenen Rheinlanden ihre Verwaltungsweiſe und ihr Militärſyſtem eingeführt. Auf dieſe beiden Grundlagen und Ausgangspunkte ſtützte ſie ſich zum Zweck der beabſichtigten politiſchen und religiöſen Knechtung. Das franzöſiſche Recht war, vermöge ſeiner liberalen Prinzipien, ſeiner Garantien, ſeiner Einfachheit, ſeiner Oeffentlichkeit das mächtigſte Hinderniß; es wurde auf adminiſtrativem Wege in ſeinen weſentlichſten Grundſätzen, in ſeinem Fundamental-Charakter aufgehoben. Im Jahr 1814 bezeichnete man dieſe Geſetzgebung am Rhein als ein „ſchlechtes Proviſorium“, welches bald durch einen beſſern Zuſtand erſetzt werden ſollte. Von 1818 — 1825 bereitete

man dieſen beſſeren Zuſtand vor. Eine immediate Juſtizcommiſſion, welche in der Rheinprovinz an der Stelle des Juſtizminiſters handelte, ſollte die Wege zur Abſchaffung des franzöſiſchen Rechtes anbahnen; aber trotz ihrer vorſichtigen und zweckdienlichen Zuſammenſetzung vermochte ſie nicht gegen das augenſcheinlich Beſſere zu kämpfen und entſchied ſich für Beibehaltung der beſtehenden Geſetzbücher; darum wurde ſie plötzlich aufgelöst, und man erklärte, ohne ſie weiter zu befragen, im Jahr 1826 offiziell, daß 1828 das preußiſche Landrecht eingeführt werden würde. Neue Schwierigkeiten veranlaßten die weitere Vertagung des Anſchlags. Doch wäre derſelbe realiſirt worden, hätte nicht die Julirevolution auf weitere 7 Jahre einen Strich durch die Rechnung gemacht. Schon glaubte man, der Gedanke ſei ganz verſchollen, als 1837 der Juſtizminiſter von Kamptz ihn wieder hervorſcharrte; und heute ſpricht man mehr als je von einer allgemeinen preußiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, vor welcher die franzöſiſche gänzlich verſchwinden müßte.

Während übrigens die Regierung an dieſer totalen Abſchaffung arbeitete, machte ſie ſo viele partielle Einſchnitte und Eingriffe, daß man behaupten kann, der franzöſiſche Code am Rhein ſei nur noch ein für ſachliche Gegenſtände geltendes Geſetz, aber ohne Garantie und Schutz für die Perſonen.

Die politiſchen Bewegungen im Laufe der Reſtaurationszeit dienten dieſen Verſtümmelungen zum Vorwand. Eine Kabinetsordre von 1819 verbot den rheiniſchen Gerichten, ſich

auf irgend eine Weiſe in die Verhaftungen oder Verfolgungen der Demagogen zu miſchen, bevor die Polizei ihre Sache den Tribunalen zugewieſen hätte. Durch dieſe Ordonnanz war die perſönliche Freiheit thatſächlich aufgehoben, da die Polizei als Demagogie bezeichnen konnte, was ſie wollte, und die Gerichte ſich von dem Stand der Anſchuldigung in keinerlei Weiſe zu unterrichten im Stande waren oder zu interveniren wagen durften. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, will ich dir erzählen, daß einmal ein Reiſender Namens Hoffmann, der auf dem Dampfſchiff nach Düſſeldorf reiſte, zu Köln als Demagog verhaftet wurde. Die Gerichte durften ſich nicht einmiſchen, da Alles von Berlin aus geleitet wurde. Der Reiſende war ſo unſchuldig, wie das Kind im Mutterleib. Aber er wurde erſt nach ſechsmonatlichem Verhaft freigegeben, weil der grobe Irrthum der Polizei erſt nach Ablauf dieſer langen Friſt ſich herausſtellte!

Eine weitere Kabinetsordre vom Jahr 1821 abrogirte das franzöſiſche Recht und führte das preußiſche Strafgeſetz ein für alle Verbrechen und Vergehen gegen den Souverain und die Sicherheit des Staats, ſo wie für alle aktiven Adminiſtrativbeamten. Dadurch ſchaffte man thatſächlich die Jury bei politiſchen Anklagen ab; es gab weder Oeffentlichkeit noch Mündlichkeit mehr in Fällen, wo der Angeſchuldigte gerade am Meiſten ihres Schutzes bedarf gegen die Regierung und ihre Gewalt. Dadurch zerſtörte man ferner die Garantien der Unabhängigkeit, welche die franzöſiſche Geſetzgebung den Angeſtellten ertheilt; und um den gewaltthätigen Charak-

ter dieſer Ordonnanz zu vollenden, überhob man ſich bei der Verkündigung ſogar der durch das preußiſche Geſetz vorgeſchriebenen Formen: ſie wurde promulgirt ohne vorläufige Befragung des Staatsraths, auf das bloße Gutachten einer Miniſterial-Commiſſion hin.

In der That hatte die Regierung nicht einmal bis zur Veröffentlichung ihrer Ordonnanz gewartet, um die politiſch Angeſchuldigten der geſetzlichen Jury zu entziehen. So mußte ſich der berühmte Görres 1819, der Spezialcommiſſion, die zu ſeiner Verurtheilung ernannt worden war, durch die Flucht nach Frankreich entziehen. Umſonſt begehrte er, vor eine Jury geſtellt zu werden. Der Prokurator Mühlenfels zu Köln wurde wirklich vor ein Gericht nach altpreußiſchen Schnitt gezerrt. Die rheiniſche Bevölkerung aber, längſt an öffentliche Gerichtsbarkeit gewöhnt, konnte nicht an die Gerechtigkeit von Tribunalen glauben, welche juſt ſo verurtheilten, wie man ſich meuchelt, — im Verborgenen. Sie ſah daher mit Schmerz den Umſturz der ſegensreichſten Geſetzesgrundſätze. Nur aus Furcht vor ihrer gerechten Entrüſtung publicirte das Kabinet 1821 die angeführte Ordonnanz, welche wenigſtens einige Reſtrictionen feſtſetzte. Bald jedoch wußte es, unter der befruchtenden und willkührlichen Interpretation der Miniſter, die ausgedehnteſten und unglaublichſten Conſequenzen aus der Ordonnanz zu ziehen. Schon gegen das Ende des Jahres 1823 waren ſechs Reſcripte unter dem beſcheidenen Titel „Erläuterungen" aufeinander gefolgt. Eine ſolche Erläuterung beſagte, daß unter den Ad-

miſtrativbeamten auch alle Gerichtsbeamten verſtanden ſeien; damit ſahen ſich die rheinpreußiſchen Richter dem Geſetz ihres Landes entzogen und unter die altpreußiſche Criminaljuſtiz geſtellt. Aber ſo laut erſchollen die Klagen des rheiniſchen Kaſſationshofs zu Berlin und des Appellationshofs zu Köln, daß eine Einſchränkung beliebt wurde. Die Erläuterung, was Adminiſtrativbeamte ſeien, wurde alſo von der erleuchteten Miniſterial-Commiſſion wieder dahin erläutert, daß die Gerichtsbeamten nicht darunter begriffen ſeien.

Im Jahr 1834 erſchien eine Kabinetsordre, welche dem Geſetz von 1821 eine größere Ausdehnung gab, als je. Fortan ſollten nemlich alle Vergehen nicht nur der Beamten, ſondern auch gegen die Beamten jeder Art nach der preußiſchen Criminalgeſetzgebung gerichtet und der rheiniſchen Jury entzogen werden. Du mußt wiſſen, daß in Preußen Feldhüter, Schulmeiſter, Hebammen, Ausrufer u. ſ. w. auch zu den Beamten gerechnet werden. Was die Beamten ſelbſt betrifft ſo wurden ſie durch dieſe weitere Auslegung alle (alſo auch die Gerichtsbeamten) für Amtsvergehen den preußiſchen Gerichten unterworfen.

Mit dieſem Gewaltſtreich hatte ſich die Regierung der rheinpreußiſchen Beamten verſichert, und dieſe dafür gegen die volksthümliche Juſtiz ihrer Provinz eingenommen. Nicht wahr, recht pfiffig und recht ſchlecht? Unmöglich kannſt du dir vorſtellen, welche entſetzliche Verwirrung bei den rheiniſchen Gerichten dieſe von ihrem Verfahren ganz verſchiedene altpreußiſche Procedur verurſacht.

Eine Kabinetsordre vom Anfang des fatalen Jahrs 1833 überliefert alle diejenigen, welche politiſcher Verbrechen oder Umtriebe ſchuldig (d. h. angeklagt) oder verdächtig ſind, einzig und allein der Competenz der Staatspolizei und der Verwaltungsbehörden. Nur zu Verhörung und Beſtrafung ſollen ſie den Gerichten übergeben werden. Es verſtehe ſich von ſelbſt, daß dieſe Staatsraiſon auch für die Rheinprovinz gelte, denn die Staatsraiſon ſei die gleiche für das ganze Reich. Die rheiniſchen Gerichtshöfe können ſomit nur noch befragen und beſtrafen, man ſetzt nicht einmal die Möglichkeit einer Freiſprechung voraus.

Eine andere Kabinetsordre vom Jahr 1825 geſtattet dem Polizei-Commiſſär, nach altpreußiſchem Verfahren, ohne Mitwirkung der Juſtiz, eine Straf-Befugniß von 2 Tagen bis 4 Wochen Einſperrung und Zwangsarbeit.

Vermöge eines Geſetzes vom Jahr 1835 können die Eltern von Kindern, welche die Elementar-Schulen nicht gehörig beſuchen, auf bloßen Befehl des Maire's (Schutheiß, Bürgermeiſter) ohne Berufung an die Juſtiz mit Gefängnißſtrafe belegt werden.

Eine Reihe ſolcher Geſetze zerſtört offenbar die perſönliche Freiheit. Jeder Bürger kann verhaftet, eingekerkert und ſo lange es der Regierung beliebt, eingeſteckt bleiben, ohne ſich an die Gerichte wenden zu dürfen. Den Subalternen ſind die ausgedehnteſten Vollmachten eingeräumt. Der erſte Grundſatz der franzöſiſchen Geſetzgebung ward ſomit vernichtet, und ſofort auch der andere, nemlich der der Oeffentlich-

keit. hart angefochten und eingeſchränkt, da in allen obengenannten, nach altpreußiſchem Criminalgeſetz zu richtenden Fällen das geheime ſchriftliche Inquiſitionsverfahren gilt. Das war aber nicht genug. Ein Geſetz von 1836 und die miniſterielle Inſtruktion dazu beſtimmt, daß ſelbſt bei den der rheiniſchen Jury noch zukommenden Fällen das Tribunal zu entſcheiden habe, ob ſich die Sache für die Publicität eigne, und daß, wenn die geheime Verhandlung beſchloſſen werde, weder dieſer Beſchluß noch das Verdikt der Jury und der Ausſpruch des Gerichtshofs zu publiciren ſey.

Doch dieſe Eingriffe reichten alle noch nicht zu. Weitere miniſterielle Ordonnanzen entſchieden über die Competenz der Gerichte und der Verwaltungsjuſtiz. Bei Competenzconflikten entſcheiden die Miniſter. Ebenſo entſcheidet der Juſtizminiſter, ob ein Fall nach preußiſchem oder rheiniſchem Rechte abzuurtheilen ſei. Der Juſtizminiſter kann in der Rheinprovinz unehliche Kinder mit allen ihm beliebigen Geburts-Rechten ausſtatten. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten iſt allein befugt, diejenigen Stellen von Verträgen zu interpretiren, auf welche ſich die Parteien vor einem rheiniſchen Gerichtshof berufen, und nach ſeiner Interpretation muß dann der Hof Recht ſprechen. Dieſe ſaubere Kabinetsordre wurde erlaſſen, als der Herzog von Revigo in erſter rheinpreußiſcher Inſtanz einen Prozeß gewonnen hatte, da er, nach der preußiſchen Staatsraiſon in zweiter verlieren mußte. „Es gibt noch Richter in Berlin," ſagte der Müller von Sansſouci. „Es gibt Spitzbuben in Berlin!" ſagen

die Käufer der weſtphäliſchen Domänen und andere Privatberechtigte, die man durch rückwirkende Geſetze und die Staatsraiſon um ihr Eigenthum betrogen hat.

Um den Rheinländern, nemlich den rheiniſchen Verbrechern eine Vorliebe zu der preußiſchen Geſetzgebung einzuflößen, wurde 1830, der Juſtizminiſter Kamptz mit dem Begnadigungsrecht ausgeſtattet. Sonach revidirte er die Ausſprüche der rheiniſchen Jury, und in den Fällen, wo das franzöſiſche Geſetz eine ſtärkere Strafe für ein Vergehen vorſchreibt, als das preußiſche, ließ er die preußiſche Strafe eintreten. Statt der Begnadigung wurde hin und wieder die Sentenz geradezu aufgehoben. Laut einem Reſcript von 1833 maßte ſich der Juſtizminiſter nicht nur die Reviſion, ſondern auch die Veränderung der von rheiniſchen Gerichten nach preußiſchem Recht ausgeſprochenen Urtheile über Majeſtätsverbrechen, Hochverrath und Angriffe auf die öffentliche Sicherheit, mit einem Wort über alle Todesurtheile oder lebenslängliche Gefängnißſtrafen an, da ſolche Urtheile nur „reine Anſichten“ von Seiten der Tribunale wären. Welche Garantie hat der Angeklagte, wenn der Ankläger zugleich ſein Richter iſt? und iſt nicht derjenige der wahre Richter, welcher das Urtheil beliebig verändern kann? Dieſes Reſcript von 1833 iſt ohne Zweifel das ſcheußlichſte, welches aus dem preußiſchen Kabinet kam, und hat daher einen ebenſo ſcheußlichen, ſchwulſtigen, verwickelten und ſophiſtiſchen Styl.

Mit beſonderer Vorliebe fiſcht dieſe den Zeitgeiſt begrei-

fende Regierung aus den düſteren Seen des Mittelalters alte Vorrechte und Gebräuche hervor, welche ſie wie die Lappen eines abgeſchabten Bahrtuchs auf den grünen Teppich der neuen Zeit und Inſtitutionen flickt. So befiehlt eine Kabinetsordre vom Jahr 1822, daß kein Offizier oder Militärangeſtellter vor den rheiniſchen Gerichtshöfen perſönlich als Zeuge erſcheinen dürfe, ſondern man ſollte die Fragen ſchriftlich an ihn ſtellen und ſeine ſchriftliche Antwort dann vorgeleſen werden, denn ein preußiſcher Offizier iſt zu vornehm, um der Juſtiz in der Art, wie ein franzöſiſcher Coder es verlangt, Genüge zu leiſten. O fatale Hochmuthsnarren! daß ihr nur dafür nicht gefuchtelt werdet von den Franzoſen!

Eine väterliche Kabinetsordre vom Jahr 1824 führt die körperlichen Züchtigungen in den rheiniſchen Gefängniſſen wieder ein. Im Jahr 1835 bezeichnete ein Miniſterialreſcript dem Generalprokurator die Fälle, welche einzig und allein mit Prügel- oder Ruthenſtreichen abgerügt werden ſollen. ‚Selten, fügt dieſes milde Organ einer erleuchteten Regierung bei, gibt man mehr als 60 Stockſtreiche; heute 30 und morgen 30. Die Preußen ſollen es beſſer haben, als die Oeſtreicher, welche gewöhnlich mit einem „kaiſerlichen Frühſtücke“ (25 ad posteriora) davonkommen. Schade, daß dieſe Regierung des Fortſchrittes dem Prügelſyſtem nicht alle Entwickelung gegeben hat, deren die menſchliche Prügel-Empfänglichkeit fähig iſt.

Eine weitere miniſterielle Inſtruction ergänzte die erſtere

auf die Geſundheit des Patienten bezügliche mit einer rührenden Sorgfalt für die Moral, indem ſie dem Generalprokurator auseinanderſetzte, wie die Peitſche dem weiblichen Geſchlecht zu appliciren ſei. Man ſolle die Frauenzimmer in eine Hoſe ſtecken und ſie nicht mehr auf die nakten Schultern, ſondern auf den Hintern ſchlagen. „Wer ſein Kind lieb hat, der züchtiget es; er ſtäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt;“ ſagt die Schrift. Die Völker am Rhein werden daher aus dieſem ermeſſen, mit welcher väterlichen Liebe ſie der höchſtſelige König beehrte. Unglücklicher Weiſe waren aber die Rheinländer durch die franzöſiſchen Begriffe zu ſchlecht erzogen, als daß ſie ſich ſo leicht unter ſolche väterliche Züchtigungen hätten beugen können, und ſie zeigten ſich höchſt undankbar gegen dergleichen Malzeichen der Liebe, die man ihnen aufzubrennen beabſichtigte. Der menſchenfreundliche Miniſter wagte es deshalb nicht, das Reſcript über die körperliche Züchtigung der Frauen zu veröffentlichen. Es wurde nur in der Stille an die Gerichtshöfe zur praktiſchen Ausübung geſchickt; doch keiner war ſchamlos genug, das allgemeine Gefühl ſo vor den Kopf zu ſtoßen. Die Inſtruktion kam nicht zur Anwendung, und die humane preußiſche Regierung mußte ſich dießmal mit der guten Abſicht tröſten und .... der Prügel-Applikation auf das zweite Geſicht der hübſchen Altpreußinnen.

Es iſt mir unmöglich, dir, mein Freund, alle die Mittel zu benamſen, womit das Berliner Kabinet an der Zerſtörung der rheinpreußiſchen Geſetzgebung arbeitet; ſchon dar-

um unmöglich, weil den Behörden gar viele geheime Reſcripte, Inſtructionen, Vorſchriften für die Praxis zugehen, welche ſie bei ſtrenger Strafe, laut einer Kabinetsordre von 1820, Niemand mittheilen dürfen. Freilich ſagt ein Geſetz von 1815 das Gegentheil, nemlich daß kein Befehl gelte, als wenn er veröffentlicht ſei. Dergleichen Geſetze ſind aber nur da für das dumme Volk, das Ausland und zu Handhaben der offiziellen Lobredner. Die Regierung behält ſich im Stillen jede beliebige Verletzung vor, denn „es gibt keine Regel ohne Ausnahme.“ Die Regel iſt für das gemeine Publikum, die Ausnahme für die Miniſter.

Die franzöſiſch-rheiniſche Civilgeſetzgebung (code civile) erlitt gleichfalls bedeutende Modifikationen unter der preußiſchen Herrſchaft. Ich mache hier nur auf die neue Organiſation der Friedensgerichte und das gleichfalls neue Jagd-Geſetz aufmerkſam, welches die geheiligten Eigenthumsrechte der Gutsbeſitzer dem Wilde preisgibt.

Wie geringfügig und in's Unbemerkbare zuſammengeſchrumpft die Befugniſſe der Provinzialſtände überhaupt unter der preußiſchen Herrſchaft ſind, habe ich dir bereits erörtert. Aber auch dieſer Schatten von Controle war den märkiſchen Abſolutiſten noch furchtbar. Was Wunder, daß den rheiniſchen ſo wenig als den oſtpreußiſchen Ständen die Geſetze zur Begutachtung vorgelegt wurden, welche ſpeziell für ihre Provinz und Gemeinden gelten ſollten? Ihre Geſetzgebung wurde auf dieſe Weiſe in den Hauptpunkten verändert ohne Befragung um ihren Rath. Ja, die Repräſentan-

ten eines herrlichen Landes von dritthalb Millionen Menſchen wurden im Laufe von ſiebzehn Jahren, während deren ſo viele wichtige Geſetze und Verordnungen erſchienen über nichts gehört, als über die Einrichtung eines Irrenhauſes; eines Bettelhauſes, einige Jagdgeſetze und die Art, wie die gegebenen Geſetze in Vollzug zu ſetzen ſeien. Das ſchmerzte die rheiniſchen Stände ſo ſehr, daß ſie im Jahr 1837 eine energiſche Adreſſe an den König richteten. Sie beſchwerten ſich darin, daß, gegen die ausdrückliche Beſtimmung des Geſetzes vom 5. Juni 1823, ihre Mitwirkung bei nicht weniger, als ſechs Geſetzen umgangen worden ſei:

1) Bei dem Geſetz über die Legitimirung unehelicher Kinder (1827).
2) Bei dem Geſetz über die Errichtung von Fideicommiſſen im Großherzogthum Berge (1828).
3) Bei dem Dekret in Betreff der religiöſen (!) Feſte (1827).
4) Bei dem Geſetz über die dem Fiskus ſchuldigen Verzugszinſen (1833).
5) Bei dem Dekret über die Vormundſchaft (1834).
6) Bei dem Geſetz über die Autonomie des Adels in der Erbfolge (1837).

Und eben jetzt, ſagten ſie, habe man ihrer Berathung den bloßen Vollzug eines Geſetzes unterſtellt, das die Ehe als einen Civil-Vertrag aufhebe. Kein Provinzial-Budget, kein Rechenſchaftsbericht ſei ihnen bisher vorgelegt worden. Das würdige die Provinzialſtände zu Nullen herab,

verſetze das Volk, dem man ſeine Verfaſſung zu nehmen drohe, in Beſtürzung und raube alles Vertrauen; ſie bitten daher, daß Se. Majeſtät den Miniſtern befehle

1) Das Geſetz vom 5. Juni 1823 nach ſeinem Geiſt und Wortlaut zu vollziehen;

2) den Plan zur Unterdrückung der beſtehenden, dem Charakter und den Sitten der Rheinländer ganz angemeſſenen Geſetzgebung gänzlich aufzugeben und alle Maßregeln, auch die bereits genommenen, zu ſolcher Unterdrückung zurückzuziehen.

Dieſe feſte Sprache hielt von weiteren Schritten einigermaßen zurück, aber was ſchon geſchehen war, blieb geſchehen.

Der neue König hat zwar mit großem Pomp die Reichsſtände verſammelt, aber ſie deſſen ungeachtet in ihrer Bedeutungsloſigkeit gelaſſen.

Der Adel iſt ein Gegenſtand der beſonderen Hegung und Pflege für die preußiſche Regierung. Sie interpretirte daher, offenbar gegen die Abſicht des Geſetzgebers, den Artikel des Code Napoléon, welcher die Unveräußerlichkeit von Gütern aufhebt, dahin, daß die Fideicommiſſe in der Rheinprovinz nicht unterdrückt ſeien, und fortan wenigſtens der Verkauf ſolcher Güter mit Berufung auf ihre Eigenſchaft als Fideicommiſſe angegriffen werden könne. Auch die Errichtung neuer Fideicommiſſe wurde durch ein Geſetz vom Jahr 1826 geſtattet; und nicht das öffentliche Recht der Rheinprovinz, ſondern die Fundations-Akte ſollte fortan in Betreff ſolcher Güter normgebend ſeyn. — Für die Rheinprovinz und Weſtphalen wurde zuerſt und ausdrücklich das

monſtruöſe Geſetz von 1839 über die autonomiſche Succeſſion in adelichen Familien ausgeheckt.

Mit ſolcherlei Verordnungen wollte die Regierung das Grundeigenthum wieder in die Hand des Adels ſpielen und darin erhalten; er ſollte in neuem Glanze erſcheinen, müßte dieſer Glanz auch durch die Mißhandlung der übrigen Kinder eines Vaters zu Gunſten eines einzigen Erbberechtigten erkauft werden! Deßgleichen gab der König, 1826, durch eine Kabinetsordre dem rheiniſchen Adel alle von der franzöſiſchen Geſetzgebung aufgehobenen Titel, Wappen, Vorrechte, Rangvorzüge ꝛc. zurück. In Folge deſſen kam die Adels-Matrikel zu Stand, ein würdiges Werk dieſer mit der Zeit fortſchreitenden Regierung. Die Wiedererweckung des hochadelichen Schwanenordens war dem Nachfolger Friedrich Wilhelms III. vorbehalten. Aber dieſe Parodie des goldenen Buches erſchien nicht nur lächerlich, ſondern erbitterte zugleich das rheiniſche Bürgerthum, weil es das freie Schalten und Walten mit den liegenden Gütern in's Stocken brachte. Eben ſo wenig war den ſtolzen Trümmern des hohen Adels damit gedient, denn es wurden ſo viele Neuadeliche, Günſtlinge, Kreaturen und Emporkömmlinge mit geſpickten Beuteln eingeſchmuggelt, daß den wahren Erbadel in dieſer Geſellſchaft eine gewiſſe Schamröthe und Unbehaglichkeit beſchlich. Wenn irgend wo, ſo iſt in den Gegenden am Rhein der Adel todt, maustodt, und kein königlicher Zauberſtab vermag ihn wieder zu beleben. Die preußiſche Regierung hat ſich daher mit dieſem Verſuch nur lächerlich und verhaßt gemacht, weil

ſie abermals einen Angriff auf die rheiniſche Geſetzgebung, nemlich auf die Gleichheit vor dem Geſetz ſich zu Schulden kommen ließ.

Doch vielleicht erſetzt das materielle Glück, welches der preußiſche Szepter in den Rheinlanden verbreitet, den Mangel an politiſchen Rechten und Freiheiten?

An ſchönen Verſprechungen ließ es wenigſtens bei der Huldigung und Beſitznahme der König nicht fehlen. Man wolle die Rheinprovinz billig und nur mit ihrer Bewilligung und Mitwirkung beſteuren. Daß Letzteres durchaus nicht geſchah, habe ich Dir bewieſen. Ob aber die ohne Befragung der Pflichtigen aufgelegten Laſten nicht leicht, ob die Beſteurung nicht billig? das iſt noch die Frage; ich werde ſie gleich beantworten.

Als im Jahr 1813 die Alliirten in die Rheinprovinz einzogen wurden mit gewaltiger Oſtentation alle franzöſiſchen Abgaben abgeſchafft. Preußen überbot ſich in großen Worten; fuhrte jedoch, wiewohl unter veränderten Namen, die unterdrückten Auflagen wieder ein, und bemühte ſich abſonderlich, bei dem Tauſche Nichts zu verlieren.

Die Regiſtrirung wurde durch eine Stempeltaxe erſetzt, welche, ohne die gleichen Vortheile dem Bürger zu gewähren, dem Fiskus die gleichen Summen eintrug. Die abgeſchafften Duanen erſtanden durch das Geſetz von 1818 mit geſteigerter Strenge. Das Salzmonopol wurde ſchon 1816 wieder eingeführt und erträgt dem Staate in der Provinz 729,841 Thaler, das heißt 35 kr. vom Kopf. Statt der droits réunis

kamen andere Steuern auf für Branntewein, Bier und Wein, wovon letztere dem Winzer äußerst schwer fällt, denn der Producent muß allein für den Consumenten, Wirth und Händler bezahlen. Diese Abgabe trägt dem Staat in der Rheinprovinz 237,000 Thaler in gewöhnlichen Jahrgängen ein; der Einzug derselben ist sehr veratorisch; und obgleich in den übrigen preußischen Staaten viermal so viel Weinberge liegen, als in dem Rheinland, so zahlt doch dieses allein $^{9}/_{10}$ von der gesammten Weinsteuer im Reich. Die Straßen-Zölle sind eine neue Auflage, welche sehr hoch kommt und der Handelsverbindung schadet.

Mit einem Wort, die indirekten Steuern sind unter anderen Namen beibehalten und auf die unumgänglich nöthigen Artikel, also zum Nachtheil der ärmern Menge, gelegt.

Die Resultate der direkten Steuern stellen sich in der Vergleichung mit der französischen noch auffallender ungünstig für das preußische System dar. Nur die Thüren- und Fenster-Steuer wurde abgeschafft; aber die Personal- und Mobiliar-Abgaben, an deren Platz die Klassen-Steuer auf dem Lande trat, waren unter Frankreich nicht so erheblich. Die Klassen-Steuer wirft in der Rheinprovinz der Staatskasse 1,204,667 Thaler ab, und das Eingangsrecht der nöthigsten Bedürfnisse in den Städten 682,390 Thaler; desgleichen die Patent-Taxe 387,072 Thaler.

Die Grundsteuer an den Staat betrug, im Jahr 1829, 2,638,000 Thaler. Die preußischen Auflagen für die

Staatskaſſe erreichen alſo zum Mindeſten eine Höhe von 4,612,429 Thalern; und die Summe aller Abgaben der Rheinprovinz, welche Quelle und Beſtimmung ſie haben mögen, gibt eine Ziffer von 13 — 14,000,000 Thlr.

Ich will Dich nicht länger mit Rechnungen aufhalten; aber eine genaue Vergleichung mit den Abgaben dieſer Provinz unter dem Kaiſerreich führt zu dem Reſultat, daß in jenen bewegten Kriegszeiten die Rheinländer an die franzöſiſche Staatskaſſe kaum die Hälfte zahlten, als jetzt, nach 30 Friedensjahren an die preußiſche; und daß ihre Special- (Provinzial-) Ausgaben von früher und jetzt ſich verhalten wie 45 zu 72.

Weit entfernt, damit in den Rheinpreußen eine Vorliebe für Frankreich aufwecken zu wollen (denn die Franzoſen zahlen unter Louis Philipp auch mehr, als unter Napoleon), iſt es nur meine Abſicht zu conſtatiren, wie ſchmal das materielle Wohlergehen beſonders für den Land- und Weinbau für die Rheinprovinz unter preußiſcher Herrſchaft ausfiel.

Vergleiche ich außerdem die direkten Abgaben Rheinpreuſſens an den Staat mit den der andern Provinzen Preußens, ſo finde ich, die überlegene Produktivität des Territoriums genau in Anſchlag genommen — daß dieſer Landſtrich über ein Drittel Immobiliar-Steuer mehr bezahlt, als andere Provinzen. Nehme ich zu dieſen Abgaben an den Staat die Spezialabgaben an die Provinz und Gemeinden, ſo ergibt ſich, daß der Rheinpreuße über ein Viertel des Reinertrags ſeines Bodens als Abgabe bezahlt, während er, nach dem allgemei-

nen Grundſatz, höchſtens ein Fünftel zahlen ſollte. Da dasſelbe Verhältniß in andern Provinzen nicht ſtattfindet, ſo wird offenbar eine Ungerechtigkeit gegen die Rheinländer begangen. Zwar ſollte derſelben durch die verſprochene gleiche Vertheilung geſteuert werden; aber der Kataſter blieb bei der Rheinprovinz und Weſtphalen ſtehen, ſo daß das Verhältniß dieſer Provinzen zu den andern in Betreff der Grundſteuer nicht ermittelt werden, und die Regierung erheben kann, was ihr beliebt.

Trotz dieſer Thatſachen hört Preußen nicht auf, das materielle Glück der Rheinbewohner zu loben. Allerdings hat die Regierung durch Anlegung groſſer Straßen, Vicinalwege, durch Erſchaffung von Freihäfen, Meſſen und Märkten, Fabrik-Unterſtützungen ꝛc. zu dem Wohlſtand der Handeltreibenden hilfreiche Hand geboten. Aber haben die günſtigen Umſtände, die Lage, die Intereſſen der Nachbarſtaaten und der ſpekulative Fleiß der Rheinländer nicht das Meiſte gethan? Und dennoch, bei ſo vielen günſtigen Verhältniſſen, bleibt es eine Thatſache, daß auch die Armuth am Rhein immer im Wachſen begriffen iſt. Sogar in den Rhein-Städten, nach welchen man übrigens die Provinz nicht beurtheilen darf, da die Fremden nur die Städte beſuchen und bereichern, macht ſich der Pauperismus von Tag zu Tag fühlbarer. In Köln gibt es unter 70,000 Einwohnern, neben den vielen wohlthätigen Anſtalten, 25,000 Arme. Aber tiefes Elend herrſcht im Binnenland, zumal im Moſelthal. Das ſieht man an den Zwangsverkäufen von Gütern und den Prozeſ-

ſen, die umſonſt geführt werden müſſen. Die Noth der Weinbauren, welche am meiſten leiden, iſt beſonders das Ergebniß des Zollvereins, nemlich die Concurrenz der heſſiſchen, naſſauiſchen, rheinbairiſchen und badiſchen Weine. Die Ueberſteurung, welche ich vorhin erwähnte, drückt deßhalb beſonders die unglücklichen Winzer. Früchte müſſen ſie mit Geld kaufen; ihr Wein hat gedrückte Preiſe, und der Staat verſchlingt mehr als ein Viertel ihres Netto-Einkommens. Bringt ihr gutes Glück einmal ein günſtiges Weinjahr, ſo haben die magern Kühe längſt die fetten verſchlungen. Der Mangel zwingt ſie, ihre Waare um jeden Preis loszuſchlagen, auf einen grünen Zweig können ſie niemals kommen.

Wohl haben die Provinzialſtände im Jahr 1837 dem König den Nothſtand der Weinbauer an's Herz gelegt: aber er ſparte ſeine väterliche Fürſorge für eine andere Zeit auf und iſt inzwiſchen ad patres gegangen.

So verhalten ſich die Dinge am luſtigen Rhein, wo man den Kölner Dom ausbaut. Wenn es ſich aber ſo verhält am grünen Holz: was will's am dürren werden?

Dreiundzwanzigſter Brief.

Zum Schluſſe habe ich Dir, mein Beſter, noch über die religiöſen und kirchlichen Verhältniſſe in Preußen zu berichten.

Der Wiener Frieden und die Bundesakte brachten in Deutſchland eine bedeutſame Veränderung in die Verhältniſſe der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſionen zu einander. Zuvor ſtand an der Spitze Deutſchlands ein ſtets katholiſcher Kaiſer. Obwohl aber über die Hälfte der Deutſchen heute noch der katholiſchen Kirche angehört, ſo ſind doch bei dem Bundestag die katholiſchen Intereſſen äußerſt ſchwach repräſentirt. Da gelten Fürſten allein. Und die katholiſche Bevölkerung wurde ſo hübſch unter die proteſtantiſchen Fürſten vertheilt, daß von den ſiebzehn Stimmen in den gewöhnlichen Sitzungen nur zwei auf katholiſche Fürſten fallen, und in den Plenar-Sitzungen von neun und ſechzig nur eilf. Preußen, das ſeit lange an der Spitze des deutſchen Prote-

ſtantismus ſtand, hat dadurch einen noch ungemein verſtärkten Einfluß auf ſeine Mitſtände erlangt, während das Anſehen von Oeſtreich um ſo mehr ſank, als Preußen ſich auch, mittelſt des Zollvereins, der materiellen Intereſſen des größten Theils der Bundesmitglieder in hohem Grade bemächtigte. Wie komme ich doch bei der Religion auf die materiellen Intereſſen? Nun, durch jene humoriſtiſche Ideenaſſociation, vermöge deren in unſerer Epoche Religion und Geld ſynonyme Begriffe ſind; ſo daß ein Ehſtandskandidat, wenn von einem Frauenzimmer die Rede iſt, fragt: „Hat ſie Religion?“ und das Sprüchwort ganz und gäbe wurde:

„Wo du nicht biſt,
„Herr Jeſu Chriſt
„Iſt lauter Lumperei.“

Uebrigens verweiſe ich Dich in Betreff des Zollvereins auf das, was ich in meinen Briefen über Würtemberg im Jahr 1844 geſagt habe, und kehre zu der Religion im engeren Sinne zurück.

Preußen iſt weit entfernt, nach ſeinen neuern und neueſten Zuwüchſen die rein proteſtantiſche Rolle ſpielen zu können, zu welcher es früher berufen ſchien, denn die Summe ſeiner katholiſchen und proteſtantiſchen Religionsverwandten ſteht beinahe im Gleichgewicht. Die Rheinprovinz, Weſtphalen, Poſen und halb Schleſien gehören größtentheils dem Katholicismus an. Das Lutherthum herrſchte bis zur Union, auf die ich gleich kommen werde, in Sachſen, Pommern und Altpreußen vor, und der reformirte Glauben zählte überall

ſehr viele Anhänger, ſelbſt die königliche Familie bekannte ſich zu ihm. Kurz der getrennte und zerſtreute Proteſtantismus, wiewohl er etwas zahlreicher war, konnte dem einigen, compakten, die ſchönſten Provinzen beſitzenden Katholicismus höchſtens die Stange halten. Dennoch fühlten die Katholiken eine unbeſtimmte Unruhe, als ſie dem brandenburgiſchen Scepter unterworfen wurden; aber der König beruhigte ſie in einer Proklamation von 1815 durch die Zuſage, daß er ihre Religion ehren und beſchützen, ja ſogar das Loos der Diener derſelben verbeſſern werde.

Dennoch waren kaum zwei Jahre verfloſſen, als Friedrich Wilhelm III. bereits an eine Univerſal-Religion für Preußen dachte, deren geiſtliches Oberhaupt er ſelbſt werden ſollte, wie er das weltliche der Unterthanen war. Die Ideen eines Heinrichs VIII., eines Czaars Peter und Nicolaus ſchwebten ihm vor, als er das Projekt des Evangelismus, für welchen nach und nach alle Preußen gewonnen werden müßten, erfand, oder vielmehr genehmigte. Dieſes Amphibion von einer Religion hat von dem Katholicismus einige Formen, d. h. das rein Ceremonielle entlehnt: den Altar mit Kruzifix und Kerzen. Ich habe den Evangelismus ſogar im Verdacht, den Cultus der Reliquien zuzulaſſen; denn hinter der Kanzel der Potsdamer Garniſonskirche bewahrt man mit Verehrung, als köſtliche Schauſtücke, die letzten Uniformen Friedrich Wilhelms I., Friedrichs II., Friedrich Wilhelms II., genannt der Aelte, des Kaiſers Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelms III.

Sonderbare Heilige fürwahr und bezeichnende Symbole der Vergötterung weltlicher Macht! Wenn das Volk den Muth St. Friedrich Wilhelms I. nachahmt, die Religiösität, den kindlichen Gehorsam, die Moral St. Friedrichs II., die Mäßigkeit und die Keuschheit St. Friedrich Wilhelms II., endlich die Toleranz, die Aufklärung und die Eides-Treue St. Friedrich Wilhelms III., so ist das preußische Regiment vollkommen gerechtfertigt; man müßte sogar noch die Milde und Langmuth desselben bewundern, denn um ein Volk, das die Tugenden solcher Muster in sich vereinigte, im Zaum der Ordnung zu halten, gäbe es nur ein Mittel: die Knute.

Der Geistliche dieser neuen Religion trägt eine schwarze Kutte mit Ueberschlag und muß jeden Sonntag eine Art Messe lesen, wobei man abwechselnd betet und Bruchstücke aus dem römischen Missale singt. Der Geistliche predigt von der Kanzel herab. Taufe und Leichenbegängniß haben gleichfalls einen katholischen Anstrich. Die Priesterweihe findet nicht Statt, so wenig, als bei irgend einer andern protestantischen Sekte. Dagegen ertheilt die Regierung, wie den Polizeidienern, so auch den Dienern Gottes ihren geheiligten Charakter, und es gibt eine Hierarchie in Preußen, als Parodie der römisch-katholischen. Ueber den Pfarrern stehen Superintendenten, über diesen Generalsuperintendenten, und über letzteren Bischöfe für eine oder mehrere Provinzen.

Die Dogmatik der neuen Religion blieb ganz protestantisch. Da jedoch Lutheraner und Calvinisten in sehr wichtigen Lehrsätzen verschiedener Meinung sind, so suchte der Evan-

gelismus eine Vermittlung zu treffen. Zudem war es nicht die Absicht des Stifters und der Regierung die neue Religion klar und bestimmt zu formuliren. Es schien vortheilhafter, daß sie in einem Dämmerschein schwebe, um den elastischen Auslegungen Raum zu geben, womit man die einfältigen Gewissen bestrickt, während die starken Geister, ohne Aufsehen zu erregen, beliebig laviren können. In Summa: der Evangelismus hatte nur eine Grundlage, die zeitliche Macht. Was die Nebensache betrifft, ich meine den Inhalt dieser Religion, so bildete er eine Art Potpurri aus den drei Confessionen.

Ich kann nicht behaupten, daß für die Grundlehren des Christenthums, von welchen das Seelenheil abhängen soll, in der neuen Religion viel gesorgt worden war; dagegen eröffnete sich für die Apostel und Proselyten des Evangeliums eine lockende Aussicht auf leibliches Wohlergehen; Pfründen, Aemter, Ehrenstellen, Orden, Dekorationen, Geschenke und sonstige fühlbare Beweise beurkundeten laut die Vortrefflichkeit desselben. Uebrigens wendete die Regierung außer diesen direkten auch noch mittelbare, langsamere, aber nur um so unwiderstehlichere Mittel für ihre Glaubenszwecke an. Das Heer, öffentlicher Unterricht und Verwaltung waren auf eine Art organisirt worden, daß sie zu den mächtigsten Vehikeln der Religions-Propaganda dienten.

Schlugen alle diese Seitenwege nicht an, so blieb der Regierung immerhin der letzte Beweisgrund übrig: die Gewalt. Man konnte hoffen, daß mit Hilfe Gottes und der

Bajonnette die Geiſter ſich einem Lichte öffnen würden, vor dem man ſich nicht ohne Gefahr verſchließen könnte. Die preußiſche Regierung jedoch wollte, vermöge ihres Abſcheus vor Allem, was einen gewiſſen Muth und Kühnheit erfordert, erſt nach fruchtloſer Erſchöpfung aller andern Mittel, alſo erſt aus Verzweiflung, Staatsſtreiche wagen. Sie wußte daß es jederzeit das gefährlichſte Attentat war, dem Volk an ſeinen letzten Troſt, die Religion, zu taſten. Auf dem Amboß der Religion wurden ſchon gar viele Hämmer zerbrochen. Für Preußen zumal wäre, in der Lage, wie ich ſie ſchilderte, Anwendung von Gewalt Tollkühnheit geweſen. Dieſes Kabinet mußte daher, wie in der Politik, ſo auch in der Religion, ſeine Zuflucht zu Heuchelei und Ränken nehmen, um ein Ziel, das es nicht zu geſtehen wagte, zu erreichen. Es verfuhr, ich läugne es nicht, mit ziemlicher Gewandtheit. Statt Katholiken, Lutheraner und Kalviniſten unmittelbar in die Hürde des Evangeliums hineinzutreiben und alle drei Confeſſionen zumal aufzureizen, begnügte es ſich vorerſt mit Einverleibung und Verſchmelzung ſämmtlicher proteſtantiſcher Sekten in dem Schooß der neuen Kirche. Da keine derſelben Widerſtandskraft genug beſaß, ſo wurde dieſer Zweck unverholen verkündigt und nur die Verſicherung des Reſpekts vor der Gewiſſensfreiheit hinzugefügt als täuſchender Glanzlappen. Was die Katholiken betrifft, ſo begann man ſofort auch auf ſie den Angriff, nur verbarg man ſorgfältig den Endzweck und die geheime Hoffnung, auch ſie mit dem Evangelium zu umgarnen. Noch ſchienen die preußiſchen Katho-

liken allzu tief in den Obſkurantismus verſunken; daneben (und dieß war maßgebend) beſaßen ſie die Mittel ſich zu vertheidigen: eine mächtige Hierarchie, ein Oberhaupt, einen Mittelpunkt; ſie hatten auswärts Brüder und Vertheidiger. Die preußiſche Regierung gab ſich daher den Schein, ſie gewähren zu laſſen, untergrub nur in der Stille ihren Cultus und ſchnitt ſeine Lebensadern ab. Sie beſtrebte ſich, religiöſe Indifferenz zu verbreiten, damit einsmals ein Stoß hinreichend wäre, den Katholicismus aus dem Staate verſchwinden zu laſſen.

Aller Schwierigkeiten ungeachtet beſchloß das preuſſiſche Kabinet, um den Evangelismus ſiegreich zu machen, eine gedoppelte Verfolgung: erſtlich gegen die Proteſtanten, welche die Annahme der neuen Lehren verweigern würden; zweitens gegen die Katholiken. Heuchleriſcher gegen letztere, herriſcher gegen erſtere, nach dem Grade ihrer Furchtbarkeit; gehäſſig verfuhr es gegen jede beſtehende Kirchen-Gemeinſchaft.

Ich habe dir nun die zwei Fragen zu löſen:

Wie verfuhr man gegen die Proteſtanten?

Wie ging man gegen die Katholiken zu Werk?

Dieſe Fragen werde ich Dir, beſter Freund, in den beiden nächſten Briefen beantworten, nachdem ich dir in dieſem den Charakter der neuen Confuſions-Religion ent-

hüllt habe, zu deſſen Nachahmern (wenigſtens in der Hauptſache,) auch einige ſüddeutſche Staaten geworden ſind. Und man jammert noch, daß die Religion in Zerfall gerathe?

Vierundzwanzigſter Brief.

Der weſtphäliſche Frieden hatte den drei chriſtlichen Confeſſionen in Deutſchland — wenigſtens dem Grundſatz nach, wenn auch die Praxis nicht überall eingehalten wurde — Duldung und Cultus-Erlaubniß gewährt. In Folge des philoſophiſchen Aufklärungsdranges gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die religiöſe Indifferenz der höheren und höchſten Stände eine reelle Glaubens- und Religionsfreiheit erzeugt, welche ſpäterhin der Wiener Frieden ausdrücklich garantirte. Seit Friedrich II. bis zum Sturze Napoleons, war in dem proteſtantiſchen Preußen bei Fürſt und Volk die Nachfrage nach der Religion ziemlich gering geweſen. Die Reſtauration jedoch, ſo wenig es den großen Herren mit dem Chriſtenthum Ernſt war, hatte auch dieſen heiligen Alliirten zum Kampfe gegen den franzöſiſchen Kaiſer aufgeboten; und ſo geſchah es, daß gerade Friedrich

Wilhelm III. von Preußen der Mann war, welcher ſeine politiſch-militairiſchen Erfolge mit einer religiöſen Organiſation der Monarchie zu krönen und ſeine Unterthanen in die gleiche chriſtliche Livree zu ſtecken ſich vornahm.

Wie geſagt, er begann mit den zwei proteſtantiſchen Confeſſionen. Um beide in einander zu ſchieben, erließ er im September 1817 die betreffende, höchſt ſeltſame Cabinetsordre. Ich will ſie Dir nicht gerade ganz herſetzen, mein Freund, aber doch den Inhalt kurz ausziehen. Schon einige ſeiner in Gott ruhenden Vorfahren, ſchreibt Friedrich Wilhelm III, haben eine evangeliſch-chriſtliche Kirche durch Vereinigung der lutheriſchen und reformirten begründen wollen, er ſelbſt ſei nun entſchloſſen, was jenen Hochſeligen der Sektengeiſt ihrer Zeit nicht geſtattet, mit Gottes Hülfe durchzuführen und die in allen weſentlichen Beſtandtheilen übereinſtimmenden Confeſſionen in eine evangeliſche Kirche, dem Zweck der erſten Reformatoren gemäß, zuſammen zu thun. Dieſes wahrhaft verdienſtliche Werk ſolle mit der Säcularfeier der Reformation ins Leben treten. Weder die reformirte Kirche gehe in die lutheriſche, noch dieſe in jene über, ſondern beide zuſammen bilden fortan eine einzige chriſtliche, evangeliſche Kirche. Sobald nur der gute Wille der Betheiligten eine ſo verdienſtliche Abſicht unterſtüße, ſtehe ihr gar kein Hinderniß entgegen. Doch wolle er in dieſer Angelegenheit nichts befehlen, zu nichts zwingen. Der Impuls müſſe aus eigener Ueberzeugung ſtammen und ihre Wurzeln in dem mit wahrhaft bibliſchen Grundſäßen erfüllten Gemü-

thern ſchlagen. Ein ſolcher Geiſt leite ihn, wenn er an dem dritten Säkularfeſt der Reformation die Vereinigung der bis daher reformirt und lutheriſch geweſenen Kirchen des Hofs und der Garniſon von Potsdam (der Hof war reformirt, die Garniſon lutheriſch) in eine gemeinſame evangeliſch-chriſtliche Kirche feiern und darauf das heilige Abendmahl genießen werde. Er hoffe, daß ſeinem Beiſpiele alle proteſtantiſchen Gemeinden im Geiſt und in der Wahrheit folgen werden. Dem frommen Eifer der Konſiſtorien und Geiſtlichen überlaſſe er es, die äußere Form der Vereinigung aufzufinden; das werde leicht ſein, denn das Aeußerliche ergebe ſich von ſelbſt aus dem Inneren. So erfülle er die Prophezeiung, daß ein Hirte und eine Heerde werde. Amen.

Gewiß, dieſer Hirtenbrief ſcheint ſehr unverfänglich. Der König verſpricht feierlich die Gewiſſensfreiheit; er verſichert, im Weſentlichen ſeien beide Confeſſionen der proteſtantiſchen Religion einig; nur vergißt er, dieſe weſentlichen Punkte hervorzuheben. Alles bleibt unbeſtimmt, lax, dehnbar, nebelhaft. Die Sybille hätte nicht zweideutiger und myſteriöſer ſprechen können. Merken läßt er aber doch, daß er diejenigen, welche die Differenz für weſentlich halten ſollten, als Leute betrachten würde, welchen der chriſtliche Sinn abgehe und die einen unreinen Nebengedanken hegen. Ueber den äußerlichen Cultus wird er noch keine Beſtimmungen treffen, ohne Zweifel um die zarten Gewiſſen nicht zu erſchrecken; ſeine Kabinetsordre iſt daher ein vollkommenes Muſter von Eklektizismus, Verſöhnung, Unterhandlung, als ob die Re-

ligionen mit ſich unterhandeln ließen! Dennoch verrieth ſich der Endzweck des Königs in der pathetiſch angeführten Bibelſtelle, welche eine Vereinigung Aller weiſſagt, alſo auch der Katholiken. Eine Heerde unter einem Hirten ſollte zu Stande kommen. Du ahneſt wohl, daß der gute König ſich ſelbſt die Rolle des einzigen Hirten der preußiſchen Seelen zudachte? Uebrigens befiehlt er ja dieſe Union nicht; nein doch! er giebt einfach das Beiſpiel mit ſeinem Hof und ſeiner Potsdamer Garniſon, deren Bekehrung er zum Voraus verkündet. In der That bekehrte ſich die Garniſon von Potsdam faſt unmittelbar nach dieſer Kabinetsordre. Sie war zu gut disciplinirt, um nicht die Religion zu verändern, wie ein Quartier. Uebrigens ging dieſe rührende Vereinigung des Hofs und der Garniſon zu einem Glauben, einer Liebe, einer Hoffnung auf folgende Weiſe in Erfüllung: Der nächſte Tagsbefehl an die Garniſon von Potsdam lautete dahin, daß, nachdem alle Geiſtlichen der beiden Confeſſionen dieſer Reſidenz ſich freiwillig, nach eigener Ueberzeugung vereinigt haben, um das heilige Abendmahl gemeinſchaftlich, nach dem urſprünglichen Gebrauch der Bibel, zu empfangen und auszutheilen, und ſofort nur eine evangeliſche Kirche zu bilden, das Abendmahl auf dieſe Weiſe erſtmals bei dem nächſten Reformationsfeſte in der Kirche werde gefeiert werden: von der Garniſonsgemeinde am 30. October um 7½ Uhr Morgens und am 31. von 9 — 11 Uhr; an dieſen beiden Tagen können 100 Soldaten communiciren. Die Grenadierbrigade werde am 31. Morgens 7 — 9 Uhr

daran Theil nehmen, und die Gardereiterei am 1. November um 7 Uhr.

Um dieſelbe Zeit wurde in Berlin ein Tempel für den neuen evangeliſchen Cultus geweiht. Auf Befehl des Königs hatten Deputationen von allen Corps der Garniſon und allen Militairinſtituten an der Ceremonie Theil zu nehmen. Am folgenden Tag fand die offizielle Feier der Vereinigung beider Confeſſionen in der älteſten Kirche von Berlin ſtatt. Der König, ſeine Familie, der Generalſtab ꝛc. waren gegenwärtig, und ſofort communicirten 63 Geiſtliche beider Confeſſionen, das Conſiſtorium, die Profeſſoren der Univerſität und der fünf Collegien ohne Unterſchied des Ceremoniels, und um dieſe rührende Verſchmelzung deſto mehr herauszuheben, wurde das Brod von einem lutheriſchen und der Becher von einem reformirten Pfarrer gereicht.

Allein damit hatte man zwar einige käufliche Hofgewiſſen und die an paſſiven Gehorſam gewöhnten Soldaten gewonnen, aber das Volk konnte ſich doch nicht ſo gar leicht zu einer offiziellen und offiziöſen Apoſtaſie bequemen. Der König von Preußen war daher genöthigt, wirkſamere Mittel zu ergreifen, um dieſe unwiſſenden Menſchen von der Göttlichkeit der unirten Kirche zu überzeugen. Sein allerhöchſtes Beiſpiel reichte nicht hin. Die aufrichtigen Proteſtanten, Reformirte und Lutheraner, hatten an der Kabinetsordre ſogleich Indifferenz und Skeptizismus herausgefunden. Die Reformirten ärgerten ſich an dem Kruzifix, den Altären, den Kerzen des neuen Cultus; die Lutheraner an der Zumuthung,

einige ihrer Dogmen zu ändern. „Wenn beide Symbole den gleichen Werth haben, ſagte ein lutheriſcher Pfarrer, ſo ſind beide nichts werth, weil ſie ſich widerſprechen.“ Die Lutheraner wurden deßhalb durch das Unionsprojekt lebhafter aufgeregt, als die Reformirten; ſie wehrten ſich dagegen. Die Regierung wagte noch nicht, Zwang anzulegen; ſie ließ jedem den Beitritt frei und erklärte nur, daß ſie zum Zwecke der Einheit eine gemeinſchaftliche Liturgie einführen wolle. Dieſe erſchien im Jahr 1821, wurde jedoch im Jahr 1822 umgearbeitet, unter dem Titel neue Agende veröffentlicht und kraft einer Kabinetsordre in der ganzen Armee eingeführt. Wie Du ſiehſt, iſt es immer die Armee, welche als Probierſtein und Sündenbock für alle dieſe Religionsveränderungen gebraucht wird, als ob ein preußiſcher Soldat kein Gewiſſen hätte, außer dem Willen ſeines Königs. Bald darauf wurde die neue Agende vom Conſiſtorium zur Verſendung an alle Geiſtliche mitgetheilt und dabei die Inſinuation gegeben, daß man es mit vieler Genugthuung hören würde, wenn die Pfarrer den Wunſch ausdrückten, dieſe Agende in ihren Sprengeln eingeführt zu ſehen. Ein gewaltiger Streit entſpann ſich darüber. Die Agende näherte ſich bedeutend dem Ritus der erſten Reformatoren, ſomit den katholiſchen Gebräuchen; das Nachtmahl dagegen wurde ganz reformirt gereicht. Um den Lutheranern einigermaßen nachzugeben, änderte man nochmals daran, 1824, und jetzt wurde den Geiſtlichen befohlen, ſich doch für oder dagegen auszuſprechen. Ein Jahr darauf erklärte der König mit Triumph,

daß von den 7782 protestantischen Kirchen seiner Staaten 5200 die revidirte Agende angenommen haben, und er nicht zweifle, daß auch die übrigen Geistlichen und Gemeinden, welche ohne Zweifel aus Unwissenheit und Mißverstand noch nicht beigetreten seien, dieselbe annehmen werden.

Von jetzt an ergriff man die überzeugendsten Maßregeln, um diese Unwissenheit und diesen Mißverstand zu zerstreuen, und den dissidirenden Geistlichen begreiflich zu machen, was das Bedürfniß der Zeit und die reine Absicht des Königs sei. Drei Kabinetsordern vom Jahr 1825 u. 1826 öffneten mehr und mehr die Verständnisse und sorgten dafür, daß die Schwachen und Wankenden nicht mehr abfielen und die Fügsamen belohnt würden. In Gemeinden, wo die Agende bereits angenommen war, durfte kein Geistlicher sie wieder verlassen. Was solche betrifft, wo sie noch nicht eingeführt worden, so sollten bei jeder Vacanz der Pfründe nur diejenigen Bewerber von Consistorien und Patronatsherrn zugelassen werden, welche sich für die neue Agende zum Voraus aussprächen; man fragte nämlich nur die Geistlichen; um die Ueberzeugung der Gemeinden selbst bekümmerte man sich nicht. Nachdem so, auf eine oder die andere Weise der großen Mehrzahl der Landsgemeinden und vielen Städtegemeinden die neue, drei Mal revidirte Agende aufgedrungen war, scheute sich der König, 1827, nicht mehr vor der Erklärung, daß er fest entschlossen sei, aller „Willkührlichkeit und Unordnung" im öffentlichen Gottesdienst ein Ende zu machen. Dahin hatte er im Lauf von zehn Jahren die protestantische Gewis-

fensfreiheit gebracht, daß er ſie Willkührlichkeit, Verwirrung ꝛc. ſchelten durfte! Im Jahr 1830 erfolgte noch eine ſtrengere Kabinetsordre; in ihr wurde beſtimmt, die Geiſtlichen ſollen darauf hinwirken, daß wenigſtens einmal in jeder Gemeinde beim Nachtmahl das Brod gebrochen würde (reformirter Ritus, der in den unirten evangeliſchen übergegangen war); ſobald dieß geſchehen, müſſe die Gemeinde die Agende, der ſie faktiſch beigetreten, förmlich annehmen. Auf dieſe Weiſe wurde zum Voraus der ſtillſchweigende und ſymboliſche Beitritt aller Reformirten, die nach ihrer Weiſe communicirten, vorausgeſetzt. Nebenbei wurde noch den Adminiſtrativbehörden inſinuirt, mit allen paſſenden Mitteln auf die Geiſtlichen der nicht unirten Gemeinden zu wirken. Aber jetzt gaben ſich Zeichen der Erbitterung unter dem Volke kund. Eine neue Hinterliſt wurde erfunden und durch ein Cirkularreſcript des Kultminiſters (1830) beſtimmt, daß bei der Anſtellung von Pfarrern in den Gemeinden, wo der König das Nominationsrecht habe, man nicht mehr auf die lutheriſche oder reformirte Confeſſion zu ſehen brauche und einer reformirten Gemeinde einen lutheriſchen, einer lutheriſchen einen reformirten Geiſtlichen ſchicken könne, obgleich ein Jeder das Recht habe, innerlich ſeinen Glauben zu behalten. Welche Conceſſion! Zugleich wurde den neuernannten Pfarrern empfohlen, die Gebräuche, die ſie in ihren Gemeinden antreffen würden, nicht feindlich zu berühren. Mit dieſem Miſchmaſch der Geiſtlichen hoffte man auch unter dem Volk einen Glaubensmiſchmaſch zu bewirken; aber damit verrieth man

eben jene religiöſe Indifferenz, welche der neuen Religion zu Grunde lag; man bezeugte beiden Confeſſionen die gleiche Verachtung; man ſetzte bei allen Geiſtlichen jeſuitiſche Reſervationen voraus, mit einem Wort, man ſtellte ſich über alle chriſtliche Ueberzeugung. Sofort ging den höheren Kirchenbeamten die Weiſung zu, dafür zu ſorgen, daß die unterſcheidenden Namen Lutheraner und Reformirte abgeſchafft, und das Beiwort evangeliſch dafür eingeführt würde. An Verführungsmitteln zur Beſtechung der Gewiſſen ließ man es nicht fehlen; auch gab man den Lutheranern noch einmal dahin nach, daß man das minder decente Brodbrechen mit der Austheilung von Hoſtien erſetzte. Der Model zur Hoſtienfabrikation wurde demgemäß herumgeſchickt, ungefähr wie die Form zu einem neuen Tſchako.

Nach der Julirevolution ließ der König von Preußen aus guten Gründen ſeine Reformation ein paar Jahre ruhen. Sobald aber die politiſche Gefahr vorüber, trat er mit ſtrengeren Maßregeln und ſogar mit Gewaltthätigkeiten ſein Bekehrungsgeſchäft wieder an. Ein erbitterter Krieg erhob ſich in den Provinzen, wo das Lutherthum tief eingewurzelt war, gegen jene Gemeinden, welche die Agende bis dahin zurückgewieſen hatten. An manchen Orten wurden die Agendenbücher in die Kirchen eingeſchmuggelt, und, um die Bewohner daran zu hindern, daß ſie ſogleich bei Entdeckung des Betrugs den Gottesdienſt verließen, mußten Gensdarmen an den Thoren wachen und Jedermann den Austritt wehren. In Folge eines ſolchen Gottesdienſtes war die Agende als

eingeführt betrachtet, und die Gemeinde, wollte ſie nicht als rebelliſch behandelt werden, mußte dabei ſtehen bleiben. Eine Menge von Pfarrern, welche ſich gegen Union und Agende ſträubten, wurden gewaltſam ihrer Stellen entſetzt; darüber brachen an vielen Orten Unruhen aus; die erzürnten Bauern ſetzten ſich zur Wehre und eine militairiſche Occupation war die Folge. Doch die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden unterdrückten die Stimme der Mißhandelten und jede Proteſtation der Preſſe.

In ſolcher Noth erinnerte ſich das Häuflein der gewiſſenhaften Reformirten und Lutheraner, welche ſich weder mit Liſt noch Gewalt ihren Glauben hatten nehmen laſſen, daß ihr Cultus ausdrücklich in den letzten europäiſchen Friedensſchlüſſen garantirt worden ſei; ſie hielten ſich daher für befugt beſondere, von dem offiziellen Kultus ſeparirte Kirchen zu bilden, die ihnen von der Regierung geſandten Geiſtlichen nicht anzuerkennen, und ſtatt derſelben ortodoxe zu wählen. Viele ſchleſiſche, pommeriſche, ſächſiſche märkiſche und poſen'ſche Lutheraner entzogen ſich dem öffentlichen Gottesdienſt ihrer mit Gewalt unirten und zur Agende gezwungenen Gemeinden und thaten ſich in beſonderen Kirchen zuſammen, deren Cultuskoſten ſie ſelbſt durch Collekten beſtritten. An der Spitze dieſer Diſſenters ſtanden natürlich ſolche Mitglieder der Geiſtlichkeit, welche wegen ihrer Verwerfung der Union und Agende abgeſetzt werden waren. Sie gingen in die Privathäuſer, tauften die Kinder, theilten die Sakramente aus und verrichteten den Gottesdienſt. Aber die Regierung,

welche die Friedensſchlüſſe anders auslegte, wollte ihnen dieſe Separation von der Staatskirche nicht geſtatten und verfuhr mit der äußerſten Strenge gegen die Diſſidenten, welche doch offenbar nur von ihrer Freiheit des Kultus Gebrauch machten. Die Zeit der erſten Chriſten ſchien zurückgekehrt nur mit dem Unterſchied, daß jetzt, ſtatt blutiger Hinrichtungen, unerſchwingliche Geldſtrafen gegen diejenigen verfügt wurden, welche dem König-Biſchof nicht opfern wollten. Oft ſperrte man ſie ein, und die Dauer der Kerkerſtrafe wuchs auf unverhältnißmäßige Weiſe bei Rückfällen. Wahrhaft herzergreifend iſt die Schilderung, welche ein Separatiſten-Pfarrer von dem Elend jener Bekenner entwirft, die mit den größten Opfern und Gefahren die geheime Ausübung ihres Cultus erkaufen mußten. Blutiger allerdings verfolgten die Revolutionäre von 1793 in Frankreich die katholiſchen Prieſter, aber aus politiſchem Fanatismus; bei der preußiſchen Regierung war es kalter, herzloſer Kalkul; ſie ſündigte unverzeihlich, denn ſie wußte wohl, was ſie that.

Indeſſen galt es, die öffentliche Meinung in Deutſchland abermals zu täuſchen und ſie mit ſchönen Worten und doppelſinnigen, ſchwulſtigen Phraſen zu beſtechen. Die religiöſen Maßregeln gegen die Altlutheraner mußten vertheidigt werden. Daher erſchien 1834 eine neue Kabinetsordre, worin, mittelſt Entſtellung der Thatſachen und prächtigen Verſicherungen, in einem myſtiſchen Karfunkelſtyl bewieſen werden ſollte, daß Agende und Union nicht einerlei ſeien. Der Beitritt zur Union bleibe dem freien Ermeſ-

sen überlassen, obwohl man durch denselben nicht einen Abfall von seinem bisherigen Bekenntniß mache, sondern nur einen Beweis von christlicher Mäßigung und Liebe ablege, der die Verschiedenheit einiger Lehren nicht beachtet. (Man tritt also in einen Glaubensbund, obgleich jedes einzelne Mitglied dieses Bundes ein oder das andere Dogma innerlich verwirft!) Die Agende aber sei nur eine Kirchendienstordnung, welche für jede evangelische Confession passe und möglichen Verwirrungen in den kirchlichen Gebräuchen abhelfe. Also müsse die Anmaßung Solcher, welche aus Abneigung gegen die Union auch der Agende sich widersetzen, ernstlich und nachdrücklich, als unstatthaft, zurückgewiesen werden. Somit sei die Agende in den nicht unirten Kirchen des Landes in der Hauptsache (kleine provinzielle Modifikationen ausgenommen) alsbald einzuführen. — Gewalt! — Der Grundzweck dieser Kabinetsordre war jedoch, kraft dieser Belehrung, die separatistischen Gemeinden von ihrem Irrwege abzubringen, und gehe es nicht durch Zureden und Ermahnungen, so soll es durch Verfolgung und Zwang geschehen; denn man könne durchaus nicht dulden, daß die Feinde der Union zugleich als Feinde der Agende auftreten.

Ich muß Dich noch einmal auf die ganze Hinterlist dieser Umgarnung der Gewissen aufmerksam machen. Die Regierung verkündigt einen Unions-Plan mit dem eingestandenen Zweck, den lutherischen und reformirten Cultus zu ver-

ſchmelzen, mit der Verſicherung, daß beide im Weſentlichen identiſch ſeien und nur dafür zu ſorgen hätten, eine übereinſtimmende äußerliche Form des Cultus einzurichten. Die lebhafteſte Oppoſition erhebt ſich wider dieſen Plan. Sogleich heuchelt die Regierung mit den ſchönſten Betheurungen, die Gewiſſen nicht zwingen zu wollen, als dringe ſie nicht darauf; ſie ſcheint den Gedanken einer octroirten Einheit in den Grundlagen der beiden Kulte aufzugeben. Kurz darauf erklärt ſie, nur einige Einheit in den Formen herſtellen zu wollen, und tritt mit ihrer neuen Liturgie unter dem Namen einer Agende auf. Dieſe geht aus mehrfachen Veränderungen immer lutheraniſirter hervor. Aber die Liſt ſcheitert; die Lutheraner erkennen, daß man unter dem Verwand, ihnen nur ein neues Formular zu geben, thatſächlich ihre Glaubenslehren antaſtet, mit einem Wort, daß die Agende den gleichen Zweck erreicht (wenn ſie angenommen wird), wie die Unien. Ohne Abſchwörung ihrer Symbole können ſie weder der Union, noch der Agende beiſtimmen. Das offenbart ſich am Deutlichſten bei der reformirten Austheilung des Nachtmahls. Auf dieſe Weiſe entlarvt, bemüht ſich die preußiſche Regierung in der kaum erwähnten Kabinetsordre einen Unterſchied zwiſchen der Agende und der Union aufzuſtellen, wiewohl es deutlich in die Augen ſprang, daß mit der einen, wie mit der andern ganz daſſelbe bezweckt wurde, die Verſchmelzung der beiden Confeſſionen. Gegen die Union durfte man ſich erklären, damit der König ſeine hohe Achtung vor der Gewiſſens-Freiheit

ausſprechen konnte; aber gegen die Agende nicht; und durch ſie feſſelte er ſeine Völker an ſein neues Symbol. Er ermordete die Glaubensfreiheit nicht, ſie hätte ja ſchreien können, aber er erſtickte ſie. Stellte ſich der Evangelismus in der Geſtalt der Union dar: ſo mochte man immerhin nicht beitreten; erſchien er aber unter der Form der Agende, ſo mußte er angenommen werden. Wer ſich zu dieſer Art von Apoſtaſie nicht hergab, der wurde als Rebell behandelt, weil er der Stimme ſeines warnenden Gewiſſens mehr glaubte, als den königlichen Verſicherungen; er wurde als ein Feind des kirchlichen Friedens, als Ränkeſpinner bezeichnet, der aus Abneigung gegen die Union die unſchuldige Agende antaſte, folglich die ſtrengſten Maßregeln verdiene.

Kraft der Kabinetsordre dieſes Inhalts mußte nun die Agende feierlichſt überall eingeführt werden, wo die Union nicht beſtand. Die Strenge gegen die ſogenannten Separatiſten wuchs von Tag zu Tag. Weil jedoch ein außerkirchlicher Gottesdienſt durch das Landrecht geſtattet war, ſo beſchränkte einige Wochen nachher eine weitere Kabinetsordre den Privat-Gottesdienſt auf die Mitglieder einer Familie. Jede Verſammlung zu gottesdienſtlichen Zwecken aber ſollte polizeilich geſprengt und beſtraft werden. Da es nun nicht genug altgläubige Pfarrer gab, um in jeder Familie Gottesdienſt zu halten, ſo blieb den ihrer Confeſſion getreuen Chriſten nur die Wahl der Uebung ihres Glaubens ganz zu entſagen, oder das neue Geſetz zu übertreten. Auf den erſten Uebertretungsfall waren ziemlich hohe Geldſtrafen

geſetzt, welche auf dem Verwaltungswege, ohne Rekurs an die Gerichte vollſtreckt wurden. Die Strafen erhöhten ſich progreſſiv bei jedem Rückfall auf enorme Weiſe. Die Inſolventen wurden nach dem Grundſatz: qui non habet in aere, luat in corpore, eingekerkert. Auch dagegen fand ein Rekurs an die Gerichte nicht Statt. Eigenthum und perſönliche Freiheit der Unterthanen lagen in der Willkühr der Adminiſtrativbehörden. Bald waren die Gefängniſſe mit armen lutheriſchen Bauern vollgepfropft.

Noch härter wurde gegen die Geiſtlichen verfahren, welche den Gottesdienſt in den geheimen Verſammlungen feierten und die Sakramente austheilten. Gleich das erſte Mal ſperrte man ſie in Gefängniſſe, führte ſie auf Feſtungen ab, oder verbannte ſie. Da die Laien ſich weigerten, dieſe Geiſtlichen zu denunciren, ſo wurden ſie, obgleich ſie ihre Mitſchuld bekannten, als Zeugnißverweigerer, wegen Widerſpenſtigkeit bis auf drei Jahre Gefängniß verurtheilt. Die oberſten Gerichtshöfe proteſtirten jedoch ſo energiſch gegen dieſe Verkehrung des ganzen Criminalrechts, daß nach 6 Monaten die Beſtimmung, daß Jemand klaſſiſcher Zeuge und Mitſchuldiger ſein ſolle, proviſoriſch ſuspendirt wurde.

Die Folge dieſer Verfolgungen, deren Details ich Dir, aus Mangel an Raum, nicht mittheile, ſo empörend ſie auch ſind, war eine bedeutende Auswanderung der Lutheraner in der ſchleſiſchen, pommeriſchen, ſächſiſchen und poſenſchen Provinz nach Amerika. Beſonders viel Aufſehen machte 1838 der Durchzug von 500 märkiſchen Lutheranern durch Berlin.

Sie wollten nach Auſtralien ſegeln. Der König, ſich demaskirt ſehend, richtete einen heuchleriſchen Hirtenbrief an die Armen, um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen. Aber die Lutheraner wußten, was ſie von den väterlichen Betheurungen des guten Hirten zu halten hätten, und zogen weiter. In London gingen ihnen die Mittel aus, und die meiſten dieſer Märtyrer verkümmerten in England. Aber die öffentliche Meinung Deutſchlands war durch ſolches Elend wegen Religions-Verfolgungen alarmirt. Damit der Fall nicht mehr vorkomme, wurde eine abermalige Cabinetsordre (Gott verzeihe mir's, daß ich dieſes Schandwort ſo oft ſchreibe!) beliebt. Sie beſtimmte, daß die Auswanderung verboten ſei, wenn der Familienvater nicht 215 Thaler und jedes andere Familienglied 109 Thaler baar hätte. Daß die Mehrzahl der Altgläubigen ſolche Mittel nicht beſäße, dafür war zum Voraus durch Geldſtrafen, Verhöre, Prozeſſe, Einſperrungen geſorgt. Die Eifrigſten hatte die Adminiſtrativ-Juſtiz bereits ruinirt.

So in die Enge getrieben, an die preußiſche Scholle mit ehernen Ketten gefeſſelt, machten die verzagenden Lutheraner einen letzten Verſuch in einer rührenden Vorſtellung an die Milde des Königs. Er antwortete ihnen hart und ſtolz, daß er Jedermann ſeine Gewiſſensfreiheit unverkümmert laſſe, Niemand für ſeine Ueberzeugung beſtrafe. Ihre Entgegnung, wie innig die Form der Gottesverehrung mit dem Inhalt der Dogmen zuſammenhänge, und daß der Cultus gleichfalls Sache des Gewiſſens ſei, ihre Berufung auf die wiederholten

Garantien der freien Ausübung ihrer kirchlichen Gebräuche durch mehrere Friedensſchlüſſe und die in Deutſchland geltenden Verträge, fand nicht einmal mehr eine Antwort. Das preußiſche Miniſterium verſchanzte ſich hinter ſeine Macht, erklärte einfach das Lutherthum für aufgehoben und gewährte dieſem dreihundertjährigen Cultus nicht einmal mehr das Recht, neben dem Evangelismus von 1817 zu exiſtiren. Das war das Ende vom Lied. Nur der König hat ein Gewiſſen, nur der König hat Rechte; in kirchlicher und politiſcher Beziehung iſt er das Volk. Schade nur, daß er nicht auch allein für das ganze Volk einen Magen hat!

Bei den Reformirten äußerte ſich geringerer, ja faſt kein Widerſtand gegen Union und Agende. Die Reformirten ſind von Haus aus rationaliſtiſcher; und ihnen wurde wenigſtens ihre Dogmatik belaſſen. Was die Ceremonien betrifft, alſo die Agende, ſo verſchonte man ſie mit dem Crucifix und den Kerzen auf dem Altar. Was lag an ſolchen Nebendingen, wenn ſie nur unirt waren? Außerdem verſprach man ihnen das Recht, wo es keine beſtimmten Patrone gebe, ihre Pfarrer ſelbſt zu wählen. Sie gingen in die Falle; und als ſie in dem Evangelismus feſt ſaßen, beſchränkte eine Verordnung dieſes Recht wieder auf diejenigen Gemeinden, welche es vorher ſchon beſeſſen hatten. In Cleve und Bergen erhob ſich einige Oppoſition gegen die aufgedrungenen Geiſtlichen; aber die Regierung und ihr Einfluß waren ſchon zu ſtark. Die Stimme der Beſchwerdeführer wurde erſtickt.

Der mächtigſte Hebel des preußiſchen Kabinets in dieſer Religionsveränderung war die Beſtechung der Geiſtlichkeit. Die Diener des Evangeliſmus genoſſen ſchon durch ihre Annahme deſſelben bedeutende Vortheile. Letztere wurden definitiv gemacht durch die Regulirung der Pfründen. Die Pfarrer der unirten Staatskirche ſollten fortan mindeſtens 400 Thlr. Einkünfte beziehen, die lutheriſchen und reformirten aber nur die Hälfte oder $^1/_{10}$ über die Hälfte. Zugleich bemächtigte ſich die Regierung des Unterrichts in der Bildung künftiger Theologen gänzlich. Auf evangeliſchen (unirten, ſtaatskirchlichen) Univerſitäten mußten ſie ſtudiren, wo man ſeit 1817 keinen Unterſchied zwiſchen lutheriſch und reformirt mehr machte. Das ergibt ſich aus dem theologiſchen Statut der Univerſität Bonn, in welchem zugleich ſymboliſche Concordienbücher verſprochen waren, die natürlich nicht erſchienen und nicht erſcheinen konnten, denn die unirten Lehrer hätten ſich ja mit den reformirten und lutheriſchen zuvor verſtändigen müſſen, — ein vergebliches Beginnen, dem die Geſchichte von Jahrhunderten das Urtheil ſpricht. Die Bonner Doktoren waren daher ſtatutenmäßig gehalten, nach einer Symbolik zu lehren, welche gar nicht exiſtirte. Das war ein unerhörtes, aber der Tyrannei würdiges Beginnen, Gehorſam für ein Nichts zu fordern. Welchen lebendigen und feſten Glauben mochten die in ſolchen Schulen erzogenen Leviten einſaugen! wie trefflich wurden ſie zum Widerſtand gegen Uebergriffe der weltlichen Gewalt herangebildet!

So erhob ſich auf den Trümmern der beiden Hauptbekenntniſſe der Reformation in Preußen die Baſtard-Religion des Evangelismus, wenn man dieſem auf die Gleichgültigkeit gegen jede Religion gegründeten Chaos, dieſem Miſchmaſch der entgegengeſetzteſten Glaubenslehren, der ſeine Monſtruoſität unter Formen aus allerlei Kulten verbirgt, überhaupt den Titel einer Religion beilegen darf. Der Evangelismus, oder um das Kind bei ſeinem rechten Namen zu nennen, die Religion Friedrich Wilhelms III., empfangen in dem Gehirn dieſes beſchränkten und fanatiſchen Königs, geboren in den Kaſernen, gewiegt und geſäugt von dem politiſchen Despotismus, angenommen von dem Serviliſmus und den Intereſſen, gewachſen und angeſchwollen mittelſt Verfolgungen, hat zum höchſten und letzten Reſultat in Preußen nichts Anders gehabt, als die Subſtituirung einer erniedrigenden und verknechtenden Kette an die Stelle des welterlöſenden Kreuzes. Statt der Einheit in der Religion hat dieſer Kultus die Einheit der Irreligioſität eingeführt, und die geringe Summe des ächten Glaubens in den beiden großen proteſtantiſchen Bekenntniſſen vollends zerſtört.

Bei einer religiöſen Feierlichkeit in dem Waiſenhauſe zu Berlin wurde das Kruzifix und die Büſte des Königs neben einander auf den Altar geſtellt und mit Kerzen beleuchtet, damit die Kinder lernen ſollen, daß ſie in gleicher Weiſe die gleich heiligen Embleme des für die Menſchheit geſtorbenen Meſſias und des lebenden Meſſias von Preußen zu verehren hätten. Im Colliſions-Fall aber, weil man

doch nicht zwei Herren zugleich dienen kann, ſollten ſie ſich an die Worte eines Berliner Conſiſtorialraths, ich meine der Engel heißt Großſchopf, erinnern, der da ſagte: „Wir glauben an unſern König, wir hoffen auf unſern König, und darum lieben wir unſern König!“ Deßhalb ſieht man auch auf vielen Kirchen Altpreußens, ſtatt des Kreuzes, den Adler prangen. Die geiſtige Gewalt wurde ganz in die weltliche verſchlungen; darum erhielten auch die evangeliſchen Tempel paſſend die gleiche Fahne, wie die Kaſernen.

In Preußen hatten ſomit die beiden proteſtantiſchen Sekten geende[illegible], wie ſie begonnen, mit Hingebung an die Fürſten. Nicht nur ohne Ruhm, ſogar ohne Geräuſch waren ſie dahingeſunken. Wie gewiſſe Inſekten, entſtand der Evangelismus aus ihren Leichnamen. Aber lebenskräftig iſt er nicht; und faſt ſcheint es, der neue König habe Luſt, ihn ſachte einſchlummern zu laſſen und eine neue Chimäre an deſſen Stelle zu ſetzen. Wir werden's ja erleben. Gehab' Dich wohl!

Fünfundzwanzigſter Brief.

So iſt es dem Proteſtantismus ergangen. Nun käme ich an den Katholicismus, mein Beſter! Du wirſt begierig darauf ſein, da Du ſelbſt Katholik biſt; Katholik, vielleicht ſchwach im Glauben, weil ſtark in der Philoſophie; aber deßhalb nur um ſo feſter an der Kirche hängend, weil ſie ein feſter Ankergrund iſt vor den daherbrauſenden Stürmen des weltlichen Despotismus, und die einzige politiſch organiſirte Macht, welche ein ideales Intereſſe repräſentirt.

Mit dem Katholicismus glaubte die preußiſche Regierung gerade in Betreff derjenigen Seite, welche Dir mit Recht ſo koſtbar und bewunderungswürdig ſcheint, gleichfalls in Bälde fertig zu werden. Man hatte ihn ja ſchon für halbtodt ausgeſchrien. In der That herrſchte ſelbſt bei einem großen Theil des katholiſchen Clerus in Deutſchland eine bedauernswerthe Lauigkeit und Laxität der Grundſätze, während der Reſtaurationsperiode. Aber die ſtille Oberfläche

täuſchte. Die katholiſche Kirche iſt ein unergründlicher Ocean, in dem ſich der unergründliche Himmel ſpiegelt; vergeblich und lächerlich ſind die Anſtrengungen derer, die ihn auszuſchöpfen verſuchen. Zu Berlin aber hielt man dieſen Ozean für einen preußiſchen Binnenſee, der ſich mit einiger Kunſt und Geduld in das unreine Bett der evangeliſchen Spree ableiten laſſen würde. Kaum aber hatten die uckermärkiſchen Staatspiloten dieſe Tantalus-Arbeit begonnen, als er in ſeinen Tiefen unruhig wurde, und, da die Feinde ſein dumpfes Murren nicht achteten, in majeſtätiſchem Zorne aufwogend ihre armſeligen Nachen an den Strand warf.

Gewöhnlich kennt man in Bezug auf die katholiſchen Verhältniſſe in Preußen nur diejenigen Begebenheiten, welche vor acht Jahren als ſchreiende Thatſachen ſich kundgaben; man datirt den Konflikt des Katholicismus mit dem Bo-Russismus erſt von der Kriſis deſſelben, dem Gewaltſchritt gegen die Biſchöfe von Köln und Poſen; aber wie geſagt, das war nur der Wendepunkt, der Uebergang von dem ſtillen Wahnſinn der preußiſchen Staatsmänner zur Raſerei, doch zugleich auch der fünfte Akt einer komiſch endenden Tragödie. Dieſe lauten Ereigniſſe darf ich als bekannt vorausſetzen und ſchnell darüber weggehen; ausführlicher aber muß ich von den Ränken, ſubtilen Gewaltthätigkeiten und Kunſtgriffen reden, womit man in Preußen den Katholicismus, nachdem er als mächtiger Beſtandtheil des neuen Reiches erfunden und daher einem allmähligen Verderbniß und Verderben geweiht worden war, zu untergraben geſucht hat.

So gerne man auch die Katholiken gleich in den Plan der religiöſen Union aufgenommen und dem einen preußiſchen Hirten eine Heerde zuſammengepfercht hätte: ſo bemerkte man dennoch, daß „der unglückliche Sektengeiſt“ noch zu tief in dieſer der Majorität faſt gleichen, kompakten Minorität eingewurzelt ſei. Auch die politiſchen Verhältniſſe und die geographiſche Lage der katholiſchen Hauptprovinz am Rhein geſtatteten keine offene Schritte. Der König mußte den Katholiken ſeinen Hintergedanken verbergen, um keinen Argwohn zu erregen. Indirekte Mittel und Wege wurden daher zuerſt gewählt. Er hatte zur Gewinnung von Seelen ſeine Beamten, ſeine Soldaten, den öffentlichen Unterricht, die Beſtechung der Prieſter, die geſetzgebende Allgewalt. Mittelſt ſeiner Beamten ſchuf er im Schooße bis dahin ausſchließlich katholiſcher Bevölkerungen proteſtantiſche Kolonien; er ſchwächte die Katholiken durch Spaltung und Verbreitung confeſſioneller Indifferenz. Mittelſt der Organiſation des Heeres bemächtigte er ſich der gegenwärtigen Generation; durch das Monopol des Unterrichts beherrſchte er die Gemüther der Jugend, welche er für die evangeliſchen Doktrinen vorbereiten ließ. Endlich gab er ſich der Hoffnung hin, daß wenn er die Hirten mit Unterdrückung und Geringſchätzung ſchlage, die Heerde bald zerſtreut ſein werde. Mit ſolchen und allerlei anderen Maßregeln geheimer und heuchleriſcher Verfolgung auf dem Adminiſtrativwege bemühte er ſich, die Katholiken durch Gleichgültigkeit und Beſtechung zu entnerven und die Liebe zu ihrem Kultus in den Gemüthern

auszulöſchen, damit die Intelligenzen an dieſem alten Stamme nur hängen ſollten, wie todtes Laub am Baume; ſo zwar, daß ſie beim erſten Anſtoß von Furcht oder Intereſſe von ihrem Glauben abfielen und verfaulend den öden und undankbaren Boden des Evangelismus düngten.

In den Rheinlanden ruhte die Hauptſtärke des Katholicismus. Wäre ſie dort gebrochen, ſo dachte man mit dem unglücklichen Poſen kurzen Prozeß zu machen; war doch der benachbarte ruſſiſche Wütherich glücklicher Weiſe gegen die katholiſche Kirche nicht minder feindlich geſinnt. In Schleſien ging es ohnehin leichten Kaufs.

Mit der Rheinprovinz alſo begann man die Operation.

Aber welche Mittel zur Schmälerung des katholiſchen Intereſſes wurden angewendet?

Ich habe Dir im Allgemeinen ſchon geantwortet; doch ich bin Dir ſpezielle Nachweiſungen ſchuldig. Dieſe Haupthebel waren:

1) Die Militair-Organiſation in ihren kirchlichen Bezügen.

Dieſe Organiſation datirt vom 12. Februar 1832 hat den Plan zur Grundlage, daß der paſſive Gehorſam des Soldaten unter der Fahne benützt werden ſolle zu einem der Regierung beliebigen Religions-Unterricht, und daß man mit gewiſſen Bevorzugungen den katholiſchen Soldaten von ſeiner Religion, d. h. der treuen und ernſten Anhänglichkeit an ſeine Kirche abſpenſtig machen müſſe.

Mit dem religiösen Unterricht beim preußischen Heer sind betraut: ein Feldprobst, neun Geistliche höhern Rangs, sechszehn Divisions-Prediger, ein Garnisons-Pfarrer für jede Stadt oder Festung, wo Militär liegt; endlich besondere Pfarrer für die Invaliden, die Cadetten und die Soldaten-Waisen. Du siehst, das ist eine ganze Hierarchie; aber kein einziger Platz kommt gesetzlich und offiziell einem katholischen Kleriker zu. Freilich war es unmöglich, auf einen Kultus keine Rücksicht zu nehmen, dem $^{5}/_{10}$, also schier die Hälfte, der preußischen Armee angehörten. Aber wie befriedigte man, neben diesem Luxus von evangelischen Geistlichen, die religiösen Bedürfnisse der Katholiken? Einer der ohnehin angestellten katholischen Lokalgeistlichen hat auf die Seelsorge für die betreffenden Soldaten der Garnison zu versehen. Aber das protestantische Consistorium wählt den dazu ausersehenen Mann; der Bischof der Diöcese hat nur die Bestätigung desselben. Liegt die Garnison in einer ganz protestantischen Stadt, wo kein sonstiger katholischer Gottesdienst gehalten wird, so muß sich das evangelische Consistorium mit dem katholischen Ordinariat verständigen, daß ein katholischer Priester zweimal des Jahrs dorthin geschickt werde, um die Messe zu lesen und die Sakramente zu spenden. Also besitzt in Friedenszeiten der katholische Theil des Heers keinen ständigen und besonderen Geistlichen. In der protestantischen Hälfte der Monarchie sind die katholischen Soldaten auf eine nur zweimalige Uebung ihres Kultus das ganze Jahr hindurch beschränkt; in der Zwischenzeit werden sie (ein-

mal des Jahres wenigſtens) in proteſtantiſche Kirchen commandirt. Noch mehr! während der Kathaſtrophe von 1837 wurde in den alten Provinzen den katholiſchen Soldaten ſogar die halbjährliche Seelſorge durch ſolche Wander-Prieſter nicht gewährt.

Nur in Kriegszeiten war den katholiſchen Soldaten ein beſonderer Kultus zugeſtanden. Warum? weil man die Nothwendigkeit fühlte, ſie einigermaßen zu berückſichtigen, bevor ſie ſich für dieſe Regierung todt ſchießen laſſen.

Ueber den Zwang, daß katholiſche Soldaten zur Anhörung proteſtantiſcher Predigten gezwungen werden, beſchwerten ſich neuerdings die Landtage von Weſtphalen und der Rheinprovinz. Dort wurde der Mißbrauch abgeſtellt, aber nicht in den übrigen Theilen der Monarchie.

Außerdem ſind die katholiſchen Offiziere und Soldaten mit Weib und Kind der kirchlichen Gerichtsbarkeit des proteſtantiſchen Garniſons-Pfarrers unterworfen. Die proteſtantiſche Gemeinde iſt alſo ihre eigentliche Gemeinde. Von dem evangeliſchen Pfarrer muß der Militär und ſeine Kinder die Erlaubniß z. B. zum Heirathen abholen. Der katholiſche Aushilfs-Prieſter hat deßhalb dem proteſtantiſchen Hauptpfarrer auf Verlangen jeden Augenblick und regelmäßig alle Jahre ſeine Kirchenbücher vorzulegen. Die Erlaubnißſcheine zu Miſchehen ertheilt dem katholiſchen Soldaten das evangeliſche Conſiſtorium. Vergeblich beſchwerten ſich darüber die betreffenden katholiſchen Prieſter. Der Präſident Bodelſchwing antwortete einfach: es könne nicht geduldet werden, daß ein Unter-

than ſich auf ſein Gewiſſen berufe. — Wenn zwei katholiſche Brautleute von einem proteſtantiſchen Pfarrer getraut werden wollen, ſo muß dieſer trauen, und die Ehe hat alle geſetzliche Gültigkeit. — Die Kinder aller gemiſchten Soldaten-Ehen müſſen proteſtantiſch getauft werden, ſei nun Mann oder die Frau proteſtantiſch. — Die Soldatenkinder alle werden proteſtantiſch unterrichtet, und dürfen von den Eltern dieſen Schulen nicht entzogen werden, ſogar wenn dieſe ſich bereit erklären, ihnen einen andern Unterricht ertheilen zu laſſen. — Die Schulmeiſter ernennt der Kriegsminiſter. Dieſe Anordnungen ſind um ſo ungerechter, als eine Menge von Stellen, z. B. die der Kopiſten, Huiſſiers, Dorfſchulzen, Einnehmer, Sekretäre, Buchhalter, Greffiers, Gensdarmen, Polizeidiener, Nachwächter u. ſ. w. regelmäßig nur an Soldaten ertheilt werden, die 9 — 12 Jahre als Unteroffiziere gedient haben. Der Katholik alſo, welcher auf einen ſolchen Platz aſpirirt, darf keine Hoffnung hegen, wenn er ſein und ſeiner Familie Gewiſſen nicht 12 Jahre durch Proteſtanten knechten läßt. Zudem wird ihm meiſt ein Proteſtant vorgezogen. Aus dieſen Gründen bleiben die katholiſchen Soldaten gewöhnlich nur die vorgeſchriebene Zeit unter der Fahne, und ſo geſchieht es, daß die meiſten Subaltern-Angeſtellten evangeliſcher Confeſſion ſind. Damit hatte die Regierung ihren Zweck erreicht, den ſie laut auszuſprechen ſich nicht getraute.

Deßgleichen docuren an den höheren Militärſchulen nur proteſtantiſche Profeſſoren, zumal die Geſchichte.

Aber am unerträglichſten iſt die Thatſache, daß in den

Militärwaiſenhäuſern alle Kinder zwangsweiſe im Proteſtantismus erzogen werden. Ebenſo exiſtirt in den Invaliden-Anſtalten kein katholiſcher Cultus. Das iſt Preußens Dank gegen diejenigen Katholiken, welche für dieſe undankbare Regierung gefallen, oder verſtümmelt worden ſind! Sterbend müſſen ſie ihre Waiſen dem Abfall preis geben und entbehren ſelbſt als Krüppel des Troſtes der Sakramente in ihren letzten Augenblicken.

Dieſe religiöſe Militär-Organiſation iſt ganz darauf berechnet, zum Abfall zu verleiten und gleichgültig zu machen. Aber der Stachel wendet ſich gegen den eignen Leib des Verderbers. Die Irreligioſität und Immoralität des preußiſchen Militärs hat die ſchrecklichſten Folgen. Anſteckende Seuchen, Elend in den Familien, Gewiſſenloſigkeit in der Verführung der Unſchuld und Proletarirung von unglücklichen Weſen ſind eine Landplage, die hauptſächlich von dem Militär, das ſeinen ſittlichen Gehalt verloren hat, auf die ganze Bevölkerung unſelig zurückwirkt. Wir wollen ſehen, was für Helden eine Monarchie, welche ihr Kriegsſyſtem auf die Indifferenz gegen das Heiligſte des Menſchen baut, in den nächſten europäiſchen Krieg ſchicken wird!

Ein Haupthebel gegen die katholiſche Kirche in Preuſſen iſt

2) Die Organiſation des öffentlichen Unterrichts.

In allen Staaten, ſelbſt in Republiken, wo die Regierungen einen Zweck verfolgen, welcher die vernünftige Frei-

heit der Individualität übermächtig beſchränkt, bemächtigen ſich dieſelben des Jugend-Unterrichts, als des nachhaltigſten Mittels, ein Volk zu gängeln. Preußen rühmt ſich und wird gerühmt wegen ſeines Schulſyſtems, kraft deſſen jedes Kind leſen und ſchreiben lernt; aber man bedenkt nicht, welche Opfer die armen Eltern in materieller, politiſcher und moraliſcher Beziehung für dieſes geringe Wiſſen zu bringen genöthigt ſind. Auch ſehe ich nicht ein, wozu ein Volk das Leſen und Schreiben braucht, wenn es ſich doch, Dank der Cenſur, ewig in dem abgeſchloſſenen Kreis der egoiſtiſchen Ideen des Gouvernements blind und ſervil herumtreiben ſoll; wenn es doch nichts leſen darf, als das endloſe Lob einer Zwingherrſchaft, deren Druck es fühlt. Wozu unterrichtet man eine Nation, als damit ſie ein richtiges Urtheil über ihre Verhältniſſe ſich bilden lerne? Wenn nun aber die Freiheit, ſeine Gedanken zu offenbaren, nicht exiſtirt, wenn Niemand nach ſeinem Gewiſſen und ſeiner Ueberzeugung ſchreiben kann: klingt es dann nicht wie Hohn, daß ſich die Regierung rühmt, ihr Volk könne leſen und ſchreiben? Denn verſetzt ſie dann ihr Volk nicht in die entſetzliche Lage des Tantalus? Sie hat den Unterthanen den Zutritt zu dem Fluß des Lebens, der ewig von dem Quell der menſchlichen Intelligenz ausſtrömt, möglich gemacht, aber ſie erlaubt ihnen nicht, die Lippen daran zu netzen, geſchweige den Durſt zu ſtillen. Preußen iſt das klaſſiſche Land der Cenſur-Düfteleien, Cenſuredikte und Cenſur-Bundesbeſchlüſſe. Schon darum hat es den Haß jedes gebildeten und rechtlichen Deutſchen verdient.

Doch wie komme ich von den Schulen auf die Censur? Gewiß vermöge des Contrast-Gesetzes.

In Preußen also muß jeder Vater sein Kind vom 3ten Lebensjahre an in die Primärschule schicken. Darauf wird bei Christen und Juden strenge gehalten. Es mag sein, daß der Ehrgeiz der Regierung nach dem Rufe strebt, eine aufgeklärte und aufklärende zu seyn. Aber ihre Aufklärung hat zum Endzweck die religiöse Aufklärung nach preußischer Manier. Das erkennt man an der Einrichtung der Normalschulen, worin die Lehrer für ihren Beruf gebildet werden. Solcher Normalschulen bestehen achtzehn rein evangelische, vier gemischte, für Katholiken und Protestanten neben einander, und nur sechs rein katholische. Es gibt ganze katholische Provinzen, die nicht eine Normalschule von ihrer Religion besitzen. So bestanden in Posen zwei gemischte (paritätische, simultane); die Regierung schuf sie in rein protestantische um. In Provinzen, wo die Protestanten nur in äußerst geringer Anzahl vorhanden sind, wie in Westphalen und am Rhein, besitzen sie doch ebensoviele Normalschulen, wie die Katholiken. Uebrigens brauche ich dieses unbillige, numerische Verhältniß nicht einmal hervorzuheben, denn in allen zusammen weht der protestantische Geist. Gewiß sind in den paritätischen Directoren und Hauptlehrer Protestanten. Die katholischen Zöglinge stehen in Betreff ihrer Religion zwar unter der Sorge des nächsten Orts-Geistlichen; aber werden die seltenen Lectionen des letzteren den Einfluß balanciren, welchen die tägliche und stündliche

Berührung mit den übrigen (protestantischen) Lehrern übt, den Jünglingen von 17 — 20 Jahren? Was die rein katholischen Normalschulen betrifft, so ernennt die Regierung ohne alle Rücksprache mit den Bischöfen die Directoren und ihre Gehülfen. Du kannst Dir denken, welcher Schlag von Katholiken auf solche Stellen gesetzt wird! Ich wage wenigstens zu behaupten, daß die in den Normalschulen gebildeten Lehrer theils ganz protestantisirt, theils als laue Katholiken herauskommen, und in dieser Richtung den Elementarunterricht der Volksschulen besorgen.

Die Privatanstalten zur Bildung von Schullehrern hängen von der Gründung des evangelischen Provinzial-Consistoriums ab und stehen ganz unter der Willkühr desselben.

Nachdem die Lehramtscandidaten auf diese Weise formirt sind, müssen sie eine Prüfung bestehen, und zwar von Examinatoren, die das Provinzial-Consistorium wählt. Allerdings schickt für den religiösen Theil der katholische Bischof seinen Commissär; der aber kann natürlich nur untersuchen, was der Candidat von der Religion weiß, nicht was er glaubt. Die Anstellungen hängen von der Regierung oder dem Patron ab. In Allen, wo der katholische Bischof gegen den zu Ernennenden Einwendung erhebt, entscheidet zwischen ihm und dem protestantischen Provinzial-Consistorium der protestantische Minister! Damit jedoch auch der angestellte Schulmeister, wie bei seiner Anstellung, so sein Lebenlang in absoluter Abhängigkeit von der Regierung gehalten sei, verfügte eine Kabinetsordre, daß er ohne Weiteres, wegen po-

litiſcher Doktrinen von dem Miniſter auf eine geringere Stelle verſetzt oder abgeſetzt werden könne; ja, das Conſiſtorium darf ihn jederzeit in die Normalſchule zurückſpedieren, damit er eine neue Methode erlerne! Welche Willkühr gegen Familienväter!

Kurz und gut, durch die Art der Bildung, der Prüfung, der Anſtellung, der Befugniß zur Beſtrafung der Elementarlehrer iſt dieſer ganze Stand in die völlige Abhängigkeit von der Regierung verſetzt. Er wird ſo herangezogen, daß er keinen Widerſtand leiſten will; wollte er aber, ſo iſt er ſo organiſirt, daß er nicht kann. Er muß den Kindern alle der Regierung beliebige Ideen und Glaubensſätze beibringen. Dem katholiſchen Biſchof iſt nur ein illuſoriſcher Einfluß vergönnt.

Aber katholiſche Schulen bleiben doch immer katholiſche Schulen; darum verminderte die Regierung die Anzahl derſelben nach Kräften, damit katholiſche Kinder nothgedrungen proteſtantiſche Schulen beſuchen müßten. Bedenke, Freund, in Preußen leben circa 9 Millionen Proteſtanten und circa 6 Millionen Katholiken; auf erſtere kommen 14,515 Schulen, auf letztere 5,580. Nach dem Verhältniß, wie die Proteſtanten mit Schulen begabt ſind, ſollten die Katholiken wenigſtens 9,000 haben.

Dieſe Diſpropertion tritt noch ſchreiender hervor in einzelnen Provinzen; in Poſen verhalten ſich die Proteſtanten zu den Katholiken wie 1 zu 8, und doch haben jene 561 Primärſchulen, dieſe nur 416. Im unterrheiniſchen Kreiſe,

wo Proteſtanten kaum $^1/_6$ der Bevölkerung ausmachen, kommt ihnen die Hälfte der Schulen zu.

Woher dieſe Ungleichheit? Daher, daß überall, wo Proteſtanten und Katholiken zuſammen wohnen, jene den Vorzug haben. Ich gebe Dir ein Beiſpiel; es befinden ſich 200 proteſtantiſche und 1200 katholiſche Einwohner in einem Dorfe. Eine Schule iſt zu errichten; die Einwohnerſchaft errichtet mit Anſtrengung aller Kräfte eine Schule; dieſe wird nun de jure proteſtantiſch; denn zuerſt muß eine proteſtantiſche Schule da ſeyn. Die Gemeinde hat damit ihre Mittel erſchöpft; folglich ſind fortan die Katholiken gezwungen, ihre Kinder in die proteſtantiſche Anſtalt, welche ſie größtentheils mit ihren Opfern errichten mußten, zu ſchicken. Der Unterricht beginnt und endigt mit einem Gebet, das, trotz aller Vorſicht, doch mehr oder minder evangeliſirend ſeyn und keine Spur von katholiſcher Färbung enthalten wird. Deßgleichen die religiöſen Geſänge in der Schule. Muß da nicht nothwendig eine Vermiſchung der Confeſſionen und hieraus ſpäter in den Jahren des Zweifels eine Gleichgültigkeit gegen alle entſtehen? Und iſt in der ganzen Einrichtung eine evangeliſch-preußiſche Propaganda zu verkennen?

Hier kann ich es nicht unterlaſſen, Dich auf eine weitere Gewaltthätigkeit aufmerkſam zu machen. Während die Katholiken kaum über die Hälfte von Schulen im Verhältniß zu der gleichen Anzahl von Proteſtanten beſitzen; während die Mittelzahl von proteſtantiſchen Kindern, welche die Schule beſuchen, ſich verhält, wie 401 zu 1000, die der katholiſchen

wie 325 zu 1000: ſo wurde dennoch den katholiſchen Geiſtlichen verboten, einem Kind, das die Schule nicht beſucht hätte, die Communion zu geben. Guter Gott! wenn nun arme Kinder auf entlegenen Höfen oder von katholiſchen Eltern, die ihre Kinder nicht in proteſtantiſche Schulen ſchicken mochten, zwar die Schule nicht beſuchten, aber doch die religiöſen Begriffe von ihren Eltern oder einem Geiſtlichen eingeſaugt hatten, ſo ſoll der Prieſter den Polizeidiener des Königs machen und die unſchuldigen excommuniciren. Wer excommunicirt in dieſem Fall? Wahrhaftig, der proteſtantiſche König! Heißt das Autonomie der Kirche? In Preußen übt man Polizei mit dem Sanctissimum! Freilich, die Lutheraner und Reformirten ſind noch ſchlimmer daran, denn für ſie gibt es gar keine abgeſonderte Schulen!

Der Sekundär-Unterricht liegt in denſelben Banden, wie der Elementarunterricht; nur daß die Miſchung der Zöglinge für die Katholiken darum noch unvortheilhafter iſt, weil, (die Religion ausgenommen) alle übrigen Disciplinen, z. B. die Geſchichte, vom proteſtantiſchen Standpunkt aus gelehrt werden. Die Privat-Anſtalten werden auf's Strengſte überwacht, damit keiner der Regierung mißfälligen Lehrer oder Lehren darin aufkommen können. Auch iſt die Erlaubniß zur Errichtung derſelben durch die Inſtruktion von 1839 äußerſt beſchränkt und prekär. Nur wo die öffentlichen Anſtalten nicht hinreichen, iſt ein Privatinſtitut zuläßig. Die Erlaubniß kann jedoch ohne Angabe der Gründe zurückgenommen, alſo das Inſtitut aufgehoben werden. — Die Anſtel-

lung der Lehrer an denſelben und die Grundzüge des Unterrichts müſſen ſich genau an die Normen der öffentlichen Anſtalten anſchließen.

Aeußerſt ſtrenge ſind gleichfalls die Vorſchriften in Betreff der Privatlehrer (-innen). Ihre Perſonen und ihr Unterricht ſtehen gleichſam fortwährend unter polizeilicher Aufſicht. Mit einem Wort, der Familien-Vater, welcher mit bedeutenden Opfern ſeine Kinder dem öffentlichen Erziehungs- und Unterrichts-Syſtem in Preußen entziehen will, iſt gehalten, juſt wieder ſolche Inſtitute und Perſonen zu wählen, welche der Regierung gefallen.

Natürlich iſt die Zahl der Sekundärſchulen und höheren Bildungs-Anſtalten ebenſo ungleich zu Gunſten der Evangeliſchen vertheilt, wie die der Primärſchulen.

Und was ſoll ich vollends von den Univerſitäten ſagen, deren politiſche Knechtung von Preußen ausging unter dem Vorwand derſelben Vergehen, wozu die preußiſche Regierung in den Zeiten ihres Unglückes Profeſſoren und Studenten ſelbſt angereizt hatte? Was im Jahr 1813 für Tugend galt, wurde von 1818 an zum Verbrechen geſtempelt. Preußen ſchickte auf ſeine Univerſitäten eine Art Spione mit ausgedachten Vollmachten, Commiſſäre genannt. Auswärtige Hochſchulen wurden theils ganz verboten, theils ihr Beſuch nur auf ſpezielles Anhalten geſtattet.

In religiöſer Beziehung bilden die Univerſitäten den Culminations-Punkt des confeſſionellen Unrechts. Von den ſechs Univerſitäten iſt keine einzige für die katholiſch-theo-

logiſche Facultät (mit Ausſchluß einer evangeliſchen) beſtimmt. Die philoſophiſchen Collegien ſind daher größtentheils proteſtantiſchen Lehrern anvertraut. Nur zwei derſelben ſind gemiſcht, d. h. mit einer katholiſch-theologiſchen und evangeliſch-theologiſchen Facultät zugleich verſehen. Man rühmte ſich kürzlich von Berlin aus einer enormen Toleranz und Großmuth, weil unter 50 Profeſſoren in Bonn 13 katholiſche ſeien. Iſt das nicht luſtig? Mitten in einer katholiſchen Provinz iſt ein Viertel der Profeſſoren katholiſch wegen der katholiſch-theologiſchen Facultät, die man freilich in Preußen gleichfalls mit Proteſtanten beſetzen könnte, weil ein geſchickter proteſtantiſcher Profeſſor auch die katholiſche Theologie losſhaben muß; unter jenen 13 Profeſſoren befinden ſich aber zwei Tanz-Meiſter, ein Reitlehrer und vier Lehrer der neuen Sprachen. Die katholiſch-theologiſche Facultät muß daher recht ſparſam beſetzt ſein. Nicht doch! ſie war vor Kurzem noch gar nicht beſetzt, denn die Hermeſianer ſind preußiſch-katholiſch. Die ächten Katholiken mußten ihren Abſchied nehmen. Wenn die Sachen ſich in dieſem Augenblick anders geſtaltet haben, ſo geſchah dieß nur, weil die Regierung in ihrer neulichen Verlegenheit an einer Seite losließ, um an der andern anzupacken.

Weitere Mittel zur Ausbreitung der Staats-Religion und Niederhaltung des Katholicismus ſind

3) Die Staatsdiener-Kolonien, die Beschränkung des katholischen Gottesdienstes und die gemischten Ehen.

Schlesien ist das klassische Land, wo die preußische Regierung am Augenfälligsten mit ihren Absichten hervortrat und am Grausamsten handelte. Dort bediente sie sich der Mischehen und der Bildung protestantischer Gemeinden mitten unter der katholischen Bevölkerung; und die gleichen Versuche machte sie hernach auch in dem Westen und Osten des Reichs. Ich habe Dir oben berichtet, wie sie zu Werk ging, um die Katholiken vom Staatsdienst zurückzuschrecken, damit die meisten Angestellten Protestanten sein mußten. Ein längerer freiwilliger Militärdienst in gewissen Graden hatte die Bevorzugung bei Candidaturen um eine Anstellung zur Folge. Da sich die Katholiken ihrer Religion wegen dennoch zurückgesetzt fanden und eine Gleichgültigkeit gegen dieselbe hätten an den Tag legen müssen, um zu reussiren, also größtentheils lieber ganz zurücktraten: so geschah es, daß ein wahres Heer evangelischer Beamten aus den evangelischen alten Provinzen in die katholischen und neuen Landestheile einzog. Sobald aber eine kleine Anzahl solcher Familien sich irgendwo angesiedelt hatte, befahl die Regierung, daß entweder auf Staats- oder auf Gemeindekosten ihnen eine Kirche und Schule neu errichtet, oder gar eine altkatholische Kirche ganz eingeräumt werde. Wo sich dieses nicht leicht ausführen ließ, da wan-

delte man die katholiſche Kirche in eine ſimultane (paritätiſche) um; die Katholiken mußten die ihrige mit den Evangeliſchen theilen.

Nicht ſo gewiſſensfreiheiteifrig untolerant verfuhr der König mit den Katholiken; ich könnte Dir mehrere Fälle namhaft machen, wo den Katholiken die Erbauung einer Kirche für ihren Glauben mit Härte abgeſchlagen wurde, obgleich ſie den Aufbau aus eigenen Mitteln beſtreiten wollten, damit die evangeliſche Schaafhürde eines Diſtrikts rein gehalten werde; deßgleichen Fälle, wo den Katholiken verboten wurde, für ihren Kultus ein beſonderes Lokal anzukaufen, und ſie nur die Erlaubniß erhielten, neunmal des Jahres ihren Gottesdienſt in einem gemietheten Saale zu feiern. So geriethen viele katholiſche Gemeinden, die zu arm waren, aus eigenen Mitteln Kirchen und Schulen zu reparieren und die Cultuskoſten zu beſtreiten, in Zerfall; ſie waren genöthigt, ihre Kinder in evangeliſche Schulen zu ſchicken und in manchen Fällen ſich evangeliſcher Pfarrer zu bedienen, welche die Proſelytenmacherei beſonders in den Hütten der Armen trieben.

Noch ärger und liſtiger verfuhr die Regierung in Betreff der gemiſchten Ehen. Das hungrige, altpreußiſche und evangeliſche Beamtenheer, welches über die neuen und katholiſchen Provinzen herfiel, ſuchte ſich die Töchter angeſehener und reicher Familien zur Ehe heraus. Da die Ehe in Deutſchland meiſt als Neigungsſache betrachtet wird, ſo hatten dieſe Glücksritter zunächſt nur die Aufgabe, die Einwilligung der

Frauenzimmer zu gewinnen. Da jedoch der Code Napoléon ernstere Bestimmungen enthält, so wurden diese, als unstatthaft, modificirt. Nicht einmal gegen die Erschleichung des Eheversprechens durch falsche Vorspiegelung von Standes- und Vermögens-Verhältnissen sollte mehr Einsprache gethan werden dürfen. Es war hinlänglich, daß die Behörde aussprach, die Papiere eines fremden Heirathslustigen seien nicht herbeizuschaffen. Item der Erfolg war, daß allmählig protestantische Kolonien aus dergleichen Verbindungen von evangelischen Angestellten und Ankömmlingen mit katholischen Mädchen entstanden. Und zwar auf folgende Art und Weise.

Der Code Napoléon bestimmt, daß die Kinder aus Mischehen in der Religion dem Geschlechte der Eltern zu folgen hätten. War es ein Sohn, so wurde er in dem Glauben des Vaters erzogen; die Tochter in dem Glauben der Mutter, wenn die Ehegatten nicht mit gegenseitiger Einwilligung alle ihre Kinder in dem gleichen Glauben nach ihrem Belieben aufzogen. Weil nun aber, bei der religiösen Indifferenz gar vieler evangelischen Väter, die katholische Confession die Oberhand gewann, was die Projekte des preußischen Kabinets durchkreuzte, so war schon 1803 für Schlesien und Polen dekretirt worden, daß die Kinder alle in der Confession des Vaters erzogen werden müßten. Allerdings wagte die preußische Regierung bei der Besitznahme der Rheinprovinz nicht, diese tyrannische Bestimmung dort sogleich einzuführen. Erst im Jahr 1825 wurde die katholische Praxis, daß die Geistlichen denjenigen gemischten Ehen, aus

welchen die Kinder nicht katholisch auferzogen werden sollten, nicht segnend anwohnen sollten, als ein Mißbrauch abolirt, und das Edikt von 1803 an deren Stelle gesetzt. Die Kinder mußten von nun an der Confession des Vaters folgen; aber die Väter in den Mischehen waren meistens Protestanten, wie kaum bemerkt. Auf eine Beschwerde der Katholiken, erwiderte der König, die Eltern können sich ja immerhin noch frei entscheiden über die Confessions-Wahl für ihre Kinder, wenn sie beide einig seien. Sobald jedoch ein Angestellter seine Kinder katholisch taufen ließ, wurde er von seinen Vorgesetzten darum angesehen, und einem höheren Beamten schrieb Friedrich Wilhelm III. deßhalb einen streng tadelnden Brief eigenhändig. Der Minister von Kamptz ging noch weiter; in einem geheimen Circular an die Behörden erklärte er sich dahin, daß es den Eltern nicht gestattet werden dürfe, einen andern Geistlichen zur Taufe ihrer Kinder zu berufen, als den der Confession des Vaters angehörigen. In zehn Fällen von neun war nun der Vater evangelisch. Eine andere Vorschrift besagte aber, daß anzunehmen sei, die Eltern haben sich über diejenige Confession für ihre Kinder vereinigt, in welcher letztere getauft werden. Betrachte diesen Pfiff genau, und Du hast mittelst zweier eingeschobenen Vordersätze als Resultat das Edikt von 1803. Vergeblich reklamirte der Erzbischof von Posen gegen dieses ungerechte Gesetz. Noch lebhafter zeigte sich der Widerspruch am Rhein. Der König wendete sich direkt an den heiligen Stuhl. Der Papst ging so weit er gehen konnte und gestattete den katho-

liſchen Prieſtern die paſſive Aſſiſtenz bei den Miſchehen. Der Erzbiſchof Spiegel von Köln aber ging ſo weit, daß er den Prieſtern die von dem Pabſt zur Pflicht gemachte Ermahnung an die Nupturienten, ihre Kinder in der katholiſchen Confeſſion zu erziehen, ganz erließ. Auch der Biſchof von Trier hatte ſich zu ſolchen Transaktionen von dem Ritter Bunſen verführen laſſen; aber auf dem Todtenbett ſchrieb er dem heiligen Vater einen reumüthigen Brief, worin er ihm die Ränke aufdeckte, mit welchen in Preußen ſein Breve eludirt wurde. Jetzt begann jener Noten-Wechſel zwiſchen der römiſchen Curie und dem Berliner Cabinet, deſſen Fruchtloſigkeit nach der Erwählung des Freiherrn Droſte v. Viſchering zum Erzbiſchof von Köln, die bekannte Kataſtrophe herbeiführte.

Ich ſollte Dir nun noch die religiöſe Geſetzgebung in Preußen und die Attentate auf die Unabhängigkeit, Autonomie der katholiſchen Kirche auseinanderſetzen. Aber ich bin in der That müde. Was könnte ich weiter anführen, als die Klagen, welche auch anderwärts verlauten? Uebermäßiger, ungerechter und verderblicher Einfluß der Regierung auf die Wahl der Biſchöfe durch die Kapitel; Beherrſchung des öffentlichen Unterrichts durch ihr Religions-Syſtem; Unterwerfung der Prieſter unter weltliche Gerichtsbarkeit in Dienſtſachen; Eingriffe in den Cultus mit forcirter Aufklärerei; Abtrennung der katholiſchen Biſchöfe von ihrem Oberhaupt durch verbotene oder erſchwerte Communication; Bildung des Clerus durch ſolche Lehrer, die der Re-

gierung zu Dienſten ſind; Annullirung des Rechts der Oberaufſicht und Direktion der Prieſter-Seminare, das den Biſchöfen zuſteht.

Die katholiſche Kirche verlor auf dieſe Weiſe mehr und mehr Boden, bis ſich ein muthiger Vorkämpfer fand, und die meiſten Katholiken, ſogar bisher laue, ihren Widerwillen gegen dieſe Knechtung und Corrumpirung der Gewiſſen laut ausſprachen. Alle Gewaltthätigkeiten nützten der preußiſchen Regierung nichts; im Gegentheil ſteigerten ſie die öffentliche Entrüſtung ſo ſehr, daß ſchon der verſtorbene König einigermaßen der katholiſchen Kirche nachgeben mußte; der jetzt regierende aber, wenn auch nicht in der Theorie, doch in der Praxis wirklich nachgegeben hat. Uebrigens geſchah, wie ich nunmehr eingeſehen habe, dieſe Nachgiebigkeit mit der reservatio mentalis, von der Gewalt ſofort zur Liſt überzugehen.

Wohl fühlend, daß es mit allen Tracaſſerien, allen Eingriffen, Beſchränkungen und Seelen-Abſpannungen doch niemals zu ſeinem Zwecke, die römiſch-katholiſche Kirche aus Preußen zu verdrängen, gelangen würde, brütete das Berliner Cabinet ſchon längere Zeit über einem umfaſſenden und entſcheidenden Plan, — dem Plan der Errichtung einer abgeſonderten deutſch-katholiſchen Kirche. Zur Vorbereitung der Gemüther und Sondirung der öffentlichen Meinung legte es denſelben in den ihm ergebenen norddeutſchen Blättern nieder und ließ laut verkündigen, daß bald eine den Bedürfniſſen des Jahrhunderts und der Aufklärung entſprechende Reform vorgenommen werden müſſe.

Man bezeichnete ſogar den Biſchof Seldnitzki von Breslau als den ſichtbaren Generalvikar des katholiſchen Preußenthums, deſſen zwar nicht unſichtbares, aber ungenanntes Oberhaupt der König von Preußen geworden wäre. Andere Religionsſtifter hatten ſich mit der Stiftung einer Religion begnügt; Friedrich Wilhelm III. beſann ſich auf zwei derſelben. Freilich war die zweite nur als Brücke zu der erſten berechnet. Die hannover'ſche Zeitung hat ſchon vor mehreren Jahren die hauptſächlichſten Dogmen des Neukatholicismus entworfen.

Jedermann, der an das Evangelium und die drei großen Symbole der Apoſtel von Nicäa und des Athanaſius glaube, ſollte zu der Kirche gehören, in welcher das Heil zu finden. Fortan wäre der Unterſchied zwiſchen den Konfeſſionen von keiner Bedeutung mehr. Die Unfehlbarkeit des Pabſtes hätte aufgehört; nur die Repräſentanten der Kirche genöſſen dieſes Vorrechts in ihren Ausſprüchen. Die Biſchöfe leiteten jeder ſeine Kirche ohne Controle; ſie konnten darin ſchalten und walten, wie ſie wollten; folglich auch das Cölibat abſchaffen, den Ritus, die Liturgie nach dem Bedürfniß und Wunſch ihrer Gläubigen ändern. Würde ſich der Pabſt widerſetzen, ſo ſollte ein allgemeines deutſches Concil verſammelt und ein deutſcher Patriarch gewählt werden.

Der Plan war fein angelegt; aber die Realiſirung ſtieß auf unzählige Schwierigkeiten. Aus welchen Elementen wollte man ein Concil bilden, dem der Pabſt hätte Folge leiſten müſſen? Alle katholiſchen Biſchöfe außer Seldnitzki hatten

ſich zurückgezogen, oder laut ihre Bewunderung für die Erzbiſchöfe von Köln und Poſen, Gefangene in Minden und Kolberg, erklärt. Friedrich Wilhelm III. entſagte nothgedrungen einem Plan, den ſelbſt Napoleon der Große nicht durchzuführen vermocht hatte, und ſtarb bald darauf.

Die katholiſche Kirche triumphirte, und der neue König zeigte ſich der Billigkeit nicht abgeneigt.

Aber ich bin feſt überzeugt, daß er auch in religiöſen Angelegenheiten ebenſo wenig die Macht haben wird, dem eingewurzelten Staats-Princip der Perfidie und Hinterliſt — ſelbſt wenn er es will — die Stirne zu bieten, als ihm dieß in politiſcher Beziehung gelang. Früher oder ſpäter werden Attentate auf die Autonomie, Einheit und Freiheit der katholiſchen Kirche wieder auftauchen; ſpäter oder früher wird das preußiſche Kabinet ſeinen Plan, auch die katholiſche Kirche dem Abſolutismus der weltlichen Gewalt zu unterwerfen, wieder hervorziehen.

Letzter Brief.

(Mehrere Monate ſpäter geſchrieben.)

Wenn ich ein Prophet wäre, ſo hätte ich nicht klarer vorherſagen können, was in Preußen ſeyn wird, als ich es aus den Prämiſſen ſeiner Geſchichte und der gegenwärtigen politiſchen Dispoſitionen und Machinationen der Staatslenker gethan habe. Jeden Tag erfüllt ſich eine meiner Behauptungen, jeden Tag geht eine weitere künſtlich aufgetriebene Saifenblaſe von Hoffnungen des Volks in ihr Nichts auf. Es ſind Komödien, die man für den Moment ſpielt, um wieder von ſich reden zu machen, um geſchwind einen Zweck zu erreichen, um der fremden Diplomatie eine Finte zu ſchlagen. So ſehe ich die Gerüchte einer bevorſtehenden Reichsverfaſſung an. Preußen möchte Oeſtreich im Schach halten, deſſen Einfluß im ſüdlichen Deutſchland kreuzen: Da kirrt es die guten Leute mit Ausſichten auf eine preußiſche Conſtitutionalität und, hohl mich der Teufel! ſogar, zum vierten Mal, mit ei-

ner neuen Religion! Wie ſehr es dem König mit einer Verfaſſung ernſt iſt, das beweiſt eine polizeiliche Verhaftung ohne Urtheil und Recht, welche kaum erſt wieder in der Rheinprovinz vorgenommen wurde, und die ebenſo unverſchämte, als nichtsſagende Antwort auf die Bitte des rheiniſchen Provinziallandtags, daß bei einer neuen Strafgeſetzordnung auf ihren code Napoléon Rückſicht genommen werden möchte. Der König will gefunden haben, die rheiniſchen Stände hätten ſich nicht gehörig beſonnen und ſo zu ſagen in den Tag hinein, ohne gehörige Approfondirung des Gegenſtandes, petitionirt! Nicht wahr, das iſt hübſch? die Stände bitten, und da man, Arges ſinnend, einer definitiven Antwort ausweichen will, ſo ſetzt man ſich, als Schulmeiſter Diony's auf den Katheder und replicirt: „Das Argumentlein war überhudelt."

„Das iſt, um's Haar ſich auszuraufen,
„Und an den Wänden hinaufzulaufen!"

So viel Schaamloſigkeit ſollte doch endlich die rheiniſchen Seelen ennuyiren, wie den rheiniſchen Waſſer-Poeten Niclas Becker, das Dekopiren auf einem Bureau ennuyirt und mit Hämerrhoiden geſegnet hat. Das iſt die Nemeſis für Gefälligkeiten, die Einer dem Berliner Hof erweiſt.

Allein noch luſtiger, als die conſtitutionellen Promeſſen, mitten unter der Handhabung eines umſichgreifenden perſiſchen Abſolutismus, iſt die theologiſch-kirchliche Farce, welche dieſer Bretter- und Couliſſen-König in Schneidemühl aufführen läßt, um dem Pabſt ein Schnippchen zu ſchlagen, und, wie

bemerkt, den öſtreichiſch-katholiſchen Einfluß durch einen proteſtantiſchen Berliner Pfiff in den ſanguiniſch leichtgläubigen deutſchen Köpfen zu balanciren.

Es iſt wahr, die katholiſche Sache hat nichts gewonnen durch die Ausſtellung des Trierer Rocks, und Arnoldi hätte aus Politik dieſen Eclat unterlaſſen können. Die Gläubigen, nämlich die Rockgläubigen, gehören ja ohnedieß ſchon mit Leib und Seele der katholiſchen Kirche an. Die Schwankenden aber, welche ſich durch die öffentliche Meinung imponiren laſſen, welche mit der Vernunft liebäugeln und ihr Ohr auch noch den Beweiſen des Gegners neigen, die hätten eben nicht auf eine ſo rauhe Prüfung geſetzt, denen hätte juſt in dem gegenwärtigen Moment nicht zugerufen werden ſollen: „ſelig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben!“ Dieſe ſtarke Zumuthung machte im Stillen Manchen ſtutzig, der die kräftige und imponirende Haltung des Katholicismus während der kaum vergangenen Kämpfe bewundert und deßhalb über allerlei unbehaglichen hocus pocus weggeſehen hätte. Wenn aber Jemand den Finger bietet, muß man nicht gleich die ganze Hand fordern; wenn Einer die katholiſche Kirche im Ganzen äſtimirt, muß man nicht gleich die letzte Verläugnung des Verſtandes von ihm prätendiren. Die Trierer Anmuthung nun gab dem ohne Zweifel von Berlin aus geſtachelten katholiſchen Prieſter Ronge die gewünſchte Veranlaſſung, einen Skandal anzufangen, der zunächſt gegen den heiligen Rock gerichtet war, ſofort aber zu einem Angriff auf die Tiare und die Einheit der katholiſchen Kirche ſelbſt, alſo zu neuer

Häreſie geſchickt benützt wurde. Auf die Achſeln Ronge's nämlich mußte ſich Czerski ſtellen, der die Schneidemühler katholiſch-deutſche Kirche ſtiftete, und damit anfing, das Cölibat an der eigenen Perſon aufzuheben und ſich ein Weib beizulegen. Ecce! ein neuer Reformator! ein zweiter Luther, der es wagt, mit der Weihe auf dem Kopf, ein Weib, ſein Weib zu beſchlafen! Dieſer Beiſchlaf führte einen Riß, ein Schisma der Schneidemühler Kirche mit der katholiſchen herbei. Czerski wurde excommunicirt, wie billig, und ſeine Gemeinde mit ihm. Aber (und hier wird die preußiſche Rolle wieder intereſſant) Friedrich Wilhelm IV. erklärt, er ſei proteſtantiſcher Fürſt und achte in dieſer Eigenſchaft die Gewiſſensfreiheit ſeiner Unterthanen. Schön gut! nur muß man nicht vergeſſen, daß er dieſe Gewiſſensfreiheit in den Altlutheranern und ſonſtigen proteſtantiſchen Sekten auch nicht geachtet hat, daß er die gewaltſame Unirung der proteſtantiſchen Confeſſionen und die Dragonnaden-Agende ſeines Vaters fortwährend aufrecht erhält. Man darf nicht außer Acht laſſen, daß er es der katholiſchen Kirche ſchuldig iſt, einen Abfall wenigſtens nicht zu begünſtigen; daß ihn niemand zwingen kann, die neue katholiſche Häreſie durch alle möglichen Mittel zu begünſtigen. Er handelt offenbar mala fide. Noch mehr! von Preußen aus iſt bereits der neue Anſtoß zu einer Reformation der katholiſchen Kirche ergangen. Alle Zeitungen wimmeln von Vorſchlägen, in welcher Art dieſe Verbeſſerung an Haupt und Gliedern durchgeführt werden ſolle. Ein aſcetiſcher Packer bei der Conſtanzer Duane

erklärt in ſeinen „Seeblättern“, mit einer deutſch-katholiſchen Kirche ohne den Pabſt ſei es nichts; man müſſe total reformiren, oder wenn dieß nicht gehe, eine allgemeine chriſtliche Kirche machen. — Kurz, jeder unausführbare Unſinn wird dem Publikum aufgetiſcht, und die einfältigen Proteſtanten wähnen ſich bereits wieder in das 16. Jahrhundert zurückverſetzt, und jetzt gelte es endlich, die ganze katholiſche Welt zu reformiren. Wozu der Spuk? Warum provocirt und duldet das ſtabile Preußen dieß alles? Natürlich aus politiſchen Zwecken. Zuvörderſt will der gegenwärtige König den ſchimpflichen Frieden, welchen er gleich nach ſeinem Regierungs-Antritt mit der Curie geſchloſſen, in Vergeſſenheit bringen; da er einſah, daß der Kampf von vorn, König gegen Pabſt, nicht ſehr erſprießlich für ihn ausfallen dürfte, ſo packt er jetzt von hinten an, oder vielmehr er ſchickt dem Löwen der Kirche eine Maſſe fläſſender Schweißhunde auf den Leib, die zwar ſämmtlich mit einer leichten Schweifbewegung wieder abzuſchütteln ſind, den Löwen aber dennoch etwas hinhalten und geniren. Mittlerweile läßt ſich unterhandeln, intriguiren, kabaliren, renommiren und wenigſtens der öffentlichen Meinung wieder einen günſtigen Eindruck für ſich abliſten. Aber Amen! Amen! ich ſage Dir, dieſe ganze geiſtliche Geſchichte wird ausgeblaſen, wie ein Licht, ſobald Preußen ſeine Privatzwecke durchgeſetzt und ſich mit Rom und Oeſtreich vortheilhaft verſtändigt hat Die wachſende Macht Roms in Deutſchland und Oeſtreichs überwiegender Einfluß in den katholiſchen Staaten deſſelben war den ehrgeizigen Märkern ein Dorn im Auge;

man mußte dem Katholicismus im eigenen Schooße eine Diverſion machen, deßhalb wurde die Häreſie zu Hilfe gerufen und begünſtigt. Es war aber nur ein in einem Hexenkeſſel gebrautes Gewitterchen, das ohne Nachhalt verſauſen muß, ſobald die wahren Urheber kein Intereſſe an dem Getöſe mehr finden. Bald wird die Welt vernehmen, daß Preußen keine unabſehbare Gährung der Geiſter und Gewiſſen beabſichtigte, ſondern nur eine evangeliſche Duldung bewies. Den Damm aber gegen die Ausbreitung der neuen haltloſen Sekte wird es bei nächſter Gelegenheit ſelbſt aufführen. Ronge, Czerski, Schneidemühl, deutſch-katholiſche Kirche ſind Mittel zum Zweck. Haben ſie geleiſtet, was ſie ſollten, ſo wird man ſie als überflüſſige Werkzeuge bei Seite legen. Wenn ein freier Dichter einmal dieſe Regierung dramatiſch behandelt, ſo gibt das einen ſchönen Stoff zu der Comödie: „Die gepreßten Gewiſſen.“

Und jetzt behüt' Dich Gott, mein Junge! Fahr' wohl, und ſei im Denken, Reden und Handeln allzeit eingedenk unſerer alten Loſung: Frei und treu!

Nachrede.

Geschrieben am 7. Juni 1845.

An üblen Nachreden wird es diesem Buche sicherlich nicht fehlen, deßhalb gestattet mir, meine Freunde, ihm eine gute zu halten, eine Art von Rede, wie ich sie zu halten sonst nicht gewohnt bin, gleichsam eine oratio pro domo.

Der Druck dieser Schrift ist ungebührlich lange verzögert worden. Es ist aber gut so, denn ich gewann dadurch Zeit, noch eine nagelneue preußische Großthat in selber zu verzeichnen: Die Verjagung Itzsteins und Heckers aus Sandjerusalem und allen Borussenlanden. Gewiß, diese brutale, allerhöchst befohlene Polizeiflegelei ist ein herrliches Präludium zu dem angekündigten P[illegible]spiel: „Eine preußische Ver-

faſſung." Das conſtitutionelle Deutſchland wird dieſe Schmach ruhig hinnehmen, das verſteht ſich von ſelbſt, aber ſie iſt deſſenungeachtet im Stande, der ohnehin ſeit 1841 an der galloppirenden Schwindſucht laborirenden Boruſſemanie den Todesſtoß beizubringen. Hier hat ſich einmal die preußiſche Staatsraiſon in ihrer ganzen Glorie enthüllt und dieſer direkt gegen die Tendenz der Zeit gerichtete Akt ſchnödeſter Willkür iſt mir ſo recht gelegen gekommen, um das Siegel auf mein „enthülltes Preußen" zu drücken.

Wie es dieſem Buche ergehen wird?

Man wird es leſen, ſich im Stillen daran erfreuen, es öffentlich desavouiren — ganz die Art deutſcher Redlichkeit — es von Seiten der Gewalt verfolgen und, da dieſes nicht ausreicht, verleumden und von Seiten der feigherzigen, meiſt in den Händen junkerlicher oder jüdiſcher Cliquen ſich befindenden Preſſe ignoriren — ganz ſo, wie es meinem „Würtemberg im Jahre 1844" ergangen iſt, nur daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen kein Wilhlm I. von Würtemberg iſt.

Aber widerlegen wird man das vorliegende Buch eben so wenig können, wie das vorhin genannte. *)

Warum ich abermals unterlasse, mein Buch mit meinem Namen zu unterzeichnen, und meine Worte mit meiner Person zu vertreten, wie es doch vordem meine Art und Weise gewesen?

Diese Frage halte ich euch, meine Freunde, zu gute, weil ihr in einem freien Lande lebt; in Deutschland wird sie Niemand an mich richten. Etwas Anderes ist es, Angesichts einer Nation, wie die französische und englische, gegen die Gewalt Opposition zu machen, etwas Anderes, Angesichts

---

*) Vor einigen Tagen ist eine Brochüre „Würtemberg im Jahre 1845" erschienen, welche eine Widerlegung meiner Schrift über Würtemberg verspricht, aber keineswegs liefert, sondern auf die nämlichen Resultate kommt, wie ich, und nur das, was ich kurz und schneidend sagte, in diplomatischen Nebel und Krimskrams verhüllt. Ich habe deßwegen gegen den Verfasser nicht zu polemisiren, und finde es nur gemein, daß er, um die Vorrede seiner Brochüre zu schreiben, ein in Stuttgart unter dem vielversprechenden Sobriquet „Urschwein" bekanntes Subjekt anwarb, wahrscheinlich in der Absicht, seinen Styl von vorneherein zu verheimlichen. Daß mich besagtes Subjekt, welches in den stuttgarter Gossen heimischer ist, als in der Publicistik, mit Schimpfwörtern überfudelte, welche sehr nach Bier- und Branntweinkneipen riechen, ist nicht verwunderlich. Doch genug von diesem ekelhaften Zeug!

des in die Eſelshaut der Indifferenz und Feigheit ſiebenfach eingewickelten deutſchen Michels der Gewalt die Wahrheit zu ſagen. Wer dort für Freiheit und Recht öffentlich plaidirt, der hat das machtvolle politiſche Bewußtſein und Rechtsgefühl eines ganzen Volkes für ſich, wer aber in Deutſchland *entſchieden* für die gute Sache ſtreitet, der ſteht völlig hülflos da, während die Maſſe der Spießbürger in ſtumpfer Gleichgültigkeit zuſieht, die ſogenannten Liberalen, wenn es hoch kommt, mitleidig die Achſeln zucken, der Beamtentroß ſchadenfroh grinst und das eigentliche Volk gar Nichts von der Sache erfährt. Nein, meine Freunde, man braucht ſich nicht erſt gefliſſentlich zum Märtyrer zu machen, man kann es, leider Gottes! ohnehin werden.

Ich hätte hier gute Gelegenheit, mich weitläufiger, als ich es im Schlußwort der 2ten Auflage von „Würtemberg im Jahre 1844“ gethan, über die Verläſterungen, welche dieſer Schrift widerfahren, auszulaſſen. Aber wozu das? Erſtlich haben die ſerviliſtiſchen Verketzerungen mich herzlich lachen gemacht — denn ſagt, iſt es nicht ſpaßhaft, wenn ein

Regierungsjournal mein Buch ein Produkt des ultramontanen Fanatismus nannte und das weitverbreitetste Organ der ultramontanen Richtung sogleich hinterher über mich äußerte, ich ginge Allem, was Religion heiße, auf tausend Schritt weit aus dem Wege? — und zweitens geziemt einem freien Manne gegenüber verknechteten Lakaienseelen nur das Gefühl der Verachtung und selbstbewußten Stolzes.

Geboren und erzogen inmitten des Volkes, seine Noth kennend, seine Leiden mitfühlend, habe ich, frühe zur Selbstständigkeit gehärtet, mir gelobt, so lange mein Herz schlagen wird, so lange mein Geist denken und meine Hand die Feder führen kann, der Anwalt zu sein der Armen gegen die Reichen, der Sprecher der Unterdrückten gegen die Unterdrücker — so wahr Gott mir helfe! Soweit meine schwache Kraft es vermochte, habe ich — ich darf es sagen und ihr, meine Freunde, könnt es bezeugen — in Lied, Roman, Literarhistorie, Volksschrift, Satyre und Publicistik dieses Gelübde redlich zu erfüllen gestrebt, allzeit und überall geleitet von der Einen, großen, göttlichen Idee, von der Idee der Gerech-

tigkeit. Gehoben und getragen von dieſem Bewußtſein, bin ich getroſt, und wenn auf meinem Pfade Verleumdung, Verketzerung und Haß mir entgegentreten, ſo wiederhole ich ſtill bei mir den Ausſpruch des tiefſinnigſten Dichters unſerer Zeit:

Wenn du's ſo weit bringſt, daß du Feinde haſt,
Dann lob' ich dich; weil noch nicht Alle gut ſind.
Wenn du es auch verſchweigſt, doch ſchäme dich
Nicht, daß du Feinde haſt — wer Feinde nicht
Ertragen kann, iſt keines Freundes werth.
Dir müſſen Feind ſein, die die Knechtſchaft wollen!
Dir müſſen Feind ſein, die die Wahrheit fürchten!
Dir müſſen Feind ſein, die das Recht verdrehen!
Dir müſſen Feind ſein, die von Ehre weichen!
Dir müſſen Feind ſein, die nicht Freunde haben!
Dir müſſen Feind ſein, die nicht Feinde haben,
Weil, um für ſich Verzeihung zu gewinnen,
Die Welt zu leicht verzeiht. Dir müſſen Feind ſein,
Für welche du nicht Freund biſt. Stark ertrage
Der Schlechten Feindſchaft; ſie iſt ſchwach und nichtig

Druckfehler.

Seite	8,	Zeile	7	v. u.	statt „freiherzige“ „frigherzige“
-	60,	-	2	v. o	streiche das Komma.
-	60,	-	7	v. u.	statt „dem“ „den“.
-	63,	-	7	v. u.	- „deß“ „der“.
-	80,	-	3	v. u.	- „einen“ „einem“.
-	81,	-	5	v. o.	- „Constitution“ „Constitutionen“.
-	83,	-	9	v. o	- „auß“ „nur“.
-	91,	-	15	v. o.	- „deutschen“ „Deutschen“.
-	91,	-	3	v. u.	- „moralische“ „moralische“
-	106,	-	13	v. o	nach „1814“ setze das Wort „spielte“.
-	106,	-	1	v u.	statt „mit“ „von“.
-	119,	-	4	v. u.	- „Frage“ „Farce“.
-	124,	-	4	v. o.	- „einfach“ „einfach“.
-	126,	-	5	v. o.	- „der Adel“ „den Adel“.
-	130,	-	7	v. u.	- „Duanen“ „Douanen“.
-	146,	-	12	v. u.	- „Schulderhebung“ „Schilderhebung“.
-	156,	-	3	v. o.	- „fräten“ „später“.
-	168,	-	7	v. o.	- „Thathsachen“ „Thatsachen“.
-	175,	-	2	v. o.	- „Denkmahl“ „Denkmal“.
-	184,	-	9	v. u.	- „in der Mitte“ „der Mitte“.
-	190,	-	7	v. u.	- „nicht“ „einst“.
-	203,	-	11	v. o.	- „mit Ihren“ „Ihren“.
-	211,	-	2	v. o.	- „ungefärdet“ „ungefährdet“.
-	216,	-	11	v. u.	nach „Tröster“ setze ein Komma.
-	224,	-	1	v. o.	statt „gezt“ „jetzt“.
-	225,	-	13	v. u.	- „desselben“ „derselben“.
-	232,	-	2	v. o.	streiche das Komma nach dem Wort „Vortheile“.
-	232,	-	7	v. u.	statt „wird“ „ist“.
-	234,	-	1	v. o.	streiche das Komma nach dem Wort „Töchter“.
-	238,	-	3	v. u.	streiche das Komma nach dem Wort „Glossarium“.

Seite 246, Zeile 12 v. u. nach dem Wort „Decoration“ ſetze ein Komma.

- 248, - 4 v. u. ſtatt „Begünſtigten“ „begünſtigten“.
- 253, - 10 v. o. - „politiſchen“ „polniſchen“.
- 263, - 2 v. o. - „Minimus“ „Minimum“.
- 274, - 10 v. u. - „Büraliſten“ „Bureauliſten“.
- 276, - 5 v. o. - „proſtituiren“ „repräſentiren“.
- 280, - 2 v. u. - „hätten“ „hätte“.
- 282, - 1 v. o. nach dem Worte „Freude“ ſetze ein Komma.
- 289, - 1 v. u. nach dem Worte „anderthalb“ ſchalte „tauſend“ ein.
- 289, - 7 v. u. ſtatt „Budget“ „Budget“.
- 306, - 6 v. u. - „preußiſchen“ „preußiſchen“.
- 310, - 9 v. o. nach der Ziffer „1819“ ſtreiche das Komma.

Geschichte

der

...utschen Frauen.

1206.

Geſchichte

der

Deutſchen Frauen.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Dr. Johannes Scherr.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1860.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

[illegible]

Vorwort.

Da jedes Buch seine Rechtfertigung in sich selbst tragen muß, gebe ich dem vorliegenden nur wenige Bemerkungen mit auf den Weg.

Dasselbe bringt eine Geschichte des deutschen Frauenlebens, wie es in und mit den verschiedenen Entwickelungsphasen der Geschichte unseres Landes sich gestaltet hat. Was Weinhold in seiner Schrift „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter" für eine einzelne Periode leistete, habe ich für den ganzen Umfang des Gegenstandes zu leisten versucht. Mein Buch zerfällt demnach in drei große Abschnitte: Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Unter ersterem verstehe ich die Zeit vom Aufdämmern der deutschen Geschichte bis zur Epoche Karl's des Großen; unter dem zweiten die Periode, welche mit dem karlingischen Reichsbau anhebt und mit dem geistigen und sittlichen Verfall der romantischen Weltanschauung im 15. Jahrhundert endigt. Hiezu sei mit Betonung angemerkt, daß ich Geschichte schrieb und daß demnach von einer Verherrlichung der sogenannten „guten, alten, frommen Zeit" keine Rede sein konnte. Männer von aufrichtiger Vaterlandsliebe überlassen solche Falschmünzerei billig un-

wissenden Phantasten oder gemeindenkenden Speculanten. Daß mit der Reformation wirklich eine „neue Zeit“ für Deutschland angebrochen, bedarf wohl keines Nachweises mehr und ist also die Ueberschrift des dritten Abschnitts eine berechtigte.

Ich darf sagen, daß ich mich keine Mühe verdrießen ließ, zu den Quellen selbst hinabzusteigen, um daraus das Material meines Gegenstandes zu schöpfen. Leider haben persönliche und örtliche Verhältnisse mir verwehrt, dies in noch weiterem Umfange zu thun, als geschehen ist. Zum Glück bot mir die hiesige Bürgerbibliothek — ein Institut, wie sich dessen kaum irgend eine zweite Stadt gleicher Größe zu rühmen haben dürfte — namentlich für das 16. und 17. Jahrhundert ausreichende literarische Hülfsmittel. Ich unterlasse bei dieser Gelegenheit nicht, der seit Jahren freundschaftlich und unermüdlich mir bewährten Gefälligkeit des Herrn Stadtbibliothekars G. Steiner dankbar zu gedenken.

Selbstverständlich waren in einer Geschichte der deutschen Frauenwelt häufig Verhältnisse zu berühren, deren Betrachtung nicht für das unreife Alter taugt. Um so weniger, da dem Kulturcharakter der verschiedenen Zeitalter sein volles geschichtliches Recht nur widerfährt, wenn man sich nicht scheut, sie, wo nöthig, in ihrer eigenen Ausdrucksweise reden zu lassen. Von allen Musen bedarf die der Sittengeschichte des muthigsten Auges. Sie muß es energisch offen halten, wo ihre Schwestern erröthend die Wimpern senken. Aber sie besitzt zugleich auch den strengsten Mund und den Offenbarungen desselben können nur grundverdorbene Gemüther

unlautere Anregungen entnehmen. Vielleicht iſt dieſe Hindeutung ganz überflüſſig. Sie wäre es gewiß, lebten wir nicht in einer Zeit, wo die religiöſe, politiſche und literariſche Heuchelei gewinnbringender iſt als jemals.

Sei es ſo, ich beneide ſie nicht um ihre Erfolge. Es muß und wird ſtets Menſchen geben, denen das Bewußtſein redlichen Strebens die Kraft verleiht, die Ungunſt des Glückes zu ertragen. Ich bin zum Heucheln nicht gemacht. Auch ſchmeicheln kann ich nicht, — nicht einmal den Frauen. Selbſt der geliebten Mutter Germania nicht, obgleich es noch am verzeihlichſten wäre, dem Unglück zu ſchmeicheln. Frauen, welche dieſes Buch zur Hand nehmen, werden demnach darin keine Schmeichelei finden, wohl aber Wahrheit und Gerechtigkeit.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich mit Hingebung auf dem Felde der vaterländiſchen Kultur- und Sittengeſchichte gearbeitet. Es ſchien mir dies für einen Mann, welcher die Macaulay'ſche Anſicht über die Nichtigkeit der Illuſionen einer emigrirten Partei theilte, bevor der berühmte Hiſtoriker ſie ausſprach, eine nicht unwürdige Weiſe, ſeiner Pflicht gegen das Vaterland zu genügen, ſoweit das Maaß ſeiner Kräfte reichte. Möge daher auch dieſer neue Verſuch, an dem allſeitigen Aufbau einer deutſchen Nationalgeſchichte beſcheiden mitzuwirken, daheim einige Beachtung und Theilnahme finden!

Winterthur, im September 1859.

Dr. J. Scherr.

Bei Otto Wigand, Verlagsbuchhändler in Leipzig, ist erschienen:

Geschichte
deutscher Cultur und Sitte.
Von
Dr. Johannes Scherr.
Zweite umgearb. und verbesserte Auflage.
gr. 8. Preis 2 Thlr.

Geschichte der Religion.
Von
Dr. Johannes Scherr.
Sechs Bücher in 3 Theilen oder 9 Lieferg.
gr. 8. Preis a Liefg. 10 Ngr.

Geschichte
der
Englischen Literatur.
Von
Dr. Johannes Scherr.
gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte
der
Deutschen Literatur.
Von
Dr. Johannes Scherr.
Zweite, durchgesehene und verbesserte Aufl.
Mit 50 Portraits
gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichterhöfe.
Von
Dr. Johannes Scherr.
16. Schön geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dichterfürsten.
Von
Dr. Johannes Scherr.
16. Schön geb. 2 Thlr.

Friedrich Schiller und seine Zeit.
Von
Dr. Johannes Scherr.
Prachtausgabe.
In 3 Büchern à 3 Thlr. 10 Ngr.
Illustrirt mit 14 Portraits und 20 historischen Bildern.
Preis in Carton 10 Thlr., in prachtvollem Einband mit reicher Deckenverzierung und Goldschnitt 14 Thlr.

Friedrich Schiller und seine Zeit.
Von
Dr. Johannes Scherr.
Volksausgabe.
3 Bände. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Nibelungen.
Eingeleitet, übertragen und erläutert
von Dr. Johannes Scherr.
4. Mit Illustrationen. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Erstes Buch.

Alterthum.

Bis zum achten Jahrhundert.

Inesse quin etiam sanctum aliquid feminis et providum putant Germaniae populi: nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt.

Tacitus

Erstes Kapitel.

In den germanischen Wäldern.

Dämmerungen der deutschen Geschichte. — Unseres Volkes Urheimat. — Die indogermanische Familie. — Einwanderung nach Europa. — Mythisches. — Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. — Die Kimbern der Teutonen und Kimbrer. — Julius Cäsar über Deutschland. — Das germanische Element in Rom. — Ein prophetisches Dichterwort. — Die Germania des Tacitus. — Tracht und Bildung der Frauen. — Die deutsche Ehe. — Das „heilige und beratende" im Weibe. — Frauengestalten der deutschen Vorzeit. — Aurinia, Veleda, Gauna, Thusnelda, Velleda.

Die Anfänge aller Völkergeschichten bergen sich in Finsternis und Schweigen. Mutter Erde selbst zwar hat angefangen, ihre Millionen und wieder Millionen Jahre zurückreichende Urgeschichte zu erzählen; aber die Urgeschichte der Menschheit ist vergangen wie der Schatten eines Traumes. Mit bewunderungswürdiger Geduld und Combinationsgabe hat die Wissenschaft der Geologie aus dem Trümmerschutt der Erdrevolutionen die versteinerten Hieroglyphen herausgesucht und zu dem Alphabet zusammengefügt, in welchem die antediluvianische Geschichte des vegetabilischen und animalischen Lebens unseres P[illegible]ten geschrieben ist. Ein Rückblick in unvordenkliche Vergangen[illegible], ist uns da aufgethan. Wir schauen den gigantischen Kamp[illegible]er schaffenden und zerstörenden Kräfte, dessen Endergebnis die Bildung der Men-

schenheimat war. Zweifelsohne, diese ungeheuren Katastrophen in ihrer ganzen Furchtbarkeit sich vorzustellen, vor solchem Wagniß muß selbst die kühnste Phantasie schwindelnd zurückbeben. Aber sie kann es doch unternehmen, ein mehr oder weniger deutliches Bild von jener Urwelt zu entwerfen, wo durch das Geschling einer riesenhaften Vegetation die Riesenleiber der Behemothe sich wanden und Leviathane die Oceane durchfurchten, und sie hält auch den schreckensvollen Anblick aus, wie die rothglühenden Basaltmassen aus dem Erdroge emporstiegen und vermittelst einer abermaligen Schöpfungskrise die Erde endlich eine feste Gestalt gewann. Auf die Frage nach dem Ursprung und der Scheidung der Menschenrassen dagegen hat die Wissenschaft bislang keine Antwort zu finden gewußt und nur die dichtende Einbildungskraft hat eine solche zu geben versucht oder vielmehr mannigfachste, alle die bunten religiösen Mythen vom Ursprung des Menschengeschlechts. Aus Analogieen gezogene Schlußfolgerungen sind Alles, was die Forschung hier zu bieten vermag. Als Neuseeland zuerst von Europäern betreten wurde, fanden sie dort einen Kannibalismus vor, welcher in jenen Inselgebieten noch jetzt keineswegs ganz aufgehört hat. Und doch mußten schon zahllose Generationen jener Wilden gekommen und gegangen sein, bevor sie sich aus thierischem Vegetiren auch nur zu dem Zustande heraufgebildet hatten, in welchem Cook und seine Gefährten sie trafen. Sie besaßen doch schon eine ziemlich entwickelte Sprache, eine gewisse soziale Ordnung und das Bedürfniß der Erinnerung an ihre Vorfahren. Wo aber das Letztere als ein nothwendiges Zubehör der eigenen Existenz von den Menschen einmal gefühlt und gepflegt wird, da hebt die Ueberlieferung, die Amme alles Wissens von Geschehenem, ihre Thätigkeit an und damit schreitet ein Volk, welches überhaupt bildungsfähig ist, aus dem bloßen Naturdasein mälig auf das Gebiet des Geistes und der Geschichte vor.

Wie unendlich langsam im Anfange dieses Vorschreiten der

Menschheit sein mußte, ist Jedem einleuchtend, welcher beobachtet, was für Schwierigkeiten die Kraft der Trägheit, die Macht der Gewöhnung den Forderungen der Vernunft und Humanität nicht allein in den urtheilslosen Massen, sondern in allen Gesellschaftskreisen auch heutzutage noch entgegenstellt. Es müßte sehr anziehend sein, im Einzelnen zu wissen, wie vieler Jahrhunderte es bedurfte, bis die Ahnen der jetzigen Kulturvölker Europa's auch nur die ersten Elemente der Civilisation, ja sogar nur die ersten Vorbedingungen eines über das thierische emporgehobenen Daseins sich zu eigen gemacht. Alle geistige Kultur hat schon einen gewissen Grad von materieller zur unumgänglichen Voraussetzung und höhere Bildung kann bekanntlich überhaupt erst da beginnen, wo der Mensch aus einem Jäger, Fischer oder Hirten zum Ackerbauer wird. Schweifende Nomaden sind auf bleiben Horden; erst seßhafte Stämme bilden eine Gesellschaft mit festen, der Entwicklung fähigen Zuständen. Die ersten Furchen, welche die Pflugschar gezogen hat, überall sind sie zugleich die Grundlinien staatlicher Ordnung gewesen und Sinnvoll hat darum der hellenische Götterdienst in der Ackerbauerin Demeter auch die große Kulturbringerin verehrt.

Unsere vaterländische Alterthumsforschung, von der vergleichenden Sprachwissenschaft getreulich unterstützt, hat es sich angelegen sein lassen, das Alter der ackerbauenden Kultur unseres Volkes wenigstens annähernd zu bestimmen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß bei solchen Versuchen der Aufhellung urgeschichtlichen Dunkels scharfsinnige Vermuthungen die Stelle allseitig gesicherter Thatsachen vertreten müssen. Als feststehend gilt, wie Jedermann weiß, daß der germanische Stamm den Angelsachsen, die Deutschen, Dänen, Schweden, Norweger und, freilich in Vermischung mit keltischen und normannisch-französischen Elementen, die Engländer sind — aus derselben Völkerwurzel erwachsen sei, aus welcher auch die Stämme der Inder, der Iranier, der Hellenen, der Italiker, der Kelten und

der Slaven hervorgegangen. Diese große Gesammtfamilie der Indogermanen oder Arier war zu Anfang auf der mittelasiatischen Hochebene des Hindukuh oder Paropamisos gesessen, aus dessen Schneeregion der Indus gen Süden, der Oxus gen Norden herabsteigt. Aus der arischen Urheimat (Airyana vaëdsha) geschah die große Auswanderung, welche die indogermanische Familie trennte. Das Resultat dieses Auszugs war, daß das Sanskritvolk in der Halbinsel des Ganges, das Zendvolk in Iran, die Hellenen und Italiker im südlichen, die Kelten im westlichen, die Germanen im nördlichen und mittleren, die Slaven im östlichen Europa sich festsetzten. Von welchen ungeheuren Umwälzungen diese Völkerströmungen begleitet sein mußten, bis sie endlich zur Ruhe kamen, kann nur geahnt werden. Dagegen ist sicher, daß das Band indogermanischer Völkerverwandtschaft nicht ganz zerrissen wurde; denn es blieb die Wurzelgemeinschaft der Sprachen, es blieb die Gemeinsamkeit der religiösen Grundanschauung [1]) und es blieb auch die dunkle Erinnerung an die gemeinsamen Ueberlieferungen urzeitlichen Heldenthums [2]). Wann aber und unter welchen Umständen die Trennung der Germanen von den indogermanischen Brüdern und ihre Einwanderung nach Europa stattgefunden, wird wohl für immer ungewiß bleiben. Vorausgesetzt indessen, die Annahme, daß die ackerbauende Kultur der indischen und iranischen Arier nicht vor dem

1) Das sanskritische deva, Gott, kehrt in den indogermanischen Idiomen und ihren Töchtersprachen wieder: im Zend daêva, im Griechischen θεός, im Lateinischen deus (davon franz. dieu, ital. dio, span. und portug. dios), im Gothischen tius, im Skandinavisch-Eddischen tivar (Mehrz.), im Althochdeutschen Zio (auf einen bestimmten Gott beschränkt), im Litthauisch-Slavischen diewas. Das Wort stammt von der Wurzel div, leuchten. Auf den Lichtbegriff läßt sich daher alles indogermanische Gottesbewußtsein zurückführen.

2) Am deutlichsten lebt diese Erinnerung in der Verwandtschaft unserer uralten Sage von Hildebrand und Hadebrand mit der altpersischen Sage von Rustem und Sohrab, sowie in den Anklängen unserer Sigfridssage an die altindische Karnasage.

12. Jahrhundert v. Chr. ihren Anfang genommen, beſitze den Werth einer hiſtoriſchen Thatſache, ſo würden wir dadurch einen Anhaltspunkt gewinnen, um wenigſtens einigermaßen die Zeit jener Trennung beſtimmen zu können. Denn das Deutſche ſtimmt in der Bezeichnung mancher Gegenſtände der Viehzucht faſt bis zum Wortlaut mit dem Sanskrit zuſammen, wogegen die Gleichheit oder Aehnlichkeit der beiderſeitigen Wortformen für ackerbauliche Dinge ſchon undeutlicher wird und bald ganz verſchwindet. Hieraus folgte, daß die Germanen auf der Gränzſcheide zwiſchen nomadiſchem und ackerbauendem Leben von ihren ariſchen Stammgenoſſen in Aſien ſich getrennt haben müſſen, alſo im 12. oder 11. vorchriſtlichen Jahrhundert. Mit ihrem Vorrücken nach Weſten erloſch dann in ihnen die Erinnerung an den gemeinſamen Stammnamen der Arier, welcher übrigens, wie mir ſcheint, den Indogermanen in ihren urſprünglichen Sitzen noch gar nicht zugekommen war, ſondern vielmehr erſt nach der Feſtſetzung indogermaniſcher Völkerſchaften in Indien und Iran aufgekommen ſein mag [1]).

Werkende Völker hat man oft und paſſend mit Kindern verglichen, weil bei dieſen wie bei jenen alle geiſtige Thätigkeit von der Phantaſie beſtimmt und beherrſcht wird. Erſt mit der vorſchreitenden Kultur tritt an die Stelle der Mythen- und Sagenbildnerei, in welcher ſich der intellectuelle Trieb der Völker in ihrem Kindesalter bethätigt, die geſchichtliche Tradition, welche, ſo lange ſie nur mündlich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt wird, wiederum gern eine mythen- und ſagenhafte Färbung annimmt. Der Gebrauch der Schrift gibt dann die Möglichkeit chronikartiger Aufzeichnung von Geſchehenem und

1) Das Sanskritwort arja bedeutet nämlich Herr, Meiſter, Gebieter, das Zendwort airija die Herren. Es iſt demnach anzunehmen, daß die indogermaniſchen Stämme, welche ziehend nach Indien und Iran einwanderten, erſt nach ihrer Niederlaſſung daſelbſt ſich Arier genannt haben, im Gegenſatze zu den unterworfenen und geknechteten Ureinwohnern.

Geschehendem und an dem so Fixirten mag die spätere Kritik ihren Scharfsinn üben, das Thatsächliche oder wenigstens Mögliche von den mythischen Zuthaten scheidend. Die Urkunden heidnisch-germanischen Lebens und Webens, wie sie in deutscher Sprache uns leider nur spärlich und fragmentarisch, in altnordischer dagegen reichlich überliefert worden sind, bezeugen uns ein dichterisches Schaffen der Germanen, dessen Anfänge vielleicht über ihre Ansiedlung in Europa hinaufreichen. Denn mitunter ist uns, als wehte aus den alten Götter- und Heldenliedern Urheimatlich-Asiatisches uns an. Auf die verwandten Anklänge in der deutschen und der indisch-iranischen Heldensage ist bereits flüchtig hingedeutet worden und ebenso auf die gemeinsame Grundvorstellung von Göttlichem. Allerdings haben sich auch die Germanen, wie das noch manches andere Volk von eigenthümlicher Entwicklung that, für ein mit dem Boden ihres Landes von Urbeginn an verwachsenes Urvolk, für Autochthonen, Erdentsprossene gehalten. Allein ich finde, daß gerade in der religiös-dogmatischen Fixirung dieser Vorstellung von Autochthonie in dem nordischen Mythus vom Urriesen Ymir eine Erinnerung an die alpenhafte indogermanische Urheimat am Hindukuh nachklingen könnte[1]). Freilich, sowie wir aus den ahnungsreichen Nebelregionen phantastischer Mythen auf den festen Grund geschichtlicher Zusammenhänge verschreiten möchten, gähnt uns eine Kluft entgegen, über welche eben nur die Einbildungskraft eine Brücke zu schlagen vermag. Der Faden historischer Tradition, welcher die europäischen Indogermanen mit den asiatischen verknüpfen sollte, ist ge-

1) Rückert (Kulturgesch. d. d. Volkes [illegible] in d. [illegible] I. 31) verwirft diese Möglichkeit, indem er meint, der Mythus vom Urriesen Ymir, also die nordisch-germanische Lehre von der Entstehung der Welt, könne nach „der dabei verwandten landschaftlichen Decoration von Eis und Schnee" nur in Skandinavien selbst entsprungen sein. Er hat aber vergessen, daß es in der muthmaßlichen Urheimat der Germanen am Paropamisos ebenfalls Schneelager und Gletscher gab.

riſſen. Die Germanen wußten nicht, ob, wann und wie ſie aus Aſien gekommen. Noch mehr, bevor ſie in Folge des feindlichen Gegenſatzes, welchen die germaniſche Welt zur griechiſch-römiſchen bildete, in die Weltgeſchichte eingeführt wurden, hatten ſie überhaupt keine Geſchichte oder iſt uns dieſelbe wenigſtens nur im Gewand der Sage überliefert worden, und da an dieſem Gewande nicht nur die ganze heidniſche Zeit, welche von der Anſiedlung unſerer Altvorderen in Europa bis zu ihrer Berührung mit den Römern verfloß, ſondern auch noch manche chriſtliche Jahrhunderte gewoben haben, ſo iſt die Möglichkeit, den geſchichtlichen Kern aus der dichteriſchen Hülle zu löſen, unwiederbringlich verloren. Wir wiſſen nur, der griechiſch-römiſchen Welt rund die germaniſche als ein Unbekanntes, Drohendes, Geheimnißvolles gegenüber.

Das Geheimnißvolle hat aber von jeher die Menſchen angezogen und ſo kann es nicht Wunder nehmen, daß die germaniſche Ferne ſchon frühzeitig die Neugier oder Abenteuerluſt von einzelnen Angehörigen der antiken Geſellſchaft herausforderte. Solche Reiſende ſetzten dann im heimiſchen Süden die Kunde von dem, was ſie bei den „Hyperboräern“ und im „Wunderland Thule“ geſehen oder auch nicht geſehen, in Umlauf und es iſt glaublich, daß in den Städten von Hellas und Italien Sagen von germaniſcher Natur und Art umgingen, welche nicht weniger wunderbar lauten mochten als das, was Swift ſeinen Gulliver von den Zuſtänden in Lilliput, Brobdingnag und Laputa erzählen läßt. Mit ſolchen Fabulirern darf, ſoweit eine Entſcheidung möglich, jener Pytheas aus Maſſilia (Marſeille) nicht zuſammengeworfen werden, welcher etwa zur Zeit Alexander's des Großen, alſo im 4. Jahrhundert v. Chr., von ſeiner phokäiſchen Vaterſtadt aus zwei Jahren zur Umſegelung des Feſtlandes von Europa unternahm. Von dieſem wißbegierigen Griechen ſtammen aller Wahrſcheinlichkeit nach die älteſten Berichte über den germaniſchen Norden und es iſt daher zu beklagen, daß von ſei

nem Reisebuch nur ganz dürftige Fragmente auf uns gekommen sind. Pytheas muß weit in den hohen Norden vorgedrungen sein. „Dort — sagt er — ist weder Land noch Meer noch Luft, sondern von Alledem ein Gemisch, das einer Qualle (Seelunge) ähnelt. Wie ein Band umgibt dies das All und weder zu Fuß noch zu Schiff ist da weiter vorzuschreiten." Das klingt freilich märchenhaft genug; aber denkt man sich einen Seefahrer, der, von den sonnigen Gestaden der Provence gekommen, in einen norwegischen Fjord oder zwischen die dänischen Inseln sich versetzt sieht, bleigraue und bleischwere Nebelwände ringsher, vom verhangenen Himmel ein kärglich-bleiches Wintersonnenlicht dämmernd und das chaotische Düster von Land und Meer mehr nur zeigend als erhellend, so wird man nicht anstehen, zuzugeben, daß in jenen Worten nur ein wirklicher und wahrhafter Reiseeindruck wiedergegeben ist. Der ältere Plinius hat uns in seiner Naturgeschichte eine Stelle aus Pytheas überliefert, welche von hohem Belang ist, insofern sie zuerst den eigentlichen Volks- und Stammnamen der Deutschen nennt. Es ist da von einem nordisch-germanischen Volk die Rede, welches an einer bernsteinreichen Bucht des Ozeans wohne. Unter letzterem kann demnach nur die Ostsee verstanden sein. Das Volk führe den Namen der Guttonen und verhandle den in jedem Frühjahr vom Meer an die Küste geworfenen Bernstein an seine nächsten Nachbarn, die Teutonen[1]).

1) Dies ist, wie bekannt, der eigentliche Stammname unserer Ahnen, zurückzuführen auf ihren mythischen Stammvater Tuisto oder Teut (Deut), welcher Name seinerseits so unverkennbar deutlich mit dem Ausdruck des Gottesbegriffes in den indogermanischen Sprachen (s. o. Anm. 1) zusammenstimmt. Den Namen Germanen haben die Deutschen von den Römern übernommen, vielleicht durch Vermittlung der Gallier. In diesem Falle wäre er von dem keltischen gairm oder garm abzuleiten, welches Ruf bedeutet, und hiernach wären unsere Ahnen bei ihrem feindlichen Zusammenstoßen mit den gallischen Kelten von diesen die Lautrufenden, d. h. die mit Geschrei in die Schlacht gehenden genannt worden. Die mehr ganz und gabe Ableitung des Namens

Ob dieser Name hundert und einige Jahre vor Christus in Rom schon bekannt oder beachtet war, steht dahin. Genug, im 640. Jahre nach Erbauung der weltbeherrschenden Stadt schlug sein Schall, verbunden mit dem des Namens der Kimbrer, drohend an die Wände des Capitols. Der „kimbrisch-teutonische Schrecken", welcher die Römer ängstigte, war der Schatten, welchen eine noch fernabliegende weltgeschichtliche Katastrophe, die Zertrümmerung des römischen Weltreichs durch die Germanen, weit vor sich herwarf. Denn das Auftreten der Kimbrer und Teutonen, welche aus unbekannten Gründen mit Weib und Kind, Heerden und Habe ihre nördliche Heimat verlassen hatten, an den Gränzen Italiens darf füglich als das Vorspiel der spätern großen Völkerwanderung bezeichnet werden, die auf den Trümmern der antiken Welt die mittelalterliche begründen sollte. Dieses Auftreten ist zugleich das der Germanen auf der Bühne der Weltgeschichte und mit den germanischen Männern treten auch die germanischen Frauen in den Umkreis geschichtlicher Helle.

Holdes und Anmuthiges ist es nicht, wohl aber Gewaltiges und Furchtbares, was uns die Geschichtschreiber und Anekdotensammler der Alten von der ersten Erscheinung unserer Ahnmütter zu erzählen wissen. Die Uebertreibungen, zu welchen das vergrößernde Entsetzen sie dabei verleitet haben mag, wer könnte dieselben von dem Reinthatsächlichen genau sondern? In den Kämpfen der Römer mit den Kimbrern und Teutonen trat eine jugendfrische Naturkraft einer schon der Verderbniß und Ent-

ist die von dem altdeutschen Ger (Speer) und demnach bedeuteten Germanen oder richtiger Germannen Speermänner, d. i. Krieger . . . Merkwürdig ist, daß erst zur Zeit Kaiser Otto's I. in Deutschland selbst für die im Reichsverband stehenden deutschen Volksstämme der Nationalname Deutsche aufkam. Urkundlich wenigstens läßt er sich auf deutschem Boden früher nicht nachweisen, und während jenseits der Alpen die Bezeichnungen „Deutschland", „deutsches Reich", „deutscher König", „deutsches Volk" schon lange gebräuchlich waren, trat bei uns selbst erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts an der gemeinsame Volksname allmälig an die Stelle der einzelnen Stammnamen.

nerung zunehmenden Kultur gegenüber und es lag nahe, nach abgewendeter Gefahr die Wildheit und Barbarei der Besiegten hohlspiegelartig zu verzerren. Allein wir haben keine andere Wahl denn die Berichte zu nehmen, wie sie uns geboten werden. Als auf den Feldern von Aix i. J. 102 v. Chr. der ungestüme Ansturm der Teutonen dem Feldherrngenie des Gajus Marius und der römischen Taktik erlegen war und die Römer den fliehenden Feind bis zum Lager verfolgten, da kamen ihnen die teutonischen Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen und trieben unter furchtbarem und wüthendem Gebeule die Fliehenden sowohl als die Verfolgenden, jene als Verräther, diese als Feinde zurück, indem sie sich unter die Kämpfenden mischten, mit bloßen Händen die Schilde der Römer ergriffen, die Klingen der Schwerter faßten und, bis zum Tode unbesiegten Muthes, sich verwunden und in Stücke hauen ließen[61]. Ein weiterer Bericht — bei Valerius Maximus — hebt nicht nur den Todesmuth, sondern auch die Keuschheit der germanischen Frauen hervor. Denn die gefangenen Weiber der Teutonen baten den Sieger Marius, er möchte sie dem Dienst der heiligen Jungfrauen der Vesta widmen, mit der Versicherung, sie würden sich unbefleckt bewahren wie diese Göttin und ihre Dienerinnen: als aber der Bitte nicht entsprochen wurde, erdrosselten sie sich in der nächsten Nacht. Im folgenden Jahre vernichtete Marius bei Vercellä auch die Kimbren. Unter den Frauen derselben befanden sich weissagende Priesterinnen, alt vor Alter, barfüßig, mit weißen Gewändern, ehernen Gürteln und feinen Flachsmänteln angethan. So traten sie, Schwerter in den Händen, den Kriegsgefangenen im Lager entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem großen ehernen Kessel. Dann heftete eine von ihnen einen Tritt und Durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem über den Rand desselben emporgehobenen Gefangenen die Kehle und aus dem Blut, das

61) Plutarch: Marius. 19

in den Kessel strömte, weissagten sie. Während der Schlacht trommelten sie auf Fellen, welche über die geflechtenen Wagendecken gespannt waren, und machten einen schrecklichen Lärm[7]). Der größte und streitbarste Theil der Kimbrer fand bei Vercellä den Tod. Hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihe nicht gesprengt würde, mit ihren langen Gürtelketten fest an einander gebunden. Als aber die Römer den Fliehenden bis zum Lagerwall nachdrängten, wurden sie durch ein hochtragisches Schauspiel überrascht. In schwarzen Gewändern auf den Karren stehend, gaben die kimbrischen Frauen den Flüchtlingen den Tod: diese ihrem Gatten, jene ihrem Bruder, wieder eine andere dem Vater. Ihre Kinder aber erwürgten sie und warfen sie unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugthiere. Zuletzt legten sie mörderische Hand an sich selbst. Eine, erzählt man, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und an den Knöcheln der Mutter hingen, von ihr mit Stricken angebunden, ihre Kinder[8]). Von solcher bis zur Berserkerwuth sich erhebender Verachtung eines Lebens, welches nur noch Schmach und Knechtschaft bot, weisen auch die späteren Kämpfe zwischen Römern und Deutschen noch Beispiele auf. Zur Zeit, als Drusus mit den Chernskern, Sueven und Sigambern sich herumschlug, kam es vor, daß die Frauen dieser Stämme, durch die Römer in die Wagenburgen versperrt, statt sich zu ergeben, mit Allem, was als Waffe dienen konnte, verzweifelnd sich wehrten und zuletzt ihre kleinen Kinder mit den Köpfen auf den Boden stießen und die Leichname den Feinden ins Gesicht warfen[9]).

Man ist versucht, zu sagen, ein geheimer Instinkt habe die Römer gestachelt, der Gefahr einer germanischen Invasion, wie der Zug der Kimbrer und Teutonen sie angekündigt, dadurch zuvorzukommen, daß sie Roms Herrschaft und damit auch Roms

7) Strabon. VII. 2.

8) Plutarch. l. c. 27.

9) Orosius, Histor. VI. 21.

Civilisation in die unwirthlichen Gegenden nördlich von den Alpen trugen. Grochemachend waren in dieser Beziehung die Kriegszüge, welche Julius Cäsar, als Statthalter von Gallien, um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. rheinüber unternahm. Dieser geniale Staatsmann, General und Literat ging darauf aus, Germanien nicht nur physisch, sondern auch geistig zu erobern, indem er es erforschte und beschrieb. Sein Bericht über Deutschland, den unvergleichlichen Commentarien über den gallischen Krieg einverleibt, bleibt auch dann noch von großem Werthe, wenn man nicht verhehlt, daß er am Generalisiren leide, d. h. die bei einzelnen germanischen Stämmen beobachteten Zustände allzu willkürlich auf die ganze Nation übergetragen habe. Im Vergleich mit den Galliern, welche von der römischen Kultur schon einigermaßen beleckt waren, fand Cäsar unter den Germanen noch sehr waldursprüngliche Zustände vor. Namentlich weist seine Nachricht von der geringen Neigung und Sorgfalt der Deutschen für den Ackerbau auf einen niedrigen Kulturgrad hin. Es dürfte aber seine allgemein gehaltene Notiz: „Um Ackerbau kümmern sie sich nicht" — sehr einzuschränken sein, wenn man bedenkt, daß schon Tacitus Germanien „ziemlich fruchtbar an Getreide" fand. Für unser Thema von größtem Belang ist, was Cäsar über die geschlechtlichen Verhältnisse der Germanen beibringt. Der Jugend eines Volkes, sagt er, dessen Sinn von Kindheit an auf Anstrengung und Abhärtung gerichtet gewesen, habe es zum höchsten Lobe gereicht, geschlechtlich möglichst lange unentwickelt zu bleiben, weil das den Wuchs stattlich machte und die Muskeln stählte. Den Jünglingen habe es Schimpf eingebracht, vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weibe gewußt zu haben. Und dergleichen habe sich auch nicht geheim halten lassen, da beide Geschlechter gemeinsam in den Flüssen badeten und als Kleidung nur Felle trugen, welche den Körper großen Theils nackt ließen[10].

10) Caesar, De bello Gall. VI, 21

Von Cäsar's Zeit an blieb die Aufmerksamkeit Roms fortwährend auf Germanien gerichtet und seltsamer Weise wurde sie durch zwei verschiedene Motive wach erhalten, durch die Mode und durch die Furcht. Das kaiserliche Rom war wie der Centralpunkt der Weltherrschaft so auch der Sammelplatz alles Luxus der Erde. Unersättlich gierte die römische Ueppigkeit nach Neuem und Ungewöhnlichem. So gewann auch das blonde, ins Röthliche spielende Haar der germanischen Frauen das Wohlgefallen der römischen Modedamen und bei Ovid, wie bei späteren römischen Dichtern, finden sich häufige und deutliche Winke, daß die Toilettenkünste der Römerinnen das Schwarz ihres Haarwuchses mit dem germanischen Blond zu vertauschen eifrigst sich mühten, sei es vermittelst Farbstoffen, sei es vermittelst Perücken. Das germanische Haar wurde förmlich zu einem römischen Handelsartikel. Merkwürdig ist dabei der von dem ältern Plinius erwähnte Umstand, daß auch in Germanien selbst die Haarfärbekunst schon in Uebung war, jedoch mehr von Männern als von Frauen angewandt wurde [11]). Wenn aber die römischen Damen mit germanischer Coiffüre in Gesellschaft erschienen, da mögen ernste Männer wohl mit beinahe prophetischer Ahnung auf das deutsche Blond hingeschaut haben. Die Erinnerung, wie die Krieger Cäsar's, als ihnen das erste Zusammentreffen mit den Germanen bevorstand, vor dem bloßen Gedanken, „das Feuer der germanischen Augen" ertragen zu müssen, sich entsetzt hatten, und alle die Lagererzählungen von der „unglaublichen Tapferkeit und Waffenfertigkeit" der Deutschen waren nur zu sehr geeignet, denkende Römer mit Bangen in die Zukunft blicken zu lassen. So einen jungen Poeten, welcher, nachdem er eigenem Geständniß zufolge auf dem Schlachtfeld von Philippi, wo die Republik verblutete, seinen Schild „nicht sehr rühmlich" weggeworfen, ein Chorführer der Literatur des augusteischen Zeitalters werden sollte. Die un-

11) Hist. nat. XXVIII. 12

gebene Gefahr, welche von Germanien der Rom bedrohte, ſchwebte der Seele des Horaz vor, als er ſeine 16. Ode, eines ſeiner Erſtlingsgedichte, ſchrieb (41 v. Chr.). Ahnungsvoll wies er darin auf die „blauäugige Jugend Germaniens“ hin und es war wie eine prophetiſche Viſion von Alarich's Erſtürmung der ewigen Roma, wenn er „den Hufſchlag barbariſcher Sieger auf den Trümmern der Stadt erdröhnen“ hörte.

Freilich ſtand das germaniſche Strafgericht der römiſchen Weltherrſchaft vorerſt noch fern, aber für ein zweites Vorzeichen deſſelben ſeit dem kimbriſchen Schrecken konnte der große Sieg gelten, welchen i. J. 9 n. Chr. über die erobernd vom Rhein her bis zur Weſer vorgedrungenen römiſchen Legionen der cheruskiſche Edeling Armin (Hermann) erfocht. Auf dieſem Sieg, ſowie auf dem Widerſtand, welchen Armin, der erſte, ebenſo unglückliche[12]) als große Verfechter deutſcher Einheit, nachmals den Römern unter Germanicus entgegenſtellte, beruhte die Rettung unſerer nationalen Exiſtenz, die Sicherung der ſelbſtſtändigen Entwicklung unſeres Volkes. Ohne den großen Cheruſker wären wir wohl auch ſo ein Miſchvolk wie die Franzoſen, Italiker und Spanier geworden. Die Waffenthaten Armin's, ſowie die um ſechzig Jahre ſpäteren des Civilis am Niederrhein machten die Römer den Gedanken, ganz Deutſchland zu unterwerfen, aufgeben. Aber die ſüdlichen und weſtlichen Gränzmarken behaupteten ſie bis zur Völkerwanderung und ſo konnten mannigfache Wechſel-

12) „Arminius hatte, da er, nachdem die Römer abgezogen, nach der Königsherrſchaft trachtete, den Freiheitsmann ſeines Volkes gegen ſich. Während er mit bewaffneter Hand angegriffen, mit wechſelndem Glücke ſtritt, fiel er durch Hinterliſt ſeiner Verwandten, er, unſtreitig der Befreier Germaniens.“ So erzählt Tacitus (Annal. II, 88) den Ausgang Hermann's. Wie alt der Jammer des deutſchen Particularismus iſt, zeigt der Römer in der Stelle ſeiner Annalen (XI, 17), wo er die germaniſchen Einheitsfreunde von damals ſagen läßt: „Ungereimt werde das Wort Freiheit von denen vorgeſchützt, welche, entartet in ihrem Lande, dem Gemeinweſen verderblich, alle ihre Hoffnung nur auf die Zwietracht bauten.“

Beziehungen zwiſchen ihnen und den Germanen nicht ausbleiben, um ſo weniger, da einestheils der Handel, anderntheils der Dienſt germaniſcher Jugend im römiſchen Heere vielerlei Verbindungsfäden knüpfte.

Auf der Scheide des erſten und zweiten chriſtlichen Jahrhunderts unternahm es ein Römer, der große Geſchichtſchreiber Tacitus, ſeine Landsleute genauer, als bislang geſchehen war, über Land und Volk von Germanien aufzuklären. Er that dies, indem er in ſeinen „Annalen“ und „Hiſtorien“ die Geſchichte ſeiner Zeit und der nächſten Vergangenheit erzählte, dann aber auch mittelſt eines eigens zu dem angegebenen Zwecke geſchriebenen Buches, der berühmten „Germania“, einer um ſo glorreicheren Urkunde deutſcher Vorzeit als dieſelbe von Feindeshand ausgeſtellt worden iſt. Die Germania, deren ganze Haltung vermuthen läßt, daß ihr Verfaſſer ſeinen Gegenſtand aus eigener, wenigſtens theilweiſe eigener Anſchauung gekannt habe, war für Rom eine, freilich unbeachtet gebliebene, Lehre, Drohung und Warnung. Für uns iſt ſie, wie Grimm ſchön geſagt, ein mitten in das vorzeitliche Dunkel unſeres Alterthums hineingeſtelltes Morgenroth. Unſer Vaterland ſchildert Tacitus als zu damaliger Zeit mit rauhen Wäldern bedeckt und von Sümpfen ſtarrend, alſo abſchreckend genug, wie es denn auch einem an den Anblick der üppigen Gärtengeſtade des Mittelmeers gewöhnten Auge erſcheinen mochte und mußte. Doch ſei die Landſchaft nicht ohne Abwechslung geweſen. Für Getreidesaat ſei der Boden ergiebig, aber Obſtbäume trage er nicht, womit aber doch wohl nur die feineren Arten derſelben gemeint ſind: denn ſchon Plinius weiß von Kirſchen und Aepfeln zu reden, welche in den Rheinlanden gediehen. Mit Nachdruck betont Tacitus die Anſicht, die deutſchen Stämme ſeien dadurch, daß ſie nicht durch Eben mit anderen Völkerſchaften fremdes Blut in ſich aufnahmen, zu einem ureigenen, unvermiſchten, nur ſich ſelbſt ähnlichen Volke geworden. Deßhalb auch ungeachtet der großen Einwohnerzahl in Altgermanien

bei Allen dieselbe Körperbeschaffenheit: blaue Augen voll Feuer und Trotz, röthliches Haar, mächtige Leibesgestalten, doch mehr nur zum Anstürmen, weniger zur Ausdauer, mehr zum Ertragen von Hunger und Kälte, weniger zum Aushalten von Durst und Hitze tüchtig.

Bei Erwähnung der sehr primitiven Tracht der Germanen, deren meist aus Thierfellen bereitetes Hauptstück ein Mantel war, durch eine Spange oder in Ermangelung derselben durch einen Dorn zusammengehalten, kommt Tacitus auf die Frauen zu sprechen. Er sagt zwar, die frauliche Tracht habe sich von der männlichen nicht unterschieden, fügt jedoch sogleich hinzu, daß sich die Frauen häufiger in leinene Gewänder hüllten, die sie mit Purpurstreifen verbrämten. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir dieses ärmellose Leinengewand, welches die Arme, den Nacken und den oberen Theil des Busens unbedeckt ließ, für ein langherabfallendes, den Körperformen sich anschmiegendes Unterkleid nehmen, für einen der römischen Tunika ähnlichen Leibrock, über welchem als Oberkleid der Mantel getragen wurde[13]). Bedenkt man diese dürftige Verhüllung des Körpers, welche am Herdfeuer sogar völliger Nacktheit Platz machte, sowie das schon erwähnte gemeinschaftliche Baden der beiden Geschlechter, so steht das Lob, welches Tacitus der Keuschheit germanischer Liebe und Ehe spendet, nur um so höher. Er rühmt es, daß die Deutschen, entgegen der Vielweiberei anderer Barbaren, mit einer Frau sich begnügten. Nur die Politik veranlaßte seltene Ausnahmen von dieser Regel, indem hochstehende Häuptlinge zur Mehrung ihres Ansehens mehrere Frauen nahmen, Töchter aus einflußreichen Familien. In unangetasteter Keuschheit, durch keine wollustreizenden Gastmähler, durch keine verführerischen Schauspiele verdorben, des Liebesbriefwechsels unkundig, so wuchs die Jugend

13) Vgl. Weiß, Kostümkunde, S. 618, und Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt, I, 6.

heran. Spät erſt kamen die Jünglinge zum Liebesgenuß. Auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt und daher blieben ſie jugendfriſch wie jene und waren an hochſchlankem Wuchs ihnen ähnlich. Für vor der Ehe verlorene weibliche Unſchuld gab es keine Sühne und die Strafe war die ſchärfſte, denn einem gefallenen Mädchen gewann weder Schönheit noch Reichthum einen Gatten. In Gegenwart der Eltern und Verwandten wurde der Ehebund geſchloſſen. Die Mitgift brachte nicht die Braut dem Bräutigam, ſondern der Bräutigam der Braut zu und es beſtand dieſelbe nicht in Putzſtücken und Tändelſachen, ſondern in einem Stierpaar, einem gezähmten Pferd, einem Schild nebſt Speer und Schwert. Auf dieſe Geſchenke hin wurde die Frau in Empfang genommen und auch ſie brachte ihrerſeits dem Manne einige Waffenſtücke zu. Das, meinten unſere Altvorderen, ſei das feſteſte Band, das die geheimnißvolle Weihe, das ſeien die Götter des Ehebündniſſes. Dadurch wurde die Frau, damit ſie nicht wähne, ſie dürfte mannhaften Gedanken und des Krieges Wechſelfällen fernbleiben, auf der Schwelle zur Brautkammer erinnert, daß ſie komme, in Arbeit und Gefahr des Mannes Genoſſin zu ſein. Mit ihm habe ſie im Frieden und Krieg Gleiches zu dulden und zu wagen. Und dies war keineswegs eine leere Ceremonie. Wir wiſſen, daß die germaniſchen Frauen den Männern in den Krieg folgten, daß ſie Speiſen und ermunternden Zuſpruch in die Reihen der Kämpfenden trugen, daß ſie ſtolz die Wunden ihrer Gatten und Söhne zählten und prüften, bevor ſie dieſelben verbanden, und daß ſie durch Vorwurf und Bitte, durch Darhalten der Bruſt und durch Hinweiſung auf ihr Loos in der Gefangenſchaft wankende Schlachtordnungen wieder hergeſtellt haben. Heilig und ſtreng war der eheliche Bund, äußerſt ſelten der Ehebruch, ſeine Beſtrafung dem hintergangenen Ehemann anheimgegeben. In Gegenwart der Verwandten ſchnitt er der Schuldigen das Haar ab, ſtieß ſie nackt aus dem Hauſe und peitſchte ſie durch das ganze Dorf. In einigen Wangenoſſenſchaften war

es Brauch, daß die Frauen unter allen Umſtänden nur eine Ehe eingehen durften, wie ja bis auf unſere Tage herab auch bei den Indern die Witwen nicht wieder heiraten durften. Im Uebrigen war, wie ſchon angedeutet worden, das Daſein unſerer Ahnmütter um ſo weniger ein müſſiges, da die Sorge für Haus, Herd und Feld auf ihnen laſtete. Die Männer kümmerten ſich nur um Jagd-, Kriegs- und Staatsſachen [11]).

Erwägt man noch, daß uns von dem geſelligen Verhalten der Bewohner Germaniens kein Zug ſanfter Geſittung überliefert werden, daß das Leben der Männer zwiſchen wilder Aufregung und trägem Müſſiggang verfloß, daß ſie ſich gern in Bier berauſchten, daß ſie in unbändiger Spielwuth nicht allein ihre ganze Habe, ſondern auch die eigene Perſon und Freiheit auf die Würfel ſetzten, und daß endlich nur eine Art von Schauſpiel, nackter Jünglinge wilder Tanz zwiſchen aufgerichteten Speerſpitzen und Schwertklingen, die feſtlichen Zuſammenkünfte des Volkes bezeichnete, — ſo müßte man allem bisher Beigebrachten zufolge verſucht ſein, anzunehmen, daß in Altdeutſchland edlere Weiblichkeit kaum habe gedeihen können, falls nicht beſtimmte Zeugniſſe für das Vorhandenſein einer ſolchen vorlägen. Aus der taciteiſchen Schilderung der Eheverhältniſſe erhellt deutlich, daß die germaniſche Frau nicht die Sklavin, ſondern die Genoſſin des Mannes war, und allbekannt iſt die berühmte Stelle der Germania: „Die Deutſchen glauben, daß dem Weib etwas Heiliges und Vorahnendes (sanctum aliquid et provisum) innewohne; darum achten ſie des Rathes der Frauen und horchen ihren Ausſprüchen.“ Die Frau erſcheint demnach mit der Würde der Prieſterin und Prophetin bekleidet. Schon haben wir bei den Kimbrern opfernde und weiſſagende Prieſterinnen gefunden und wir finden ſolche auch ſpäter. Als i. J. 58 v. Chr. der Germane Arioviſt dem Julius Cäſar gegenüberſtand, verboten

11) Germania, 1. 3. 7. 8. 13. 17. 18. 19. 20. 23. 24.

die weissagenden Frauen den Deutschen, vor dem Neumond in eine Schlacht sich einzulassen [15]. In der Germania wird der Aurinia erwähnt, welche die Germanen vor Zeiten als Prophetin verehrt hätten [16]. Die größte Bedeutung aber gewann zur Zeit der Kämpfe des Civilis gegen die Römer die Veleda, in welchem Namen vielleicht ein Anklang an die nordisch-germanischen Walkyrien, Walen, Völur verborgen ist. Diese nach alter Sitte als „Schicksalsverkündigerin" hochverehrte Jungfrau vom Stamme der Bructeren hauste einsam und unzugänglich auf einem hohen Thurme und war die Pythia der niederrheinischen Germanen. Sie vermittelte Bündnisse, sie führte eine entscheidende Stimme in Kriegs- und Friedenssachen, ihr wurden Siegestrophäen zu Füßen gelegt [17]. Eine dritte jungfräuliche Prophetin, Ganna, war zur Zeit Domitian's in Deutschland einflußreich [18]. Tacitus sagt auch, daß bei wachsendem Aberglauben solche Prophetinnen im Volksbewußtsein allmälig zu Göttinnen geworden seien.

Die Frauenverehrung ist also ein uralter Charakterzug der Deutschen, aus welchem später die Innigkeit des deutschen Mariacults und des deutschen Minnedienstes entspringen sollte. Die altgermanischen Frauen waren keineswegs nur auf die Geschäfte des Hauses, des Herdes und des Feldes, auf Harke und Sichel, Spindel und Webstuhl, auf Kindererzeugung und Kindersäugung beschränkt, sondern wann immer der göttliche Funke in ihnen sich regte, war ihnen Raum gegeben, eingreifend und einflußübend auf den Schauplatz zu treten, wo „um der Menschheit

15) Cassius Dio. XXXVIII. 18.

16) Grimm (D. Mythologie, III. A. 373) liest statt Aurinia Alruna, wo dann in dem Namen selbst der Begriff der Weissagung liegen würde. Selig Kassel („Prophetinnen und Zauberinnen", Weimar, Jahrb. II. 1834) schlägt vor, statt Aurinia zu lesen Aurinia oder Norinia, so daß die Beziehung auf die Nornen, die Parzen der nordisch-germanischen Mythologie, deutlich wäre.

17) Tacitus. Histor. IV. 61, 65. V. 22, 24.

18) Cassius Dio. LXVII. 5.

große Gegenſtände, um Herrſchaft und Freiheit wird geſtritten. Es iſt Grund vorhanden, zu glauben, daß auch Thusnelda, die Gattin des Befreiers Armin, eine jener höheren weiblichen Naturen geweſen ſei, deren Spuren unſere Vorzeit aufzeigt. Thusnelda's Geſchichte iſt zugleich die älteſte deutſche Liebesgeſchichte, von der wir wiſſen. Denn auf eine leidenſchaftliche Neigung deutet der Umſtand, daß Armin die einem Andern Verlobte ihrem Vater Segeſt, ſeinem Gegner, mit Gewalt entführte. Aber das Glück war dem Ehebund der Beiden unhold. In Abweſenheit des Gatten verrieth Segeſt, der römerfreundliche Landesverräther, die Tochter, welche einen Sohn Armin's unter dem Herzen trug, an die Soldaten des Germanicus. Mehr vom Geiſte des Gatten als des Vaters beſeelt — erzählt Tacitus — entrang ſich Thusnelden bei ihrer Gefangennehmung keine Thräne, kein klagendes oder flehendes Wort; mit über dem Buſen gefalteten Händen ſchaute ſie ſtumm auf ihren ſchwangeren Leib. Die Nachricht, daß die Gattin ihm entriſſen ſei und die Sklaverei tragen ſollte, ſtachelte Armin zu wahnſinniger Wuth. Aber vergebens flog er zur Rettung herbei. Thusnelda wurde nach Rom gebracht und dort gebar ſie den Thumelicus. Mit anderer Siegesbeute mußte ſie ſammt ihrem Kinde und ihrem Bruder Sigismund den Triumphzug des Germanicus zieren, während der Verräther Segeſt zuſah, wie Sohn, Tochter und Enkel vor dem Wagen des Triumphators in Ketten einhergingen. Der Gram mag die edle Frau bald getödtet haben. Die Rache Roms an dem Beſieger des Varus zu vollenden, wurde mit gemeiner Bosheit Armin's und Thusnelda's Sohn in Ravenna zum Gladiator oder gar zum Luſtknaben erzogen [19]). Wenn, wie vermuthet wird, die ſchöne Marmorſtatue einer Germanin, welche in der Loggia de' Lanzi zu Florenz ſteht, wirklich Armin's Gattin darſtellen ſollte, ſo würde das beweiſen, daß die Seelenhoheit

19) Tacitus. Annal. I. 55. 57. 58. Strabon. VII. 1.

und die tragiſche Größe des Geſchickes dieſer Frau auch auf die Römer ihres Eindruckes nicht verfehlt hätten[20]). Es bildet einen eigenthümlichen Contraſt zu dieſer tragiſchen Frauengeſtalt, wenn wir das Bild anſehen, welches ein römiſcher Spätlingsdichter, Auſonius, von einem germaniſchen Mädchen entworfen hat, welches in den Feldzügen Kaiſer Valentinian's I. gegen die Alemannen am Neckar und Oberrhein gefangen und als Kriegsbeute dem genannten in hohen pädagogiſchen und politiſchen Aemtern ſtehenden Poeten geſchenkt wurde. Wenn wir bis dahin an den germaniſchen Frauen mehr nur heroiſche, nicht ſelten bis zur furchtbaren Herbigkeit geſteigerte Züge wahrgenommen haben, ſo bezeugt uns das Portrait der Alemannin Biſſula zum erſten Mal die Schönheit und den Liebreiz der deutſchen Frauenwelt. Biſſula ſcheint ſtatt der Sklavin ihres Herren recht eigentlich ſeine Herrin geweſen zu ſein, ſo enthuſiaſtiſch zärtlich ſpricht er von ihrem lieblichen Antlitz, ihren blauen Augen und blonden Haaren. Dieſe Barbarin, ſagt er, beſiege mittelſt ihrer natürlichen Holdſeligkeit alle die „verzärtelten“ und geſchniegelten römiſchen Puppen“, und triumphirend fügt er hinzu, die Kunſt beſitze keine Mittel, ſo viel Anmuth nachzubilden[21]).

20) Vgl. Göttling, Thuscelda und Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. 1843.

21) Biſſula, die nicht in Wachs nachzubilden oder in Farben,
Schmückte mit Reizen Natur, wie nimmer der Kunſt ſie gelingen.
Ja, mit Mennig und Weiß malt Bilder euch anderer Mägdlein;
Doch dies Farbengemiſch des Geſichts nicht malen es Hände.
Miſche doch, Maler, wohlan, die Roſ' und Lilienweiße
Und die purpurne Farbe kann nimm zu Biſſula's Antlitz.

Zweites Kapitel.

Zur Völkerwanderungszeit.

Die Götterdämmerung der alten Welt. — Niederlassung germanischer Völkerschaften in den römischen Provinzen. — Die Stellung der Frauen nach germanischem Recht. — Verhältnis der Frauen zum Christentum. — Gothische, langobardische und fränkische Frauen. — Die merowingische Tragödie. — Wohnungsverfall der Zeit. — Häusliche Einrichtung und Tracht.

Fern im Nordmeer liegt ein Eiland, welches das letzte Asyl des germanischen Heidenthums geworden ist. Hierher, nach Island, zogen sich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts (von 874 an) edle norwegische Männer zurück, als in ihrer Heimat Christenthum und Königsherrschaft die einheimische Religion und Verfassung zerstörten. In diese insularische Abgeschiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anbat, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze gerettet, seine religiösen Mythen, seine alten Heldensagen. Hier hütete es diesen Hort und mehrte ihn. Hier blühte eine Kultur auf, deren schriftliche Erzeugnisse den Völkern germanischer Zunge nicht weniger ehrwürdig und heilig sein sollten als es den Hebräern „das Gesetz und die Propheten" sind, d. i. ihre unter dem Titel der Bibel bekannte Sammlung nationaler Mythen, Sagen, Geschichten und Dichtungen. Hier wurde auch die germanische Bibel aufgezeichnet, die Edda, d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den Enkeln vom Glauben

der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammheiden erzählt[22]). Wie die heiligen Urkunden vieler anderen Religionen eine Lehre von den ersten und letzten Dingen vortragen, so auch die Edda. Mußte sich doch die religiöse Phantasie überall zur Beantwortung der Frage aufgefordert fühlen, wie die Welt und der Mensch entstanden seien und was zuletzt aus beiden werden sollte? Auf die eddische Weltschöpfungslehre hat, will mir scheinen, die Natur Islands keinen geringen Einfluß geübt. Wenigstens dürfte es gestattet sein, anzunehmen, daß auf die Dichtung einer Kosmogonie, in welcher die heiße Flammenwelt Muspelheim und die eisige Nebelwelt Niflheim eine so große Rolle spielen, der Anblick von Hekla's Lavaströmen, die über Gletscher rollen, und der Anblick der Geysirquellen, die aus Schneefeldern hervor siedendheiße Wasserstrahlen in die Luft treiben, eingewirkt haben müsse. Die ganze Größe und Furchtbarkeit nordischer Natur widerspiegelt sich auch in dem ungeheuren Phantasiebild, welches die Edda von der Götterdämmerung (Ragnarök), d. i. vom Weltuntergang entwirft. In Uebereinstimmung mit dem, was in der älteren Edda die Völa vom Vergehen der Welt singt, sagt das altoberdeutsche, im 9. Jahrhundert aufgezeichnete Gedicht Muspilli: „Die Berge entbrennen, kein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Wasser trocknen aus, das Meer verdampft, in Lohen vergeht der Himmel, der

22) Jedermann weiß, daß es eigentlich zwei Edden gibt. Die ältere, in gebundener Rede verfaßte, genannt die Edda Sämunds, weil noch ganz und gaben Tatsachen die Sammlung der Götter- und Heldenlieder, welche ihren Inhalt bilden, durch den isländischen Gelehrten Sämund Sigfusson (1133) veranstaltet wurde, und die jüngere, in ungebundener Rede verfaßte, genannt die Edda Snorro's, weil der 1241 erschlagene Isländer Snorri Sturluson für den Sammler und theilweise auch für den Verfasser ihres Inhalts gilt. Eine neue, sehr verdienstliche Textausgabe der Urform der Sämunds-Edda, mit Glossar, sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, lieferte H. Lüning (Zürich, 1859). Simrock hat 1851 uns mit einer Neuhochdeutschung der Edden beschenkt.

Mond fällt herunter, Mittelgart (die Erde) flammt auf, kein Fels steht fest. Der Tag der Vergeltung fährt über die Lande, fährt über die Völker mit Feuer.“ In diese entsetzliche Katastrophe wird alles Seiende hineingezogen, Menschen und Götter gehen gleichermaßen zu Grunde. Aber dem Dogma der Vernichtung verknüpft sich das der Wiedererneuerung: aus dem Trümmerhaos der untergegangenen ersteht eine neue Erde, eine neue Menschen- und Götterwelt.

Was die mythenbildende Phantasie der Germanen von Ragnarök gesagt und gesungen, erscheint in jener Umwälzung Europa's, welche im 5. Jahrhundert n. Chr. ihren Anfang nahm und welche wir Völkerwanderung zu nennen pflegen, in weltgeschichtliche Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung übersetzt. Durch die germanischen Völker, welche aus Osten und Norden nach Süden und Westen vordrangen, erlebte ja die römische Welt ihre Götterdämmerung, nach deren Verrauschen an die Stelle der vernichteten antiken Gesellschaft die germanische trat. Zweifach war die Natur dieser kolossalen Revolution. Denn ihrer materiellen Seite gesellte sich eine geistige, das Christenthum, welches in eben dem Maaße, in welchem es sich die germanischen Sieger unterwarf, zur Gewinnung der Stellung einer weltbeherrschenden Geistesmacht vorschritt. Wunderbarer Anblick! Aus den düsteren Todesschatten, welche das Kreuz über die erblassende Götterwelt des griechisch-römischen Alterthums geworfen, ging, als die „Barbaren“ ihre Streithämmer, womit sie die marmornen Göttergestalten zerschlagen hatten, am Fuße dieses Kreuzes huldigend niederlegten, ein neuer Tag der Weltgeschichte hervor. Der südliche Olymp sowohl als das nordische Asenheim traten in die Fabelregion zurück und über einer neuen Gesellschaft wölbte sich ein neuer Glaubenshimmel, der des dreifältigen christlichen Gottes.

Es ist hier nicht der Ort, tausend Mal Gesagtes zu wiederholen und dem Schauspiel einer allgemeinen Auflösung an

zuwohnen, aus welchem ſich erſt nach vielen Zerſtörungen, Schöpfungen, abermaligen Zertrümmerungen und Wiederaufbauungen eine neue ſtaatliche Geſtaltung unſeres Erdtheils ergab. Für unſern Zweck genügt es, flüchtig auf die germaniſchen Reiche von kürzerer oder längerer Dauer hinzuweiſen, welche, nachdem die Völkerflut ſich geſtaut oder verlaufen, kraft des Rechtes der Eroberung in den ehemaligen Provinzen Roms gegründet wurden. Eine Folge dieſer Staatengründungen war, daß mancher Schößling vom germaniſchen Stamme losgelöſt und demſelben für immer entfremdet wurde. Die rohe Naturkraft vermag zwar eine verrottete Kultur niederzutreten, aber in tauſend und abertauſend ſchmeichleriſchen Einflüſſen richtet ſich dieſe wieder auf, den Sieger zuletzt beſiegend. Das erfuhren die germaniſchen Stämme, welche als Beuteſtücke der Völkerwanderungskriege Italien, Spanien und Frankreich an ſich genommen. Sie erlagen der Beſtrickung durch das römiſche Weſen, welches, in Verbindung mit dem Chriſtenthum, ihnen allmälig ihre Nationalität und ſogar die Mutterſprache abſchmeichelte. So wurden ſie aus Germanen romaniſche Miſchlingsvölker und Mutter Germania mußte es bald genug erleben, daß ihre in die Fremde gegangenen Söhne ſich gegen ſie kehrten, mit dem ganzen Haß, welcher der Abtrünnigkeit zu entſpringen pflegt. Auch daheim in Deutſchland ſchien, wie wir ſeines Ortes ſehen werden, die römiſch-chriſtliche Kultur über das germaniſche Weſen triumphiren zu ſollen; aber hier erwies ſich der nationale Geiſt, im Süden hauptſächlich durch den großen alemanniſchen, im Norden durch den großen ſächſiſchen Stamm getragen, mächtig genug, die deutſche Eigenthümlichkeit zu retten und zu bewahren.

Zur Zeit, als die ſpäter zu Romanen gewordenen germaniſchen Völkerſchaften ihre Nationalität noch bewahrten, hatte der Stamm der Burgunden in den Gebirgen von Savoyen ſich geſetzt und behnte von dort im 5. Jahrhundert ſeine Herrſchaft

über das südöstliche Gallien aus. Westlich von ihnen, in Aquitanien, hatten sich nach mancherlei Wanderungen die Westgothen niedergelassen, welche über die Pyrenäen verdrangen und so ziemlich ganz Spanien sich unterwarfen. In Italien waren, nachdem Odoaker i. J. 476 den letzten Schattenkaiser Westroms abgesetzt hatte, zuerst die Heruler der herrschende germanische Stamm. Ihr Reich währte aber nicht völlig zwanzig Jahre, denn schon 493 machte demselben der große König der Ostgothen, Theoderich, ein Ende und schuf den ostgothischen Staat, welcher ganz Italien umfaßte und darüber hinausreichte. Den Ostgothen folgten in der Gewalt über Italien die Langobarden, welche seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ihre Eroberungen vom Norden der Halbinsel bis in den Süden ausdehnten. Der weitverzweigte Stamm der Franken, schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts den römischen Rheinprovinzen zur Bedrängniß geworden, drang unter dem Namen der salischen Franken im 5. Jahrhundert von den batavischen Gegenden her erobernd in Gallien ein und bis zur Somme vor, während er unter dem Namen der ripuarischen Franken in den Stromgebieten des Rheins, der Maas und Mosel ein Reich mit der Hauptstadt Köln gründete. Durch den Sohn Chlodwig, den Merowinger, einen der thatkräftigsten, schlauesten und gewaltigsten Könige, welche die Welt gesehen, wurden von 486 an die fränkischen Gebiete in Gallien und Germanien vereinigt und allseitig erweitert. Durch Chlodwig kam, besonders nach Besiegung der Alemannen, die vortretende Rolle unter den germanischen Stämmen an die Franken, und da der König das Christenthum zu einem Hebel seiner Politik machte, so datiren von seiner Zeit die Anfänge einer umfassenderen Verbreitung des neuen Glaubens nach dem Osten und Norden Deutschlands. Welcher Art übrigens dieses Christenthum war, trat zu Tage, als die Theilung des Frankenreichs nach Chlodwig's Tode (511) unter seine vier Söhne jene gräuelvollen Stürme heraufführte,

welche das merowingische Haus zerrütteten. So folgten in den entsetzlichen Kämpfen zwischen den drei Hauptmassen des Frankenreiches, Austrasien, Neustrien und Burgund, mannigfache Theilungen, Wiedervereinigungen und abermalige Trennungen, bis die Dynastie der Merowinger von dem Geschlecht der Karlinger verdrängt wurde und diese jenen gewaltigen germanisch-christlichen Neubau errichteten, mit welchem die Geschichte des Mittelalters anhebt.

Indem wir jetzt zur Betrachtung der Stellung schreiten, welche die germanischen Frauen zur Völkerwanderungszeit einnahmen, deren charakteristische Merkmale bis zur karlingischen Periode reichen, sagen wir zuvörderst, daß alle sozialen Einrichtungen der germanischen Stämme, der Berührungen mit der römisch-christlichen Welt ungeachtet, noch das nationale Gepräge der heidnischen Vorzeit trugen. Wenn auch die germanischen Häuptlinge im Verlauf der Völkerwanderung römische Herrscher- und Herrentitel annahmen, wie Rex, Dux, Comes, welche allerdings schon die allmälige Uebertragung der Souveränetät von der Versammlung aller Kriegsgenossen auf die Person des Anführers, des Vordersten, des Fürsten ankündeten, so wurde doch erst durch Karl den Großen diese Uebertragung eine vollendete staatsrechtliche Thatsache, und wenn gleich die alten Rechtssatzungen der deutschen Stämme in lateinischer Sprache aufgezeichnet wurden [1]), so war der Geist derselben dennoch ein germanischer. Demzufolge blieb auch die alte Ständegliederung, welche sich auf Männer wie auf Frauen erstreckte. Es braucht heutzutage nicht mehr betont zu werden, daß, wenn der römische Dichter Lucan sagte „Die Freiheit ist ein germanisches Gut"

1) Eine Sammlung dieser alten Rechtsbücher wurde 1824 durch Walter in drei Bänden veröffentlicht: „Corpus juris germanici antiqui". Eine noch umfassendere bringen die Pertz'schen Monumenta Germaniae historica. Beide liegen dem im Text über die fränkischen Rechtsverhältnisse Beigebrachten zu Grunde.

diese altdeutsche Freiheit keineswegs in dem idealen und humanen Sinne genommen werden darf, wie er der jetzigen Vorstellung entspricht. Die Gesammtmasse unserer Ahnen zerfiel in zwei große Stände, in Freie und Unfreie, von welchen zwei Klassen jede wieder zwei Unterabtheilungen hatte. Der Stand der Freien umfaßte die Adalinge oder Edelinge (nobiles) und die Freilinge oder Gemeinfreien (liberi), der Stand der Unfreien die zins- und dienstpflichtigen Hörigen (liti) und die eigentlichen Sklaven (Schalke, servi). Demzufolge waren auch die germanischen Frauen adelige, freie, hörige oder sklavisch-leibeigene. Der Sklavenstand war rechtlos und hatte keine persönliche, sondern nur eine sachliche Bedeutung. Freigebung der Unfreien durch den Herrn war aber für beide Geschlechter zulässig. Außerdem waren zur Milderung der schroffen und harten Standesunterschiede zwei mächtige Schrankenbrecher da, Krieg und Liebe. Der aus den kriegerischen Gefolgschaften der Häuptlinge, wie Deutschland zur Zeit des Tacitus sie gekannt hatte, während der Völkerwanderung hervorgegangene Waffenadel (die Leudes, Leute, d. i. Dienstleute, Vassi, Vasallen) fußte entschieden mehr auf dem Schwert als auf der Geburt, war also auch Unfreien erreichbar, und ebenso öffnete Verdienst oder königliche Gunst Unfreien den Zutritt zu dem Amts- und Hofadel („die Ministerialen") des karlingischen Königthums. Was aber die Frauen angeht, so sind gerade in dieser Zeit die Beispiele nicht selten, daß Schönheit und Klugheit leibeigene Mägde aus Beischläferinnen der Fürsten zu ihren Gemahlinnen und Beherrscherinnen erhoben.

Wie ein ursprüngliches und rassenhaftes, so war und ist unser Volk auch ein familienhaftes. Auf Sippe und Blutsfreundschaft, auf die Familie ist das ganze germanische Wesen begründet. Nicht die Idee des Staats, sondern die der Familie bedingte und bestimmte die ganze Lebensführung unserer Altvorderen. Des sozialen Bauwerkes Grund- und Eckstein war die Hausvaterschaft, der Familie Mittelpunkt und fester Halt.

Aus der Familie entwickelte sich die Gemeinde, aus dieser der Staat, wie denn das Germanenthum überall, wo es ungestört und ungehindert durch fremde Einwirkungen seine Ziele verfolgen konnte, nicht die Wege abstracter Theorie, sondern die der Natur wandelte. Das Verhältniß von Mann und Frau war rechtlich ganz klar das des Gebietens und des Gehorchens, des Beschützens und des Beschütztwerdens. Die Frau war dem Manne entschieden untergeordnet. Die Frauen hatten in alter Zeit keine Stimme in der Volksversammlung, sie konnten vor Gericht nicht als Zeugen oder Eideshelfer auftreten und waren bei den meisten Stämmen ausdrücklich von der Regierung über Land und Leute ausgeschlossen, welche letztere Rechtssatzung übrigens, wie das ja zu allen Zeiten der Rechtssatzungen Schicksal war und ist, oft genug umgangen oder gar nicht beachtet wurde. Trotz Alledem war die Stellung der Frauen unter einem Volke, welches im Weibe von Uralters her etwas Heiliges gesehen hatte, keine unehrenhafte. Im Gegentheil, Sitte und Recht vereinigten sich, gegenüber den Ausschreitungen des „starken" Geschlechts um das „schwache" schützende Schranken herzuziehen. Unwiderlegbare Beweise hiefür gibt namentlich auch das germanische Strafrecht, welches bekanntlich nicht vom Prinzip der Bestrafung, sondern vielmehr von dem der Buße, Sühne, Entschädigung ausging. Demnach konnte mit Ausnahme von Landesverrath und Heerflüchtigwerden der freie Mann jedes Verbrechen, auch Mord nicht ausgenommen, durch Entrichtung von Sühngeld („Wergeld", lat. compositio) an die Familie des Beleidigten, Geschädigten oder Getödteten büßen, welche Buße natürlich nach der Schwere der Verschuldung bemessen war und in Ermangelung des baaren Geldes auch in Vieh entrichtet werden konnte. Weit entfernt nun, im Sinne der Orientalen oder auch der christlichen Kirchenväter den Werth des Weibes geringer anzuschlagen als den des Mannes, bestimmte das germanische Strafrecht umgekehrt dem weiblichen Geschlecht ein höheres Wer-

geld als ein dem wehrhaften, wenigstens weitaus bei den meisten Stämmen. So kam nach alemannischem und bairischem Recht den Frauen ein Wergeldsanſatz zu, welcher den der Männer um das Doppelte überſtieg. So auch nach ſächſiſchem, während der Zeit der Gebärfähigkeit von Frauen und Mädchen. Auch bei den Weſtgothen war das Wergeld der Frauen während der Periode ihrer Fruchtbarkeit höher als das der Männer, bei den Franken aber betrug es während dieſer Periode das Dreifache der letzteren. Der Mord einer Frau mußte bei den Franken mit 600 Solidi oder Kühen gebüßt werden, weil der Werth eines Solidus (Schilling) dem einer Kuh gleichſtand. Das Wergeld für die Tödtung einer Schwangeren betrug 700 Schillinge. Oft angeführt ſind die Strafbeſtimmungen des ſalfränkiſchen Geſetzes für Attentate gegen weibliche Zucht und Schamhaftigkeit. Wer einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen in unehrbarer Weiſe die Hand ſtreichelte, mußte das mit 15 Schillingen oder Kühen büßen; verſtieg er ſich bis zum Oberarm, ſtieg die Buße auf 35 Schillinge; wagte er gar, ihr die Bruſt zu betaſten, hatte er ein Wergeld von 45 Schillingen oder Kühen zu entrichten. Merkwürdiger Weiſe ſank im Mittelalter, wo doch der Minne- und Frauendienſt ſyſtematiſch ausgebildet wurde, das Wergeld der Frauen auf den halben Betrag des männlichen herab. Dagegen findet ſich in mittelalterlichen Rechtsſatzungen (ſ. „Weisthümern“) die zarte Rückſicht, daß ſchwangeren Frauen geſtattet iſt, etwaige Gelüſte nach Obſt, Gemüſe und ſogar Wildpret bei Gelegenheit unbeſtraft zu befriedigen.

Der Hausherr hatte die Mundſchaft (das „Mundium“ [20]), d. h. das Recht der Herrſchaft, aber auch die Pflicht des Schutzes über ſeine Frau und — bis zu ihrer Verheirathung — über ſeine

20) Vom altdeutſch mund, was eigentlich Hand bedeutete. Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer, II. 2. S. 442.

Töchter und Schwestern. Das neugeborene Kind blieb auf dem Boden liegen, bis der Vater es aufhob. Dadurch anerkannte er es, worauf es mit Wasser besprengt und benamset wurde. Hob er es nicht auf, so war dies das Zeichen der Nichtanerkennung und das Kind wurde ausgesetzt, d. h. dem Tode preisgegeben, was häufiger Mädchen als Knaben widerfuhr[25]. Dem Vater stand auch das Recht zu, seine Kinder zu verkaufen, die Söhne bis zur Zeit der Volljährigkeit, die Töchter so lange sie ledig waren, und dieses Recht wurde häufig genug geübt. Beim Tode des Vaters ging dessen Mundschaft über Ehefrau, ledige Töchter und Schwestern auf den nächsten männlichen Verwandten („Schwertmagen", im Gegensatz zu den weiblichen „Spill- oder Spindelmagen") über und hieß dann Vormundschaft. Mit der in rechtmäßiger Form vollzogenen Heirat eines Mädchens kam das väterliche Mundium selbstverständlich an den Gatten. Das germanische Erbrecht bevorzugte die Söhne auf Kosten der Töchter überaus. Da und dort waren die Töchter von der Erbschaft ganz ausgeschlossen, anderswo wurden sie mit der Hälfte oder dem Drittel des Erbtheils der Söhne abgefunden. Jedoch bezog sich diese Zurücksetzung nur auf das eigentliche Familiengut, auf das liegende Eigen („Odal"), denn das sonstige Vermögen erbten Söhne und Töchter zu gleichen Theilen. Sehr bedeutsam griff die Vorstellung von der Standesgleichheit, der Begriff der Ebenbürtigkeit auch in die Erbschaftsverhältnisse ein. Die Frauen gingen durch Verheiratung mit einem Unebenbürtigen jedes Anspruches an das Erbe ihrer Sippe verlustig und Kinder aus der Ehe eines Freien mit einer Un-

25) Das Christenthum verdammte die heidnische Sitte der Aussetzung, welche besonders über krüppelhafte, schwächliche, uneheliche oder in unebenbürtiger Ehe und im Ehebruch erzeugte Kinder verhängt wurde. Dieser Brauch lebte, wie die heidnischen Bräuche überhaupt, im germanischen Norden viel länger fort als in Deutschland. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben, S. 260 fg.

freien konnten ihren Vater nicht beerben, ebenſo nicht Kinder einer Freien mit einem Unfreien die Sippe der Mutter.

Das Verhältniß der beiden Geſchlechter zu einander zeigt in der Zeit, welche uns dermalen beſchäftigt und ſodann das ganze Mittelalter hindurch keineswegs mehr die Reinheit, welche ihm Tacitus vordem nachzurühmen wußte. Das Concubinat war vor und in der karlingiſchen Periode unter den Vornehmen eine landläufige Sitte, welche durch die Leichtigkeit, womit die Herren unfreie Mädchen, deren Schönheit ſie reizte, zu ihrem Willen bringen und zwingen konnten, ungemein begünſtigt werden mußte. Es wimmelte da ordentlich von Kebſen und Grillen, wie die Beiſchläferinnen hießen. Große Könige und Helden der Völkerwanderung, wie Theoderich und Alarich, lebten mit ſolchen. Unter den Merowingern ging die Kebſenwirthſchaft zu abſcheulichem Skandal. Aber auch Karl der Große und Ludwig der Fromme hielten ſich Concubinen und iſt dies bekanntlich bis heute ein fürſtliches Vorrecht geblieben. Die Kirche hat ſchon frühzeitig den vergeblichen Verſuch gemacht, dagegen einzuſchreiten, und ſie that redlich das Ihrige, wenigſtens der Vielweiberei, dieſer Frucht der Sittenverwilderung zur Völkerwanderungszeit, entgegenzuarbeiten. Auf der Mainzer Synode vom Jahre 851 wurde deßhalb Strafloſigkeit gegen Solche beſtimmt, welche ſich mit einem Weibe begnügten, wäre es auch eine Kebſe, wogegen das Concubinat neben der Ehe mit Kirchenſtrafen bedroht ward. Aber freilich mußten ſolche Beſtrebungen der Kirche für Beſſerung der Sitten ſchon an dem bedenklichen Umſtand ſcheitern, daß die Häuſer der Geiſtlichen ſelbſt nur allzuhäufig Haremen glichen. Hat doch der Haupt-Bekehrer der Deutſchen, Winfrid oder Bonifaz, in einem Bericht an den Papſt vom Jahre 741 geklagt, die fränkiſchen Diakonen hielten ſich vier und mehr Beiſchläferinnen. Die eingeriſſene Polygamie beſchränkte ſich aber nicht auf das Kebſenweſen, ſondern manche Fürſten lebten mit mehreren Frauen zugleich in förmlichen Ehe-

bündniſſen. Insbeſondere hielten es die Frankenkönige gerne ſo und die Kirche fand es lange Zeit gerathen, zu der königlichen Zwei- oder Mehrweiberei ein Auge oder auch beide zu zudrücken. Der energiſchſte Widerſtand gegen die polygamiſche Sitte ging der Natur der Sache nach von den Frauen ſelbſt aus und dieſer Widerſtand drang, verbündet mit den kirchlichen Beſtrebungen, nach und nach wenigſtens inſoweit durch, daß Einweiberei das Grundprinzip einer rechtmäßigen Ehe wurde. Wir wiſſen namentlich von Frauen der ſkandinaviſchen Germanen, daß ſie in dieſer Sache ihren Willen durchzuſetzen wußten. Ein vorragendes Beiſpiel iſt die Prinzeſſin Ragnhild, um welche König Harald Schönhaar warb, obgleich er bereits nicht weniger als zehn Frauen und zwanzig Kebſen hatte. Ragnhild wollte nicht die Einunddreißigſte in dieſem Bunde ſein, und erſt nachdem Harald ſich von ſeinen bisherigen Frauen geſchieden und ſeine Grillen fortgeſchickt hatte, wurde ſie ſein Eheweib.

Das Wort Ehe (althochd. ewa oder ea) bedeutete urſprünglich Bund oder Band überhaupt, erlebte aber dann die Einſchränkung auf den Sinn von Eheband oder Ehebund. In Liedern und Sagen, deren Wurzeln in die Urzeit zurückreichen, kommt es vor, daß Jungfrauen in voller Volksverſammlung feierlich den Mann ſelber ſich wählen, und weiſt dieſes auf uralt Indogermaniſches hin, indem ja auch in den altindiſchen Epen die Königstöchter ſolche Gattenwahl halten [36]). In der hiſtoriſchen Zeit aber war die germaniſche Ehe urſprünglich ein Kauf. Daher der Ausdruck: „Ein Weib kaufen" für heiraten, welcher ſich das ganze Mittelalter entlang erhalten hat

36) Berühmteſte Beiſpiele ſind die Gattenwahl der Sawitri und die der Damajanti. S. Holtzmann's Indiſche Sagen, I. 58; III, 8, 16 fg. An letzterer Stelle wird die Ceremonie der Gattenwahl ausführlich und ſchön beſchrieben.

und z. B. noch in der Limburger Chronik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts gäng und gäb iſt. Der Bewerber entrichtete dem Vater oder dem, in deſſen Mundſchaft ſonſt die begehrte Jungfrau oder Wittwe war, einen Preis, wofür die Braut ihm verlobt wurde. Dieſe Brautgabe hatte keineswegs bloß eine ſymboliſche Bedeutung, wie die bezügliche, im vorigen Kapitel aus Tacitus angeführte Stelle erſcheinen laſſen könnte, ſondern ſie war ein wirklicher Kaufpreis. Daraus noch mehr als aus der allerdings hohen Werthung jungfräulicher Ehre erklärt ſich die Strenge, womit das altgermaniſche Strafrecht Entführung und Raub von Jungfrauen verpönte. Ihrerſeits entließ der Vater oder Vormund, falls er nämlich zu den Vermöglichen gehörte, die Braut auch nicht ungeſchmückt und mit leeren Händen und in manchen Fällen mag das Eingebrachte derſelben, die „Mitgift", „Heimſteuer" oder „Ausſteuer", den vom Bräutigam bezahlten Kaufpreis aufgewogen oder gar überwogen haben. Die Verlöbniſſe geſchahen unter den verſchiedenen Stämmen unter verſchiedenen Formeln und Bräuchen. Im Allgemeinen fanden dieſelben öffentlich im Kreiſe der freien Gemeindegenoſſenſchaft ſtatt. Die Strenge, womit die heidniſche Sitte auf Ebenbürtigkeit hielt, ſo daß zwiſchen Freien und Unfreien keine rechtmäßige Ehe ſtattfinden konnte — ein Surrogat hiefür war dann eben das Concubinat — wurde durch das Chriſtenthum zwar gemildert, aber nur ſo allmälig, daß ja noch heute von „Mißheirat" die Rede iſt, wenn ein Adeliger eine Nichtadelige freit, es wäre denn, daß die Braut Geld, viel Geld mitbrächte. Die Verheiratung der Knechte und Hörigen hing ganz vom Belieben des Herrn ab und Könige und Fürſten übten das ganze Mittelalter hindurch als ein Recht den Brauch, auch für die Söhne und Töchter freier oder edler Familien Ehefrauen und Ehemänner auszuſuchen, wie es ihnen gut dünkte. Zwiſchen den nächſten Blutsverwandten, Eltern, Kindern und Geſchwiſtern, herrſchte auch im Heidenthum das Eheverbot, wel-

ches dann die christliche Kirche noch auf Schwägerschaft und so genannte geistliche Verwandtschaft (Pathenschaft) ausdehnte. Es wurde aber im Heidenthum und Christenthum vielfach dagegen gesündigt.

Eine Hochzeit hieß im heidnischen und christlichen Alterthum unseres Volkes jede festliche Zeit und erst später erhielt das Wort die ausschließliche Bedeutung von Vermählungsfest. Im Heidenthum kam dabei, wenigstens im germanischen Norden nachweisbar, wahrscheinlich aber auch in Deutschland, der religiöse Act vor, daß die Braut durch Berührung mit dem heiligen Hammer Thorr's oder Donar's zum Ehestand eingeweiht wurde. Im Uebrigen galt die Ehe für rechtskräftig vollzogen, sobald das Brautbett beschritten war und „eine Decke das Paar beschlug." Auch Spuren von einem Hemdewechsel zwischen Bräutigam und Braut kommen im Mittelalter vor. Bis zum Ende desselben war aber die kirchliche Trauung ganz unwesentlich. Zwar schrieb das Christenthum schon zur karlingischen Zeit den Brautleuten ein „Bekenntniß der Ehe in der Kirche" vor und wollte auch eine „priesterliche Einsegnung", aber die Kirche hat ihren Willen offenbar erst viel später durchzusetzen vermocht. Auch ist nicht einmal zu bestimmen, ob sie gewollt, daß die „Benedictio nuptialis" dem Beilager vorangehen oder nachfolgen sollte. In vielen mittelalterlichen Gedichten werden ohne alle kirchliche Umstände Ehen geschlossen und vollzogen. Ein vortretendes Beispiel hievon gibt das Nibelungenlied an die Hand, wo Gunther mit Brunhild und Siegfrid mit Kriemhild Hochzeit macht und die Ehe vollzieht, ohne daß von einem Priester auch nur die Rede wäre. Erst am Morgen nach der Hochzeitsnacht, welche für den armen Burgundenkönig so mißlich verlief, gehen die beiden Paare zum Münster, wo eine Messe gesungen wird, und es ist nicht einmal klar, ob die Worte in der 650. Strophe des Liedes „Do wurden si gewihet" auf die Neuvermählten oder bloß auf „ir kleine unt auch ir kleit" gehen. Erst vom

14. und 15. Jahrhundert an erscheint in Deutschland die bürgerliche Rechtsbeständigkeit der Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig.

Am Morgen nach dem Beilager, wenn die Neuvermählten mitsammen das Frühgericht verzehrt hatten, welches man ihnen vor das Bett brachte, empfing die junge Frau, welche von nun an ihr Haar nicht mehr nach Jungfernart frei fliegen und wallen lassen durfte, sondern es binden und knoten mußte, von ihrem Gatten die „Morgengabe“, ein Geschenk, welches den Sinn eines Dankes für Hingabe des Magdthums hatte und unter allen Umständen ihr Eigenthum blieb. Von Stund' an trat die Frau in alle Rechte und Pflichten eines Eheweibes ein und letztere waren entschieden vorwiegend, wennschon es unseren Altvorderen zum Lobe gereicht, daß ihre Gesetzgebung namentlich für Schwangere und Kindbetterinnen zarter Rücksichtsnahme nicht ermangelte. Auch war uralter Rechtstradition zufolge vorgesorgt, daß die Frau in ihren ehelichen Rechten — im wörtlichsten Sinne des Wortes genommen — nicht verkürzt und der Hauptzweck der Ehe, die Beschaffung eines gesetzlichen Erben, unter allen Umständen erfüllt würde[27]. Immer jedoch stand

27) Wer ein man were, der einen echten wive ire frowelik recht niet gedoin konde, der sall si sachtelik up sinen ruggen setten und draegen si over negen erstunne und setten si sachtelik neder sunder stoeten, slaen und werpen und sunder enig quaed woerd of scheel sehen, und roepen dan sine naebur aen, dat sie innt sines wives live mot helpen weren, und of sine naebur dat niet doen wolden of kunden, so sall hie sie senden up die neiste kermisse daerbi gelegen und dat sie sik süverlik toe make und vercere und hangen ir einen budel wail mit gelde besticket up die side, dat sie selff wat geweerven konde; kumpt sie dannoch wider ungeholpen, so help ir dar der duivel. Weisthum aus dem Amt Blankenburg, bei Grimm (Rechtsalterth. 444), wo solcher naiv-skurrilischer Weisthümer noch mehrere angezogen sind. Daß diese für unsere Ohren so seltsam klingende Rechtsfassung zur Anwendung gekommen, dürfte sich historisch kaum nachweisen lassen. Daß sie aber in ältester Zeit wirklich in Uebung gewesen sein muß, zeigt ihr nicht seltenes Vorkommen in den alten Bauernrechten.

die Frau geſetzlich zu dem Mann in dem Verhältniß der Unterordnung. Er war der Verwalter und Nutznießer ihres Vermögens und ſie durfte darüber nicht verfügen. Gütergemeinſchaft zwiſchen Eheleuten kam erſt ſpäter auf und da hieß es dann: „Wann die Decke über den Kopf (der Brautleute) iſt, ſind die Eheleute gleich reich“ — oder: „Leib an Leib, Gut an Gut.“ Daß ein Theil des in der Ehe erworbenen Vermögens, der Errungenſchaft, beim Tode des Mannes an die Wittwe käme, hier die Hälfte, dort ein Drittel, beſtimmten ſchon ältere Rechtsbücher, wie das ſächſiſche und das ripuariſch-fränkiſche. Die an den Ehemann übergegangene väterliche Gewalt geſtattete dieſem die körperliche Züchtigung des Weibes, welche oft genug in Anwendung kam, geſtattete ihm ferner die ſtraſloſe Tödtung der Ehebrecherin, geſtattete ihm auch den Verkauf der Frau, welcher letztere Rechtsbrauch ſich in England von den Angelſachſen her bekanntlich bis zur jüngſten Vergangenheit erhalten hat. Unglückliche Ehen konnten mittelſt Scheidung gelöſt werden. Der Mann war befugt, wegen Unfruchtbarkeit der Frau, dieſe war berechtigt, wegen Unvermögens oder Verweigerung der Beiwohnung Seitens des Mannes auf Scheidung zu klagen. Die Bräuche hiebei waren verſchieden. Gewöhnlich wurden der Frau die Schlüſſel abgefordert. Auch von einem Leinentuch iſt die Rede, welches die zu Scheidenden bei den Enden anfaßten, worauf es zwiſchen ihnen entzwei geſchnitten wurde. Bei den Franken werden Scheidebriefe erwähnt. Im germaniſchen Norden genügte es, wenn der Mann vor Zeugen der Frau erklärte, daß er ſie entlaſſe. Wenn aber keine Scheidung ſtattfand, riß das Band der germaniſchen Ehe ſelbſt mit dem Tode nicht, d. h. mit dem Tode des Mannes. Denn die Wittwe folgte dem verſtorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen, um zugleich mit dem Leichnam verbrannt zu werden, — gerade wie in Indien, wo dieſer religiöſe Brauch erſt in unſeren Tagen durch die

Engländer abgestellt worden ist [28]). In Deutschland scheint derselbe schon zur Zeit des Tacitus abgekommen gewesen zu sein, denn die Germania weiß bei Erwähnung der deutschen Bestattungen nur zu berichten, daß mit den Todten auch ihre Streitrosse verbrannt wurden. Dagegen hat im germanischen Norden der freiwillige Opfertod der Wittwen in Mythe, Sage und Geschichte bis zum Ende des 10. Jahrhunderts fortgelebt. Die religiöse Vorstellung, daß einem Gestorbenen, falls sein Eheweib ihm sofort nachstürbe, die schweren Thore der Unterwelt nicht auf die Fersen schlügen, lag dem Rechtsbrauch zu Grunde, welchem sich zu fügen den Frauen zu höchster Ehre, welchem sich zu weigern ihnen zur Schande gereichte. Die nordischen Quellen wissen davon zu erzählen. Die Göttin Nanna wird mit dem getödteten Gott Baldur, ihrem Gatten, verbrannt. Die Walküre Brunhild tödtet sich selbst, dem geliebten Sigurd nachzusterben und mit ihm auf einem und demselben Holzstoß verbrannt zu werden. Hakon Jarl, der i. J. 995 gestorbene letzte große Vorkämpfer des Heidenthums in Skandinavien, freite noch in alten Tagen um die junge Gunnhild, ward aber abschlägig beschieden, weil Gunnhild ihre Jugend nicht der Gefahr aussetzen wollte, einem greisen Gemahl voraussichtlich binnen Kurzem in den Tod folgen zu müssen.

Nachdem wir im Vorstehenden die rechtliche Stellung der Frauen im germanischen Alterthum betrachtet haben, dessen Gränzmarken, wenn ich recht erwäge, bis zur karlingischen Periode heranreichen, wollen wir im Folgenden versuchen, aus dem zerstreuten Material, wie es die Quellen bieten, ein

28) Die letzte Wittwenverbrennung (Sattih) im großen Styl hat in Indien i. J. 1839 beim Tode des berühmten Maharadschah der Sikh, Ranadschit Singh, zu Lahor stattgefunden. Vier seiner Frauen und sieben seiner Sklavinnen ließen sich mit dem todten „Löwen des Pendschab" verbrennen. Näheres über den indischen und germanischen Religionsbrauch der Wittwenopferung s. in meiner „Geschichte der Religion", I. 144 fg.; II. 342.

Mosaikbild germanischer Frauenart zur Zeit der Völkerwanderung zusammenzusetzen.

Wie schon in den frühesten Kämpfen der Römer mit unseren Altvorderen auf Seiten der letzteren die Frauen eine nicht geringe Bedeutung gewannen und behaupteten, so auch in den späteren. Als in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts der Kaiser Aurelian seine Siege über die Gothen in Ungarn und über die Markomannen in Italien durch einen Triumphzug in Rom feierte, wurden dabei auch mehrere gothische Jungfrauen aufgeführt, welche mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Darunter befand sich die Hunila, deren Schönheit und Klugheit die Sieger so bezauberte, daß ein vornehmer Römer ihr seine Hand bot. Der römische Poet Claudian, welcher zu Anfang des 5. Jahrhunderts den Sieg Stilicho's über Alarich bei Pollentia besang, erwähnt einer ostgothischen Frau, welche ihren Mann, den Häuptling Tribigild, zum Kampf gegen Ostrom anciferte, sprechend: „O, warum hab' ich einen so trägen Mann? Wie glücklich sind doch die Westgothinnen, welche mit dem Raub der Städte sich schmücken und denen die Jungfrauen Griechenlands als Mägde dienen." Der große Ostgothenkönig Theodorich, welcher als Dietrich in der deutschen Heldensage so herrlich fortlebt, hat seinem kühnen Gedanken, die germanischen Reiche von damals in einen großen Bund zu sammeln, auch die Frauen dienstbar zu machen gewußt, indem er seinen weiblichen Verwandten politische Ehebündnisse ausmittelte und seine Schwester Amalfreda mit dem Vandalenkönig Thrasimund, seine Tochter Theodikusa mit dem Westgothenkönig Alarich, seine Tochter Ostrogotha mit dem Burgundenprinzen Sigismund und seine Nichte Amalberga mit dem Thüringerkönig Hermanfrid vermählte[29]. Der Brauch, Prinzessinnen zu Binde-, Hülfs- und Hebemitteln der Politik zu machen, ist also sehr alt und die

29) Von den deutschen Frauennamen wird im 2. Buch an passender Stelle gehandelt werden.

heutigen Opfer dieſer Vermählungskunſt haben den freilich leidigen Troſt, daß ſie, ſo lange es eine deutſche Geſchichte gibt, jeder Zeit Schickſalsgenoſſinnen gehabt. Der große Geiſt Theodorich's lebte in ſeiner Tochter Amalaſuntha fort, welche für ihren Sohn Athalarich die Vormundſchaft führte. Der Italiener Caſſiodor und der Byzantiner Prokop, ihre Zeitgenoſſen, preiſen ſie wetteifernd als eine geniale, hochgeſinnte und hochgebildete Frau, treffliche Regentin und freiſinnige Pflegerin der Wiſſenſchaften.

Die Langobarden ſtanden den übrigen germaniſchen Völkerſchaften, welche ſich erobernd im Süden niederließen, an Zähigkeit im Feſthalten nationaler Art und Sinnesweiſe weit voran und es ſtimmt zum Nachdenken, wenn man ſieht, daß die Nachkommen gerade des deutſchen Stammes, welcher ſich in Italien am entſchiedenſten gegen die Romaniſirung ſträubte, in unſerer Zeit von einem wilderen Haß gegen das deutſche Weſen glühen als die übrigen Italiener. Der Beharrlichkeit ihres Germanismus verdankt die Geſchichte der Langobarden, wie der um 730 geborene langobardiſche Edeling und nachmalige Mönch Paul Warnefrid, genannt der Diakon, ſie geſchrieben, jene reizende Friſche und Naivetät, jene quellende Sagenfülle, welche ſie über alle die alten Chroniken erheben und ſie, ihres lateiniſchen Gewandes ungeachtet, zu einem germaniſch-nationalen Epos in Proſa machen. Da fehlt es denn auch nicht an Frauengeſtalten, welche, obgleich mehr finſter als licht, wie ſie ſind, unſer Intereſſe erregen. Weit zurück im Sagendämmer begegnet uns die unheimliche Rumetrud, des Königs Tato Tochter, deren tückiſche Mordluſt einen blutigen Krieg zwiſchen den Langobarden und den Herulern veranlaßte. Auf feſteren geſchichtlichen Boden führt uns ſchon die vielbeſungene tragiſche Geſchichte der Roſimunda, der zweiten Gemahlin des zehnten Langobardenkönigs Albuin. Sie war die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, welchen Albuin in der Schlacht getödtet und aus deſſen Schädel er ſich einen Trinkbecher hatte

machen laſſen. Einmal, zu Verona, hatte der König dieſes barbariſche Trinkgeſchirr mit Wein gefüllt vor ſich ſtehen und zwang im Taumel des Uebermuths und Rauſches ſeine Gemahlin, ebenfalls aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Das ward ſein Verderben, denn in Roſimunda glühte der Wunſch auf, mit dieſem brutalen Schimpf zugleich den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie ſcheute zu dieſem Zwecke vor Nichts zurück, auch nicht vor dem Aufgeben weiblicher Zucht und Sitte. Sie verſchwor ſich zu Albuin's Untergang mit ſeinem Skilpor (Schildträger) Helmigis und gab ſich, mit ihrer Kammerfrau das Bett tauſchend, dem Peredeus preis, um auch dieſen Mann für ihr Vorhaben zu gewinnen. Nach einem Anſchlag deſſelben erſchlug Helmigis den König während deſſen Mittagsruhe und hatte Roſimunda das Schwert des verrathenen Gemahls zu Häupten des Ruhebettes feſtgebunden, damit er um ſo ſicherer dem Mörder erläge. Helmigis hoffte aber nach Albuin's Tod vergebens, auf den erledigten Königsſitz zu gelangen. Er mußte mit Roſimunda nach Ravenna zu dem oſtrömiſchen Statthalter Longinus entweichen, welcher das verrätheriſche Weib anſtiftete, den Helmigis aus dem Wege zu ſchaffen, um ſich mit ihm ſelber zu vermählen. Roſimunda reichte demzufolge dem Helmigis vergifteten Wein, aber als er den Becher zur Hälfte geleert, merkte er, daß er den Tod getrunken, und zwang mit blankem Schwerte die arge Königin, den Reſt zu trinken und mit ihm zu ſterben. In anderen, helleren Farben ſpielt die Geſchichte der Theudelinda, des Baierkönigs Garibald Tochter, um welche der jugendſchöne, hellgelockte Langobardenkönig Authari warb. Seine Brautfahrt iſt ein Stück früheſter Romantik. Voll Verlangen, ſeine Erwählte mit eigenen Augen zu ſehen und zu prüfen, ging er mit den Werbeboten ſelbſt nach Baiern, verbot aber ſeinen Begleitern, ſein Incognito zu verrathen. Als Garibald in die Werbung gewilligt, erbaten die Boten, daß deß zum Zeichen Theudelinda ihnen den Becher kredenze. Es geſchah, und als die Reihe an Authari gekommen

und er den Becher zurückgab, fand er Gelegenheit, der Prinzessin Hand und Wangen zu streicheln. Schamroth erzählte Theudelinda das ihrer Amme, aber die kluge Frau sagte: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, so hätte er nicht gewagt, dich zu berühren.“ Die Ehe zwischen Authari und Theudelinda scheint indessen keine ganz glückliche gewesen zu sein. Wenigstens starb der König schon ein Jahr nach der Hochzeit, an Gift, wie es hieß, und nach sagenhaften Andeutungen mag dieser Todesfall, wenn auch nicht von ihr angestiftet, der Königin doch willkommen gewesen sein, weil die herbe Mannhaftigkeit Authari's ihrer religiösen Stimmung wenig entsprach.

Theudelinda war nämlich eine jener Frauen, welche zur Zeit der Völkerwanderung mit Begeisterung und Ausdauer der Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkerschaften sich widmeten. Ein geistvoller Beobachter von Menschen und Dingen, der Engländer Horace Walpole, hat gesagt, kein Weib habe jemals eine neue Religion erfunden und doch sei keine neue Religion anders als durch Weiber ausgebreitet worden. Dies gilt in ganz vorzüglichem Maaße von der Verbreitung des Christenthums über die germanische Welt. Prinzessinnen aus Fürstenhäusern, welche den neuen Glauben angenommen, wurden recht eigentlich die Missionärinnen desselben. Das Mystische im Christenthum behagte die Phantasie der Frauen und die Lehre, für alles Dulden, Entsagen und Leiden im Diesseits reichlich im Jenseits entschädigt zu werden, gewann ihr Gemüth um so mehr, als der christliche Himmel mit seinen ins Unfaßliche und Unvorstellbare verschwimmenden Seligkeiten ein rechter Frauenhimmel ist. Zweierlei kam den fraulichen Sendbötinnen des neuen Glaubens hülfreich zu statten: von oben herab die Politik, welche selbst dem beschränktesten Fürstenverstand einleuchtend machte, was für Hülfsmittel die christliche Lehre von der unbedingten Unterwürfigkeit der Menschen unter die Obrigkeit zur Gründung und Behauptung fürstlicher Gewalt an die Hand gab: von unten

herauf die Bereitwilligkeit, womit die Armen, Unterdrückten und Geknechteten einer Religion sich zuwandten, welche ihnen wenigstens nach dem Tode die Freiheit und, nach ihrer Auffassung der Vergeltungslehre, Ersatz für ihre Leiden hienieden verhieß. Es ist auch nur gerecht, anzuerkennen, daß die christliche Kirche zu dieser Zeit und noch im Mittelalter vielfach im Sinne der Humanität für das Volk thätig war, wie sie denn damals überhaupt die Trägerin materieller und ideeller Civilisation gewesen ist. Der feinere Instinkt der Frauen fühlte das wohl heraus und die erbarmungs- und hülfreichen Regungen ihrer weicheren Seelen fanden in der Mission ein gern bebautes Feld der Thätigkeit. Die christliche Kirche hat aber nur einen Act wohlbegründeter Dankbarkeit vollzogen, wenn sie mittelst Vergöttlichung der Mutter Jesu die heidnische Unterordnung der Frauen aufhob und dieselben wenigstens religiös den Männern gleichstellte .....

Zu Theudelinda zurückkehrend, finden wir, daß sie nicht nur eine sehr fromme, sondern auch eine sehr kluge Frau gewesen sein muß. Sie hatte sich den Langobarden so genehm zu machen gewußt, daß diese nach Authari's Hingang sie baten, die königliche Würde beizubehalten und sich aus sämmtlichen Männern des Volkes einen zweiten Gemahl zu küren. Da beschied sie den Herzog von Turin, Agilulf zu sich, ging dem Kommenden entgegen, ließ, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, Wein bringen, trank zuerst und reichte ihm den Becher dar. Wie aber der Herzog knieend den Becher entgegennahm und der Königin ehrfurchtsvoll die Hand küßte, sprach sie lächelnd und erröthend, der dürfe ihr nicht die Hand küssen, welcher ihr einen Kuß auf den Mund drücken sollte. Darauf hieß sie ihn aufstehen, küßte ihn, sprach ihm von Hochzeit und Königthum und bald wurde das Vermählungsfest unter großem Jubel gefeiert.

Wieder ein ganz anderes Bild bietet die Romilda, Gemahlin Gisulfs, des langobardischen Herzogs von Friaul. Als der ins Land gefallene Avarenkönig Kakan den Herzog in der

Schlacht erschlagen hatte und die Herzogin in der Stadt Forojuli belagerte, erregte der schöne Todtschläger ihres Gemahls die Begierden Romilda's und sie überlieferte ihm die Stadt, als er geschworen, sie zu seinem Weibe zu machen. Er hielt seinen Schwur, für die Dauer einer Nacht nämlich, überließ dann die Verrätherin zwölf seiner Mannen zur Schändung und ließ sie endlich im freien Feld auf einen Pfahl spießen mit dem Hohnwort: „Das ist der Mann, den du verdienst.“ Unähnlich dieser Mutter waren ihre vier mit ihr gefangenen Töchter, welche, ihre Keuschheit zu wahren, rohes Hühnerfleisch zwischen die Brüste legten und durch den schrecklichen Geruch des verwesenden Fleisches die lüsternen Avaren von sich fernhielten, — eine, wie man gestehen muß, in ihrer Art heroische, wenn auch keineswegs wohlriechende Tugendlichkeit. Ein eigenthümlicher Zug von weiblicher Unklugheit ist uns von Ermilinda, der Gemahlin des Königs Kuninkpert, überliefert. Sie hatte einst ein schönes römisches Mädchen, Teodote geheißen, im Bade erblickt, und konnte nun nicht aufhören, diese Schönheit ihrem Gatten zu rühmen, bis er in Leidenschaft für Teodote entbrannte und sie zu seiner Kebse machte. Klüger war die Ratperga, Gemahlin des friaul'schen Herzogs Pemmo. Wahrscheinlich nicht ohne Grund lag sie ihrem Manne an, er möge sie, die unschön wäre und einem so mächtigen Herrn übel anstände, verstoßen und sich ein schöneres Weib suchen. Gerade diese Uneigennützigkeit aber kam ihr zu gute, denn Pemmo sagte, ihr demüthiges Betragen und ihre Züchtigkeit gefalle ihm besser als die Schönheit anderer Frauen [30]). Die Probe ehelicher Treue bestand Gundiperga, König Charoald's Gemahlin. Als diese einst im Hofkreise der schönen Gestalt des Edelings Adalulf Lob spendete, flüsterte ihr der Freche ins Ohr: „Du hast meine Gestalt des Lobes gewürdigt, laß mich dein Bett

30) Paulus Warnefredus, De gestis Langobard. I. 20, 27; II. 28; III. 30, 35; IV. 37; V. 37; VI. 25.

theilen." Gundiperga's Antwort war, daß ſie dem Verſucher verachtungsvoll ins Geſicht ſpuckte. Darauf ging Adalulf zu dem König und bezüchtigte die Königin, ſie hätte ſich mit dem Herzog Taſo zur Ermordung ihres Gemahls verſchworen. Dieſer glaubte es und ließ die Königin gefangen ſetzen. Allein Gundiperga's Freunde vermochten den König, zu geſtatten, daß die Unſchuld der Königin durch ein Gottesurtheil erwieſen würde. Charoald willigte ein, der Gottesgerichtskampf fand ſtatt, für Gundiperga trat ein gewiſſer Pitto in die Schranken und erſchlug den falſchen Ankläger Adalulf[31]).

Das Gottesurtheil war ein weſentliches Zubehör der Strafrechtspflege unſerer Ahnen. Es reichte ins fernſte Heidenthum zurück und blieb, wie bekannt, das ganze Mittelalter hindurch in Kraft. Ihre Wurzel hatte dieſe Einrichtung in dem religiöſen Glauben, daß in Fällen, wo das Recht für Findung eines gerechten Wahrſpruchs durch menſchliche Einſicht zu zweifelhaft ſchien, das Urtheil der Gottheit ſelbſt anheimzugeben ſei, welche dem unſchuldigen Theil beiſtehen müßte und würde. Eine ſolche Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit hieß ein Gottesgericht, Gottesurtheil, Ordalium (vom angelſächſiſchen Wort ordál). Das germaniſche Strafverfahren war aber ein öffentliches und mündliches, ſeine Form der Anklageprozeß. Der Angeklagte hatte ſich durch ſeinen eigenen Eid und den ſeiner Bürgen („Eidhelfer") zu reinigen. Falls nun der Ankläger dieſen Eiden nicht traute, ſo konnte er noch auf einen gerichtlichen Zweikampf als auf ein Gottesurtheil antragen, und ebenſo der Angeklagte, falls er keine Eidhelfer beizubringen vermochte. Dieſe Form des Gottesgerichts war aber nur für Freie zuläſſig. Unfreie und ebenſo die Frauen, auch freie, wenn ſie Keinen fanden, welcher ihre Sache gegen den Ankläger im Zweikampf

31) Die Chronik des Fredegar, überſ. v. O. Abel („Die Geſchichtſchreiber d. deutſchen Vorzeit", VII. Jahrhundert), S. 33

verfechten wollte, wurden anderen Formen unterworfen, wie der Unſchuldsprobe durch Feuer, durch glühendes Eiſen, durch heißes oder kaltes Waſſer und anderen, auf welche wir, wie auf das Gottesurtheil überhaupt, ſeines Ortes zurückkommen werden.

Geben wir von den Frauen der langobardiſchen Könige und Fürſten zu denen der fränkiſchen fort, ſo ſehen wir ſchon an der erſten namhaften in dieſer Reihe Bedenkliches haften. Baſina nämlich, die Gemahlin des Thüringerkönigs Biſinus, lief ihrem Verführer Childerich, der ſich als Verbannter in Thüringen aufgehalten hatte, in ſeine ſalfränkiſche Heimat nach und wurde durch ihn Mutter des gewaltigen Chlodwig. Die Gemahlin des Letzteren war die ſchöne burgundiſche Prinzeſſin Chlotilde, welche in einem Kloſter zu Genf nach Nonnenweiſe gelebt, aber die Werbung des Königs erhört hatte, weil ſie, eine eifrige Bekehrerin, in dieſer Richtung als Königin mehr leiſten zu können hoffte denn als Nonne. Sie hat denn auch ihren Mann wirklich zum Chriſtenthum herübergeführt oder ihm wenigſtens die politiſche Räthlichkeit, ſich taufen zu laſſen, begreiflich gemacht. Ihr eigenes Chriſtenthum hinderte indeſſen Chlotilde nicht, die Eroberungspläne des Gemahls mit den Eingebungen ihrer eigenen Rachgier zu würzen. Inmitten der Gräuel, welche nach Chlodwig's Tod unter ſeinen Söhnen und deren Nachkommen anhuben und welche man nach dem Stammnamen des Hauſes füglich als merowingiſche bezeichnen kann, begegnet uns gleich Anfangs eine reine und fromme Frauengeſtalt, die der Radegunda, einer Tochter der von Chlodwig's Söhnen ausgetilgten thüringiſchen Dynaſtie. Gezwungen, die Frau Chlotar's von Soiſſons zu werden, wurde ſie als eine Weltverächterin, die nur dem Andenken der Ihrigen lebte, von ihrem Gemahl gar gern in ein Kloſter zu Poitiers entlaſſen. Hier ergoß ſie ihre Trauer über das Elend einer Zeit, deren viehiſche Wildheit ſie vergeblich zu mildern verſucht hatte, in elegiſche Klagen, welche ihr Freund,

der fromme und gelehrte Prieſter Venantius Honorius Fortunatus, in lateiniſche Verſe gekleidet hat. Es iſt oſſianiſche Wehmuth in dieſen Klagelauten. So, wenn Venantius in ſeiner Elegie vom Untergange Thüringens die Königin ſagen läßt: „Die Frauen ſah ich in die Knechtſchaft ſchleppen, mit gebundenen Händen und fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blute des Gatten oder tretend auf eines Bruders Leichnam. Alle weinten und für Alle weinte ich ſelber, um die erſchlagenen Eltern und um die noch Lebenden. Wenn der Wind rauſcht, lauſch' ich, ob nicht der Schatten eines meiner Theuren mir erſcheine. Die ich liebte, wo ſind ſie? Den Wind, die ziehenden Wolken frag' ich und ich wollte, ein Vogel brächte mir Kunde von ihnen." Geiſtesverwandt mit Radegunda war Balthilde, als Sklavin aus England herübergeführt und durch Schönheit und Tugend zur Gemahlin Chlodwig's II. erhoben. Auch ſie beſchloß ihr Leben im Kloſter, wie denn überhaupt die Klöſter in dieſer ſchrecklichen Zeit die Zufluchtsſtätten für vornehme Jungfrauen und Wittwen wurden, welche, ohne wirklich den Schleier zu nehmen, ein ſittſames Leben führen wollten. In den ſtillen Mauern dieſer Aſyle ſteigerte ſich dann die aſketiſche Abkehr von der Welt oft zu allerlei frommer Hellſichtigkeit, wie bei jener Nonne Disciola, von deren Geſichten uns Gregor von Tours zu erzählen weiß. Mitunter haben freilich die Klöſter auch Szenen ganz anderer Art und gerade das Kloſter der heilig geſprochenen Radegunda zu Poitiers, wo Disciola ihre Viſionen gehabt, wurde ſpäter lange Zeit durch die Ränke und Schwänke verwirrt, welche Chrodichilde, eine Nonne aus königlichem Geblüt, deren „Herz der Teufel verführte", angeſtiftet hatte. Als Celebrerin muß noch Bertha genannt werden, die Tochter Charibert's, des Enkels Chlodwig's I., welche den angelſächſiſchen König Ethelbert von Kent heirathete und dem Chriſtenthum gewann.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß zu einer Zeit, wo in einer der zahlloſen merowingiſchen, zwiſchen Brüdern, Oheimen,

Neffen und Vettern geſchlagenen Schlachten mit ſolcher Wuth geſtritten ward, daß die Körper der Getödteten nicht zu Boden fallen konnten, ſondern aufrecht ſtehend, als lebten ſie noch, zwiſchen den Kämpfenden mitfortgeſchoben wurden, — zu einer Zeit, wo mit Brand, Mord und Schändung gegen Laien und Geiſtliche, gegen jedes Alter und Geſchlecht, gegen Frauen und Nonnen ſo unerhört gewüthet ward, daß der Chroniſt ausruft: „Damals iſt mehr Klagegeſchrei in den Kirchen geweſen als in den Zeiten der Chriſtenverfolgung Diocletian's" — zu einer Zeit, wo der fränkiſche Edeling Rauching ein höriges Liebespaar, welches nicht zu trennen er dem Prieſter am Altar geſchworen hatte, zum Spaß lebendig mitſammen begraben ließ, — nein, es kann nicht Wunder nehmen, daß zu einer ſolchen Zeit auch die Frauennatur da ins Zuchtloſe und Unflätige, dort ins Ungeheure verzerrt wurde. Die Sitten der früheren Zeit, wo die germaniſchen Völker von der ſittlichen Verderbniß des in Trümmer gegangenen Römerreiches noch nicht angeſteckt geweſen, erkennt man jetzt gar nicht mehr. Mit der ganzen Gier barbariſcher Jugendkraft eigneten ſich namentlich unter den Franken Männer und Weiber die im römiſchen Gallien vorgefundenen Ueppigkeiten an und tobten den dämoniſch verbundenen Trieb zur Wolluſt- und Grauſamkeit in monſtröſen Schwelgereien und Frevelthaten aus. Grundquelle des Uebels war eine Vielweiberei, welche den Unterſchied zwiſchen rechtmäßigen Ehefrauen und Beiſchläferinnen zuletzt ſo ſehr verwiſchte, daß Gregor von Tours von den Luſtbefriedigungen der Merowinger als von Vermählungen ſpricht. Man ſehe nur die Geſchichte von Chlotar I. und ſeinen Frauen Ingunde und Aregunde, zwei Schweſtern, welche Geſchichte Gregor im Bibelſtyl erzählt. Derſelbe Chlotar ließ ſeinen rebelliſchen Sohn Chramm erdroſſeln und mit dem Leichnam des Ermordeten zugleich deſſen Weib Chalda und ihre Töchter lebendig verbrennen. Markatrude, eine der Frauen König Gunthramm's, vergiftete ihren Stiefſohn Gundobad, wie denn die Giftmiſchele

überhaupt ſo zu ſagen zu einem Spielzeug dieſer merowingiſchen Weiber geworden war. Ingeberga, die Gemahlin König Charibert's und durch dieſen Mutter der Bekehrerin Bertha, hatte Grund, auf Markovefa und Mereſleda, die Töchter eines armen Wollarbeiters, eiferſüchtig zu ſein, und gab dieſem Gefühl in ſo ungeſchickter Weiſe Raum, daß ihr Gemahl ſie verſtieß. Zu den genannten beiden Mädchen nahm er dann noch die Theudichilde, eine Schäferstochter, in ſein Bett. Charibert's Bruder, König Sigibert, freite um Brunhild (Brunichilde), die Tochter des weſtgothiſchen Königs Athanagild, welche nach Gregor's Beſchreibung eine Jungfrau von feiner Geſtalt war, ſchön von Angeſicht, züchtig und wohlgefällig im Benehmen, klugen Geiſtes und anmuthig im Geſpräch. Noch begeiſterter hat ſich Venantius Fortunatus über die Braut ausgelaſſen, indem er ſie eine zweite Venus nannte, einen ſpaniſchen Edelſtein, deſſen Glanz den der Saphire, Smaragde und Kryſtalle verdunkelt habe, und ihre Güte und Holdſeligkeit, Beſcheidenheit und Klugheit bis an den Himmel erhob. Gewiß ließ ſich der Poet nicht träumen, daß aus der Gefeierten mit der Zeit ein Ungeheuer werden würde, wie es die Weltgeſchichte kaum ein zweites Mal erblickt hat. Sigibert's Bruder Chilperich heiratete Brunhild's ältere Schweſter Galeſwintha, ließ ſie aber auf Anſtiften ſeiner Beiſchläferin Fredegunde erdroſſeln. Dieſe Letztere, eine ausgelernte Buhlerin, welche ſich kein Gewiſſen daraus machte, gegen ihre in Buhlerei und Hochmuth mit ihr wetteifernde Tochter Rigunthe einen wahrhaft teufeliſch-liſtigen Mordanſchlag auszuſinnen, auf der einen und Brunhild auf der andern Seite ſteigerten, einander todfeindlich geſinnt, die merowingiſchen Bruderzwiſtgräuel zur höchſten Höhe. Das hölliſche Schauſpiel, welches dieſe beiden Furien im Gang erhielten, ging erſt i. J. 614 mit einem gräßlichen Schlußact zu Ende. Da fiel, nachdem Fredegunde ſchon ſiebzehn Jahre früher geſtorben, die alte Brunhild als Gefangene in die Hände Chlotar's II., des Sohnes ihrer Todfeindin. Im Lager zu Chalons

erging das barbarische Strafgericht über die greise Frevlerin. Chlotar rechnete ihr vor, wie zehn Fürsten merowingischen Stammes auf ihr Anstiften oder Verschulden ermordet worden seien. Hierauf ließ er sie drei Tage lang martern, dann auf ein Kameel setzen und sie zum Hohn durch das ganze Heer führen, endlich mit dem Hauptbaar, einem Arm und einem Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden und so ward sie von den Hufen des dahin sprengenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel [32].

Ein hartes und rohes Geschlecht von strotzender Sinnlichkeit, diese Männer und Frauen der Völkerwanderungszeit, mit souverainer Willkür die religiösen Satzungen wie die Gebote der

32) Fredegar (a. a. O.) S. 23. 113 fg., 28. Gregor von Tours, III, 7; VI, 29; IX, 39 fg.; IV, 47; V, 3; IV, 3. 20. 25. 26. 27. 28; IX, 34. Venantius Fortunatus, VI, 1. 2. 3. — Mit gewohnter Markigkeit hat ein deutscher Dichter, Freiligrath (Ges. 6. Aufl. S. 163), geschildert —

Wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Châlons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durch's Frankenlager schleife
Der Sohn des Chilperich, der andre Chlotar.

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut und schaudernd sah'n die Franken
Chlotar's, des Zürnenden, entsetzlich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünstig, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eil'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn.

Menſchlichkeit unter die Füße tretend und den Taumelkelch des Genuſſes, ob die Wolluſt oder die Rache ihn kredenzte, mit Gier bis auf die Hefen leerend. Dieſe im Gährungsprozeß einer ſozialen Neubildung begriffene Welt zeigt uns ein wildes Ringen von Heidniſchem und Chriſtlichem, Germaniſchem und Römiſchem, ein ſich Abſtoßen und Wiederanziehen ſüdlicher Kultur und nordiſcher Lebensfriſche. Das beſiegte Rom rächte ſich an den germaniſchen Siegern, indem es ſie ſeinen Laſtern unterwarf, und die ſiegreichen Germanen, von früher ungeahnten Genüſſen bis zur Sinnloſigkeit berauſcht, nahmen das Daſein wie eine Orgie, welche mit tobender Zertrümmerung der Luſtwerkzeuge ſchließen müßte. Aber ihre Kraft hielt aus und wie äußerlich auch die Bekehrung zum Chriſtenthum ſein mochte, dennoch kam dadurch mehr und mehr ein neuer ſittlicher Gehalt in ihr Leben. In dem Maaße, in welchem das germaniſche Gemüth mit dem neuen Glauben ſich erfüllte, wurde dieſer aus einer römiſch-byzantiniſchen Polizeianſtalt zu einer eine neue Kulturperiode bedingenden und beſtimmenden Geiſtesmacht. Der bedeutenden Antheils, welchen die Frauen an dieſer Umwandlung von unermeßlicher Tragweite hatten, iſt ſchon gedacht worden. In Wahrheit, ſie waren es, welche das Kreuz mit Roſen umwanden, d. h. die Starrheit des Dogma's mittelſt der Einflüſſe germaniſcher Gemüthsinnigkeit milderten, und ſie waren es auch vorzugsweiſe, unter deren pflegenden Händen die im Chriſtenthum liegenden Keime der Humanität zu einer Entwicklung gediehen, welche den während der Völkerwanderung zur Brutalität geſteigerten germaniſchen Individualismus allmälig den Geſetzen bürgerlicher Ordnung und häuslicher Sitte wieder ſich fügen lehrte.

Das Alles dämmerte freilich vorerſt nur in ſchwachen Umriſſen aus dem Chaos einer allgemeinen Verwilderung auf. So war noch weithin, bis auf dem Boden, welchen der Zuſammenſtoß der germaniſchen und der lateiniſchen Welt mit

Ruinen bedeckt hatte, ein neuer Geſellſchaftsbau, der germaniſch-chriſtliche, ſich erhob. Man hat das Leben der Germanen in den römiſchen Provinzen paſſend mit einem Teppich verglichen, welcher auf der einen Seite glänzende Farben und prunkhafte Gebilde, auf der andern ein verwerrenes Gewebe von verzerrten Geſtalten zeigt. In der That war das häusliche und geſellige Daſein zur Völkerwanderungszeit ein unerquickliches Gemiſch von Pracht und Armſeligkeit, Vergeudung und Dürftigkeit, Schwelgerei und Elend. In den Holzhäuſern der germaniſchen Großen hatte ſich der Raub der römiſchen Welt aufgehäuft und diente, ohne Kunſtſinn und Geſchmack gebraucht, nur zu grotesker Ueberladung, hinter welcher dann doch wieder allenthalben Ungefügheit, Blöße und Ungemächlichkeit hervorſah. Maaß und Takt fehlten überall. Wie in der häuslichen Einrichtung, ſo auch in der Kleidung, auf welche die römiſche Art Einfluß gewann, ohne daß die Gegenſätze zwiſchen Angeerbtem und Angenommenem ſchon eine harmoniſche Ausgleichung gefunden hätten. Beide Geſchlechter liebten es, im Anzug von grellbunten Farben zu glänzen und von Gold- und Geſteinſchmuck förmlich zu klingeln. Für die männliche Tracht ward das Aufkommen der Hoſen, welche, wie es ſcheint, zuerſt von den Langobarden getragen wurden, von großer Bedeutung. Sonſt blieben Rock, Gurt und Mantel für Männer und Frauen die Hauptſtücke des Anzugs. Hauptſtoff der Frauenkleidung war in dieſer Zeit noch immer die Leinwand. Wenn der Ueberlieferung zu trauen iſt, haben wir uns die Erſcheinung vornehmer Schönen von damals ſo vorzuſtellen: — Auf dem über der Stirne geſcheitelten Haar, das an den Seiten in zwei Zöpfe geflochten war, welche über die Bruſt bis zu den Knieen herabfielen, lag ein Schleier, welcher, durch einen reich verzierten Metallreif feſtgehalten, das Geſicht frei ließ. Das linnene Unterkleid, die Tunika oder beſſer der eigentliche deutſche Frauenrock, markirte feſtanliegend und engärmelig die Formen des Oberkörpers, war über den Hüften von

einem breiten Gürtel umspannt und fiel von da in reichen Falten auf die Schuhe herab, auf deren Verzierung bereits viel Sorgfalt und Luxus verwandt wurde. Hals und Brust bedeckten Ketten und andere Geldzieraten und das mantelartige, aber mit sehr weiten Aermeln versehene Oberkleid von Seide wurde so getragen, daß es Farbe und Form des Unterkleides mehr hervorhob als verbarg und der freien Bewegung des Körpers nicht hinderlich war.

Drittes Kapitel.

Göttinnen und Heldinnen.

Menschen und Götter. — Charakter der germanischen Götterwelt. — Das „Ewig-Weibliche" in den Religionen. — Deutsche Göttinnen: Nerthus, die Mutter Erde, Frikka, Frouwa, Holda, Perahta, Hluodana, Nehalennia, Folla, Ostara, Hellia. — Walkürien. — Frau Salde. — Die germanische Eva. — Die eddische Lehre vom Sündenfall. — Bedenkliches von der Frigg und der Freia. — Die Frauen im Havamal. — Sigyn. — Brunhild, Kriemhild und Gudrun. — Die Lehre der germanischen Bibel vom Ursprung der Stände.

Mit den Geschlechtern der Menschen kommen und gehen auch ihre Götter; aber jede der einander ablösenden und verdrängenden Erscheinungsformen der religiösen Idee ist berechtigt, sich für die „alleinseligmachende" zu halten. Denn jede sucht in ihrer Art die ewig wiederkehrende Frage nach des Menschenlebens Sinn und Zweck zu beantworten, jede gibt ihren Gläubigen Trost für das Diesseits und Hoffnung auf ein Jenseits, jede beeifert sich, wenn nicht den Verstand zu überzeugen, so doch die Einbildungskraft zu überreden. Sei die Götterwelt nur die idealische Widerspiegelung der Menschenwelt, immerhin ist es gewiß, daß der Mensch jener bedarf, weil ihn, den in die Schranken der Endlichkeit Gebannten, das schmerzlich-süße Gefühl der Unendlichkeit, das ihn über das Thier

hebt, zwingt, sich einen Himmel zu erbauen, in dessen Gestalten ihm das eigene Wesen, zum Ideal erhoben, gegenständlich und klar wird. Aber in dem Maaße, wie die Erde sich verwandelt, gestaltet sich auch der Himmel um. Anders sind die Gottheiten barbarischer Horden und anders die der Kulturvölker, denn in seinen Göttern „malt sich der Mensch." Aber, wenn ein Tag der Weltgeschichte zu Ende — Tage, welche Jahrhunderte und Jahrtausende währen — erblassen auch die Gestirne, die ihn erhellt hatten, die Verbildlichungen der Idee von Göttlichem, die Verkörperungen von Naturgewalten oder sittlichen und sozialen Begriffen, die Gottheiten, um anderen, oder wenigstens anders gestalteten Platz zu machen. Aber die Verdrängten sterben deßhalb nicht. Die Verklärerin der Vergangenheit, Trösterin der Gegenwart und Ahnerin der Zukunft, die Poesie, schlägt den mütterlich weichen Mantel schützend um sie und rettet sie, wie Schiller schön gesungen, hinüber in ihr Heiligthum[13]. Da, „in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen" und wohin der Arm des Fanatismus nicht reicht, leben sie unvergänglich. Ein unendlicher Strom von Schönheit und Begeisterung fließt von dort in die Welt der Kunst herüber und ein frommer Schauer überkommt die Seelen der Völker, wenn eine geheimnißvoll nachwirkende Anhänglichkeit sie nach den Götterbildern zurückblicken macht, vor welchen ihre Altvorderen gekniet.

Den Germanen war es nicht gegeben oder gegönnt, ihre nationale Götterwelt zu der plastischen Bestimmtheit und Vollendung herauszuarbeiten, vermöge welcher die hellenische so anziehend auf den Schönheitssinn wirkt. Auch bei den Germanen gewannen zwar die Naturerscheinungen und die intellectuellen

13) Aus der Zeiten Ferne weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Dichters Höhen
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Vorſtellungen concrete Geſtalt, menſchenähnliche natürlich, da der Menſch über den Menſchen überall nicht hinauskann, indem er die Umriſſe der Menſchenform höchſtens zu vergrößern oder auch zu verkleinern, d. h. zu verzerren vermag. Aber anders mußte an den ſonnigen Geſtaden Joniens und Attika's, anders in den nebeligen Waldregionen des Nordens das Göttliche der ſinnenden und bildenden Phantaſie ſich darſtellen. Daher dort die maaßvolle Beſchränkung der Götterbildnerei auf die Linien der idealiſch-ſchönen Menſchengeſtalt, daher hier das Hinausgreifen ins Rieſenhafte, Ungeheure, Schreckliche. Fügt man hiezu noch den Umſtand, daß die germaniſche Religion, ſelbſt in Skandinavien, durch das Chriſtenthum verdrängt wurde, bevor ſie die in ihr gelegenen künſtleriſchen Anregungen und Stoffe zu einer höheren Stufe der Entwicklung zu führen vermochte, ſo erklärt ſich leicht, warum die germaniſchen Götter ſelbſt da, wo ſie als beſtimmtere Perſönlichkeiten auftreten, d. h. in den beiden Edden, doch bloße Nebelgeſtalten ſind. Der olympiſche Zeus, die Aphrodite oder Pallas ſtehen in feſtmarkirter Schönheit vor der Seele jedes Gebildeten, aber ſogar dem Auge des Forſchers verſchwimmen Wodan oder Odhin, Frouwa oder Freia zu vagen Umriſſen. Deßhalb ſind auch die Verſuche der Klopſtock'ſchen Schule, die germaniſche Mythologie als poetiſches Motiv in die Literatur einzuführen, bekanntlich völlig geſcheitert.

Die mythologiſchen Bildungen aller auf Naturanſchauung baſirten Religionen wurden durch den Gegenſatz von Männlichem und Weiblichem beſtimmt. Noch mehr, es gibt überhaupt nur drei Religionen, in welchen das „Ewig-Weibliche" gar keine Bedeutung gewinnen konnte; aber dieſe drei, Jahvethum, Islam und Buddhismus, ſind deßhalb auch zu keiner mythologiſchen, d. i. künſtleriſchen Entwicklung gelangt, während das Chriſtenthum mittelſt Vergottung der Maria zu ſeiner äſthetiſchen Geſtaltung den Grund legte. In den alten Naturreligionen hatte aber der Geſchlechtsunterſchied nicht nur eine mythologiſche, ſondern auch

eine dogmatiſche Bedeutung. Auf der Vorſtellung von einem männlichen und einem weiblichen Grundprinzip beruhte die ganze Lehre von der Entſtehung und Erhaltung der Welt. Zeugung und Empfängniß, Befruchtung und Geburt, Himmel und Erde, erſcheinen als die ewig wirkenden Kräfte des Lebensprozeſſes. So im altindiſchen, im ſyriſch-phöniſikiſchen, im ägyptiſchen, im griechiſch-italiſchen und germaniſchen Heidenthum. Die Weſenheit der zeugenden wie der gebärenden Grundkraft faltet ſich zu einer Reihe von Naturmächten und von ſittlich-ſozialen Vorſtellungen auseinander oder, mythologiſch gefaßt, der Gott Himmel vermählt ſich mit der Göttin Erde und aus dieſem Ehebund entſpringen die Götter und die Göttinnen.

Soweit das Rieſenwerk deutſcher Forſchung, Jakob Grimm's deutſche Mythologie, verbunden mit den deutlichen Anklängen der zu ſyſtematiſcher Geſtaltung gediehenen nordiſch-germaniſchen Religion, den heidniſchen Glauben unſerer Altvorderen zu überblicken geſtattet, ſteht feſt, daß auch bei den Germanen die Erde als die große Göttermutter gedacht und verehrt wurde. Wo Tacitus in der Germania (§ 40) des von geheimnißvollen Schauern umwebten Kultus der Nerthus (Nirdu? Nertha? Hertha?) gedenkt, bezeichnet er die Göttin ausdrücklich als „Mutter Erde“ und der von ihm gebrauchte Name Nerthus iſt wohl nur Lateiniſirung des altdeutſchen Grada, Erda, im Angelſächſiſchen Eordhe, im Altnordiſchen Jörd. Mit der großen Erdgöttin zeugt der große Himmelsgott Wuotan (Wodan, nord. Odhin) das germaniſche Göttergeſchlecht. Es tritt aber in der Geſtalt der Nerthus nicht allein die phyſiſche, ſondern auch die moraliſche Natur des Weibes deutlich hervor, das Sänftigende, Sittigende, die auf Befriedung und Verſchönerung des Lebens abzielende fraulliche Miſſion. Auf einer Inſel des Ozeans, erzählt Tacitus, iſt ein heiliger Hain und darin ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur der Prieſter berühren darf. Er ahnt die Gegenwart der Göttin im

Heiligthum und folgt ihrem mit Kühen bespannten Wagen in tiefer Ehrfurcht nach. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuchs und Aufenthalts würdigt. Kein Krieg wird geführt, jedes Schwert ist in der Scheide, Friede und Ruhe wird nur dann gekannt, nur dann geliebt, bis derselbe Priester die Göttin, des Umgangs der Sterblichen satt, dem Heiligthume wiedergibt.

Diese civilisirende Eigenschaft der großen Göttermutter lebt auch in ihren göttlichen Töchtern wieder, deren Gestalten freilich aus tausend zerbröckelten Zügen in Sagen und Märchen nur mühsam und unvollständig zusammengesetzt werden können. Alle diese deutschen Göttinnen sind „hauptsächlich gedacht als umziehende, einkehrende Göttermütter, von denen das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts wie des Ackerbaus erlernt: spinnen, weben, säen und ernten [34]." So Frikka, die Gemahlin Wodan's, also nur eine mythologische Verjüngung der Nerthus, die Spenderin des Ehesegens; so Fraumа, von welcher das Wort Frau herkommt, die fruchtmachende Göttin, Verleiherin von Schönheit und Reiz, welche den Männer bestrickenden Halsschmuck Brisingamen trug wie die griechische Aphrodite den Gürtel der Anmuth; so Holda, die Ordnerin des Haushalts, die Belohnerin weiblichen Fleißes und Bestraferin weiblichen Unfleißes; so Perahta (Perchta, Berchta, Bertha), die große Schützerin des Ackerbaues, welcher der Pflug heilig war und welche, eben als Kulturgöttin, auch der Ehe vorstand. Bei ihr wohnten die Seelen der ungeborenen Kinder und auf ihren Umzügen spendete sie wie Holda den Thätigen Lohn, den Trägen Strafe. Gleich diesen sind auch die noch weiter Genannten, Hludana, Nehalennia, Zolla und die Frühlingsgöttin Ostara, nach welcher das alljährliche Auferstehungsfest der Natur noch jetzt Ostern heißt, nur polytheistische Auseinanderfaltungen

34) Grimm, D. Mythol. Kap. 13. „Göttinnen."

der großen Erdmutter. Diese ist aber nicht allein die Allgebärerin, sondern auch die Allverschlingerin, welche Kehrseite ihres Wesens sich darstellt in der Hellia (nord. Hel), der unerbittlichen, grauenhaft gestalteten Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Krankheit oder Altersschwäche Gestorbenen fahren und deren persönlichen Begriff das Christenthum in einen localen verwandelte: aus der Hellia oder Hella wurde die Hölle. Den lichten Contrast zu dem düstern Reich der Hellia bildete die Walhalla, der Himmel der Helden, wohin die im Kampfe Gefallenen von den Walküren (nord. Walachurinn), den Todtenwählerinnen, den Schildjungfrauen Wuotan's, geleitet wurden. Die Erinnerung an diese Göttermädchen lebte nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland lange fort. So in unseren Schwanhemdsagen, wie auch im Nibelungenlied; in anmuthigster Gestaltung hat der Mythus vom kunstreichen Schmied Wieland sie bewahrt. Dagegen scheint die Verpersönlichung der Schicksalsidee, wie sie im nordisch-germanischen Glaubenssystem in den Gestalten der drei Nornen, Urd, Skuld und Werdandi, sich darstellt, bei uns frühzeitig verblaßt zu sein, es wäre denn, daß wir in der Vorstellung von der Glücksgöttin, der Frau Sälde, welcher wir bei unseren mittelalterlichen Dichtern nicht selten begegnen, einen Nachhall der Lehre von den Nornen zu erkennen hätten. Jedenfalls war die pantheistische Belebung der Natur mittelst Schaffung von zahllosen alfischen oder elbischen Wesen, Wasser-, Wald- und Hausgeistern männlichen und weiblichen Geschlechts den Skandinaven und Deutschen gemeinsam und Volkslieder und Märchen wissen bis auf unsere Tage herab zu erzählen, wie die „Moosfräulein", die „Nixen", „Wasserholden" oder „Nümmelchen" schönen Jünglingen gern in Liebe sich gesellten. Eine sinnvolle Huldigung für das weibliche Geschlecht liegt meines Erachtens in der germanischen Lehre von der Schöpfung des ersten Menschenpaares. Der jüngeren Edda zufolge schufen die Götter aus zwei am Meeresstrande

neben einander stehenden Bäumen Mann und Weib. Der germanische Adam hieß Askr, die germanische Eva hieß Embla. Dieses Wort bedeutet eine geschäftige Frau und so wäre schon in dem Namen unserer Ahnmutter die hausmütterliche Thätigkeit und Wirthlichkeit deutscher Frauen vorgezeichnet. Merkwürdiger Weise weiß die germanische Bibel Nichts von einem Sündenfall der Menscheneltern, aber dennoch bietet sie eine Analogie zu dem jüdisch-christlichen Satze, daß durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen. Die Edda deutet nämlich in ihrer knappen und dunkeln Sprache auf einen Sündenfall der Götter, der Asen, hin. Diese, sagt sie, führten in der Urzeit ein harmloses, unschuldiges, paradiesisches Leben, mit der Gier nach Geld noch unbekannt, bis drei Riesenmädchen aus Jötunheim (Riesenheimat) nach Asgard herüberkamen. Man hat freilich in diesen drei Thurfinnen (Riesinnen) die Nornen erkennen wollen, welche den Göttern die Zukunft enthüllt und eben dadurch ihre paradiesische Unbefangenheit zerstört hätten. Aber es liegt doch näher, in der Begegnung der Asen mit Riesinnen eine geschlechtliche Verbindung zu sehen, welche die Götter mit dem Weltplan in Widerspruch setzte, weil sie, als die Träger des schaffenden und erhaltenden Prinzips, mit den Riesen, den Vertretern des zerstörerischen Prinzips, von Rechtswegen keine Verbindung hätten eingehen sollen. Demnach erschiene auch hier das Weib als die Verführerin, als das Zerstörungsmittel einer paradiesischen Unschuldswelt, mit deren Einbuße sich das Böse in der Asenwelt seßhaft macht. Denn jetzt erscheint im Kreise der Götter jener höchst eigenthümliche Satan der germanischen Religion, Loki, bald Ahriman bald Mephiste.

Es würde den deutschen Göttinnen zu nicht geringem Ruhme gereichen, daß keine mythologischen Skandale von ihnen zu erzählen sind, wüßten wir nur mehr von ihnen. Falls aber aus den nordischen Quellen ein Rückschluß auf das Verhalten der deutschen Göttinnen gestattet ist, so dürften diese nicht so

ganz makellos daſtehen. Denn von Frigg und Freia, mit welchen unſere Frikka und Fronwa dem Weſen nach identiſch ſind, iſt uns Bedenkliches überliefert. Mag auch dem chriſtlichen Prieſter, Saxo dem Grammatiker, welcher am Ende des 12. Jahrhunderts aus altnordiſchen Mythen und Sagen ein Hiſtorienwerk in elegantem Latein zuſammenſtellte, nicht ganz zu trauen ſein, wenn er, nicht ohne prieſterliche Schadenfreude, die Gemahlin des höchſten Gottes Odhin mit einem Knechte buhlen läßt, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß auch eine reinere Quelle, die ältere Edda, der Frigg buhleriſche Neigungen ſchuldgibt und von der Freia geradezu ſagt, ſie ſei aller Aſen und Alfen Buhlerin. Allerdings ſind dieſe Anſchuldigungen dem böſen Loki in den Mund gelegt und ſodann muß berückſichtigt werden, daß in der Frigg, als einer Metamorphoſe der Muttererde, und in der Freia, als der Frühlingsgöttin, der ewigfriſche Liebesdrang der Natur perſonifizirt war. Dennoch iſt nicht zu überſehen, daß, auch außerhalb des Kreiſes mythiſcher Vorſtellungen, ſchon in der Vorzeit der altgermaniſche Frauenruhm der Keuſchheit und Treue bedeutende Trübungen erfahren haben muß. Nicht nur die bereits eben benützten Zeugniſſe aus der langobardiſchen und fränkiſchen Geſchichte, ſondern auch die nordiſchen Urkunden reden zu deutlich. Das Havamal, ein höchſt merkwürdiges Spruchgedicht der älteren Edda, welches die ethiſche Weltanſchauung des alten Nordens darlegt, ſpricht in vorwiegend geringſchätziger, mitunter geradezu frivoler Weiſe von den Frauen. Unbeſtändigkeit wird ihnen zugeſchrieben[35]), trugvoller Sinn und trugvolles Wort[36]). Mit

35) Den Tag lob' Abends, die Frau im Bett,
Das Schwert, wenn's verſucht iſt, die Braut nach der Hochzeit.

36) Mädchenrecken vertraue kein Mann,
Noch der Weiber Worten. Auf geſchwungenem Rad
Ward ihr Herz geſchaffen, Trug in der Bruſt verborgen

Schmeicheleien und Geschenken seien sie zu leicht zu ködern [37]), ihre Minne mache Kluge zu Thoren [38]). Freilich wird dann auch nicht verhehlt, daß die Männerwelt an Falschheit die der Frauen noch überbiete [39]), und zugestanden, daß dem guten und treuen Manne die Frau hold und treu bleibe [40]). Einen tiefschönen Zug von Frauentreue und zwar von an dem Teufel selbst geübter Frauentreue enthält die jüngere Edda. Als nämlich die Asen den Unheilstifter Loki an den Felsen gefesselt hatten, wo er bis zur Götterdämmerung bleiben soll, befestigten sie über ihm eine Schlange, damit deren ätzendes Gift ihm ins Antlitz herabträufelte. Aber seine Gattin Sigyn hielt treu bei dem Gefesselten aus und nahm eine Schale und hielt sie zwischen die Schlange und Loki's Gesicht, um so die marternden Gifttropfen aufzufangen und die Pein des Gatten zu lindern. Ich wüßte im ganzen Umfange der germanischen Mythologie keinen echtweiblicheren Charakterzug als diesen.

Jede mythologisch entwickelte Religion setzt zwischen die Welt der Götter und die der Menschen eine Mittelstufe, die der Helden. Diese sind das eigentliche Mittelglied der Himmel und Erde verbindenden Kette von Fügungen und Beziehungen, die

37) Schmeichelnd soll reden und Geschenke bieten,
Wer des Mädchens Minne will, den Liebreiz loben
Der leuchtenden Jungfrau: so fängt sie der Freier.

38) Der Liebe verwundern soll sich kein Weiser
An dem andern Mann. Oft fesselt den Klugen,
Was den Thoren nicht fängt, liebreizender Leib.
Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht.

39) Offen bekenn' ich, der beide wohl kenne,
Der Mann ist dem Weibe wandelbar. Wir reden am schönsten,
Wenn wir am schlechtesten denken: so wird die Klugste geködert.

40) Willst du ein gutes Weib zu deinem Willen bereden
Und Freude bei ihr finden, so verheiß' ihr Holder
Und halt' es treulich: des Guten wird die Maid nicht müde.

natürlich des „Ewig-Weiblichen“ nicht entbehren können. Götter neigen ſich liebend zu ſterblichen Frauen, Göttinnen zu ſterblichen Männern herab und ſolchen Vermählungen entſprießt das Geſchlecht der Heroen und Heroinen. Selbſt der Spiritualismus des Chriſtenthums konnte ſich des Bedürfniſſes, zwiſchen Gottheit und Menſchheit eine vermittelnde Brücke zu bauen, nicht entſchlagen. Er ſetzte an die Stelle der heidniſchen Helden die Heiligen. Dabei ſollen nun freilich, ſagt man uns, die Beziehungen zwiſchen den chriſtlichen Gottheiten und Heiligen durchaus ſymboliſch und allegoriſch zu nehmen ſein. Wenn aber in den Legenden die geiſtlichen Ehen heiliger Frauen mit Chriſtus ſo glühend gefeiert werden, wenn erzählt wird, wie die Jungfrau Maria beſonders bevorzugte Heilige aus ihren Brüſten getränkt, ſo erinnert das doch ſehr deutlich an die Bündniſſe zwiſchen Göttern und irdiſchen Frauen, Göttinnen und Helden im Heidenthum. Auffallend ungeſchickt mußten die Verſuche der mittelalterlich-chriſtlichen Dichtung ausfallen, die altgermaniſche Heldenſage im Sinne der neuen Religion umzufärben. Das berühmteſte Beiſpiel hievon iſt unſer Nibelungenlied. Auch in ſeiner jetzigen Geſtalt, wie es dieſelbe auf der Gränzſcheide des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten hat, iſt es großartig, keine Frage. Aber doch gemahnt es Einen, als wäre hier ein germaniſcher Götterhain unter das Rothdach eines chriſtlichen Doms gezwungen worden. Deßhalb erſcheint denn auch in den deutſchen Nibelungen die herrlichſte Heroinengeſtalt des germaniſchen Alterthums, Brunhild, ſo getrübt und verwiſcht, um nicht zu ſagen ſo gefälſcht.

Die Sage von Sigfrid (nord. Sigurd) iſt offenbar ein Vermächtniß urälteſter Zeit. Unſere Ahnen mögen ſie aus ihrer indogermaniſchen Urheimat mit nach Europa gebracht haben. Ueberall tönen da Anklänge an Urzeitlich-Mythiſches auf. Aber um die Ueberlieferung in ihrer ganzen Größe und Reinheit zu faſſen, muß man ſie im Norden aufſuchen, wo die Edden und

die Wölsungensage ihre ursprünglichen Züge treuer bewahrt haben als unsere Lieder von den Nibelungen. In letzteren ist Brunhild ein finsteres, unerquickliches Zwitterwesen, welches in die christliche Umgebung gar nicht hereinpaßt. Ganz anders in den nordischen Quellen. Da ist sie die Schildjungfrau Odhin's, die Walküre, welche ein Gelübde gethan, sich keinem Manne zu vermählen, der sich fürchten könnte. Von Odhin's Schlafdorn berührt, schläft sie hinter einem Feuerwall („Waberlohe") den Zauberschlaf, bis Sigfrid kühn durch Waberlohe reitet und die Jungfrau erweckt, indem er ihr mit seinem Schwert Gram die Brünne vom Leibe schneidet. Nun kredenzt sie ihm den Minnemeth, verlobt sich ihm feierlich und empfängt sein Gelübde. So ruhen sie miteinander auf einem Lager, aber zwischen ihnen liegt das „beißende" Schwert des Helden. Er aber vergißt seines Eides, wenn auch schuldlos. Grimhild, die Wittwe des Königs Giuki, mit dessen drei Söhnen Gunnar, Högni und Gutterm Sigfrid Freundschaft geschlossen, reicht nämlich dem Helden einen Vergessenheitstrank, worauf er sich mit ihrer Tochter Gudrun (im Nibelungenlied Kriemhild) vermählt. Durch eine weitere Verkettung unseliger Umstände wird darauf Brunhild die Frau Gunnar's. Aber am Hofe der Giukungen schlägt die Liebe der Getäuschten zu Sigfrid in Gestalt grimmer Eifersucht zu heller Flamme auf. Oft ging sie — singt das dritte Sigurdslied der Edda — ganz von Grimm erfüllt, über Eis und Gletscher, wenn Sigurd und Gudrun zu Bette gingen und der Held liebkosend sein Weib in die Decken hüllte. Sie stiftet Mann und Schwäger auf, den Sigurd zu morden, und Gutterm thut die böse That. Aber Brunhild wollte den geliebten Helden nur todt sehen, um ihm nachzusterben. Sie durchbohrt sich mit dem Dolch und ordnet sterbend ihre und Sigurd's gemeinsame Leichenfeier an, worauf ein Holzstoß die im Tode Vermählten verzehrt.

In dieser nordischen Gestalt der Brunhild stellt sich germanische Frauennatur in urzeitlicher Wildheit und Größe dar,

umfloſſen von einem mythiſchen Nimbus. In der Kriemhild dagegen, der Heldin des Nibelungenliedes, erſcheint ſie zur deutſchen Weiblichkeit geſänftigt. Wenigſtens im erſten Theil des großen Gedichts. Ein echtdeutſches Mädchen, ſchön, hold und ſanft, tritt da Kriemhild vor uns hin, „wie der lichte Mond, der lauteren Scheines einhergeht vor den Sternen.“ Ihr erſtes Auftreten iſt wie das Aufglänzen des Morgenroths aus trüben Wolken, und wie der theure Held und die ſchöne Maid, deren Wangen bei ſeinem Anblick höher entbrannen, ſich zuerſt begrüßten, da „zwang ſie zu einander der ſehnenden Minne Noth.“ Nachdem Sigfrid ihr Gatte geworden, liebt ſie in ihm den erſten Mann und Helden der Welt und aus dieſer Liebe ſchöpft die Sanfte jenen Stolz, womit ſie die Verunglimpfung ihres Gatten durch ihre Schwägerin Brunhild zurückweiſt. Doch kann nur der Mord Sigfrid's, zu welchem ſie in Folge einer teufliſchen Liſt Hagen's unbewußt mitwirken muß, eine vollſtändige Umwandelung ihres Charakters zuwegebringen. Die Rache ſteigert ihr Weſen ins Uebermenſchliche, Ungeheure. Alles opfert ſie dem verzehrenden Gedanken, den Rachedahl auf den Mörder Sigfrid's zu lenken, und wäre es über ein Meer von Blut hinweg. So wird ſie zur Furie und als ſolche fällt ſie zuletzt unter dem Schwert des alten Hildebrand .... Wenn Kriemhild, in der angedeuteten Weiſe, aus dem Milden und Zarten ins berſerkerhaft Wilde umſchlägt und von aus Liebe geborenem Haß wie von einem Dämon weit über die Schranken fraulicher Empfindung und Sitte hinausgeſtachelt wird, ſo hält dagegen die deutſche Odyſſee, das Gudrunlied, in der Geſtalt ſeiner Heldin das deutſche Ideal von Weiblichkeit folgerichtig feſt, — das deutſche Frauenideal, wie die mittelalterliche Romantik es geſchaffen. Das Gedicht von Gudrun oder wenigſtens der letzte Theil deſſelben iſt ja überhaupt weit modernerem Geiſtes als das von den Nibelungen und endigt daher auch, im Gegenſatz zu dem erſchütternd tragiſchen Ausgang des letzteren, mit

Sühne und dreifachem Hochzeitsjubel. Kriemhild ist, obgleich getauft, noch eine ganze Heidin, Gudrun dagegen hat den christlichen Katechismus schon besser gelernt: deßhalb ist jene eine handelnde, diese eine duldende Heldin. In Duldmuth und Treue bewährt sie den Adel ihrer Seele. Der Heimat und ihrem Verlobten Herwig entführt, läßt sie lieber jede Mißhandlung von Seiten der bösen Gerlind über sich ergehen als daß sie ihre Treue bräche und des Normannenprinzen Hartmuth Werbung erhörte. Zur Magd erniedrigt, muß sie, barfüßig im Schnee stehend und nur mit einem Hemde bekleidet, am Meeresstrand als Wäscherin arbeiten, bewahrt aber allen diesen Demüthigungen zum Trotz ihre jungfräuliche Würde und ihren königlichen Sinn, bis Herwig mit seinen Streitgesellen rettend naht. Dann, nach errungenem Siege der Ihrigen, tritt sie schützend, vermittelnd und Frieden stiftend für die Besiegten ein, dem Wüthen des rachegrimmen Wate wehrend. Gudrun verdient es wohl, für alle Zeit in dem Heiligthum der Poesie als Typus germanischer Frauenschönheit und Frauensitte aufgestellt zu bleiben.

Im Gudrunlied tritt das Verhältniß zwischen Herrin und Magd in seiner ganzen Schroffheit uns vor Augen. Da dieses aus der heidnischen Vorzeit herübergekommene Verhältniß das ganze Mittelalter hindurch herrschend blieb, so ist es vielleicht nicht unpassend, auf den schon im vorigen Kapitel berührten Ständeunterschied hier, am Schlusse des ersten Hauptabschnitts unserer Darstellung, einläßlicher zurückzukommen. Werden wir doch im Verlauf der Erzählung überall, wo von dem Gegensatz der freien Frauen zu den unfreien die Rede sein wird, den Finger auf diesen Punkt legen müssen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Eintheilung der Menschen in Kasten eine uralt-indogermanische Einrichtung war. Die altindischen und altgermanischen Religionsurkunden stimmen merkwürdig darin überein, daß diese Einrichtung ein Ausfluß des göttlichen Willens gewesen sei. Die Frage, ob und

inwieweit es Sache prieſterlicher Schlauheit geweſen, der Thatſache ſozialer Ungleichheit den Stempel göttlicher Fügung aufzudrücken und ſie dadurch für die Geknechteten und Unterdrückten annehmlicher oder wenigſtens ehrwürdiger und unantaſtbarer zu machen, kann hier füglich unerörtert bleiben. Genug, die germaniſche Bibel hat dieſe Stempelung wirklich vorgenommen, und zwar im Rigsmal der älteren Edda. Da wird uns der Urſprung der Stände erzählt, welcher unter der ziemlich zweideutigen Vermittlung des Gottes Heimdall vor ſich geht[41]). Denkwürdig iſt dabei, daß die Reihenfolge der Entſtehungen mit den Unfreien beginnt und von dieſen zu den Freien aufſteigt, — freilich ſehr begreiflicher und logiſcher Weiſe; denn erſt muß doch eine Maſſe vorhanden ſein, bevor ſich Einzelne aus ihr und über ſie erheben können.

Heimdall durchwandert unter dem Namen Rigr die Erde und kehrt zuerſt bei einem alten Ehepaar ein, bei Ai und Edda (Urahn und Urahne). Nach neun Monaten gebiert Edda einen Knaben, den Thräll (Knecht), ſchwarz und rauh von Haut, knotig von Gelenken, fratzig von Antlitz, krumm von Rücken. Dieſer Liebenswürdige heiratet, herangewachſen, eine Ebenbürtige, die gängelbeinige, braunarmige, plattnaſige Thyr (Magd). Von Thräll und Thyr kommt das Geſchlecht der Unfreien. Weiter gewandert, war Rigr inzwiſchen bei einem zweiten Paar eingekehrt, Afi und Amma (Großvater und Großmutter), jener im knappanliegenden Kleid, freier Stirne, geſträlten Bartes, die Weberſtange zurichtend, dieſe mit Haube und Halsſchmuck angethan, den Rocken rüſtend und die Spindel drehend. Nach neun

41) Dem indiſchen Dogma zufolge fällt die Entſtehung der verſchiedenen Menſchenkaſten mit der Weltwerdung des Brahma, d. i. der göttlichen Urſubſtanz, zuſammen. Die indiſche Mythologie hat das ſo ausgedrückt: Als die Götter das Brahma zum Opfer machten und ſeine Zerſtückung vollzogen, wurde aus ſeinem Munde der Brahman, aus ſeinen Armen der Kſchatrija, aus ſeinen Schenkeln der Waiſja und aus ſeinen Füßen der Sudra.

Monden genas Amma eines Sohnes, der hieß Karl, war frisch, roth und funkelnder Augen, wuchs und gedieh fröhlich, zähmte Stiere, zimmerte Pflüge, fertigte Wagen, baute Haus und Scheune, bestellte das Feld und nahm die Snör zur Ehe, mit welcher er das Geschlecht der freien Bauern (Karle, Kerle, daher noch jetzt „ein Bauernkerl") zeugte. Rigr wanderte weiter und kam zu einem dritten Ehepaar: das hieß Vater und Mutter und besehnte der Hausherr den Bogen und schäftete Pfeile, während die Hausfrau müssig saß, sich die Hände besah und die Falten des Kleides glattstrich. Als neun Monate um, gebar die Mutter einen Sohn, dessen Locken licht, dessen Wangen leuchtend, dessen Augen lichtig und welcher Jarl genannt wurde. Der wuchs heran in der Halle, lernte Bogen spannen, Speere werfen, Lanzen schwingen, Hengste tummeln, Hunde hetzen, trieb sich in Fehden um, eroberte Land und Leute und führte als Braut die gürtelschlanke, adlige Erna heim. Ihrem Bund entsprosste das Geschlecht der Adalinge und in dem Namen ihres jüngsten Sohnes, des schwertgewaltigen und runenkundigen Konur, ist vielleicht die Herausbildung des Königthums aus dem Adel angedeutet.

Auf dieser mythischen Grundlage gliederte sich demnach die altgermanische Gesellschaft in drei große Stände: Knechte, Freilinge, Adalinge, und diese Dreitheilung ward zur Viertheilung, indem den alten Rechtsbüchern zufolge die Unfreien in hörige Bauern (Liti oder Lazzi) und in eigentliche Knechte (Servi oder Schalke) zerfielen. Die Eintheilung der deutschen Frauenwelt ergibt sich hieraus von selbst: leibeigene Mägde, hörige Bäuerinnen, freie Bäuerinnen (wozu im Verlauf des Mittelalters die städtischen Bürgerinnen kamen) und Edelfrauen. Die Zeit, die rastlose Wirkerin am Webstuhl der Weltgeschichte, hat die rechtliche — wir sagen nicht die soziale — Schranke zwischen Unfreien und Freien auf deutscher Erde mälig beseitigt. Aber was sie nicht vermochte, noch, soweit ein menschliches Auge die Zukunft durchdringen kann, je vermögen wird, das ist die Auf-

hebung des Unterſchiedes der natürlichen Anlagen, des Reichthums, des Ranges und der Bildung, ſowie der daraus ſich ergebenden Verſchiedenheit der Lebensſtellungen. Es ſteht zu hoffen, daß eine Zeit komme, wo nicht mehr der blinde Zufall der Geburt oder die blinde Gunſt des Glückes die Stellung des Menſchen in der Geſellſchaft beſtimmen, ſondern Intelligenz, Redlichkeit und Verdienſt. Aber allzeit wird es Leitende und Geleitete, Gebietende und Gehorchende geben und geben müſſen und darum in der weiblichen Welt auch allzeit zwei große, wenn auch mannigfaltig abgeſtufte Claſſen: — Frauen, d. i. Herrinnen, und Mägde.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Vom achten bis fünfzehnten Jahrhundert.

Ez ist al der dinge dehein,
Der ie den sunne bescheen,
Sô rehte saelîk sô daz wîp,
Daz ir leben unde ir lîp
An die mære verlât.

Gottfried von Strassburg.

Erstes Kapitel.

Karlingiſche Zeit.

Karl der Große. — Blick auf die römiſch-chriſtliche Frauenwelt der erſten Jahrhunderte. — Möncherei und Nonnerei in Deutſchland. — Der Marienculk. — Maria im „Heliand.“ — Maria's Minne. — Einfluß des Chriſtenthums auf die germaniſche Ehe. — Die Frauen und Töchter Karl's. — Die Weiberhäuſer. — Epiſode vom ſogenannten „Recht der erſten Nacht.“ — Tracht und Pracht der karlingiſchen Damen. — Richardis. — Die Frauen und die Gottesurtheile.

Karl der Große iſt eine jener weltgeſchichtlichen Geſtalten, welche mit den rieſenhaften gothiſchen Domen unſerer Städte zu vergleichen ſind. Dem Beſchauer, der mit kritiſch prüfenden Blicken an dieſe Hervorbringungen menſchlicher Kraft in einem ihrer gewaltigſten Aufſchwünge ganz nahe herantritt, muß manche Einzelnheit auffallen, welche den imponirenden Geſammteindruck benachtheiligt. Dies und das mag ihm geradezu unſchön und fratzenhaft erſcheinen. Zwiſchen die himmelan ſpringenden Strebepfeiler hineingeklebte Buden mit ihrem gemeinen Trödel beleidigen das Auge, bizarre Skulpturen, die menſchliche Geſtalt zur thieriſchen verzerrend, verwirren die Phantaſie und das heiſere Gekrächze der an Zinnen und Thürmen niſtenden Dohlen, Sperber und Mäuzlein macht ſich dem Ohre widerwärtig. Alle dieſe Störniſſe verſchwinden, wenn du,

der Stadt den Rücken kehrend, von einem Hügel vor den Thoren aus den Blick nach dem Dom zurückwendest. Da erscheint der Koloß dir in seiner ganzen Mächtigkeit, über das Häusermeer hoch emporragend, wie ein Riese aus dem Gewühl von Zwergen, ein in steinerne Wirklichkeit übersetzter großer Gedanke.

Auch die Geschichte darf nicht kammerdienerhaft an einer welthistorischen Persönlichkeit herumspähen, wenn sie die Gesammtwirkung derselben nicht verlieren will. Sie muß ihren Gegenstand im Ganzen und Großen fassen, und thut sie das, so wird sie in dem gewaltigen Karlinger einen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Bauwerks erkennen und anerkennen, welches nach der Sündflut der Völkerwanderung an die Stelle des antiken getreten ist.

Eine zwar patriotisch gesinnte, aber mit den Thatsachen mitunter so willkürlich wie ein Kind mit Bleisoldaten spielende Geschichtschreibung hat den Vorwurf gegen Karl erhoben, er habe bei Begründung einer neuen Periode der Kultur viel zu sehr die christlich-romanischen und viel zu wenig die einheimisch-germanischen Kulturelemente berücksichtigt. Nichts kann verkehrter und ungerechter sein als dieser Vorwurf. Karl, ein wesentlich germanischer, ein deutscher Mann, hat die altnationalen Ueberlieferungen keineswegs unberücksichtigt gelassen, er hat sie im Gegentheil, wie Jedermann weiß, pietätsvoll aus dem durch die Völkerwanderung gehäuften Schutt nach Möglichkeit wieder hervorgesucht. Aber daß ihm diese noch dazu von der Kultursaat des Christenthums von allen Seiten her bereits überwachsenen Trümmer als ausreichendes Material eines neuen Staatsbaues hätten dienen können, kann nur die Phantasterei behaupten. Auch wenn er nicht ein Christ aus Ueberzeugung gewesen, mußte er als Staatsmann der christlich-romanischen Bildung, wie er sie eben vorfand, sich bedienen. Er konnte gar nicht anders. Ein Herrscher, der eine Weltmonarchie begründen wollte, mußte sich mit Rom verbinden; denn bereits war die

Idee einer universalen Obmacht von dem antiken Cäsarendiadem auf die Tiara des römischen Bischofs übergegangen und hatte auf Betreiben des Bonifacius schon die erste deutsche Synode (i. J. 743) die deutsche Kirche der Herrschaft des Papstes unterworfen. Das Christenthum war also bereits eine organisirte Macht. Der Staat mußte zusehen, wie er sich mit derselben abfinden könnte, denn er konnte sie nicht ignoriren und noch viel weniger vernichten. Der Weg, welchen Karl bei Verwirklichung seiner Staatsidee einschlug, war demnach ein vorgezeichneter. Daß er in Verfolgung desselben vor keinem Mittel der List und Gewalt zurückscheute, daß ihm nicht davor bangte, Ströme mitleidslos vergossenen Blutes zu durchwaten, um zum Ziele zu gelangen, mag der Weichherzige, welcher in Karl nur den „Sachsenschlächter" sieht, beklagen; aber feststeht, daß der Vorschritt der Menschheit stets durch Ströme von Blut und Thränen gegangen ist. Mirabeau's bekanntes Wort, Revolutionen würden nicht mit Lavendelwasser gemacht, findet auch auf die karlingische seine Anwendung, welche übrigens weit mehr eine aufbauende als eine zerstörende gewesen ist. Karl war der Vollender der allerdings schon durch die Alarich, Theodorich, Alboin und Chlodwig begonnenen Umbildung der altgermanischen Adelsrepubliken zum christlich-germanischen Königthum, zur Erbmonarchie. Schon hiezu war die Durchsetzung des neuen Glaubens in germanischen Landen unumgänglich nothwendig, weil nur Christen die jüdisch-christliche Königsidee begreifen und respectiren konnten. Karl's Streben ging aber weiter. Er wollte nicht nur ein germanischer König, er wollte ein Weltmonarch sein. Die im Papste verkörperte Einheit der abendländischen Christenheit sollte auch staatlich verwirklicht werden. Dies ist der Sinn jener Szene, als Karl zur Weihnacht des Jahres 800 in Rom von dem ihm zu Danke verpflichteten Papste die römische Kaiserkrone sich reichen ließ. Was auch immer für Unheil dieses Wiederaufleben des römischen Kaiserthums und dessen Uebertragung an die Deutschen

über unſer Vaterland gebracht hat, es war für einen Monarchen, welcher Europa beherrſchte und deſſen Namen Aſien mit Ehrfurcht nannte, ein naheliegender, perſönlich lockender und politiſch fruchtbarer Gedanke, in den Purpur römiſcher Cäſarenmajeſtät ſich zu hüllen.

Das mit dem Geiſte des neuen Glaubens getränkte, durch Karl den Großen neu organiſirte Germanenthum wurde der Träger einer neuen Kultur. Daß dieſe eine vorwiegend kirchliche und auf kirchliche Ziele gerichtete ſein mußte, lag in ihrer Natur, weunſchon nie und nimmer vergeſſen werden darf, daß die germaniſche Kleriſei und Mönchere i, alſo die Vertreter der intellectuellen und vielfach auch der materiellen Bildung, von Rom her mit den chriſtlichen Dogmen zugleich auch die literariſchen Ueberlieferungen des claſſiſchen Alterthums überkommen hatten und mit jenen auch dieſe als Kulturſaaten in den friſch gerodeten deutſchen Urwaldsboden ſtreuten. Wenn wir aber hier wieder, wie ſchon früher, betont haben, das Chriſtenthum ſei erſt durch die Germanen eine weltgeſchichtliche Kulturmacht geworden, ſo genügt ein flüchtiger Blick auf die römiſch-chriſtliche Geſellſchaft der erſten Jahrhunderte, um darzuthun, daß jene Behauptung nicht etwa auf bloßem Nationalſtolz, ſondern vielmehr auf allbekannten Thatſachen beruhe. In der ſozialen Fäulniß, welche die lange Agonie des römiſchen Reiches begleitete, hatte das Chriſtenthum keine ſittliche Lebensmacht werden können. In dieſem Sumpfe konnte Reines und Ideales nicht gedeihen. Die römiſche Geſellſchaft — ich ſpreche von der Regel, nicht von den Ausnahmen — nahm das Chriſtenthum als ein politiſches Motiv hin, ließ es ſich als ein polizeiliches Inſtitut gefallen oder betrieb es als eine Modeſache oder würdigte es gar zu einem Hülfsmittel der Ausſchweifung herab. Ein gewiß unverwerflicher Zeuge, der Kirchenvater Hieronymus, läßt hierüber keinen Zweifel. Er erzählt als Augenzeuge, denn er hatte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in einer Stel-

lung zu Rom gelebt, welche ihm den Zutritt in die modiſchen Geſellſchaftskreiſe ſicherte. So oft er in ſeiner ſpäteren Correſpondenz auf jene Zeit zurückkommt, gehen aus ſeiner Feder Sittengemälde hervor, welche bald unſer Lachen, bald unſern Abſcheu erregen. Er führt uns die vornehme Frömmlerin vor, wie ſie bubleriſch geſchminkt auf dem Lotterbett liegt, ein prachtvoll gebundenes Exemplar der heiligen Schrift in der Hand, von ſchmarotzenden Prieſtern und Mönchen umgeben, welche wetteifern, der Dame des Hauſes die geiſtliche und weltliche Skandalchronik der Stadt zuzutragen. Oder er läßt uns mitanſehen, wie die vornehme Chriſtin ihre Sänfte beſteigt, um nach der Baſilika Petri getragen zu werden, einen Schwarm von Eunuchen voraus, eine Schaar von Haus- und Leibſklaven hintendrein, mit pompbafter Oſtentation Almoſen vertheilend und begegnende Bekannte oder Unbekannte zu einer Agape (Liebesmahl) einladend. Wenn uns als Seitenſtück zu dieſem Typus einer Chriſtin Hieronymus die charakteriſtiſche Figur eines modiſchen Diakon jener Zeit malt, wie derſelbe, geſchniegelt und gebügelt, das ſeidene Gewand von Parfüms duftend, die Haare kunſtvoll gekräuſelt, die Finger von Ringen ſtrotzend, die Füße in zierlichen Saffianſchuhen ſteckend, in eleganter Equipage zur Viſite bei ſeinen „geiſtlichen Freundinnen" vorfährt, ſo verſtehen wir unſchwer die Winke, welche der Kirchenvater über die Zuchtloſigkeit im chriſtlichen Rom fallen läßt, über die Ausſchweifungen, welche unter dem Deckmantel der „geiſtlichen Verwandtſchaft" oder „Geſchwiſterſchaft" zwiſchen Matronen und Jünglingen, Klerikern und Jungfrauen, Mönchen und Nonnen im Schwange gingen. Hieronymus gibt aber in Betreff der ſittlichen Verſumpfung des chriſtlichen Roms nicht etwa nur Winke, ſondern er ſpricht draſtiſch deutlich genug und zeigt uns, wie unvermögend das Chriſtenthum war, Rom aus ſeinem tiefen Sittenverfall aufzurichten. Alle Stände waren gleichmäßig davon verpeſtet. Wie bei ſolchen Zuſtänden immer, war das Inſtitut der Ehe zu einem

Spott geworden. Unſer Kirchenvater erzählt, er habe ein Brautpaar aus dem Volke geſehen, welches ſich zuſammenthat, nachdem der Bräutigam bereits zwanzig Frauen, die Braut aber zweiundzwanzig Männer begraben hatte. Das Publicum war außerordentlich geſpannt, mit weſſen Sieg dieſe Ehe enden würde, und als der Mann geſiegt, d. h. als er mit einem Palmenzweig in der Hand vor dem Sarge ſeiner vielmännigen Gattin einherſchritt, wurde er von der Menge wie ein Triumphator bejubelt[1]). Zur nämlichen Zeit, wo Solches geſchah, wurde in den Theatern Roms die „Majuma" aufgeführt, eine theatraliſche Zote, deren Glanzpunkt war, daß eine Schaar von nackten Luſtdirnen vor den Augen der Zuſchauer badete und dabei in lasciviſten Gebärden und Gruppirungen ſich übte. Und doch wurde die weſtrömiſche Zuchtloſigkeit des 4. und 5. Jahrhunderts von der oſtrömiſchen des 6. noch überboten, in einer Weiſe, welche der ſchamloſeſten Verworfenheit für alle Zeiten den Namen der byzantiniſchen geſichert hat. Da, in Byzanz, erlebte es die Welt, daß der „ſehr chriſtliche" Kaiſer Juſtinian eine Buhlerin der berüchtigtſten Sorte aus dem tiefſten Schmutz des Komödiantenthums und der Proſtitution zu ſich auf den Thron erhob, jene Theodora, welche, nur mit einem ſchmalen Gürtel bekleidet, auf der Bühne abſcheuliche Pantomimen agirt und, unerſättlicher Wolluſtgier, die Natur der Kargheit beſchuldigt hatte[2]).

Angeſichts ſolcher Ausſchreitungen des „Fleiſches" muß uns, auf dem Standpunkte von damals, die Reaction, welche der chriſtliche „Geiſt" in ſeiner Erſcheinungsform als Möncherei dagegen verſuchte, vollkommen berechtigt erſcheinen. Es begreift ſich, daß Menſchen edleren Gehaltes, Männer wie Frauen, aus der wüſten Orgie einer bis ins Mark angefaulten Geſellſchaft in die Wildniß ſich ſehnten und flüchteten, um da ihrem Gott in einſamer Be-

1) Epistol. S. Hieronymi, 22. 123. 125. 147.
2) Procop. hist. arcana, cap. 9 und 10.

ſchaulichkeit zu leben. Der ruhige Beurtheiler wird ſich durch die allerdings ſchon ſehr frühzeitige Ausartung des Mönchthums nicht beſtimmen laſſen, zu leugnen, daß die urſprüngliche Idee deſſelben eine reine und heroiſche geweſen. Sie war auch eine zwingende. Denn vorausgeſetzt, daß das apoſtoliſche Chriſtenthum überhaupt eine Möglichkeit, ſo konnte es in der römiſchen Welt, wie ſie einmal war, nur als Möncherei exiſtiren. In dieſer Form entſagte das Chriſtenthum einer Welt, welche zu überwinden es nicht vermochte. Aber die Welt gibt ihre Anſprüche an den Menſchen nicht ſo leicht auf und ſo ſehen wir denn das Mönchthum bald als ein ſehr wirkſames ſoziales Motiv in das Leben des Mittelalters eingreifen. Nachdem im Orient vorzugsweiſe durch Baſilius, im Occident durch Benedict von Nurſia und ſeine kluge und fromme Schweſter Scholaſtica das urchriſtliche Einſiedlerweſen die feſten Formen und Regeln klöſterlichen Zuſammenlebens gewonnen hatte, wurde die Möncherei aus einer bloß paſſiven zur activen, namentlich dieſſeits der Alpen, wo eine rauhere Natur Mönche und Nonnen zu ganz anderen Anſtrengungen nöthigte als es im Süden der Fall war. Bei uns in Deutſchland, wie überhaupt im Norden, ſind zur karlingiſchen Zeit und noch lange nachher die Mönche, was auch immer ihre Schwächen ſein mochten, die Bringer, Pfleger und Verbreiter phyſiſcher und geiſtiger Kultur geweſen. Die Klöſter waren recht eigentlich Burgen der Civiliſation; denn wie ihre Inſaſſen Wälder klärten, Flüſſe dämmten, Getreidefelder zurüſteten, Obſtbäume pflanzten, die Rebe an ſonnigen Halden emporklimmen ließen, Gartengewächſe einführten und daneben allerlei Handwerksgeſchicklichkeit übten und lehrten, ſo bewahrten und pflegten ſie, wenn auch in mönchiſch-beſchränktem Geiſte, die literariſchen Denkmäler der vielhundertjährigen Kulturarbeit des Alterthums. Der deutſche Bauer thut ganz recht, wenn er noch heute die Gumperan, Gallus, Fridolin, Pirmin, Columban und Andere als Halbgötter verehrt: aber auch der deutſche Gelehrte, welchem Möncherei und Chriſten-

thum nur noch kulturgeschichtliche Bedeutung haben, sollte sich dankbar erinnern, daß die Götterbilder Homer's und Virgil's, sowie die Gedankenwelt des Aristoteles und die Redekunst Cicero's aus der eingestürzten antiken Welt in die sich aufbauende moderne in Kuttenärmeln herübergetragen wurden.

Mit der Mönckerei kam natürlich auch die Nonnerei nach Deutschland. Der große Bekehrer Bonifaz, eine Art von antecipirtem Jesuiten, indem er mit unbeugsamem Fanatismus die ganze Schlauheit eines ausgelernten Diplomaten verband und seinem Zwecke, Deutschland dem römischen Stuhl zu unterwerfen, Alles nutzbar zu machen wußte, — Bonifaz verstand es vortrefflich, der Frauen sich zu bedienen, und da er in Deutschland noch nicht das passende weibliche Material vorfand, ließ er eine Anzahl geistlicher Freundinnen aus England herüberkommen, wo freilich, falls dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda zu trauen ist, die Nonnerei schon im 7. Jahrhundert auf bedenkliche Abwege gerathen sein mußte; denn Beda erzählt, daß die Nonnen seines Landes ihre Meisterschaft in der Webekunst hauptsächlich dazu benützt hätten, ihre Liebhaber mit prächtigen Kleidern zu beschenken. Die angelsächsischen Mitarbeiterinnen Winfrid's in seinem Missionsgeschäft waren jedoch anderen Schlages und haben ein rühmliches Andenken hinterlassen. So die gelehrte Lioba, Aebtissin des Nonnenklosters Bischofsheim an der Tauber; ferner Thekla, Aebtissin des Nonnenklosters Kitzingen, und Walburgis, Vorsteherin des Klosters Heidenheim. Bischofsheim insbesondere wurde und blieb lange eine Pflanzschule weiblicher Bildung. Vom 8. Jahrhundert an wurde die Zahl der deutschen Jungfrauen und Frauen, welche sich als Förderinnen der Kirche, als Gründerinnen von Klöstern, als Nonnen und Reclusen hervorthaten, in deutschen Landen immer größer und größer und wissen uns die Legenden eine Menge von weiblichen Ganz- oder Halbheiligen vorzuführen. Die Nonnenkutte war auch außerhalb der Klöster ein begehrtes und geehrtes Gewand. Es gab eine

nicht geringe Anzahl von Frauen, welche daſſelbe trugen und als „Gottesmägde", „Verſchleierte", „Gottgeweihte" ehelos in ihren Familien lebten, zeitweilig oder für immer. Kloſter- und Weltleben ſpielte überhaupt in dieſer Zeit und noch lange nachher mannigfaltig in einander, und obgleich eine Nonne, welche ihr Gelübde brach, um in den Eheſtand zu treten, excommunicirt wurde, kam doch dieſer Fall, beſonders in den höheren Geſellſchaftsſphären, häufig genug vor und ſcheint man ſich vor der Zeit der Gregore und Innocenze aus dem Kirchenbann nicht eben viel gemacht zu haben. Als Regel, die freilich viele Ausnahmen zählte, galt, daß kein Mädchen vor erreichtem 25. Lebensjahr, alſo nicht vor Eintritt des Altjungfernthums, das bindende Kloſtergelübde ablegen ſollte. Die Capitularien Karl's des Großen bezeugen übrigens, daß die Nonnen dem großen Organiſator und Geſetzgeber nicht wenig zu ſchaffen machten. Es iſt darin von Nonnen die Rede, welche ein vagirendes Leben führten, ſtatt ihrem himmliſchen Bräutigam treu zu bleiben ſehr weltliche Liebſchaften pflegten, ſogar um Geld, und die Folgen derſelben mittelſt Verbrechen beſeitigten, gegen welche mit ſtrengen Strafen vorgefahren werden mußte. Es wird darin auch verboten, Nonnenklöſter in gar zu bequemer Nachbarſchaft von Mönchsklöſtern anzulegen, und es wird der Verkehr von Mönchen und Nonnen unter einander, ſowie von Laien und Religioſen beiderlei Geſchlechts ſo ſehr bis ins Einzelne hinein geregelt, daß augenſcheinlich triftigſte Gründe für eine derartige Maßregelung der häufig ſtrauchelnden oder wohl ganz fallenden Frömmigkeit vorhanden ſein mußten. Die armen Nonnen! Viele mochten ihr Gelübde unvorbedacht, in einem Anfall von Schwärmerei abgelegt haben, viele auch gezwungen, manche noch als Kinder, und nun waren ſie in die düſtere Zelle gebannt, während draußen Leben und Liebe riefen und lockten. Aber von Liebe, abgeſehen von der himmliſchen, ſollten ſie nicht einmal ſingen. Mit der ernſthafteſten Miene von der Welt verbot Kaiſer Karl mittelſt

Capitulare vom Jahre 789 den Nonnen, Liebeslieder abzuschreiben und einander mitzutheilen („winileodos scribere vel mittere"). Oder dürfen wir vielleicht annehmen, daß der Kaiser, bekanntlich selber sehr verliebter Natur, stillvergnügt vor sich hin gelächelt habe, als ihm dieses Edict zur Unterzeichnung vorgelegt wurde? Was wir bestimmt wissen, ist, daß das in Rede stehende Verbot das Schicksal so vieler anderer Verbote hatte. Die Winilieder verstummten in den Nonnenklöstern ebenso wenig als in den Männerklöstern. Wir kommen darauf zurück.

Die hohe Werthung des jungfräulichen Standes in der christlichen Kirche und damit auch die Verbreitung der Nonnerei hing aufs Genaueste mit dem Mariencult zusammen, welcher seit dem 5. Jahrhundert ein immer bedeutsameres Moment im Christenthum geworden war. Das „Ewig-Weibliche" hatte nicht gerastet, bis es auch in dem neuen Glauben seine mythologische Anerkennung gefunden. Man könnte die Vergottung der Mutter Jesu als eine Concession begrüßen, zu welcher der schneidende Spiritualismus des Juden-Christenthums der Natur gegenüber sich herbeiließ, wäre nur diese Concession nicht wieder dadurch illusorisch gemacht — wenigstens im Sinne der Dogmatiker — daß die Figur der Maria sofort wieder in die Region der Unnatur hinübergerückt wurde, indem man sie, deren Anspruch auf Göttlichkeit doch gerade auf ihrer Mutterschaft beruhte, mit aller Gewalt wieder zur Jungfrau, zur ewigen Jungfrau machte. Dieser Aberwitz, wie noch so mancher andere, ging aus dem Kreise jener griechisch-alexandrinischen Düftler hervor, welchen es ja gelungen ist, die an sich so einfachen und menschlich-schönen Thatsachen der evangelischen Geschichte zu einer Philosophie der Unvernunft zu verflüchtigen. Einer dieser Düftler zwar, der Kirchenvater Epiphanius, scheint im 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch eine lebhafte Erinnerung an den menschlich-schönen Olymp der Hellenen bewahrt zu haben, wenigstens in lichten Augenblicken. Denn da sah und beschrieb er in

seinem „gegen die Ketzer“ gerichteten Panarion in der Maria die christliche Venus, das Ideal weiblicher Schönheit[3]). Die Vorstellung von der Mutter Jesu mußte jedoch noch die widerwärtige Prozedur des sogenannten nestorianischen Streites durchmachen, bevor sie zu dogmatischer Festigkeit gelangte. Es handelte sich dabei um den Streitpunkt, ob, wie Nestorius wollte, Maria als „Christusgebärerin“ oder, wie seine Gegner verlangten, als „Gottesgebärerin“ schlechthin zu verehren sei. Die nestorianische Ansicht unterlag der gegnerischen auf dem Concil zu Ephesus (i. J. 431) und unlange darauf weihte der römische Bischof Sixtus III. der „Jungfrau“ Maria, der „Gottesgebärerin“, deren Kultus bisdahin im Abendland nur ein vager und schüchterner gewesen war, zu Rom die neuerbaute Basilika des Liberius auf

3) Es dürfte für die Leserin und wohl auch für den Leser nicht uninteressant sein, das weibliche Schönheitsideal, wie es sich der Phantasie eines Kirchenvaters darstellte, näher anzusehen. Die schönste der Frauen, sagt Epiphanius, war Maria durchaus wohlgestaltet und weder zu kurz noch zu lang. Ihr Leib war weiß, schöngefärbt und fehllos, ihr Haar lang, weich und goldfarben. Unter einer wohlgebildeten Stirne und schmalen, braunen Brauen leuchteten ihre maßig großen Augen hervor, mit einem Lichte wie das des Saphirs. Das Weiße darin aber war milchfarben und glänzend wie Glas. Die gerade und regelrecht gestaltete Nase, sowie der Mund mit den schöngeschnittenen und rosenfarbenen Lippen waren lieblich anzusehen. Ihre reinen und schöngeriebten Zähne verglichen sich an Weiße dem Schnee. Jedes ihrer Wänglein war wie eine Lilie, auf welcher ein Rosenblatt liegt. Ihr schöngerundetes Kinn trug ein Grübchen, die Kehle war weiß und blank, der Hals schlank und von rechter Länge. Ihre weißen Hände zeigten lange und schmale Finger mit reinen und wohlgeformten Nägeln. Schön war ihr Gang, anmutig ihr Mienenspiel, züchtig all ihr Gebaren. Summa: Gottes Sohn anzunehmen, besaß Niemand einen so schönen und reinen Leib wie die Jungfrau Maria . . . . . Merkwürdig ist an diesem, meines Wissens in solcher Ausführlichkeit ältesten Marienbild der Umstand, daß es, obgleich von einem Palästinenser entworfen, durchaus den Typus germanischer Frauenschönheit trägt: goldblondes Haar, blaue Augen, Lilienweiß und Rosenrot der Wangen. Die künstlerische Tradition der Madonnenbildnerei in Worten und Farben hat bekanntlich diesen Schönheitstypus im Ganzen bis auf unsere Tage herab festgehalten.

dem Esquilinischen Hügel, wohl der erste Tempel, welcher ausdrücklich der Gottesmutter gewidmet wurde[1]). Hiemit war die neue Göttin feierlich als Oberführerin der gesammten Schaar der Heiligen inthronisirt. Ihr Dienst verbreitete sich von Rom aus über den Westen und Norden Europa's und das „Ave Maria!" wurde in der ganzen Christenheit ein häufigstes und heiligstes Schiboleth, eine wahre Zauberformel, von deren Alles bewältigender Kraft zahllose Legenden zu singen und zu sagen wissen. Denn Maria ist der Lieblingsgegenstand der christlichen Poesie und Kunst geworden: alles menschlich Schöne und menschlich Rührende in dem neuen Glauben knüpfte sich an diese Frauengestalt. Mit welcher Innigkeit aber die Mutter Jesu bei uns in Deutschland schon im 9. Jahrhundert verehrt wurde, zeigt uns eines der bedeutendsten Werke, welche die christliche Dichtung hervorgebracht hat. Ich meine jene in altsächsischer Sprache gedichtete Evangelienharmonie, welche zur angegebenen Zeit geschaffen wurde, der Sage nach auf Anregung Ludwig's des Frommen durch einen sächsischen Bauer. Dieses Gedicht, welchem der Herausgeber Schmeller den Titel „Heliand" (Heiland) gab, ist ohne Frage das großartigste poetische Denkmal unserer ältesten Literatur. Es erzählt die Geschichte Jesu nach den Angaben der Evangelien, aber es erzählt sie so, daß die Erzählung durchweg den Stempel eines deutschen Originalwerkes erhält. Ganz im Gegensatz zu der Unfreiheit, womit sonst die älteste geistliche Dichtung in Deutschland römische Vorbilder nachahmte, hielt der ungenannte sächsische Sänger an den Ueberlieferungen und der Tonart des alteinheimischen Heldengesanges fest und durchtränkte seinen biblischen Stoff so glücklich mit nationalen Anschauungen, daß er mit echtepischer Naivetät durchweg den Eindruck hervorbringt, als hätte die Geschichte Jesu auf deutschem Boden gespielt. Maria nennt er wiederholt „der Weiber schönstes" und

1) Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter. I. 108, 190.

überall, wo er auf ſie zu ſprechen kommt, klingt der volle Ton altgermaniſcher Frauenverehrung an[3]). Als ein ſehr charakteri-

3) So z. B. in der Stelle, wo der Maria ihre hohe Beſtimmung verkündigt wird und welche nach Kannegieſser's Neuhochdeutſchung des Heliand (S. 8 fg.) lautet: —

Da ſandte Gott ſeinen Boten
Nach Galiläaland, Gabriel hieß
Des Allwaltenden Engel, wo ein Weib er wußte,
Eine minnige Magd, Maria mit Namen,
Eine mannbare Dirne. Ein Degen auch hatte
Sie erkoren, Jeiserd, guten Geſchlechts;
Die Tochter David's, die theure, ſie war
Schon anverlobt ihm, als der Engel Gottes
In Nazarethburg beim Namen ſie nannte,
Entgegen ihr trat und von Gott ſie grüßte.
Heil dir, Maria, ſprach er,
Du biſt deinem Herrn lieb,
Dem Waltenden theuer; du Weiſe, Verſtändige,
Du Weib voll Gnaden, du, aller Weiber
Auserwählte, Geweihte, ſei nicht weibiſch verzagt,
Sei gefaßt und furchtlos! Nichts Fährliches bring' ich,
Heuchelei nicht noch Heimtuck. Du ſollſt unſers Herrn ſein,
Mutter unter Mannen, ein Mannkind ſoll dir werden
Vom Herrn des Himmels. Heiland ſoll er heißen
Mit Namen bei den Menſchen. Nie endet und nimmer
Das weite Reich, das er wird verwalten,
Der mächtige Meiſter. Doch die Magd drauf ſagte
Zu dem Engel Gottes, die alleredelſte,
Holdſelige, beit're: Was ſoll ich? ſo ſprach ſie,
Wie werd' ich doch Mutter? Nie Mannes kundig
Mein Lebtag war ich! Da ließ ſich verlauten
Allvaters Bote, dem Weib antwortend:
‚Zu dir ſoll der heilige Geiſt von der Himmelsau kommen,
Durch Gottes Kraft ein Kind du gebaren'
Zur Welt allhier. Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchſten Himmelskönige
Beſchatten mit Stralen. Schöneres erſchien nie
Im Menſchengeſchlecht als durch Macht Gottes

tischer Zug des deutschen Mariendienstes ist das Minnetrinken zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter hervorzuheben. Es war uralter germanischer Brauch gewesen, beim festlichen Mahle den Göttern oder vielmehr diesem oder jenem bestimmten Gott, dieser oder jener bestimmten Göttin ein Trankopfer zu spenden, indem man zum Gedächtniß derselben einen Becher leerte. Man hieß diese Ceremonie Minnetrinken, weil ja das Wort Minne ursprünglich Andenken bedeutete[6]). Wie unzählige andere religiöse Bräuche nahmen unsere Altvorderen auch diesen mit ins Christenthum herüber, und wie ihre Ahnen Wuotan's oder Frouwa's Minne getrunken, so tranken sie nun Christi oder Mariens Minne. Maria nahm in der Anschauung der bekehrten Deutschen überhaupt die Stelle ein, welche die Frouwa oder Holda innegehabt hatte, und man kann kühnlich behaupten, daß die der mütterlichen Jungfrau zugetheilte Rolle einer Vermittlerin zwischen der Gott-

In der weiten Welt hier. Da ward des Weibes Sinn
Zugewandt dem Wunsch und Willen Gottes
Nach Gabriel's Begehr. Ganz ergeb' ich mich, sprach sie,
Bereit, mich zu richten nach dem Rathschluß Gottes,
Denn des Höchsten bin ich und hoffe zu vollenden
Das Werk auf dein Wort, da es der Will' und Wunsch ist
Meines Herren und mein Herz nicht zweifelt
Mit Wort und Weise. So erwies, wie ich hörte,
Willfahrig das Weib sich dem Willen Gottes
Mit gutem Glauben und glimmlichem Sinn.
Und mit lauterer Treue trug den heiligen Geist sie,
Das Kind im Schooß, und verschwieg es in der Brust nicht
Und sagt' es selber aufrichtigen Sinnes,
Daß der Stral sie beschattet der schöpferischen Kraft
Des Heiligen vom Himmel.

6) Minne leitet sich her von der gothischen Wurzel man, ich denke, woraus gaman, ich gedenke, und weiter das althochdeutsche minnôn, gedenken, nämlich des Geliebten, also lieben, und minna, liebevolles Gedenken, zärtliches Meinen, Liebe. Die Belegstellen für das Minnetrinken bei Grimm, Mythologie, 33 fg.

heit und der Menſchheit unter allen Völkern von dem deutſchen im tiefſten und innigſten Sinne gefaßt werden ſei. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan" — dieſes Wort, womit das größte Dichterwerk der germaniſchen Welt ſchließt, war im Mittelalter eine religiöſe Wirklichkeit.

Die Kirche mußte, indem ſie ſich der Gewiſſen bemächtigen wollte, vor Allem darauf ausgehen, auf die Familienverhältniſſe Einfluß zu gewinnen. Sie unternahm daher eine Umbildung der germaniſchen Ehe im chriſtlichen Sinne, indem ſie Polygamie und Kebſenweſen bekämpfte und die Unauflöslichkeit des ehelichen Bandes als Regel ſtatuirte. Als Ausnahmen von der Regel ließ ſie gelten den Ehebruch, lebensgefährliche Nachſtellung, welche der Mann der Frau oder die Frau dem Manne bereitete, Verbannung des einen Ehegenoſſen, Unfruchtbarkeit oder Kränklichkeit der Frau, endlich gegenſeitiges Einverſtändniß zu heiligen Zwecken, d. i. Trennung der Gatten behufs des Eintritts eines derſelben oder beider ins Kloſter[7]). Indeſſen kann nicht verſchwiegen werden, daß weder die kirchlichen Ehegeſetze noch die theoretiſche Hochſchätzung mönchiſcher und nonnenhafter Keuſchheit noch auch der aufkommende Mariendienſt mächtig genug waren, das karlingiſche Zeitalter vor grober Sittenloſigkeit zu bewahren. Die geſchlechtliche Verwilderung der merowingiſchen Periode griff augenſcheinlich genug in die karlingiſche herüber und Kaiſer Karl ſelber gab hierin ſeinem Hauſe und ſeinem Reiche ein nichts weniger als erbauliches Beiſpiel. In wie hohem Grade der große Herrſcher dem Liebesgenuß ergeben geweſen, hat die Sage in ihrer Weiſe der Nachwelt veranſchaulicht, indem ſie den Kaiſer als unter dem Bann eines hölliſchen Minnezaubers ſtehend darſtellte[8]). Daß überhaupt an Karl's Hof ein ſehr freier Ton, eine

7) Corp. jur. German. antiq. ed. Walter. II. 33 seq.

8) S. das Gedicht „Minnezauber", aus Grenkel's Weltbuch mitgeth. in von der Hagen's „Geſammtabenteuer", II. 619 fg.

ſehr laxe Auffaſſung des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter herrſchte, iſt unzweifelhaft. Zwar drücken ſich die Zeitgenoſſen Karl's und ſeines Nachfolgers, welche die Biographen dieſer Monarchen waren, ein Einhard, ein Thegan und Andere, ſehr discret aus, wie es von Höflingen nicht anders zu erwarten iſt: aber was ſie ſagen oder andeuten, iſt hinreichend, das geäußerte Urtheil zu begründen. Einhard, der Schüler Alkuin's, neben ſeinem Mitſchüler Angilbert eine der Hauptſtützen der von Karl begründeten kirchlich-lateiniſchen, am Hof und in den Kloſterſchulen gepflegten Bildung, meldet über die ehelichen und väterlichen Beziehungen des Kaiſers Folgendes. Seine erſte Gemahlin (Perterad? Deſiderata? Sibylla?), die Tochter des Langobardenkönigs Deſiderius, verſtieß er ſchon nach einem Jahre und vermählte ſich mit der Hildegard, einer Schwäbin aus erlauchtem Geſchlecht, welche ihm drei (eigentlich vier) Söhne und drei Töchter, Hruotrud, Bertha und Gisla, gebar. Von ſeiner dritten Gemahlin Faſtrada hatte er zwei weitere Töchter, Theoderada und Hildtrud, und eine Kebſe gebar ihm die Ruodhaid. Seine vierte Gemahlin, Liutgard, war kinderlos. Nach ihrem Tode hatte er noch drei Kebsweiber, die Gerſuinda, welche ihm eine Tochter, Adaltrud, gebar, die Regina und die Adalinde. Die Erziehung ſeiner Kinder richtete er ſo ein, daß Söhne wie Töchter zuerſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet wurden. Dann mußten die Söhne, ſobald es nur ihr Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, ſich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber ſich mit Wollenarbeiten abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beſchäftigen, damit ſie ſich nicht an den Müſſiggang gewöhnten, und ließ er ſie anleiten zu guter Zucht. Leider hat dieſe Anleitung nicht die gehofften Früchte getragen, denn Karl's Töchter ſchlugen keineswegs ihrer Großmutter von väterlicher Seite nach, jener Bertha, deren hausmütterliche Tugenden die Sage feierte, indem ſie ihr den Ehrennamen der Spinnerin gab. Da Karl's Töchter, fährt Einhard fort, ungemein

ſchön waren und von ihm auf's Zärtlichſte geliebt wurden, ſo iſt es ſehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem ſeiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er ſagte, er könne ohne ihre Geſellſchaft nicht leben, und behielt ſie alle bis zu ſeinem Tode bei ſich zu Hauſe. Darob mußte er, ſonſt ſo glücklich, die Tücke des Schickſals erfahren; er ging jedoch ſo über die Sache hinweg, als wäre nie der geringſte Verdacht ob eines Fehltritts gegen ſie entſtanden oder ein Gerücht darüber laut geworden [9]). Daß Einhard damit auf erotiſche Abenteuer der Prinzeſſinnen hindeutet, wird ſofort klar, wenn wir die wohlbezeugte Thatſache beachten, daß Karl's Töchter uneheliche Kinder hatten. So die Hruotrud von dem Grafen Rorich einen Sohn, ſo die Bertha von dem gelehrten Angilbert zwei Söhne [10]). Es iſt möglich, daß dieſe Liebſchaften nachträglich die Weihe eines rechtmäßigen Verhältniſſes erhielten, wie auch in der allbekannten Sage von der Liebſchaft Einhard's und Karl's Tochter Imma dieſe mißliche Sache ſo zurechtgelegt erſcheint. Schade nur, daß jene romantiſche Geſchichte von den nächtlichen Zuſammenkünften der beiden Liebenden, von dem bedrohlichen Schneefall, von der ſinnreichen Beſeitigung dieſer Gefahr und von der ſchließlichen Verzeihung des kaiſerlichen Vaters vor der Kritik nicht beſtehen kann. Einhard's Frau hieß nämlich allerdings Imma, aber ſie konnte keine Tochter des Kaiſers ſein, aus dem einfachen Grunde, weil Karl gar keine Tochter dieſes Namens hatte [11]). Im Uebrigen ſetzten die Prinzeſſinnen ihren leichtfertigen Lebenswandel nach dem Tode des nachſichtigen Vaters fort, zum nicht geringen Aerger ihres Bruders Ludwig. Der ungenannte Zeit-

9) Eginhardi vita C. M. cap. 18. 19. Geſchichtſchr. d. d. V. IX. Jahrh. 1. Bd. S. 39 fg.

10) Der Jüngere derſelben, der Chronik Nithart, bezeugt im 4. B. 5. K. ſeiner Chronik ſelber ſeine Abkunft. Geſchichtſchr. d. d. V. IX. Jahrh. 6. Bd. S. 64.

11) S. d. Unterſ. über Einhard und Imma von Abel, Geſchichtſchr. d. d. V. IX. Jahrh. 1. Bd. S. 86 fg.

genoſſe, welcher neben Thegan das Leben des frommen Kaiſers geſchrieben hat, erzählt, daß den von Natur ſo milden Sinn Ludwig's das ärgerliche Treiben ſeiner Schweſtern ſchwer betrübte und erzürnte und daß er, um wenigſtens den Anſtand zu wahren, einige Männer, die ſich durch „gräuliche Unzucht“ beſonders hervorthaten, aus der Umgebung der Prinzeſſinnen gewaltſam entfernen ließ [12]).

Wenn es am Hofe ſo herging und höchſtgeſtellte Frauen ein ſolches Beiſpiel gaben, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß es auch in niedrigeren Kreiſen mit weiblicher Zucht und Sitte im Allgemeinen übel beſtellt war. Das „Weiberhaus“ (Geneztunk, genecium, corrumpirt aus dem griech. gynaeceum) iſt wohl ſchon zur karlingiſchen Zeit berüchtigt geweſen als ein Sitz der Ausſchweifung und von ihm übertrug ſich der Name auf die Stätten der Proſtitution im Mittelalter, welche ja auch „Frauenhäuſer“ hießen. An und für ſich war zur karlingiſchen Zeit das Weiberhaus, auch Schrein (screona) genannt, der von den übrigen Gebäulichkeiten eines Gutes abgeſonderte Raum, wo die hörigen Mägde unter der Aufſicht einer Schaffnerin ihren Arbeiten oblagen. Die Sorge für die Bekleidung, auch der Männer, war nämlich damals und noch weit ins Mittelalter hinein ausſchließlich Sache der Frauen. In den Weiberhäuſern wurden demnach die hiefür erforderlichen Linnen- und Wollenarbeiten vorgenommen, hier waren die Frauen mit Klopfen, Hecheln, Spinnen und Weben von Hanf, Flachs und Wolle, mit dem Zuſchneiden und Nähen der Kleider für die Befriedigung eines höchſt wichtigen Zweiges menſchlicher Bedürfniſſe thätig, wobei ſchon nicht allein das Nothwendige ins Auge gefaßt wurde, ſondern auch das Zierliche. Denn wir erfahren aus Kaiſer Karl's Verordnungen über die Genecien, daß in denſelben auch die Kunſt des Stickens im Schwange ging und daß die Frauen

12) Geſchichtſchr. d. d. V. IX. Jahrh. 3. Bd. S. 25 fg.

verſtanden, in die Kleiderzeuge und Teppiche mit Nadel und Weberſchiff „Figuren“ hineinzuzeichnen. Aber daneben mögen manchen Gutsherren die Geneztunke zugleich als Hareme gedient und auch andere Männer zur Verübung von Ungebühr angelockt haben. Auf Letzteres deuten wenigſtens die in den älteren und jüngeren mittelalterlichen Rechtsbüchern dagegen getroffenen Verkehrungen. Das alemanniſche Recht büßte die Schwächung einer Magd, welche Kleider zu verfertigen im Stande war, mit 6 Schillingen und der Sachſenſpiegel beſtimmte naiv: Wer eine gewöhnliche Magd „ohne ihren Dank (d. i. wider ihren Willen) beliegt“, ſoll 3 Schillinge, wer eine Schaffnerin, ſoll 6 Schillinge Strafgeld bezahlen.

Da wir gerade von hörigen Frauen ſprechen und einen heikelſten Punkt in ihrem Daſein berührt haben, ſo dürfte hier ein paſſender Ort ſein, auch des vielberufenen ſogenannten Rechts der erſten Nacht (jus primae noctis) zu gedenken. Wie ſchon im erſten Buch erwähnt worden, hing die Verheiratung der Hörigen und Leibeigenen beiderlei Geſchlechts von der Einwilligung des Gutsherrn, beziehungsweiſe ſeines Verwalters ab. Für dieſe Einwilligung, wodurch die zu ſchließende Ehe unter den Schutz der Herrſchaft kam, wurde von dem Bräutigam eine Abgabe entrichtet, das Heiratsgeld oder der Ehezins (maritagium), in den verſchiedenen deutſchen Landen unter verſchiedenen Namen bekannt (Bettmund, Bedemund, Hemdſchilling, Frauengeld, Jungfernzins, Vogthemd, Nagelgeld, Bumede, Schürzenzins, Bunzengroſchen). Daß dieſes Herrenrecht der Unſchuld leibeigener oder höriger Mädchen vielfach gefährlich werden mußte, lag in der Natur des ganzen Verhältniſſes zwiſchen Herren und rechtloſen Mägden. Aber es iſt uns außerdem wenigſtens aus drei Ländern Europa's glaubwürdig bezeugt, aus Frankreich, Rußland und Schottland, daß der Mißbrauch förmlich zu einem Recht verſteinert war: der Herr hatte das Recht der erſten Nacht bei der leibeigenen

Braut[13]). Was Deutschland angeht, so finden sich auf deutschem Boden nur wenige Spuren eines solchen tiefunsittlichen Rechts oder besser Unrechts, aber doch immerhin deutliche Spuren, förmliche Rechtsurkunden, die, wenn auch in ihrer jetzigen Form erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet, entschieden auf ein höheres Alter zurückweisen und deren bezügliche Bestimmungen man nicht willkürlich beseitigen oder gar für „scherzhafte Ausdrücke" ausgeben kann. Merkwürdiger Weise stammen die fraglichen Urkunden beide aus der Landschaft Zürich und ist die eine unter dem Namen der „Offnung von Maur am Greifensee" v. J. 1543 schon seit längerer, die andere, die „Offnung der Hausgenossen zu Hirslanden und Stadelhofen" v. J. 1538, erst seit kürzerer Zeit bekannt[14]). Es ist auffallend, daß die

13) Du Cange, Glossar. unter „marcheta". Ewers, d. älteste Recht der Russen, S. 70 fg. Schottland betreffend, übersetze ich aus Spelman's Glossar. archaiolog. (1687) die Stelle: — „Unter den alten Schotten herrschte der garstige Brauch (consuetudo), daß der Herr die Braut des Vasallen in der ersten Nacht umarmte und die Blume ihrer Keuschheit pflückte." In Frankreich hieß das Recht droit du cullage oder droit de prélibation.

14) Aber sprechend die hoflüt, weller hie zu der helgen ee kumbt, der sol einen meyger (Gutsverwalter) laden und ouch sin frowen, da sol der meyger lien dem brütgam ein haffen, da er wol mag ein schaff in gesyeden, ouch sol der meyger bringen ein fuder holtz an das hochtzit, ouch sol ein meyger und sin frow bringen ein viertenteyl eines schwynsbachen, und so die hochzit vergat, so sol der brütgam den meyger by sim wyb lassen ligen die ersten nacht, oder er sol sy lösen mit 3 Schilling, 4 Pfenning. Grimm, Weisthümer, I. 43. Ouch hand die Burger die Rechtung, wer der ist, der uf den Güttern, die in den Kelnhof gehörend, die ersten Nacht bi sinem Wibe ligen wil, die er nüwlich zu der Ee genommen hat, der sol der obgenanten Burger Vogt dieselben ersten Nacht bi demselben sinem Wibe lassen ligen, wil er aber das nüt thun, so sol er dem Vogt geben vier Schilling und dryg Züricher Pfenning, weders er wil, die Wal hat der Brugom (Bräutigam). Zeitschr. f. schweiz. Recht, IV. 1, 76. Ueber den im Text beregten Gegenstand vgl. Grimm, Rechtsalterth. S. 384; Walter, deutsche Rechtsgesch. II. 13; Ofenbrüggen, deutsche Rechtsalterth. aus d. Schweiz (Monatsschr. d. wissenschaftl. Vereins in Zürich, III. XI. 360 fg.);

Localität, wo dieſe Documente in Geltung waren, noch nie mit dem Umſtand in Beziehung geſetzt wurde, daß in den beiden Ländern, in Frankreich und Schottland, wo das Recht der erſten Nacht thatſächlich nachweisbar, der Grundſtamm der Bevölkerung keltiſch war. Hatten doch auch im Zürichgau vor der germaniſchen Invaſion Kelten geſeſſen und ſo iſt vielleicht im Hinblick darauf, daß gerade nur hier und ſonſt nirgends in Deutſchland das in Rede ſtehende Recht urkundlich fixirt ſich vorfindet, die Vermuthung ſtatthaft, daß dieſes Recht urſprünglich ein keltiſches geweſen. Freilich ſteht wieder die leidige Thatſache, daß auch anderwärts in Deutſchland der Ehezins der Hörigen exiſtirte, dem Verſuch entgegen, das Germanenthum von dieſem Unrecht reinzubrennen, und ſo bleibt nur die Annahme übrig, das vorſchreitende Gefühl der Menſchlichkeit habe es den Hörigen ſchon frühzeitig ermöglichen wollen, der fraglichen Schmach zu entgehen, und zwar durch Leiſtung einer nicht zu hoch gegriffenen Steuer. Daß aber dieſe Steuer den Sinn eines Loskaufs der leibeigenen Bräute von dem Herrenrecht der erſten Nacht hatte, darüber geſtatten die angezogenen Rechtsurkunden keinen Zweifel. Es ſteht uns Nachgeborenen übrigens kaum zu, über dieſe mittelalterliche Barbarei uns zu ereifern. Denn der Schürzenzins iſt zwar aus unſeren Geſetzbüchern verſchwunden, aber der Uſus oder Abuſus iſt geblieben: nur beißen die Nutznießer und Opfer deſſelben jetzt nicht mehr Herren und Hörige, ſondern Reiche und Arme.

Bluntſchli, Staats- und Rechtsgeſch. der Stadt und Landſch. Zürich, 2. A. II, 192 fg. Bluntſchli hält die das jus primae noctis conſtatirende Aeußerung in dem Weisthum von Maur — das von Hirslanden kannte er noch nicht — für einen „ſcherzhaften Ausdruck", obgleich er nicht leugnen will, „daß nicht manche Herren aus dem Scherze Ernſt zu machen wüßten." Aber es iſt doch wahrhaftig eine ganz neue Entdeckung, daß die alten Rechtsſatzungen nur ſo zum Spaße niedergeſchrieben worden ſeien, gleichſam zu dem Zwecke, einem ſpäteren Juriſten Gelegenheit zu geben, zu ſagen: „Das iſt der Humor davon."

Wenden wir uns von dieser Epiſode zur kaiſerlichen Pfalz des großen Karl's zurück, ſo beſchäftigt uns zunächſt die Aufgabe, von der äußeren Erſcheinung der Menſchen, welche dort aus- und eingingen, namentlich aber der Damen, ein möglichſt anſchauliches Bild zu entwerfen. Karl, wenn auch wie alle wahrhaft großen Männer für ſeine Perſon in Tracht und Lebensweiſe der Einfachheit zugethan, wußte dennoch bei jeder feierlichen Gelegenheit einen Pomp zu entfalten, wie er dem Herrn des Abendlandes zukam. Freilich wies dieſer Hofprunk, wie das auch die kaiſerlichen Pfalzen zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen thaten, welche aus in Italien zuſammengerafften Beuteſtücken antiker Kunſt mehr nur aufgeblockt als aufgebaut waren, noch immer ein barbariſches Gemiſch von Reichthum und geſpreizter Ungefügheit auf, gerade wie die lateiniſchen Hexameter des Poeten, welcher in den karlingiſchen Paläſten die Töne Virgil's nachzuſtammeln unternahm und hier unſer Gewährsmann iſt. Der ſchon genannte Angilbert nämlich, welchen man einen karlingiſchen Hofrath oder Hofprofeſſor heißen könnte, hat ſeinen kaiſerlichen Gönner und Schwiegervater mittelſt eines biographiſchen Lobgedichts verherrlicht, welches jedoch nur bruchſtückweiſe auf uns gekommen iſt. Eines dieſer Bruchſtücke malt den Auszug des Kaiſers und ſeiner Familie zu einer feſtlichen Jagd mit Farben, welche deutlich erkennen laſſen, welche Anforderungen man damals an Damen ſtellte, welche für ſchön, elegant und modiſch gelten wollten. Es iſt in ſeiner Art ein vollſtändiges Bild des vornehmen Lebens jener Zeit.

Inmitten zahlreichen Gefolges tritt die Königin Liutgard, des erhabenen Karl's anmuthsvolle Gemahlin, aus dem hohen Gemache hervor, blendenden Nackens, der mit der Farbe der Roſen wetteifert. Purpurne Binden umwinden ihr die ſchneeigen Schläfen, von Steinſchmuck ſchimmert der Hals, in doppeltem Purpur iſt das Linnenkleid getaucht, goldene Schnüre halten den Mantel feſt und auf dem Haupte funkelt die Krone von Gold

und Edelgeſtein. Sie beſteigt das prächtig geſchirrte Pferd und eine Schaar edler Jünglinge und Jungfrauen bereitet ſich, ihr zu folgen. Hinter ihr reitet Karl mit ſeinem Sohne Pippin und durch die geöffneten Thore ſtrömt der glänzende Jagdzug hinaus. Hörnerſchall und Hundegebell erfüllen die Lüfte. In ſtolzer Ruhe reitet Hruotrud an der Spitze der Damen. Auf ihrem blonden Haar liegt die purpurne Binde, ſchimmernd von Edelſteinen, und darüber der goldene Kronenreif. Eine ſtralende Spange hält den Mantel vor der Bruſt zuſammen. Weiterhin glänzt Bertha aus der Reihe der Frauen und Mädchen hervor. Männlichen Geiſtes, gleicht ſie an Antlitz, Blick, Stimme und Haltung dem erlauchten Vater. Ein goldener Reif umzirkt ihre Stirne, durch die blonden glänzenden Haare ſind goldene Schnüre geſchlungen, des Halſes Schnee birgt ſich unter köſtlichem Marderpelz, das Kleid funkelt von Topazen und andern Edelſteinen in goldener Faſſung. Dann kommt Giſela, die blendend weiße Schöne. Purpurfäden durchziehen das zarte Gewebe ihres Schleiers, der auf den reizig angehauchten Hals und Nacken niederfällt. Wie Silber ſchimmert ihre Hand, wie Gold ihre Stirne, ihre Augen beſiegen an Feuer die Sonne und ſicher lenkt ſie das flüchtige Roß. Hurtig reitet Hruodhaid einher, auf blühendem Haupt die gemmengeſchmückte Krone. Fuß, Nacken und Haar erſtralen von vielfarbigen Steinen, um die Schultern fliegt der ſeidene, ſchmelzverzierte Mantel, vor dem Buſen mit goldener Nadel geheftet. Dann Theoderade, die zierlichen Füße in von Steinſchmuck ſchimmernde Schuhe geſteckt. (Der gute Angilbert vergleicht dieſe Schuhe dem ſophokleiſchen Kothurn, und wenn das nicht eine leere Redefigur iſt, müſſen ſie recht dicke Sohlen gehabt haben.) Ihre Stirne leuchtet, ihr Haar beſchämt an Glanz das Gold, wie Sterne blitzen ihre Augen, eine Kette von echten Smaragden trägt ſie um den blendenden Hals, mit dunkelm Rauchwerk iſt ihr ſchimmernder Mantel verbrämt und auf ſchneeweißem Roß ſprengt ſie feurig

dahin, umrauscht von glänzendem Frauengefolge[14a]. . . . Man sieht, an Schmuck fehlte es den karlingischen Damen nicht. Sie brachten es auch, übrigens im Wetteifer mit den Männern, glücklich dahin, daß schon im J. 808 der übermäßige Kleiderluxus von Staatswegen beschränkt werden mußte. Allerdings ging die bezügliche Verordnung nur auf Einschränkung des übermäßigen Aufwands, welcher mit dem Pelzwerk (Ausfütterung und Verbrämung von Röcken und Mänteln bei beiden Geschlechtern) getrieben wurde, nichtsdestoweniger haben wir in ihr den Keim von allen den „Kleiderordnungen" zu erkennen, womit sich zum großen Mißbehagen modischer Herren und Damen die mittelalterlichen Obrigkeiten so viel zu schaffen machten und zwar, wie bekannt, stets mit sehr problematischem oder wenigstens nur augenblicklichem Erfolge. Denn wenn sogar auf dem Felde der Politik, wie Jedermann weiß, die „Diplomaten im Unterrock" die gefährlichsten und unwiderstehlichsten sind, wie wäre ihnen vollends auf dem Gebiete der Mode nachhaltig zu widerstehen? Selbstverständlich hatte sich auf diesem Felde auch vor Alters, wie noch heute, das Unschöne, oft geradezu Tolle und unbegreiflich Abgeschmackte des größten und dauerndsten Beifalls zu erfreuen. Denn die Gemeinde der Unvernunft war und ist immer die zahlreichste auf Erden. Die Geschichte der deutschen Frauentracht wird uns zu dieser traurigen Wahrheit manche Illustration liefern.

Als Angilbert, in den Strahlen höfischer Gunst und der Liebe einer Prinzessin sich sonnend, seiner Begeisterung über die karlingische Herrlichkeit in aufgebauschten Versen Luft machte, als er die feurigen Augen dieser Kronenträgerinnen, worunter sein eigenes Liebchen, das Goldblond ihrer Haare, ihren rosigen Teint, ihre zierlichen Hände und Füße, ihr sicheres und anmuthiges Gebaren beschrieb, da hat er gewiß nicht daran ge-

14a) Pertz, Monumenta, II, 398.

dacht, daß der karlingischen Dynastie ein so baldiges und trübseliges Ende beschieden sein könnte. Hundert und elf Jahre nach jenem, wo der große Karl im Sanct Peter das Danaergeschenk der römischen Kaiserkrone empfangen hatte, erlosch die deutsche Linie seines Stammes mit Ludwig dem Kind und es war dieser Ausgang der Karlinger nicht etwa ein rascher, glänzender, tragischer, sondern vielmehr ein ruhmloses Hinsterben nach langem Siechthum, welches bekanntlich schon mit Karl's Nachfolger, dem frommen und unfähigen Ludwig, begonnen hatte. Es ist nicht unsere Sache, die Phasen dieser Krankheitsgeschichte zu verfolgen: aber als Gegenbild der vorhin gegebenen Szene aus dem Hofleben unter Karl dem Großen wollen wir eine weitere aus dem Leben seines Urenkels, Karl's des Dicken, hervorheben, welche allerdings der urkundlichen Beglaubigung entbehrt, jedoch in alten Ueberlieferungen der Hauptsache nach übereinstimmend erzählt wird. Es ist das Gottesurtheil gemeint, welchem Richardis, die zweite Gemahlin Karl's des Dicken, sich unterwerfen mußte. Es war eben kein Wunder, daß ihr Trotz von Gemahl dieser Dame nicht gefiel; allein sie hatte überhaupt kein Gefallen an den Männern und scheint eine jener asketischen Frauen gewesen zu sein, wie wir solche im Mittelalter nicht selten aus zuchtlosesten Umgebungen auftauchen sehen. Karl der Dicke, dessen Befähigung und Thatkraft zu seinem Wollen, das Reich Karl's des Großen wieder herzustellen, im lächerlichsten Mißverhältnisse stand, wurde von seinem Kanzler Liutward, Bischof von Vercelli, bevormundet. Eine Partei bei Hofe zettelte gegen den ehrgeizigen Priester eine Intrigue an, indem sie Karl's Gemahlin eines ehebrecherischen Umgangs mit dem Bischof beschuldigte. Karl war schwach genug, dieser ärgerlichen Anklage den Lauf zu lassen; allein die Ankläger hatten sich in dem Charakter der Richardis verrechnet. Sie bot der Beschuldigung Trotz, mit der Behauptung, daß sie nie von einem Manne, nicht einmal, ungeachtet zwölfjähriger Ehe, von ihrem

kaiſerlichen Gemahl berührt worden und noch Jungfrau ſei. Ein Gottesurtheil ſollte darüber entſcheiden. Eine älteſte Tradition ſetzt dieſen außerordentlichen Vorgang in das Jahr 887 und läßt die angeſchuldigte Kaiſerin ihre Unſchuld durch die Waſſerprobe erweiſen. Der bekannte Chroniſt Twinger von Königshoven dagegen, welcher zu Ende des 14. Jahrhunderts ſchrieb, ſagt: „Das (ihre Unſchuld) bewerte ſü bemitte, daß ſü ein gewibiet Hemede ane bei und bomit in ein Für gieng und bliey unverſert von dem Füre.“ Twinger mochte ſich dabei auf die Kaiſerchronik ſtützen, ein aus dem 12. Jahrhundert ſtammendes und im 13. überarbeitetes Reimwerk, welchem zufolge Richardis das Gottesurtheil der Feuerprobe ſiegreich beſtand und zwar mit einem wachsgetränkten Hemd angethan[18]). Sehr begreiflich wollte die ſo ſtreng Geprüfte von ihrem Gemahl Nichts mehr wiſſen, ſondern begab ſich in das von ihr geſtiftete Kloſter Andlau im Straßburger Sprengel, wo ſie 896 im Geruche der Heiligkeit ſtarb.

Die Berufung auf ein Gottesurtheil blieb das ganze Mittelalter hindurch ein letztes Mittel angeklagter Frauen, ſich zu reinigen. Die Ordalien umfaßten, neben dem ſchon früheren Oftes berührten gerichtlichen Zweikampf, verſchiedene Proben, bei welchen wir einen Augenblick verweilen wollen, da wir ſpäter bei Verführung des Hexenprocеſſes darauf zurückzudeuten

18) Die berühmte Stelle der Kaiſerchronik lautet neuhochdeutſch:

Sie ſchlüpfte in ein Hemde,
Das dazu gemachet war
An allen vier Enden.
Zu Füßen und zu Händen
Das Hemde ſie entzunden;
In einer kleinen Stunden
Das Hemde ganz von ihr brann,
Das Wachs auf das Pflaſter rann;
Die Frau des Schadens ſo genas —
Zu ſprachen Deo gratias.

haben. Vorwiegende Proben waren die durch Feuer oder durch Waſſer. Bei Anwendung des Feuerurtheils mußte der oder die Beweiſende die bloße Hand ins Feuer halten und, wenn er oder ſie ſchuldlos ſein ſollte, dieſelbe unverſehrt wieder hervorziehen oder er oder ſie mußte im bloßen Hemde durch einen entflammten Holzſtoß gehen oder mit bloßen Füßen über ſieben oder neun glühend gemachte Pflugſcharen wegſchreiten oder ein geglühtes Eiſen mit bloßen Händen eine beſtimmte Strecke weit tragen. Bei Anwendung des Waſſerurtheils mußte aus einem zum Sieden gebrachten Keſſel ein Ring oder Stein mit bloßer Hand herausgeholt werden („Keſſelfang") oder der oder die Angeſchuldigte wurde nackt ins kalte Waſſer geworfen. Blieb er oder ſie oben ſchwimmen, ſo war der Beweis der Schuld geleiſtet, während das Unterſinken die Unſchuld bezeugte, was ohne Zweifel auf dem heidniſchen und mit ins Chriſtenthum herübergekommenen Glauben beruhte, das reine, heilige Waſſerelement nähme keinen Verbrecher in ſich auf. Dieſer Art des Gottesurtheils wurden im 16. und 17. Jahrhundert die ſogenannten Hexen unterworfen und erhielt deßhalb dieſelbe den Namen „Hexenbad" oder „Hexenprobe"[16]). Wie es ſcheint, haben ſich aber die deutſchen Frauen im Mittelalter in Fällen, wo eine peinliche Anklage auf ihnen laſtete, nicht immer auf die Gnade Gottes, ſondern lieber auf die eigene Kraft und Gewandtheit verlaſſen. Denn es iſt uns eine wunderliche Art von gerichtlichem Zweikampf bezeugt, welchen angeſchuldigte Frauen mit ihren Anklägern zur Erhärtung ihrer Unſchuld ausfechten, namentlich in Franken. Hier durfte die beſchuldigte Frau den Beſchuldiger zum Zweikampf mit ihr nöthigen. Die Waffen waren Stöcke, und um das Verhältniß der Kräfte der beiden Geſchlechter einigermaßen auszugleichen, wurde der Mann in eine Grube geſtellt, von welcher aus er ſich gegen die Angriffe der Frau vertheidigen mußte, ohne

16) Eine Abbildung ſ. bei Scheible, das Schaltjahr, I. 288.

seinen Platz verlassen zu dürfen. Wer von den Kämpfenden zuerst seine Waffe verlor, galt für besiegt. Anderwärts mußte der Mann, wollte er Sieger sein, die Frau köpflings zu sich in die Grube hineinstürzen. Gelang es hingegen der Frau, den Mann aus der Grube herauszuziehen, so war ihr Unschuldstriumph entschieden [17]).

Wir dürfen uns jedoch nicht einbilden, daß im Mittelalter hinsichtlich der Gottesurtheile alle Leute köhlergläubig gewesen seien. Die Vernünftigeren wußten schon damals so gut wie heute, daß man die bloße Hand nicht ungestraft an ein glühendes Eisen halten oder in einen siedenden Kessel tauchen könne, und man müßte blind sein, wollte man nicht sehen, daß demzufolge mit den Ordalien mancher Spott und Hokuspokus getrieben wurde. Aufgeklärte deutsche Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts — denn schon damals gab es welche — spotteten ganz offen über die Menschen, welche wähnten, natürliche Ursachen müßten nicht natürliche Wirkungen haben. Ein Gedicht aus jener Zeit macht uns klar genug, wie es mit den Ordalien nicht selten gehalten werden mochte [18]). Eine eifersüchtige Frau betheuerte ihrem Manne ihre Liebe und forderte als untrügliche Gegenversicherung die Feuerprobe von ihm. Da er sich dazu bereit erklärte, das heiße Eisen zu tragen, wurde es geglüht und auf zwei Steine gelegt. Der Mann hatte aber zuvor einen Span in seinen Aermel verborgen, welchen er unvermerkt in seine Hand gleiten ließ, als er hinzutrat, das glühende Eisen aufhob und unter Betheuerung seiner Treue sechs Schritte weit trug. Dann schob er den Span wieder heimlich in den Aermel zurück und zeigte seine unversehrte Hand. Die Frau war zufriedengestellt, aber der Mann forderte sofort von ihr dieselbe Beweisleistung. Sie meinte nun zwar, er sei ja wohl ohnehin überzeugt, daß er ihr

17) Vulpius, Curiositäten, I. 383 fg. mit den dazu gehörenden Bildern.
18) „Das heiße Eisen". Hagen, Gesammtabenteuer, II. 373 fg.

lieber als Leib und Leben. Er jedoch bestand auf der Probe und machte das Eisen wieder glühend. Nun bat sie, er möchte Nachsicht mit der weiblichen Schwäche haben und ihr den einen Mann, mit welchem sie außer ihm zu thun gehabt, verzeihen. Das sagte er zu, bestand aber doch auf der Feuerprobe. Darauf bat sie noch um zwei Männer, und als auch diese zugestanden wurden, versprach sie dem Gatten drei Pfund heimlich von ihr verwahrten Geldes, falls er ihr noch weitere drei Männer zulasse. Er gewährte auch dieses, bedrohte sie aber mit dem Tode, so sie noch weitere Ausflüchte suchte. Sie mußte also zu der Probe schreiten und nahm das heiße Eisen zur Hand, verbrannte sich aber so jämmerlich, daß sie es schreiend fallen ließ. Klüger stellte sich an und glücklicher bestand die Feuerprobe Isolde, die blonde Heldin Gottfried's von Straßburg, welcher um 1210 sein herrliches Gedicht von Tristan schrieb. Gottfried, der, wie ich anderwärts gesagt, unter den mittelalterlichen Dichtern wie eine Antecipation Göthe's dasteht, hat auf manche Erscheinung seiner Zeit mit heiterer Ironie herabgesehen und er hat deßhalb auch, scheint mir, recht eigentlich es darauf angelegt, die Ordalien lächerlich zu machen. Isolde war mit Tristan, dem liebenswürdigsten Helden mittelalterlicher Dichtung, welcher aber unglücklicher Weise der Neffe ihres Gemahls Marke, ins Gerede gekommen und zwar bekanntlich nicht ohne Grund. Sie wird angeklagt, dem alten Marke die Treue gebrochen zu haben, und auf den Rath seiner Prälaten und Barone veranstaltet der König, daß sie sich dem Gottesgericht der Feuerprobe unterziehen soll [19]. Sie thut es, Gott und Menschen gleichermaßen täuschend. Mittelst einer von ihr veranstalteten, höchst ergötzlichen Posse kann sie mit gutem Gewissen eidlich geloben, daß außer Marke nur

19) Tristan und Isolt, Ausg. v. Maßmann, S. 383 fg. Der ganze Verlauf der Ceremonie des Gottesurtheils ist da anschaulich geschildert. Die geneigte Leserin verweise ich auf die vortreffliche Neuhochdeutschung des Gedichts durch H. Kurtz, S. 384 fg.

noch — und natürlich in allen Ehren — ein armer Pilgersmann, in dessen Habit aber Tristan steckt, in ihren Armen und an ihrer Seite gelegen habe. Auf diesen Eid hin „griff sie in Gottes Namen das glühende Eisen an und trug es, daß sie's nicht verbrann." Gottfried ist aber damit noch nicht zufrieden. Denn indem er erzählt, die schöne und kluge Isolde habe unmittelbar vor der Feuerprobe reiche Vergabungen an Gold und Silber, Schmuck und Gewändern „um Gottes Huld" gemacht, d. h. der Geistlichkeit zufließen lassen, deutet er verständlich genug an, wie die Kirche, unter deren Leitung ja die Ordalien standen, unter Umständen, d. h. gehörig darum angegangen, es so oder so zu veranstalten wußte, daß Eisen oder Wasser nicht heißer gemacht wurden als sich mit der menschlichen Haut verträgt.

Zweites Kapitel.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern.

Das deutsche Königthum und das römische Kaiserthum. — Kulturcharakter des Zeitalters der Ottonen. — Hadumod. — Hrotsuith, die erste Schriftstellerin deutschen Stammes. — Die gelehrte Herzogin Hadawig. — Die schöne Hadburg. — Mathildis. — Lintgard. — Adalheid. — Theophano. — Dietmar von Merseburg über die Frauen seiner Zeit. — Kunigunde. — Gisela. — Agnes. — Bertha. — Agnes von Hohenstaufen. — Hiltrud. — Das Verbot der Priesterehe. — Widerstand der deutschen Geistlichkeit. — Folgen des Cölibatsgesetzes.

Die Völkerwanderung hatte die Nationalitäten Europa's so durcheinander geworfen und gewürfelt, daß eine Wiedersonderung und Klärung derselben nur langsam sich vollziehen konnte. Die Staatsidee Karl's des Großen, Einheit der abendländischen Christenheit unter römisch-germanischem Kaiserszepter, hatte freilich über widerhaarige Völkerelemente nur so lange einen zwingenden Bann geübt, als sie von einer übermächtigen Persönlichkeit getragen wurde. In dem nämlichen Augenblick, wo der gewaltige Fürst die Augen schloß, begann sein stolzer Reichsbau zu zerfallen, denn unter dem schlaffen Regiment seines Nachfolgers hatten die Nationalitäten Zeit und Gelegenheit, sich auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen. Der Vertrag von Verdun (843) schien die naturgemäße Scheidung der Völker von

Mittel-, West- und Südeuropa in germanische und romanische Nationen zu garantiren. Allein schon war, zum Unglück unseres Vaterlandes, die Idee eines „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation" zu einer fixen geworden. Wie hätte sonst selbst ein Karl der Dicke ihrer Verwirklichung sich unterfangen dürfen? Es wäre jedoch ein einseitiges Verfahren, wollte man die Verfolgung des abendländischen Kaisergedankens nur dem Ehrgeiz deutscher Herrscher auf Rechnung schreiben. Denn ein mindestens ebenso wirksames, wenn nicht wirksameres Motiv war die Politik der römischen Bischöfe, welche im Interesse der Aufrechthaltung und Ausbreitung der Kirche die Illusion der Fortdauer römischen Cäsarismus pflegten und förderten. Noch stand das Heidenthum drohend und häufig aggressiv im Osten und Norden des Erdtheils und der römische Stuhl erkannte unschwer, daß nur die deutsche Nation, welche allein wie ungemischt so auch ungeschwächt sich erhalten hatte, das Banner der Christenheit zu führen vermöge. Daß die Curie schon frühzeitig auf das Ziel hinarbeitete, mittelst des deutschen Kaiserthums die Welt zu beherrschen, ist sicher. Aber vorerst mußte sie es gerathen finden, den römisch-deutschen Kaiser als ihren Beschützer anzuerkennen und den Papalismus dem Cäsarenthum unterzuordnen. Erst nach ausreichender Erstarkung der Hierarchie, erst zur Zeit Gregor's VII. begann der römische Stuhl das Verhältniß umzukehren und wollte dann in dem Kaiser nur noch den ersten Vasallen der päpstlichen Tiara sehen.

Die Reichsverfassung Karl's des Großen hatte keine Fürsten im Sinne selbstständiger Territorialherren gekannt, sondern nur Reichs-, Hof- und Gaubeamte. Aber als unter seinen Nachfolgern die Reichseinheit in Trümmer gegangen, hatte sich die altgermanische Adelsrepublik, wenn auch nicht mehr in den früheren Formen, in Deutschland wieder hergestellt. Aus dieser Adelsrepublik oder besser Adelsanarchie, deren Spitzen die Herzoge waren, ging nach dem Aussterben der deutschen Karlinger

das deutsche Wahlkönigthum hervor. Was dieses echtnationale Königthum für unser Land zu leisten vermochte, zeigte sich sofort, als es durch die Erwählung Herzog Heinrich's I., berühmt unter dem Namen des Voglers oder Finklers, im Jahre 919 an das kraftvolle und mächtige sächsische Fürstenhaus gekommen war. Damit schien nach innen und außen eine gedeihliche Entwicklung Deutschlands auf monarchischer Grundlage gesichert; denn es ließ sich Alles dazu an, das deutsche Wahlreich in ein Erbreich umzuwandeln. Leider hat unser Unstern es gewollt, daß gerade die trefflichsten unserer königlichen Dynastieen nicht von Dauer waren und daß demzufolge die Adelsanarchie immer wieder Gelegenheit fand, in das naturgemäße Wachsthum des deutschen Königthums störend einzugreifen. Hiezu kam das unselige Phantom der Kaiserkrone, welches gerade unsere begabtesten, thatkräftigsten und glorreichsten deutschen Könige ihre Hauptaufgabe nicht innerhalb, sondern außerhalb Deutschlands suchen machte und sie ihre und der Nation beste Kräfte, statt dieselben dem Ausbau eines festgefugten nationalen Königthums zuzuwenden, an einen für die Dauer doch stets illusorischen Weltreichsbau verschwenden ließ.

Seltsam! Die Deutschen verachteten die Römer unsäglich und dennoch gierten die deutschen Könige, die, wenn sie nur solche hätten sein wollen, im Stande gewesen wären, Europa Gesetze vorzuschreiben, nach dem Luftgebilde der römischen Krone, an welche bloß ein Schein von Macht, aber der wirkliche Haß der fremden Völker geheftet war, ein Haß, der bis auf unsere Tage herab fortgewirkt hat. Als der Gesandte Kaiser Otto's I., Bischof Liutprand, vor dem griechischen Kaiser Nikephoros stand und ihm dieser verwies, daß er die Unterthanen seines Herrn Römer genannt habe, welchen erlauchten Namen sie nicht aussprechen könnten, brach der Bischof los: „Wir Deutsche verachten die Römer so sehr, daß wir unsere Gegner Römer schelten, maßen wir mit diesem einen Worte alle Schmach,

Niederträchtigkeit, Feigheit, Lüge, Habsucht, kurz alle Laster bezeichnen." Und dennoch widerstand ein Mann wie Otto I. der Lockung nicht, sich im Jahre 962 in Rom vom Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen und damit seinen Nachfolgern das Beispiel jener „Römerzüge" zu geben, welche den Boden Italiens mit Strömen deutschen Blutes gedüngt haben. Zunächst allerdings schien sich unter der Weihe dieser Krone die Ohnmacht der Deutschen über Europa festzustellen. Das Zeitalter der Ottonen, eine Glanzperiode, vielleicht die hellste Glanzperiode unserer politischen Geschichte, schien den Traum eines germanischen Cäsarismus auf die Dauer verwirklicht zu haben und die Täuschung währte um so länger, als im 11. Jahrhundert, nachdem die sächsische Dynastie mit dem Frömmler Heinrich II. erloschen und mit Konrad II. das herzogliche Haus der Salfranken zum deutschen Königthum gelangt war, in der herrlichen Heldengestalt Heinrich's III. der Christenheit ein Kaiser erstand, welcher seine Mission im höchsten Sinne faßte und mit genialer Energie durchführte. Allein er ward in der Blüthe seiner Männlichkeit dahingerafft und hinterließ einen unmündigen Knaben, Heinrich IV., unter dessen Regierung nachmals alle Früchte der Anstrengungen, welche die sächsischen und fränkischen Herrscher gemacht, verloren gingen. Die deutsche Adelsanarchie erhob unter diesem Kaiser, welcher nicht nach den einseitigen Berichten seiner pfäffischen Gegner beurtheilt werden darf und der erst in unseren Tagen endlich einen tüchtigen Rechtfertiger gefunden hat [20]), wieder keck ihr Haupt und, wie immer, folgte dieser Erhebung das Verderben. Damals ein um so tieferes, weitgreifenderes, gräuelvolleres, als die Rebellion der deutschen Aristokratie gegen die königliche Gewalt an dem päpstlichen Stuhl einen Rückhalt gefunden hatte, welcher es ihr ermöglichte, ihre gemeinen Instinkte gewissenloser Selbstsucht ganz nackt und schamlos walten zu lassen,

20) H. Nietz, Kaiser Heinrich der Vierte, 1833—56.

ſo zwar, daß wohl zu keiner andern Zeit deutſche Ehre und Treue ſo ſehr zum Spott der Welt geworden ſind. Die Pläne der Curie waren inzwiſchen gereift. Rom nahm jetzt ſeine Rache dafür, daß Gothen, Langobarden, Franken und Sachſen nacheinander mit Siegerſchritten über den capitoliniſchen Hügel gegangen, indem Gregor VII., der Prieſter mit dem düſtern, aber weltumfaſſenden Geiſt und dem eiſernen Willen, die Idee der weltbeherrſchenden Roma, womit das ſchutzbedürftige Papſtthum den Deutſchen geſchmeichelt hatte, von dem Kaiſerdiadem hinweg auf die Tiara des Statthalters Chriſti übertrug. Wie die Könige der Chriſtenheit, ſo ſollte auch der Kaiſer nur ein vollziehendes Organ des großen römiſchen Theokraten ſein, der ſich mit einer Ironie, die an Kühnheit ohne Gleichen in der Weltgeſchichte daſteht, den Knecht der Knechte Gottes betitelte. Der Traum eines weltgebietenden germaniſchen Kaiſerthums war zerfloſſen oder wenigſtens hatten alle die ungeheuren Anſtrengungen, denſelben feſtzuträumen, welche ſpäter von den Hohenſtaufen gemacht wurden, nur ſehr vorübergehender Erfolge ſich zu erfreuen.

Und doch iſt, wenn man recht erwägt, der große Zwieſpalt zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum, wie er im 11. Jahrhundert ausgebrochen, für uns mehr ein nationales Glück als ein Unglück geweſen. Der dadurch zu einem weltgeſchichtlichen Motiv gewordene Gegenſatz zwiſchen Germanismus und Romanismus hat unſere Nationalität gerettet, hat unſere Sprache zu einer Kulturſprache erhoben, hat dem deutſchen Geiſte eine ſelbſtſtändige Entfaltung geſichert. Daß dieſe gerade in dem Zeitalter der Ottonen höchlich bedroht war, ſoll der vaterländiſch geſinnte Hiſtoriker nicht überſehen und verſchweigen, wenn er mit Stolz auf die politiſche Machtſtellung Deutſchlands in jener Periode zurückblickt. In Wahrheit, das deutſche Weſen war gerade damals in augenſcheinlicher Gefahr, vom romaniſchen völlig überwuchert zu werden. Der König der Deutſchen trug die römiſche

Kaiserkrone und war demzufolge auch höchster Beschützer römischer Bildung, welche sich alle schmeichelnden Erinnerungen des classischen Alterthums dienstbar zu machen wußte, um, wie mit Taufwasser und Chrisam die Leiber der germanischen „Barbaren", so mit den Lockungen geistiger Genüsse ihre Seelen zu fangen, zu verweichlichen und zu beherrschen. Die Blicke der Priester waren nach Rom gerichtet und sie empfingen von dorther die Ermunterung, alle Verführungen des classischen Heidenthums aufzubieten, um die Nachklänge des germanischen aus den Gemüthern zu tilgen. Die kosmopolitische Theokratie Roms mußte ja überall darauf ausgehen, die Wurzeln der Nationalitäten zu durchschneiden, und so bekämpfte sie auch in Deutschland die nationalen Ueberlieferungen, die alten Heldensagen und Göttermythen, die Muttersprache und den einheimischen Volksgesang. Rom fühlte wohl, daß die deutsche Eiche aus dem Boden gehoben werden und ganz römisch zugebauen werden müßte, wenn sie für die Zukunft einen verläßlichen Pfeiler der Kirche abgeben sollte. Die Ottonen, berauscht vom Taumelkelch des Cäsarismus, gingen darauf ein. Sie thaten Manches, Vieles sogar für die Kultur Deutschlands; aber was sie thaten, geschah im Sinne der römisch-kirchlichen Bildung. Im 9. Jahrhundert hatte es bereits Anfänge, und zwar nicht gemeine Anfänge einer deutschen Nationalliteratur gegeben. Der Sänger des „Heliand" und der Evangelienharmonist Otfrid durften sich neben jedem Dichter sehen lassen, welchen das erste Jahrtausend christlicher Weltanschauung hervorgebracht hat, oder vielmehr die beiden Deutschen waren die ersten christlichen Dichter, welche diesen Namen verdienten. Aber die ottonische Periode hat diese nationalliterarischen Anfänge nicht weitergeführt. Die deutsche Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts ist ein leeres Blatt.

Alles, was während der Regierung der drei Ottonen Bildung hieß, beruhte auf blinder Nachahmung römischen Wesens. Man hat von einer in dieser Epoche vor sich gegangenen Verschmelzung

der heidniſch-germaniſchen, des antik-claſſiſchen und des chriſtlichen Kulturelementes geſprochen; ich kann aber eine ſolche Verſchmelzung überall nicht ſehen. Im Gegentheil, das nationale Element trat ſo ſehr in den Hintergrund, daß es ganz verſchwunden zu ſein ſchien, und die einſeitigſte Latinität beherrſchte Alles. Betrachten wir, was damals in deutſchen Landen in der Baukunſt, Bildnerei und Malerei geſchaffen wurde, belauſchen wir den gelehrten Mönch oder die gelehrte Nonne, wie ſie in der Stille ihrer Zellen die Geſchichte der Zeit aufzeichnen oder den ſtumpfen Kiel zur Nachbildung antiker Versmaaße zwingen, überall ſehen wir, daß nach römiſchen Muſtern gebaut, gemeißelt und gemalt, geſchrieben und geverſelt wurde. Nirgends ein ſelbſtſtändiges Streben, nirgends ein nationaler Ton und Klang. Latein war die Sprache der Kirche, des Hofes, der Gebildeten überhaupt und innerhalb der Kreiſe dieſer lateiniſchen Kultur gingen das antike Heidenthum und das Chriſtenthum wunderlichſte Verbindungen ein. Von einer harmoniſchen Geſtaltung des Lebens war nirgends die Rede: die rohſte Barbarei ſtand unvermittelt neben mönchiſch-gelehrter Düftelei. Die ſittliche Umbildung der Germanen durch das Chriſtenthum hatte nur erſt begonnen und noch immer wirkte die Verwilderung der Gemüther von der Völkerwanderungszeit her in allen Ständen nach. Man leſe nur die Schilderungen, welche ein deutſcher Mönch des 10. Jahrhunderts, Rather, nachmals Biſchof von Verona, von dem Gebaren der Geiſtlichkeit in Italien entwirft, und man wird ſich leicht vorſtellen können, wie es auch dieſſeits der Alpen in dieſen Kreiſen, welche immerhin noch die gebildetſten waren, damals hergegangen. Von Biſchöfen und Prälaten ſprechend ſagt er: „Sie beſchäftigen ſich beſtändig mit weltlichen Spielen, mit Jagen und Vogelſtellen. Sie pflegen nach deutſcher Sitte Wurfſpieße zu ſchwingen und entwöhnen ſich der heiligen Schriften. Sie haben ſich Gottes entkleidet, haben die Welt angezogen und ſcheuen ſich nicht, Laienkleider zu tragen.

Sie spielen Kreisel und scheuen auch das Würfelspiel nicht; sie geben fleißig mit dem Spielbrette anstatt mit der Schrift, mit der Wurfscheibe anstatt mit dem Buche um. Sie haben Schauspieler lieber als Priester, Lustigmacher lieber als Geistliche, Läufer lieber als Philosophen. Sie begehren nach griechischem Schmucke, babylonischer Pracht, ausländischem Putze. Sie lassen sich goldene Becher, silberne Schalen, Kannen von großer Kostbarkeit, Krüge, ja Trinkhörner von bedeutendem Gewichte und von einer jedem Zeitalter verhaßten Größe machen. Sie bemalen den am Boden ruhenden Weinkrug, während die nahe Basilika von Ruß erfüllt ist. Nach dem Mahle besteigen sie Wagen, setzen sich auf schäumende Rosse, aufgeputzt mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen, sächsischen Sätteln, und eilen zu allerhand Zeitvertreib, den ihnen der Rausch eingegeben hat"[21].

Es ist wohlthuend, die Augen von solchem Männertreiben hinweg und auf jene deutschen Frauen hin zu wenden, welche wie Lichtbilder von dem dunkeln Hintergrunde des 10. und 11. Jahrhunderts sich abheben. Sie erscheinen als Trägerinnen der besseren Sitte, der feineren Bildung und einer, wenn auch mitunter in Mitteln und Zwecken fehlgreifenden Frömmigkeit. Gleich beim Aufgange des Glanzes der sächsischen Dynastie tritt uns als eine anziehende Gestalt die Schwester des Herzogs Otto des Erlauchten entgegen, Hadumod, die Gründerin und erste Aebtissin des berühmten Stiftes Gandersheim, welches unter ihr und ihren Nachfolgerinnen Gerberga und Christiana ein Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche war. Hier, in Gandersheim, lebte in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auch jene Nonne Hrotswith, welche die Reihe der deutschen Schriftstellerinnen eröffnet, obgleich sie nicht in die deutsche Nationalliteratur gehört, da ihre Werke in lateinischer Sprache geschrieben

21) Vogel, Ratherius von Verona. I.

ſind[22]). Eine eigenthümliche Erſcheinung, dieſe Kloſterſchweſter, Etwas von einem Poeten, Etwas von einem Blauſtrumpf. Sie iſt ſehr fleißig geweſen. In vielen Hunderten von Verſen hat ſie Heiligenlegenden erzählt, die Thaten Otto's I. beſungen, die Gründung ihres Kloſters geſchildert. Aber ein bleibenderes Andenken hat ſie ſich mittelſt ihrer ſechs Komödien geſtiftet, welche, in einem zwiſchen Proſa und Rhythmus ſchwankenden Styl verfaßt, die Anfänge der dramatiſchen Dichtung in Deutſchland ausmachen. Ihre Abſicht dabei war nicht ſo faſt eine künſtleriſche als vielmehr eine moraliſche. Sie hat das in der Vorrede zu ihren Dramen ſo ausgeſprochen: — „Selbſt unter den Katholiken laſſen gar manche ſich blicken (kann auch mich ſelber nicht befrei'n von jenem Verwurf als gänzlich rein), die der gebildeten Sprache wegen der heidniſchen Schriften Eitelkeit vor der heiligen Schriften Nützlichkeit den Vorzug zu geben pflegen. Daneben man wieder Andere trifft, die halten feſt an der heiligen Schrift, verſchmähen das übrige Heidenweſen, während ſie doch des Terentius Komödien immer wieder und wieder leſen und durch des Inhalts Gemeinheit die Seele entweihen, indem ſie an der Sprache Reinheit und Feinheit ſich erfreuen. Daher für mich der Drang und Grund, als Gandersheim's heller Klang und Mund[23]), nicht dem Begehren zu wehren, dem nachzuahmen

22) Zuerſt wurden die Werke der Hrotsuith oder Hrotsvitha veröffentlicht durch Konrad Celtes (1501). Die neueſte Ausgabe beſorgte K. A. Barack (1858). Von den Komödien hat J. Bendixen eine Verdeutſchung in gereimten Verſen geliefert (1839—33), welcher ich die von mir angezogenen Stellen entlehnte.

23) Clamor valitus Gandersheimensis. Grimm (Lateiniſche Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, herg. v. Grimm und Schmeller, IX) iſt der Anſicht, dies ſei nur die Latiniſirung des Namens Hrotsuith. Wir müßten alſo annehmen, Hrotsuith ſei ein Bei- und Ehrenname geweſen, welchen man unſerer dichtenden Nonne gegeben und welcher die „Wohlklingende", „Hellautende", „Volltönende" bedeutete.

in Red' und Wort, den Andere durch Leſen ehren, auf daß in ähnlicher Redeweiſe, in welcher geſchildert iſt wollüſtiger Weiber Liebe, auch heiliger Jungfrauen keuſche Triebe geſchildert würden zu ihrem Preiſe." Alſo den bedenklichen Wirkungen der allerdings eine laſcive Geſellſchaft unverblümt genug darſtellenden Komödien eines Terenz wollte Hrotsuith durch Dramen entgegenarbeiten, welche vom chriſtlichen Standpunkt ausgingen. Die Inhaltsangabe der am meiſten charakteriſtiſchen Stücke der guten Nonne mag zeigen, wie ſie ihre Aufgabe nahm und durchführte. Im „Dulcitius" bringt der ſo geheißene Statthalter in die Wohnung von drei heiligen Jungfrauen, Agape, Chionia und Irene, um an ihnen ſeine Gelüſte zu befriedigen; aber, plötzlich von Geiſtesverwirrung befallen, umarmt er ſtatt der Mädchen Töpfe und Pfannen, wodurch er ſich garſtig beſudelt. Im Aerger über dieſe ſeinem Statthalter widerfahrene Blamage läßt der Kaiſer Diocletian die Jungfrauen dem Grafen Siſinnius zur Beſtrafung übergeben und ſie erleiden den Märtyrertod. Eine andere Paſſionsgeſchichte ſpielt ſich in der „Sapientia" ab, wo die drei Schweſtern Fides, Spes und Caritas auf Befehl des Kaiſers Hadrian ausführlich gemartert werden, während ihre Mutter Sapientia dabei ſteht und ſie zur Ausdauer ermahnt. Im „Abraham" iſt der Fall und die Bekehrung der Maria dargeſtellt, einer Nichte des genannten Einſiedlers, welche, nachdem ſie zwanzig Jahre lang in der Einſamkeit gelebt, verführt wird, in die Welt zurückkehrt und die Laufbahn einer öffentlichen Buhlerin betritt. Abraham ſucht ſie unter der Maske eines Liebhabers auf und weiß ſie dahin zu bringen, daß die Gerührte ihrem ſchmachvollen Wandel entſagt und ihre noch übrige Lebenszeit der Buße und Kaſteiung widmet[24]). Ganz ähnlichen

24) Die Leſerin des 19. Jahrhunderts mag mittelſt nachſtehender Szene dieſes Drama's eine ungefähre Vorſtellung von der Art und Manier einer ſchriftſtellernden deutſchen Nonne des 10. Jahrhunderts erhalten.

Inhalts iſt der „Paphnutius“, worin die Bekehrung der Buhlerin Thais vorgeführt wird. Man ſieht, Hrotsuith's Dramen ſind keine „Komödien“, ſondern dramatiſirte Heiligenlegenden, worin von Anfang an auf einen erbaulichen Schluß hingearbeitet wird. Der Inhalt ſpiegelt den ausſchweifenden Wunderglauben einer Zeit wieder, wo man das Weſen des Chriſtenthums in eine Phantaſterei ſetzte, welche häufig das Abſurde glaubte, nicht obgleich, ſondern weil es abſurd war. Die Form dieſer dramatiſchen Verſuche angehend, ſo iſt ſie holzſchnittartig trocken und

---

Wirthshaus. Der Wirth. Maria. Abraham.

Wirth. Glück auf, Maria, ſei erfreut!
Schon ſtrömen nicht nur junge Leut'
Wie ſonſt, nein, Männer hoch an Jahren
Verliebt zu dir in ganzen Scharen.

Maria. Wer immer mir ſein Herze gibt,
Wird eben ſo von mir geliebt.

Abraham. Komm her und gib mir einen Kuß!

Maria. Nicht nur der Küſſe ſüßen Gruß!
Mit engumſchlungner Arme Schmeicheln
Will ich den greiſen Hals dir ſtreicheln. (Küßt ihn.)

Abraham. Recht ſo.
Maria (kommt vor ſich). Wie wird mir? Fremde Glut
Strömt ſeltſam mir durch Sinn und Blut
Und Duft und Hauch der Küſſe tragen
In mich die Sehnſucht, zu entſagen.

Abraham (für ſich). Nun auf, verſtelle dich, mein Herz,
In kecker Buhlen Art und Scherz,
Daß nicht mein Ernſt mich ihr entdecke
Und ſie vor Scham ſich dann verſtecke.

Maria (laut aufſeufzend). Weh mir, von wo ſank ich hinab,
Wie tief in des Verderbens Grab!

Abraham. Wo Zecher ſich zu Gaſtgelägen
Verſammeln, iſt kein Ort, zu klagen.

Wirth. Woher das Seufzen und das Sehnen,
Wozu die Augen voller Thränen?
Haſt nicht zwei Jahre du, Marie,

marionettenhaft unbelebt; aber wir finden hier im Ganzen ſchon dieſelbe Technik, wie in den Weihnachts- und Oſterſpielen („Myſterien") des ſpäteren Mittelalters. Ob auf dieſe die dramatiſchen Holzſchnitte der „Helllautenden" von Gandersheim eingewirkt, ſteht dahin. Haben wir doch keinen Anhaltspunkt, zu beſtimmen, ob Hrotsuith's Komödien zur ſzeniſchen Darſtellung gelangt ſeien oder nicht. So ganz unwahrſcheinlich iſt es jedoch nicht, daß ſich die Inſaſſinnen eines Stiftes, wo die lateiniſche Sprache allen geläufig ſein mochte, die Langeweile

---

Bei mir verkehrt? und dennoch nie
Rang ſich ein Seufzer aus dem Herzen,
Drang aus dem Mund ein Laut von Schmerzen!

Maria. Ach, daß ich nur vor vielen Jahren
Schon in das Grab hinabgefahren
Und nimmer in ſo grauſig ſchwere
Schandbuhlerei geſunken wäre.

Abraham. Zum Liebesbündniß kehrt' ich ein
Und nicht zu ſolchen Litanei'n.

Maria. Ein Bißchen Reue war es nur,
Warum mir jenes Wort entfuhr.
Doch auf zum Mahl und Trinkgelage
Und auf zur Freude! Denn zur Klage
Und Buße iſt nach deinem Wort
Hier freilich weder Zeit noch Ort.

(Sie ſetzen ſich zu Tiſch.)

Abraham. Genug mag's jetzt des Schmauſes ſein
Und auch genug von deinem Wein.
Du haſt uns reichlich wohl bedacht,
Mein guter Wirth! Zur guten Nacht
Erlaube, daß ich auf jetzt ſteh'
Und müd' zur Ruh', zu Bette geh'.

Wirth. Wie dir's gefällt.

Maria. Steh' auf, und ich,
Mein werther Herr, begleite dich.

Abraham. So recht; ich würd' es auch nicht leiden,
Wollt' Einer jetzt uns Beide ſcheiden.

bleierner Winterabende dadurch gekürzt und erleichtert haben, daß ſie die noch dazu ad majorem Dei gloriam geſchriebenen Dramen ihrer frommen und gelehrten Mitſchweſter in Chriſto zur Aufführung brachten. Die armen Nonnen ſind, wie bekannt, damals und ſpäter mitunter auf Zeitvertreibe verfallen, welche viel weniger erbaulich waren als die Agirung ſo einer Hrotsuith'ſchen Komödie. Allerdings könnte man etwas ſtutzig werden über den Umſtand, daß unſere Gandersheimer Nonne die jungfräulichen Gefühle ihrer Mitſchweſtern nicht eben ſehr ſchonte. Denn ſie bewegt ſich, wie wir geſehen, mit einer gewiſſen Vorliebe in verfänglichen Situationen. Ob daran ihr Vorbild Terenz allein ſchuld war? Oder hatte ſie in jungen Jahren der Liebe Luſt und Leid ſelbſt erfahren und blickte nun mit einem aus heimlichem Wohlgefallen und altjungferlicher Seelenſäure gemiſchten Gefühl auf jene Erfahrungen zurück? Es könnte manchmal faſt ſo ſcheinen. Gerade da aber, wo die menſchliche und weibliche Regung durch die erbauliche Schablone hindurchſchlägt, iſt die Gandersheimer „Wohlklingende" am liebenswürdigſten. Da ſtreift ſie wenigſtens mitunter an Poeſie. Wo ſie aber den klöſterlichen Blauſtrumpf in geſpreizten Attitüden ſehen läßt, d. h. wo ſie, wie in der Sapientia und im Paphnutius geſchieht, in den ſubtilen und ſublimen Grübeleien und Tüfteleien ſich ergeht, welche man im 10. Jahrhundert und noch lange nachher für Philoſophie anſah, da iſt die „Volltönende" nur noch eine leere Schelle, deren gelehrtes Gebimmel ſich ſehr unangenehm macht ..... Zur nämlichen Zeit, als droben am Harz in einer Zelle des Gandersheimer Stiftes Hrotsuith ihre frommen Komödien ſchrieb oder dieſelben den ſtaunenden Schweſtern im Kapitelſaal verlas oder gar, vielleicht in Anweſenheit Kaiſer Otto's II. und ſeiner griechiſchen Gemahlin Theophano, die Darſtellung eines dieſer Stücke durch die Kloſterſchweſterſchaft mit kundiger Hand leitete, — zur nämlichen Zeit ſaß drunten in Schwaben auf dem Klingſteinfels Hohentwiel eine

zweite große Gelehrte von damals, Hadawig (Hedwig), des Schwabenherzogs Purchard Wittwe, und ließ sich von dem „hofkundigen" Mönch Ekkehard, den sie sich drüben in St. Gallen von seinem Abt zum Lehrer ausgebeten, den Ovidius und Virgilius erklären. Oder sie lasen und studirten miteinander die alten Poeten, aber immer in Gegenwart einer Dienerin und bei offenen Thüren, um jeden niedrigen Verdacht fern zu halten. Denn Frau Hadawig war ebenso stolz als schön — man muß sie sich mit dem Anflug eines Schattens von Bärtchen auf der gebieterisch aufgeworfenen Oberlippe denken und, da ihr die Ehe mit dem greisen, kränklichen, grämlichen Purchard wenig Freude und keine Kinder gegeben, mit einem scharfen Zug der Verbitterung über verfehlte Bestimmung um die Mundwinkel — sie war eine ernste Dame, Land und Leuten eine gestrenge und, wie unsere Quelle sagt, sogar schreckliche Herrin[23]). Als Kind dem griechischen Kaiser Konstantin VI. zur Frau bestimmt, hatte sie von einem zu diesem Zwecke aus Byzanz gesandten Eunuchen Griechisch gelernt, aber die Grazien waren ihr fernegeblieben. Wenn sie im Zorne schwur: „Bei Hadawig's Leben!" hatte man sich vor ihr zu hüten. Auch ihr armer Präceptor, der hofkundige (palatinus) Ekkehard, hatte unter den Launen der gelehrten Virago zu leiden und es mochte ihn unter seiner Kutte frösteln, als die Herzogin eines Tages befahl, einem hörigen Diener, welcher sich ein unfreiwilliges, ja befohlenes Versehen gegen den Mönch hatte zu Schulden kommen lassen, „Haut und Haar abzuschlagen", d. h. ihm eine erkleckliche Anzahl von Ruthenstreichen zu geben und die Haupthaare mit einer hölzernen Kluppe auszu-

23) Hadawiga . . . . femina admodum quidem pulchra, nimiae severitatis cum esset suis, longe latoque terris erat terribilis. Ekkehardus IV. (nicht der „palatinus"), casus S. Galli. Pertz, monum. II, 122. Das 10. Kapitel dieser für die deutsche Sittengeschichte des 10. Jahrhunderts unschätzbaren St. Gallischen Klosterchronik beschäftigt sich mit der Herzogin Hedwig.

raufen. Man ſieht, die Sentimentalität machte dieſen Ariſtokratinnen des 10. Jahrhunderts wenig zu ſchaffen und an Nervenſchwäche ſcheinen ſie auch nicht gelitten zu haben.

Das Familienleben der ariſtokratiſchen Kreiſe dieſer Zeit bietet manche ſchöne, aber auch manche ärgerliche Seite. Auf kirchliche Gebote und Verbote haben damals die Leidenſchaften deutſcher Edelinge wenig geachtet und mancher hat ſeinem Liebchen den Nonnenſchleier abgeſtreift, um den Brautkranz an deſſen Stelle zu ſetzen. So auch Heinrich der Finkler, der gewaltige Bezwinger der Ungarn, welcher zwar nicht, wie es in den Compendien heißt, die deutſchen Städte gegründet, wohl aber das Emporkommen derſelben weſentlich gefördert hat. In jugendlicher Liebe zu der verwittweten Tochter des Grafen Erwin von Merſeburg, der ſchönen Hadburg entbrannt, welche als Nonne in einem Kloſter lebte, trotzte er, ſie zu beſitzen, dem Kirchenbann und vermählte ſich mit ihr. Aber ein Jahr ſpäter, als ihm ſeine Frau einen Sohn geboren, fiel ihm ein, daß dieſe Ehe denn doch eine unerlaubte ſei, und ſo ſandte er die arme Hadburg in's Kloſter zurück. Die Urſache dieſes Gewiſſensſkrupels war eine ſehr ſchöne, nämlich die jungfräuliche Mathildis, dem Stamme des alten Sachſenherzogs Witukind entſproſſen, Tochter des reichen Grafen Dietrich von Ringelheim, welche von ihrer Großmutter im Kloſter Herford erzogen wurde. Auf dieſes Mädchen, das noch dazu eine reiche Erbin, war Heinrich's Auge gefallen und er begab ſich als Freiwerber nach Herford. Der alte Lebensbeſchreiber der Königin Mathildis hat dem Virgil die Farben entlehnt, womit er Heinrich's Werbung und Verlöbniß malt. „Zuerſt, erzählt er, betrat Heinrich nur mit wenigen Begleitern und unter dem Schein geringer Leute das Bethaus und ſo betrachteten ſie im Tempel ſelbſt das ſittſam und ſtattlich geartete Mädchen. Darauf verließen ſie die Stadt, ſchmückten ſich mit königlichen Gewändern, kehrten von einer großen Menge begleitet zurück, ſuchten die groß-

mütterliche Aebtissin auf und drangen in sie, daß die Jungfrau, um deren willen sie gekommen, ihnen vorgestellt würde. Da trat Mathildis hervor, auf den schneeigen Wangen mit der Flamme Röthe übergossen, und als wären glänzende Lilien gemischt mit rothen Rosen, solche Farben bot ihr Antlitz. Als Heinrich sie erblickte und die Erscheinung frisch empfand, heftete er sein Auge auf die Jungfrau, so sehr von Liebe zu ihr entzündet, daß das Verlöbniß keinen Aufschub erlitt. Mit alleiniger Billigung der Großmutter, ohne Wissen der übrigen Eltern, ward sie mit Anbruch des nächsten Tages von dort mit allen Ehren nach der Sachsen Heimat geleitet, bis das Hochzeitsmahl, ganz wie es angesehenen und dereinst königlichen Personen ziemte, in Walhausen gefeiert wurde. (Von einer kirchlichen Trauung ist also auch hier noch keine Rede.) Hier endlich pflegten sie gestatteter Liebe und als Morgengabe verlieh er ihr die nämliche Stadt mit allem Zubehör[26]). Mathildis, Mutter Otto's des Großen, Stifterin der berühmten Frauenabtei Quedlinburg, nach ihrem Tode heilig gesprochen, hat in fraulich-mildem Sinne auf ihren mitunter herben und harten Gemahl eingewirkt und erscheint durchaus im Licht einer züchtigen, sanften und klugen Hausfrau und Fürstin. Die berühmte Chronik des Bischofs Dietmar von Merseburg enthält aus dem Leben dieser Königin einen Zug, der mir charakteristisch scheint, weil er einen Wink gibt, wie die Geistlichkeit es anstellte, um die Affecte der Großen von damals unter die kirchlichen Satzungen zu beugen. An hohen Festtagen, zur Fastenzeit und besonders in der Charwoche war der eheliche Umgang untersagt. Als nun einmal am grünen Donnerstag König Heinrich sich stark berauscht und seine „heftig widerstrebende" Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht gezwungen hatte, wurde die fromme Frau nicht wenig durch

26) Das Leben d. Königin Mathilde, deutsch v. Jaffé. Geschichtschr. d. d. Vorzeit, X. Jahrh. 4. Bd. S. 7.

die Inſinuation geängſtigt, ſie habe einen Sohn empfangen, der ohne Zweifel dem Satan gehöre. Zum Glück ward ihr darauf der Troſt gegeben, das Taufwaſſer würde das Kind reinwaſchen [27]).

Otto I. hatte zur erſten Gemahlin eine engelländiſche Prinzeſſin, Editha, auf deren Antrieb er den Bau der Stadt Magadaburg (Magdeburg) unternahm. Sie gebar ihm eine Tochter, Liutgard, welche dem Herzog Konrad von Oſtfranken vermählt wurde. Ein gewiſſer Kono beſchuldigte die keuſche Frau der Unzucht, aus Rache, weil ſie ſeine Anträge nicht erhört hatte. Sie verlangte, mittelſt eines Gottesgerichtskampfes ſich von der ſchnöden Verleumdung zu reinigen. Ein Graf Purchard ſtellte ſich als ihr Kämpfer und überwand den Lügner. Nach ihrem Tode wurde zum Gedächtniß ihrer hausmütterlichen Tugenden ihre ſilberne Spindel über ihrem Grab in der Albanikirche zu Mainz aufgehangen [28]). Nach Editha's Tod heiratete der Kaiſer die Wittwe des Königs Lothar von Italien, Adalheid, Tochter des Grafen Rudolf von Burgund, an Geiſt, Willenskraft und Herrſchertalent, wie an edler Weiblichkeit die erſte Frau ihrer Zeit, vielgeprüft vor und nach ihrer Vermählung mit Otto, aber dieſe Prüfungen ſo beſtehend, daß die Heiligſprechung ſelten einer Würdigeren als ihr widerfahren iſt, in das Reichsregiment bei Gelegenheit, namentlich nach dem Tode des großen Kaiſers, mit weiſem Sinn und feſter Hand eingreifend. Ihr Zeitgenoſſe und Biograph, der Abt Odilo von Cluguy, hat nur die Wahrheit geredet, wenn er der erlauchten Fürſtin würdevollen Ernſt und gelaſſene Freundlichkeit im Benehmen nachrühmte, wenn er ihre überſtrömende Freigebigkeit, ihre unermüdliche Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende, ihre Demuth im Glück, ihre Ge-

27) Dietmar von Merſeburg, deutſch v. Laurent, Geſchichtſchr. d. d. V. XI. Jahrh. 1. Bd. S. 23.

28) Dietmar, a. a. O. 33.

duld im Unglück, ihre Selbstbeherrschung und Einfachheit pries und sein Lob in dem schönen Ausspruch zusammenfaßte, die Kaiserin sei allzeit und überall von der Mutter aller Tugenden begleitet gewesen, von der Mäßigung[29]). Adalheid's Sohn, Otto II., führte i. J. 972 die griechische Prinzessin Theophano heim und die kluge Byzantinerin wußte sich leidlich in die deutschen Verhältnisse zu schicken, obgleich ihr dieselben fremdartig genug vorkommen mußten und sie ihres Spottes über die germanische Ungeschlachtheit kein Hehl hatte. Sie begünstigte die classischen Studien höchlich, erwies sich auch als eine feine Politikerin, hat aber den Vorwurf auf sich gezogen, die Modethorheiten von Byzanz in Deutschland zur Geltung gebracht und durch ihr Beispiel die deutschen Frauen zu allerlei üppigen Ausschreitungen im Anzug und zu bedenklichen Putzkünsten verleitet zu haben. Zur Zeit Kaiser Heinrich's II. mußte es damit schon weit gekommen sein, denn Dietmar von Merseburg, welcher damals schrieb, fand an seinen Zeitgenossinnen zu tadeln, daß sie, einzelne Theile ihres Körpers auf unanständige Weise entblößend, allen Liebhabern ganz offen zeigten, was an ihnen feil wäre, und ohne alle Scham allem Volke zur Schau einherwandelten[30]). Es scheint, daß gerade unter der Regierung des gewannten frömmelnden Kaisers in der vornehmen deutschen Frauenwelt, zur Seite einer überstiegenen, ja ekelhaften Askese — Dietmar führt als Musterbild solcher Frömmigkeit eine Einsiedlerin Namens Sisu auf — eine sehr gesteigerte Sittenlosigkeit im Schwange gewesen. In unseren Tagen, sagt der gute Bischof von Merseburg, treiben außer der Menge der verführten Mädchen noch gar manche verheiratete Frauen, denen geile Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Unzucht und zwar noch zu Lebzeiten ihrer Männer. Und damit

29) D. Leben d. Kaiserin Adalheid, deutsch v. Hüffer, Geschichtschr. d. d. V. X. Jahrh. 8. Bd. S. 19.

30) Dietmar a. a. O. 127.

nicht zufrieden, überliefert Manche noch, indem sie ihren Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Ehemann der Hand des Mörders, den sie darauf öffentlich zu sich nimmt und mit ihm nach vollem Belieben buhlt[31]). Heinrich's II. Gemahlin Kunigunde erscheint bei Dietmar als eine ehrbare und verständige Fürstin, die auch in Staatssachen mit sicherem Takte das Rechte zu treffen wußte. In der Legende dagegen ist sie zur Heiligen hinaufphantasirt, die ihre jungfräuliche Keuschheit auch in der Ehe bewahrte und den Teufel zu Kirchenbauten commandirte, aber dennoch der Verleumdung nicht entging. Des unzüchtigen Umgangs mit einem Hofherrn beschuldigt, unterzog sie sich einem Gottesurtheil, wie vormals Karl's des Dicken Gemahlin Richardis, und trat bloßen Fußes unverletzt sieben glühende Pflugscharen.

Der sehr beträchtliche Einfluß, welcher unter dem Reichsregiment der sächsischen Dynastie den königlichen Frauen zugestanden wurde und der dem Reiche keineswegs zum Schaden gereichte, ging auch auf die Frauen des salisch-fränkischen Hauses über. So war Gisela, Konrad's II. Gemahlin, eine wohlthätige Ordnerin, besonders kirchlicher Angelegenheiten, und was die Frau ihres großen Sohnes, Heinrich's III., Agnes angeht, so war es ein schweres Unglück für Deutschland, daß die verrätherische Selbstsucht der Fürsten den unmündigen Knaben, welcher nachmals Heinrich IV. wurde, der Vormundschaft einer solchen Mutter viel zu frühe entriß[32]). Der Sechszehnjährige vermählte sich i. J. 1066 mit Bertha von Savoyen, deren Geschichte eine Leidensgeschichte war. Denn Heinrich faßte unmittelbar nach der Hochzeit einen heftigen Widerwillen gegen seine junge Frau und ging mehrere Jahre lang mit dem Vorsatz um, sie zu verstoßen, wie denn die deutschen Großen von damals die Heiligkeit

31) Dietmar, S. 322, 327.

32) Eine „Frau von männlichem Geiste" nennt sie der ungenannte Biograph und Apologet Heinrich's IV. Geschichtschr. d. d. V. XII. Jahrh. 2. Bd. S. 8.

der Ehe gar häufig in zügellose Leichtfertigkeit verkehrten. Wird doch von dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben gemeldet, daß er zur gleichen Zeit nicht weniger als drei rechtmäßige Ehefrauen gehabt. Bertha's Geduld und Treue überwand zwar nach und nach den Widerwillen ihres Gemahls, aber ihr Loos war kein rosiges. Sie hat alle die Bitterkeit, wovon Heinrich's IV. Leben voll war, redlich mitdurchgekostet, stets in Angst um den verrathenen und bedrängten Gatten, oft auf der Flucht, oft in abgelegenen Verstecken, in Sorgen um eine sichere Stätte, wo sie ihre Kinder gebären könnte. Auch auf jener kläglichen Bußfahrt durch die winterliche Wildniß der Alpen nach Canossa hat die treue Frau ihren Gemahl begleitet. Ihre einzige Tochter Agnes, schon als Kind dem Ritter Friedrich von Hohenstaufen verlobt, war bestimmt, die Ahnmutter einer neuen Reihe von Kaisern zu werden. Ihre Zeitgenossen haben sie als eine „außerordentliche" und „unvergleichliche" Frau gerühmt ..... Alles zusammengehalten, erkennen wir, daß die sächsische und salfränkische Kaiserzeit nicht arm an Frauen gewesen, welche ihr Geschlecht zierten. Ebenso andererseits, daß die rohe Sinnlichkeit und Habsucht, welche die Männer nur allzu häufig schrankenlos walten ließen, ihre unausbleiblichen Wirkungen auf die Frauenwelt übten. Die Angaben und Klagen zeitgenössischer Berichterstatter über die unter Mädchen und Frauen gangbare Putzsucht und Unkeuschheit sind zu bestimmt, um übersehen zu werden, und das von oben herab gegebene Beispiel leichtsinniger Lockerung der Familienbande demoralisirte auch die unteren Stände. Doch sind uns dagegen auch wieder schöne Züge von treuem Familiensinn und ehrbarem Familienleben überliefert, diesen beiden Grund- und Eckpfeilern, auf und an welchen unser Volk aus zeitweiliger Versunkenheit immer wieder sich aufgerichtet hat. Wie jede Zeit hatte auch das elfte Jahrhundert nicht nur sein Ideal von fraulicher Art und Tugend, sondern konnte auch Verwirklichungen desselben aufzeigen. Darüber hat Sohnesliebe ein schönes Zeugniß abgelegt

in der Grabschrift, welche der gelehrte Reichenauer Mönch Herimann der Verwachsene, ein Sohn des Grafen Wolfrad zu Altshausen in Oberschwaben, im Jahre 1052 seiner Mutter Hiltrud widmete[33]).

Es ist leicht erklärlich, aber sehr bezeichnend, daß die päpstliche Curie den Frauen der salfränkischen Dynastie gegenüber mit Austheilung von Heiligenscheinen keineswegs mehr so freigebig war, wie sie denen der sächsischen gegenüber gewesen. Das Papstthum vermochte jetzt auf eigenen Füßen zu stehen, bedurfte der Stütze des Kaiserthums nicht mehr und verschritt zur Realisirung seiner theokratischen Weltherrschaftsidee. Ein Hauptmittel hiezu war natürlich die Organisation eines Heeres, welches, wenn auch schwertlos, dennoch sehr streitbar sein sollte und wirklich war. Dieses Heer, die Geistlichkeit, sollte völlig vom Staate losgelöst und dadurch dem päpstlichen Stuhl unbedingt zugewandt und gehorsam gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde das Verbot der Priesterehe durchgesetzt. Der tausend Bande ledig, womit das Familienleben den Einzelnen mit den staatlichen Interessen verknüpft, sollte die Geistlichkeit nur noch ein willen-

33) Hiltrud, Dürftiger Mutter, der Ihren Hoffnung und Hülfe,
Gibt, was der Erde gebührt, hier in dem Hügel zurück;
Welche die hochgebietenden Eltern edelen Stammes
Adelind, sie durch den Glanz leuchtenden Strebens erhob.
Keusch schloß nur einmal sie ein heiliges Bündniß der Ehe,
Lebte dem göttlichen Dienst widmend den Sinn und das Herz.
Und sie strebte nach dem bescheidenen Theile der Martha,
Blieb der Lehre, die sie gab, in dem Leben getreu.
Reich und fromm erfreuete sie die Armen mit Kleidung,
Speise, Zuwort und Gang, wo nur es heischte die Noth.
Doch vor allen erquickte mit Glauben sie gläubige Freunde,
Allen zeigte sie sich immer willfährig und mild.
Auch sanftmuthig und duldsam und nimmer zum Streite geneiget,
Aller Welt sie gefiel und, wie wir hoffen, dem Herrn.

Herimann's Chronik, deutsch v. Robbe. Geschichtschr. d. d. V. XI. Jahrh. 5. Bd. S. 51.

loſes Organ der päpſtlichen Politik ſein. Indeſſen war es rathſam, das politiſche Motiv der „ungeheuerlichen Verordnung“ wider die Prieſterehe — decretum enorme nennt es ein Annaliſt vom Jahre 1075 — hinter ein religiöſes zu verſtecken. Man ging auf das Vorbild Chriſti zurück, welcher ehelos gelebt hatte, betonte unaufhörlich die wegwerfende, zotige Manier, womit viele Kirchenväter von den Frauen als untergeordneten, unreinen Geſchöpfen geſprochen, und folgerte daraus, daß es dem Prieſter, deſſen geweihte Hände die Sacramente verwalten, unziemlich ſei, durch die eheliche Gemeinſchaft mit dem Weibe, dieſem „Gefäße der Sünde“, ſich zu verunreinigen. Wie mächtig die Durchführung dieſes naturwidrigen Grundſatzes in das ſoziale Leben der Chriſtenheit eingreifen mußte, liegt am Tage. Wir wollen nicht einmal von der gräuelhaften, dadurch nothwendig hervorgerufenen Sittenloſigkeit der Geiſtlichen reden; wir ſagen nur, daß ein Stand, welcher ſich von einem heiligſten Grundgeſetze der Geſellſchaft losſagte, nothwendig der Feind derſelben werden mußte. Man macht nicht ungeſtraft den Verſuch, ſich über die Natur zu erheben.

Ungeachtet der Apoſtel Petrus ſelbſt eine Frau gehabt hatte, war im Sprengel des römiſchen Biſchofs die Eheloſigkeit der Prieſter ſchon frühe geltend gemacht worden. Wenigſtens vom Subdiakon aufwärts ſollten ſie unverheiratet ſein. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde von Rom aus ſyſtematiſch daran gearbeitet, den Cölibat zu einem allgemein gültigen Kirchengeſetz zu machen. Man ſcheute nicht vor der ungeheuren Lächerlichkeit zurück, als Grund dafür anzugeben, daß der Prieſter, welcher „täglich Gott ſchaffe“ (bei der Conſecration der Hoſtie und des Weins in der Meſſe), ganz lauter und rein ſein müſſe[34]). In Wirklichkeit war es die Politik Hildebrand's

34) Wie dann in Wahrheit dieſe cölibatäriſche Reinheit und Lauterkeit beſchaffen war, kann, abgeſehen von zahlloſen anderen Zeugniſſen, eine von Floto

(Gregor's VII.), welche die Durchsetzung des Cölibats gebieterisch forderte; denn nur eine ehelose Priesterschaft war ein willenloses Werkzeug bei Ausführung seines theokratischen Riesenplans. Daß gerade der Stand, welcher vermöge seiner Bildung und seines unermeßlichen Einflusses den übrigen an Sittlichkeit vorleuchten sollte, durch Zerstörung seines Familienlebens mit aller Gewalt in die Unsittlichkeit hineingetrieben wurde, kümmerte den finstern Mönch auf dem päpstlichen Stuhle wenig. Es gereicht aber dem sittlichen Gefühle der deutschen Geistlichkeit zu nicht geringer Ehre, daß weitaus ihre Mehrzahl energischen Widerstand gegen das römische Eheverbot erhob. Dem Bischof Otto von Konstanz geben seine Feinde sogar das ehrenvolle Zeugniß, daß er öffentlich gegen diese Naturwidrigkeit gepredigt habe. Ein Priester der Diöcese Passau ließ um 1077 eine Streitschrift gegen das Cölibatsgesetz ausgeben, worin mit der ganzen Empörung germanischen Sitten- und Rechtssinns gegen die Arglist, Heuchelei und Sittenlosigkeit der neuen päpstlichen Satzung geeifert wird. Der wackere Mann rief dem Papst ins Gedächtniß, daß der Apostel Paulus in der bekannten Epistel an Timotheus den Bischöfen und Diakonen die Ehe nicht nur nicht verboten, sondern vielmehr geradezu geboten habe und daß die alten Con-

---

a. a. O. I. 164 angezogene Stelle aus einem Chronisten des 13. Jahrhunderts zeigen. Papst Innocenz IV. hielt von 1245—51 zu Lyon Hof. Als er die Stadt verließ, sagte der Cardinal Hugo de St. Caro zu den Bürgern: „Freunde, ihr seid uns großen Dank schuldig. Wir sind euch nützlich gewesen. Denn als wir hieher kamen, fanden wir drei oder vier B..... vor. Jetzt aber, bei unserem Weggehen, lassen wir nur ein einziges zurück, welches von dem östlichen Thore der Stadt bis zum westlichen reicht." In der Mitte des 16. Jahrhunderts erklärten die Gesandten Baierns auf dem Concil von Trient, bei ihnen daheim würden unter hundert Priestern kaum drei oder vier gefunden, welche nicht in wilder Ehe lebten. Freilich hatte es das Cölibatsgesetz nicht so sehr auf die wilde als vielmehr auf die rechtmäßige Ehe abgesehen, denn nur diese sichert einen festen Familienverband und knüpft Alle auch den Priester an sein Vaterland.

cilien gegenüber den cölibatäriſchen Ereiferungen mönchiſcher Halb- oder Ganznarren den Prieſtern freigeſtellt, zu heiraten oder ehelos zu leben. Er bezeichnete das Eheverbot als einen Wahnſinn und prophezeite: „die Prieſter werden, gleich den Urhebern dieſer Ketzerei, in Folge des Cölibats Hurer, Ehebrecher und Sklaven der ſchmutzigſten Laſter ſein.“ Aber das Unheil war einmal im Zug, und als der Papſt wahrnahm, daß die meiſten deutſchen Biſchöfe nur mit Widerſtreben an die Durchführung des Eheverbots in ihren Sprengeln gingen, anempfahl er die Angelegenheit den mit ihm gegen die kaiſerliche Macht verbündeten deutſchen Fürſten. Sie mußten ihm wohl zu Willen ſein, weil ſonſt ihre Rebellion des päpſtlichen Rückhalts entbehrt hätte. Auch hetzte die Curie mittelſt der Mönche den adeligen und bäuerlichen Pöbel zu Gewaltthätigkeiten gegen die verheirateten Pfarrer auf. Demzufolge zwang vieler Orten das Volk die Geiſtlichen tumultuariſch zur Entlaſſung ihrer rechtmäßigen Ehefrauen. Doch waren in norddeutſchen Sprengeln im 12. Jahrhundert noch die meiſten Pfarrer verheiratet und noch im 13. Jahrhundert gab es in einigen Gegenden Deutſchlands, wie z. B. in Schleſien, verheiratete Biſchöfe, Domherren und Pfarrer. Erſt von da ab verſchwand bei uns die Prieſterehe völlig, um einem Treiben Platz zu machen, deſſen Zuchtloſigkeit zahlloſe Pfaffenſchwänke des Mittelalters grell genug widerſpiegeln. Das Volk merkte zu ſpät, welcher Peſt es ſeine Häuſer geöffnet, indem es den Cölibat durchſetzen geholfen, und im 14. und 15. Jahrhundert war unter unſeren Bauern die Forderung gäng und gäbe, daß ein neuaufziehender Pfarrherr auch gleich ſeine Kebſe oder, wie ſie ſich derb ausdrückten, daß ein neuer „Seelenhirt“ ſeine „Seelenkuh“ mitbringen müſſe. Sie wußten wohl, warum.

Drittes Kapitel.

Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert.

Die Hohenſtaufen. — Gliederung der mittelalterlichen Geſellſchaft. — Materieller und intellectueller Aufſchwung Deutſchlands im 12. Jahrhundert. — Einfluß der Römerzüge und der Kreuzzüge. — Das Ritterthum. — Die „Courtoiſie" oder „Höflichkeit." — Blick auf die franzöſiſche Courtoiſie. — Deutſcher Mannescult und Frauendienſt. — Kaiſerinnen. — Die heilige Hildegard. — Herrad von Landsberg und ihr „Luſtgarten." — Hausrath und muſikaliſche Inſtrumente. — Das Bett und die Schlaftoilette.

Nachdem im Bisherigen die Geſchichte der deutſchen Frauenwelt bis zu der Zeit heraufgeführt worden, wo mit der Reichsherrſchaft der Hohenſtaufen die mittelalterliche Romantik in ihre Glanzperiode eintrat, iſt uns jetzt die Aufgabe geſtellt, von dem Frauenleben, wie es in der Blüthezeit und im Niedergang des Mittelalters unter den verſchiedenen Ständen deutſcher Nation, auf Burgen, in Städten und auf dem Lande, in der Weltlichkeit und Kloſterlichkeit, nach der lichten und dunkeln Seite hin ſich abwickelte, ein genauer gezeichnetes und deutlicher ausgemaltes Bild zu geben, als die Beſchaffenheit der Quellen von den früheren Perioden zu geben geſtattete. Denn unſere überaus reiche mittelhochdeutſche Literatur, deren glänzendſte Schöpfungen in die erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts fallen, die aber mit ihren Anfängen ins 12. Jahrhundert hinauf- und mit ihren Nachklängen ins

14. herabgreift, bietet uns hinlängliches Material zu anschaulicher Darstellung mittelalterlicher Fraulichkeit. Bevor wir jedoch in die Einzelnheiten von der deutschen Frauen Gebaben und Gebaren, Thun und Trachten zur angegebenen Zeit eintreten, ist es räthlich, auf solche soziale Einrichtungen, welche die mittelalterliche Lebensführung bedingten und bestimmten, einen raschen Blick zu werfen. Dies gethan, werden wir zunächst eine vorragende Frauengestalt des 12. Jahrhunderts vorführen, um durch sie, welche eine Schriftstellerin und Malerin war, Einsicht in manche häusliche Verhältnisse ihrer Zeit zu gewinnen. Sodann werden wir von der Edelfrau, der Bürgerin und Bäuerin handeln, werden Festen anwohnen, die Bäder, die Nonnenklöster, die Frauenhäuser besuchen und endlich zum Abschluß der Kapitelreihe des 2. Buches betrachten, wie die mittelalterlich-deutsche Poesie zu den Frauen sich gestellt, was sie im Guten und im Schlimmen von ihnen zu singen und zu sagen gewußt hat. Als Gesammtresultat unbefangener Darstellung — denn dem Geschichtschreiber kommt es nicht zu, weder für noch gegen eine von ihm zu schildernde Zeit zu plaidiren — dürfte sich ergeben, daß das Mittelalter zwar eine höchst eigenthümliche, farbenreiche, von poetischen Tönen durchzogene Periode unserer Geschichte war, daß aber die Phantasie eines in Zucht und Sitte hochstehenden, ja mustergültigen Mittelalters eben nur eine Phantasie ist, welche auf historischen Werth gar keinen Anspruch hat. Auch im Mittelalter mischten sich, wie zu allen Zeiten, die sozialen Lichter und Schatten, und wenn beide damals greller und nackter hervortraten als heute, so rührte das nur von der rohen Frische in Fassung und Führung des Lebens her, von welcher die moderne Verfeinerung und Verflachung Nichts mehr weiß. Die Tugenden und Laster, Leidenschaften und Thorheiten der Menschen bleiben dem Wesen nach stets die gleichen. Die vorschreitende Bildung ändert nur die Erscheinungsformen derselben und wir sind daher ebenso wenig berechtigt, das Mittelalter als eine „barbarische Zeit"

zu verklagen, als wir berechtigt ſind, daſſelbe als die „gute, alte, fromme Zeit“ zu lobpreiſen.

Die Kaiſer des ſchwäbiſchen Hauſes verfolgten die Bahnen eines Otto I. und eines Heinrich's III. Auch ſie waren in dem Traum cäſariſcher Weltherrſchaft befangen, obgleich die Wirklichkeit ganz danach angethan war, ſie daraus zu erwecken. Schon der furchtbare Widerſtand, welchen ihnen die Päpſte von Italien aus entgegenſetzten, hätte ſie darauf hinweiſen können, daß ihre Aufgabe diesſeits der Alpen lag, und die in Friedrich dem Rothbart großartig, in Heinrich VI. fein angelegte Deſpotennatur wäre ganz geeignet geweſen, einen einheitlichen deutſchen Reichsbau zum Abſchluß zu bringen. Aber Italien! Italien! war auch die Loſung der Hohenſtaufen, und während ſie dort ſich herumſchlugen und erſchöpften, entwickelte ſich daheim die ſtaatliche Zerſplitterung, an welcher unſer Land noch heute krankt. An die Stelle der karlingiſchen Reichsverfaſſung, deren Ruinen noch ins 11. Jahrhundert hereinragten, war das Lehnweſen getreten, dieſe organiſirte Adelsanarchie, welche mehr und mehr die altgemeinfreie Bauerſame — wenn auch nicht in allen Gegenden — zur Hörigkeit und Leibeigenſchaft herabdrückte und nur in dem ſeit dem 10. und mehr noch ſeit dem 11. Jahrhundert allmälig immer mächtiger aufblühenden ſtädtiſchen Bürgerthum ein Gegengewicht fand. Wenn man erwägt, wie der geſellſchaftliche Bau des Mittelalters in Deutſchland vom leibeigenen Knecht an durch den hörigen Bauer zum freien, vom nichtadeligen Stadtburger zum adeligen Altburger, vom armen Landedelmann, der mit ein paar Knechten in ſeinem dürftigen „Burgſtall“ hauſte, bis zum geiſtlichen oder weltlichen Fürſten, welcher Tauſende von Vaſallen in ſeinem Bann und Leben hatte und in ſeiner Hofburg verſchwenderiſchen Prunk entfaltete, vom demüthigen Mönch oder Dorfpfarrer bis zum kurfürſtlichen Erzbiſchof hinaufſtieg, um auf ſeinem Gipfel die Kaiſerkrone zu tragen, welche freilich gar oft nur ein Scheinding war: ſo hat man den Anblick einer Geſell-

schaftsgliederung, welche man zwar auf gut Fischartisch mehr eine Gesellschaftsklitterung zu nennen versucht ist, von der man aber doch sagen muß, daß sie zu der mannigfaltigsten, buntesten Entwicklung und Entfaltung des Lebens Anstoß und Raum gab.

Mancherlei Ursachen führten im 12. Jahrhundert jenen materiellen und geistigen Aufschwung der deutschen Nation herbei, dessen Sinken so ziemlich mit dem Untergang des hohenstaufischen Hauses zusammenfällt. Das Anwachsen der Bevölkerung trieb zu emsigerer Landeskultur, um deren Förderung die Klöster sich noch immer Verdienste erwarben, besonders nach der Richtung hin, wo es sich um Beschaffung der guten Dinge dieses Lebens handelte. In den Städten entwickelten die Gewerbe eine emsige Thätigkeit und erhob sich die Handwerksgeschicklichkeit zur Kunst. Der Handel, welcher von den Sitzen des Bürgerthums aus seine begehrlichen Arme schon nach allen Himmelsgegenden ausstreckte, brachte nicht nur Wohlstand, sondern auch das Bedürfniß, denselben mit Behagen zu genießen. Städtischer Reichthum und Gemeinsinn boten die Mittel, die zeitbewegenden Gedanken, allé vor allen den religiösen, monumental zu gestalten, und mit der frommen Begeisterung verband sich, aus der romanischen Verquappung hervorbrechend, der germanische Genius zur Schaffung jener riesenhaften Gedichte aus Stein, jener Münster und Dome, die man gothische zu nennen pflegt und die, entsprechend der Idee, welche diese Architektur beseelte, die Erde und den Menschen gleichsam gen Himmel emportragen, — versteinerte Himmelssehnsucht, wie es ja eben Grundwesen der Romantik, d. i. des mittelalterlichen Geistes war, das Irdische zu verhimmeln und das Himmlische zu verweltlichen. Das Christenthum hatte im Katholicismus mythologische Gestaltung, der Gottesdienst künstlerische Entfaltung gewonnen. Ein allgemeines Regen und Bewegen, ein Dürsten nach Schönheit und Lebensgenuß war in die Deutschen gekommen, welche zur Zeit, wo ein Barbarossa des Reiches waltete, guten Grund hatten, die rasch wieder verschwindende Illusion, sie seien

die Herren der Welt, für dauernde Wirklichkeit zu halten. Die Römerzüge nach Italien hatten unsere Altvordern mit einem Lande bekannt gemacht, auf dessen Ruinen noch immer ein Nachschimmer der Schönheit des classischen Alterthums lag und dessen auch politisch mächtige Handelsstädte deutsche Kriegs- und Handelsleute bürgerliches Lebensbehagen und bürgerliche Arbeit lehrten. Aber wenn der Anblick italischen Lebens bedeutend dazu beitrug, den geistigen Gesichtskreis der Deutschen zu erweitern und aufzuhellen, ihren Schönheitssinn zu wecken und zu stärken und sie für eine behaglichere und reichere Einrichtung des Daseins in Thätigkeit zu setzen, so waren die Kreuzzüge ihrerseits auf dieses Alles von noch größerem Einfluß. Die umgekehrte Völkerwanderung der Kreuzzüge hat ja überhaupt die christkatholisch-romantische Weltanschauung auf ihren Höhepunkt gestellt, indem sie dem abendländischen Rittenthum eine Seele, d. i. eine religiöse Idee einhauchte, der europäischen Kraft und Thatenlust ein ideales Ziel gab, die ganze Christenheit zu einem großartigen Unternehmen vereinigte und nach allen Seiten hin dem materiellen und geistigen Verkehr neue Bahnen aufschloß und ebnete. Der Orient erwies damals noch einmal seine alte Befruchtungskraft, denn unermeßlich waren die Nachwirkungen dessen, was die Kreuzfahrer in den Ländern des Morgens gesehen und gehört. Die ganze Fülle orientalischer Phantastik, Mystik und Symbolik ergoß sich über das Abendland und inspirirte die Poesie zur Schöpfung einer Wunderwelt, die sich farbenprangend über der rauhen Wirklichkeit wölbte und in deren Atmosphäre selbst eine in seinem ganzen Wesen so eisern materielle Erscheinung, wie das germanische Kriegerthum war, eine poetische Gestalt gewann, indem es sich zum Rittertum verfeinerte, — eine Verfeinerung freilich, die nach unsern heutigen Begriffen noch immer viel grober und roher war als billig.

Das Rittertum, diese soziale Schöpfung des mittelalterlich-romantischen Geistes, ist nicht deutschen, sondern romanischen

Urſprungs. Denn wenn ſchon im 11. Jahrhundert in Deutſchland von Rittern die Rede iſt, ſo ſind damit nur Kriegsleute gemeint, welche, auf eigene Koſten mit Panzer und Halsbergen, Helm und Schild, Schwert und Lanze ausgerüſtet, zu Roſſe dem Aufruf zum königlichen Heerbann folgten. Ritter bedeutete vor den Kreuzzügen in Deutſchland nur ſoviel wie Reiſiger und von einem Ritterſtand im conventionellen Sinne war keine Rede. Die Entſtehung und Ausbildung des Ritterthums als eines geſellſchaftlichen Inſtituts haben wir in Spanien und Südfrankreich zu ſuchen, wo die häufige Berührung mit dem geſellig verfeinerten, dichteriſch geſtimmten und hochgebildeten Maurenthum zur Ausſchmückung des Lebens mit den Reizen höherer Geſelligkeit Veranlaſſung gab. Der blühende Zuſtand jener Gegenden, die heiter-ſinnliche Beweglichkeit ihrer Bewohner, das enthuſiaſtiſche Intereſſe an abenteuerlicher Fabelei und fröhlicher Liederkunſt, der anmuthige Einfluß ſüdlicher Frauenſchönheit, das Alles wirkte dort zuſammen, um gewiſſe Formen und Normen adligen Verkehrs ins Leben zu rufen, aus welchen ſich allmälig das Geſetzbuch ritterlicher Convenienz zuſammenſetzte. Der Kampf um das heilige Land verlieh dieſer Convenienz eine religiöſe Weihe, welche in den geiſtlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutſchherren das chriſtliche Kriegerthum und das chriſtliche Mönchthum in Eins verſchmolz. Die ſehr bedeutende Stellung, welche dieſe geiſtlichen Ritterorden in Bälde ſich errangen, verhalf der in den Kreuzzügen aufgekommenen Vorſtellung von dem chriſtlichen Ritterthum als einer idealen Genoſſenſchaft zu immer größerer Verbreitung und Geltung, welche ſich auch in Deutſchland ſtark bemerkbar machte, namentlich im ſüdlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland, ſobald die im erſten und zweiten Kreuzzug ſtattgehabten Berührungen des deutſchen Adels mit dem franzöſiſchen ihre Wirkungen äußerten. Die Kirche ihrerſeits zögerte nicht, das religiöſe Element, welches die Kreuzzüge in das Ritterthum gebracht, auch formell gewichtig zu machen, indem ſie die Auf-

nahme in die Ritterſchaft mit religiöſen Ceremonien umgab. Zum Dank lautete dann auch das erſte der Rittergelübde, die Kirche zu ehren und zu ſchützen, welches Gelübde übrigens, gerade wie die andern — dem Lehnsherrn treu und held zu ſein, Wittwen und Waiſen zu ſchirmen, keine ungerechte Fehde zu erheben, die Ehre der Damen zu achten — jedenfalls ebenſo oft gebrochen als gehalten wurden. Erſt im 12. Jahrhundert kam die Anſicht zur Geltung, daß adlige Geburt, directe Abſtammung von einem Ritter („Ritterbürtigkeit") Grundbedingung der Aufnahme ins Ritterthum ſei; doch fanden damals und ſpäter Ausnahmen von dieſer Regel ſtatt. Politiſche Rechte, wie ſie dem Erb- und Beneficienadel zuſtanden, brachte der Ritteradel anfänglich nicht mit ſich und erſt ſpäter wurden ihm neben den Ehrenrechten auch ſtaatsbürgerliche zutheil. Weil aber das Ritterthum der Ausbildung des Begriffs perſönlicher Ehre, des Ehrenpunkts, der Standesehre außerordentlich günſtig war, ſo drängte ſich bald der Adel eifrigſt zur Ritterwürde, um der idealen Standesehre theilhaft zu werden. Mit der Geltung dieſes Ehrenbegriffs hing die Entwicklung der ritterlichen Anſtandslehre genau zuſammen. Man nannte dieſen Codex der Geſetze und Regeln ritterlichen Gebarens mit einem franzöſiſchen Wort „Courtoiſie" oder mit einem mitteldeutſchen „Höfiſchkeit", weil ja die Höfe größerer oder kleinerer Dynaſten hauptſächlich die Stätten waren, wo die ritterliche Lebensart gepflegt und geübt wurde [38].

Einen weſentlichen oder vielmehr den weſentlichſten Theil der ritterlich romantiſchen Courtoiſie machte das Minneleben aus, der Frauendienſt, wie derſelbe zuerſt von den ſpaniſchen Trobadores, den provençaliſchen Troubadours und den nordfranzöſiſchen Trouvères in ein förmliches Syſtem gebracht wurde. Man

38) S. meine „Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte", 2. Aufl., S. 93—141 zu Erſcheinungsformen des ritterlichen Geiſtes während ſeiner Blütezeit im Leben, in Literatur und Kunſt des Mittelalters geſchildert hat.

muß sich aber wohl hüten, durch den idealen Schein des Frauendienstes sich täuschen zu lassen. In Wahrheit, er war mehr oder weniger überall, vorab in Frankreich, die Untergrabung des Grundpfeilers der Gesellschaft, der Ehe. Der Unterschied, welchen die Courtoisie zwischen Herrin, d. i. Geliebte, und Ehefrau statuirte, war ein tiefunsittlicher. Die Geliebte war das Ideal des Mannes, die Frau dagegen, gleichviel ob Gattin, Schwester oder Tochter, nur das gehorsame, dienende, oft genug vernachlässigte und mißhandelte Weib. Im galanten Frankreich gab es eine gesetzliche Bestimmung, welcher zufolge ein Mann seine Frau ungestraft schlagen und verwunden durfte, falls er ihr nur kein Glied zerbrach und keine lebensgefährliche Wunde beibrachte[36]. Die Wirklichkeit des Lebens entsprach dann auch dieser gesetzgeberischen Weisheit und es sind uns Züge überliefert, welche die französische Galanterie, wenigstens im 11. Jahrhundert, in einem sehr eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen[37]. Die Theorie des fran-

36) Ordonnances des rois de France, tom. XII, pag. 192. 341.

37) Einen solchen Zug erzählt das Chronicon Turonense von Wilhelm dem Eroberer. Er hielt um Mathilde an, die Tochter des Grafen Balduin V. von Flandern. Das junge Mädchen aber erklärte stolz, sie würde keinen Bastard heiraten. Da ritt Wilhelm nach Brügge, lauerte Mathilden auf, fiel sie, als sie aus der Kirche kam, an, griff sie an ihren langen Haaren, gab ihr Faustschläge und Fußtritte und entfloh nach Begehung dieser Heldenthat. Wunderlicher Weise imponirte der Schönen diese abenteuerliche Art von Liebeswerbung so, daß sie unter Thränen erklärte, sie wolle keinem andern Manne angehören als eben dem Normannenherzog, den sie auch wirklich heiratete . . . Ein deutsches Seitenstück hiezu bietet unser Nibelungenlied (Str. 870 und 894). Nach dem Zank zwischen Brunhild und Kriemhild sagt Siegfried zu Gunther:

> Man soll Frauen so ziehen . . . .
> Daß sie üppige Reden lassen unterwegen.
> Verbeut es deinem Weibe, ich will es meinem thun —

und wie nachdrücklich der Held diesen Vorsatz ausführte, bezeugt Kriemhilde, indem sie bald darauf gegen Hagen äußert:

zösischen Minnedienstes war nur eine Theorie der Sittenlosigkeit. Allgemein anerkannte Grundsätze derselben waren, daß die Liebe der Liebe Nichts versagen dürfe, daß die Ehe keine legitime Entschuldigung gegen die Liebe sei, daß eine Frau recht wohl zu gleicher Zeit von zwei Männern oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werden könne. In den Sitzungen der vielgerühmten Minnegerichte oder Minnehöfe (Cours d'Amour) wurden Fragen debattirt wie diese: — Eine Dame, welche mit drei Bewerbern um ihre Gunst zusammensitzt, blickt den einen liebevoll an, dem zweiten drückt sie die Hand, dem dritten drückt sie den Fuß mit dem ihrigen, welchem hat sie nun die größte Zuneigung bezeugt? Im Jahre 1174, also in der Blüthezeit des Ritterthums, hielt die Gräfin von Champagne, allgemein als das Muster einer Edeldame von damals gefeiert, einen feierlichen Minnehof, welcher die aufgeworfene Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines förmlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Non! beantwortete. Kein Wunder, daß eine so frivole Sophistik in der Praxis nach der einen Seite hin zur Verrücktheit, nach der andern hin zu grober Zuchtlosigkeit ausschlug. Von beiden Sorten von Romantik sind die Contes und Fabliaux der mittelalterlichen Dichter Frankreichs voll. Ebenso die Lebensbeschreibungen der Troubadours. So steckte sich einer der bekanntesten derselben, Peire Vidal (1175—1215), seiner Geliebten zu Gefallen, welche Loba (Wölfin) hieß, in ein Wolfsfell und lief heulend auf allen Vieren in den Bergen umher, bis ihn die Schäferhunde übel zurichteten. Die französischen Ritterfeste liefen häufig in Orgien aus, wo sich unter dem Schutze der modischen Gesichtsmasken Mädchen und Frauen schamlos preis-

[illegible]

gaben[38]). Die Romanliteratur ist zu allen Zeiten ein Spiegel der herrschenden Stimmungen und Sitten gewesen. Nun wohl, man nehme einmal den Stammvater aller Ritterromane zur Hand, den berühmten Amadis de Gaula, welcher — wenigstens die ersten vier Bücher — mit ziemlicher Sicherheit dem Portugiesen Vasco Lobeyra (um 1325) als Verfasser zugeschrieben wird. Dieses Buch, nachmals von dem Spanier Montalvo umgearbeitet und erweitert und so in alle Sprachen des civilisirten Europa's übersetzt, war einige Jahrhunderte lang das Entzücken der ritterlichen Gesellschaft und hat sogar noch einem so ernsten Manne wie Cervantes ein beredtes Lob entlockt. Und doch wirthschaftet darin eine bodenlose Lüderlichkeit. Hoffräulein und Prinzessinnen reizen sich gegenseitig zur Wollust auf und Grafentöchter schleichen oder dringen vielmehr in die Schlafkammern von ihnen völlig

38) In der Histoire de Saint-Denys, pag. 170 seq. gibt der Mönch von Saint-Denys, welchen selbst ein für die Ritterzeit so eingenommener Autor, wie Hr. De la Curne de Sainte-Pelaye ist, als einen durchaus glaubwürdigen Zeugen gelten läßt (vgl. „Das Ritterwesen des Mittelalters" von De la Curne de S. P., deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Kluber, II, 288), die Beschreibung eines 1389 in der genannten Abtei durch den König von Frankreich veranstalteten Turniers und Bankets. Am Schlusse sagt er: In der Nacht verlarvte sich Alles und machte alle Arten von Gaukeleien, die sich besser für Possenreißer als für so angesehene Personen schicken. Dieser schädliche Brauch, aus Nacht Tag zu machen und umgekehrt, nebst der Freiheit, unmäßig zu essen und zu trinken, bewirkte, daß viele Leute sich Dinge erlaubten, die sowohl wegen der Gegenwart des Königs als wegen des heiligen Ortes, wo er sein Hoflager hatte, höchst unschicklich waren. Jeder suchte seine Leidenschaften zu befriedigen und man sagt Alles, wenn man versichert, daß es vier Ehemänner gab, deren Rechte durch die üble Aufführung ihrer Frauen gekränkt wurden, und daß es auch unverheiratete Damen genug gab, welche die Sorge für ihre Ehre fahren ließen . . . . Nach einer solchen Probe begreift man, daß sogar der standhafte Romantiker Sainte-Pelaye sich einmal zu dem Ausruf veranlaßt findet (s. a. O. I, 153): „Nie sah man verderbtere Sitten als in den Zeiten unserer Ritter und nie waren die Ausschweifungen in der Liebe allgemeiner."

fremden Männern und nöthigen dieselben förmlich, ihren Begierden genugzuthun[39]).

In Wirklichkeit und Dichtung hatte demnach das romantische Liebesideal bei den romanischen Völkern schon frühzeitig die bedenklichsten Trübungen erfahren. Schon im 11. Jahrhundert überwog das Moment der Sinnlichkeit die spiritualistische Illusion ganz entschieden. Man betrachte den berühmten Liebesbund Abälard's und Heloise's und man wird finden, wie tief die platonisch-mystische Schwärmerei in die heißen Wogen sinnlichen Genusses sich getaucht hat. Abälard's Briefe an die Geliebte nehmen da den höchsten Schwung, wo er sie an die Stunde erinnert, in welcher sie sich ganz ihm zu eigen gegeben, sie, welche es ein höherer Ruhm däuchte, die Geliebte, ja die Buhlerin und Concubine eines solchen Mannes zu heißen als seine Ehefrau. Die Briefe Heloise's, vielleicht das Schönste, Kühnste, Feurigste, was je einer weiblichen Feder entquellen, sind wie unter Wollustschauern geschrieben. Es sind Stellen darin, wo auf Kosten der Ehe die freie Liebe mit bacchantischer Verzückung erhoben und gefeiert wird.

Zu solcher Genialität hat es das Minneleben in Deutschland nicht gebracht. Wir werden zwar Gelegenheit haben, zu sehen, daß auch auf deutschem Boden der romantische Liebesverkehr sich keineswegs immer auf der Linie der Keuschheit gehalten hat und daß auch hier der ritterliche Frauendienst zu Extravaganzen führte, welche in's Tollhaus gehörten. Aber im Ganzen und Großen stellt sich das deutsche Minneleben reiner

39) Ich habe, indem ich dieses schreibe, die älteste deutsche Uebersetzung des seiner Zeit weltberühmten Buches vor mir liegen: — „Des Streitbaren Helden Amadis aus Frankreich sehr schöne Historien“ u. s. w. Frankfurt a. M. 1583. Es reicht, von allem Uebrigen abgesehen, zur Bestätigung des im Text Gesagten schon hin, das Abenteuer der Prinzessin Elisena und der Darioleta mit dem König Perion (Bd. 1) und das Abenteuer der Tochter des Grafen von Zeeland (Bd. 11) mit demselben Perion anzusehen.

und zarter dar als das romantische und wenigstens in der Theorie hat man die romantische Forderung, den sinnlichen Geschlechtstrieb zur idealischen Liebe zu verklären oder, mit Lessing zu reden, ein körperliches Bedürfniß in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln, in Deutschland ernster genommen als anderswo. Die rechtliche Stellung der deutschen Frauenwelt blieb zwar auch in der ritterlich-romantischen Gesellschaft jene untergeordnete, welche im 1. Buch geschildert wurde, und alle „Höflichkeit" reichte nicht aus, die Frau dem Manne von Rechtswegen gleichzustellen. Aber die altgermanische Frauenverehrung, welche schon zur Ottonischen Zeit wieder bedeutsam angeklungen, gestaltete sich im 12. und 13. Jahrhundert zu einem höchst wirksamen sozialen Motiv, welches in der Anbetung der Gottesmutter eine religiöse Unterlage hatte. Es ist auf die Innigkeit des Mariendienstes in Deutschland schon früher aufmerksam gemacht worden und hier darüber nur noch zu sagen, daß in der Anschauung des Mittelalters Maria förmlich als weltbeherrschende Göttin erscheint, als die christliche Kybele, als die Sonne, deren Licht das Weltall erhellt und belebt**). Die Poesie der

**) Ihren vollendetsten Ausdruck dürfte diese Vergötterung der Maria erst im 15. Jahrhundert gefunden haben und zwar in dem sogenannten „goldenen Gebet" an die h. Jungfrau, welches Georg Pirkhamer, Prior des Karthäuserklosters zu Nürnberg, in lateinischen Versen verfaßt hat (Deutsch von Daumer, Deutsches Museum I. 1851, S. 215). Dort wird Maria so angesungen: —

Dich als seine Herrscherin verehrt,
Was da wohnet in dem Aetherlande;
Dich als seine Meisterin erkennt,
Was da hauset in der Erdentiefe.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleise
Sich die ungeheure Weltensphäre.
Der Belebungsodem, der lebendige,
Welcher sie erfüllt, er kommt von dir
[illegible]
[illegible]

Minneſänger nun legte einen Widerſchein von der Gloriole der jungfräulichen Gottesmutter um jedes ſchöne Frauenhaupt. Das Weib wurde recht eigentlich zur Krone der Schöpfung hinaufidealiſirt, und wie Maria die Herrin des Himmels, ſo war die Frau die Herrin der Erde, die Blüthe der Schöpfung, der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Wie manchen derben Nackenſchlag dieſe Idealiſirung der Weiblichkeit von Seiten der Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens empfing, wie oft die ritterliche Minne aus den ätheriſchen Regionen in das Gebiet ſehr materieller Bedürfniſſe herabplumpte, immerhin war der Einfluß der Frauen zur Hohenſtaufenzeit ein ſittigender, bildender und von ihnen geht hauptſächlich der poetiſche Nimbus aus, welcher, in unzähligen Liedern und Legenden fixirt, jene Periode der deutſchen Geſchichte umſchimmert. Freilich, von Dauer konnte dieſe

Alle wandelt der Gestirne Heer,
Alle ändert die Gestalt das Jahr
Freudvoll unterwirft
Deinem Winke sich das Element,
Unter deine Füße machtberaubt
Schmiegt die zertret'ne Hölle sich.
Wenn die goldnen Lichter im Azure
Ärmstlich auf die Erde niedergrüßen
Wenn belebend frische Winde wehen,
Ströme wachsend durch die Lande wogen,
In der Erde Schooß der Same keimt,
Sich der Keim zu off'ner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Huld Wirkung ist's!
Ihr erfüllet deiner Majestät
Jede Braut durchbebendes Geheimniß
Das Gevögel in dem Luftbezirk,
Das Gethier in Wildung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Äthermeere
Denn es ist der Alles unterthan,
Du, Gebieterin im Weltenall!

romantiſche Herrlichkeit nicht ſein. Abgeſehen von den politiſchen Wandelungen, ſchon deßhalb nicht, weil die ganze höfiſch-ritterliche Bildung viel mehr nur eine aus der Fremde eingeführte Mode als eine natürliche Phaſe nationaler Entwicklung war. So grünte denn das unſerem Volksthum künſtlich aufgepfropfte fremde Reis eine Weile luſtig und trieb auch Blüthendolden, deren exotiſch-prächtigem Farbenſpiel der Duft deutſcher Gemüthsinnigkeit ſich verband — die Dichtungen eines Walther, eines Wolfram, eines Gottfried bezeugen herrlich die Wahrheit dieſes Bildes — aber die Zeit ſeines Welkens kam raſch heran und an die Stelle der Höfiſchkeit trat eine furchtbare Entartung. Welche Verwilderung, Zerſetzung, Auflöſung der deutſchen Geſellſchaft vom Untergang der Hohenſtaufen an bis ins 15. Jahrhundert hinein! Das Ritterthum zum Räuberthum geworden, das Bürgerthum mälig zur Spießbürgerei verknöchernd, die Geiſtlichkeit tief und tiefer in den Schlamm der Unwiſſenheit, Betrügerei und Zuchtloſigkeit verſinkend, das Minneleben zu gemeiner Genußſucht entwürdigt, die Männer dem rohеſten Raufboldweſen und Jagdjunkerthum, dem Spiel und Trunk verfallen, die Frauen verbuhlt oder verfrömmelt, gewöhnlich Beides mitſammen. Das ſpätere Mittelalter iſt ein Abgrund von Verderbenheit. Alles neigte ſich da dem Rohen und Gemeinen zu, Alles artete aus, alles Löbliche und Schöne verkehrte ſich in ſein Gegentheil. Die mittelalterlichen Lebensmächte waren gealtert, das Intereſſe für die Motive und Ziele der Romantik war erloſchen und die Geſellſchaft wäre dem widerlichſten Marasmus verfallen, falls ihr der in den claſſiſchen Studien wiedergeborene Humanismus nicht zur rechten Zeit ein geiſtiges Verjüngungsbad geboten hätte.

Nachdem wir ſo den Verlauf der höfiſch-ritterlich-romantiſchen Kulturperiode flüchtig angedeutet haben, wenden wir uns, rückſchreitend, wieder dem 12. Jahrhundert zu ..... Von den „erſten Frauen der Chriſtenheit“, den Kaiſerinnen des heiligen

römischen Reiches deutscher Nation, ist zu dieser Zeit nicht viel zu sagen. Die Gemahlinnen der schwäbischen Kaiser, zumeist Ausländerinnen, haben in der Reichsgeschichte keine so vortretende Stelle mehr eingenommen wie vordem die der sächsischen. Der zweiten Frau des Rothbarts, Beatrix von Burgund, wird echtgermanische Schönheit, Sittsamkeit und Würde nachgerühmt. Die Gemahlin Heinrich's VI., Constanza von Sizilien, scheint viel vom alten Normannencharakter besessen zu haben, paßte, wenngleich zehn Jahre älter als ihr Mann, vortrefflich zu dem Strengen, Rücksichtslosen und gab, sie, die gewesene Nonne, dem kaiserlichen Freidenker des Mittelalters, Friedrich II., das Leben. Eine Kaiserin des 14. Jahrhunderts hat sich eine Stelle in der Curiositätenliteratur, eine des 15. Jahrhunderts eine Stelle in der Skandalchronik gesichert. Jene ist Elisabeth von Pommern, Gemahlin Karl's IV., welche eine ziemlich unnahbare Schönheit gewesen sein muß, denn ihre Muskelkraft war so groß, daß sie Eisenstangen und Hufeisen mit Leichtigkeit in Stücke brach und Ringpanzer wie Linnenstücke auseinanderriß; diese ist Barbara von Cilly, Gemahlin des Lüstlings Sigismund, welche dafür sorgte, daß auch das deutsche Cäsarenthum gleich dem römischen eine Messaline aufzuweisen habe.

Doch wir retten uns aus der schwülen und unreinen Atmosphäre der Sigismund'schen Kaiserpfalz in die Klosterzelle des Rupertusberges bei Bingen zurück, wo die heilige Hildegard, welche daselbst im J. 1179 als Aebtissin starb, ihre Visionen hatte und ihre Orakel ertheilte [41]). Eine höchst merkwürdige Erscheinung, diese nervenkranke Nonne, in deren leidendem Körper ein ungewöhnlicher Geist schmerzlich nach Erkenntniß gerungen hat. Ich möchte Hildegard die Veleda ihrer Zeit nennen. Dem Räthsel des Daseins nachsinnend, erhob sie sich in ihren Gesich-

41) Acta Sanctor. V, 629 seq. Vgl. Dahl. d. heil. Hildegard, 1832.

ten zu einem Pantheismus, welcher in dem Weltall die sichtbar gewordene göttliche Wesenheit erblickte. Ueber ganz Deutschland, ja über Europa hin reichte ihr Briefwechsel mit Päpsten, Prälaten und Fürsten. In seiner Pfalz zu Ingelheim empfing Friedrich der Rothbart ehrfurchtsvoll die Seherin, welche ihm die Zukunft weissagte und ihn aufforderte, Gerechtigkeit zu handhaben. Eine jüngere Zeitgenossin Hildegard's war Herrad von Landsberg, gestorben 1195 als Aebtissin des von der heiligen Odilie gestifteten Klosters Hohenburg im Elsaß[92]). Herrad, Schülerin und Nachfolgerin der gelehrten Relindis, war Dichterin, Malerin und wohl die vielseitigst gebildete Frau ihrer Zeit. Ihre Klostergemeinde mit Umsicht regierend, schrieb sie in Mußestunden ihren „Lustgarten" (Hortus deliciarum), eine Art Nonnen-Encyklopädie, in welcher, natürlich vom klösterlichen Standpunkt jener Tage aus, das Wissenswerthe aus Theologie, Philosophie, Astronomie, Geographie, Religions- und Weltgeschichte, sowie aus den Künsten, in lateinischer Sprache zusammengestellt wurde. Besonderen Werth erhielt diese Compilation für die Nachwelt durch die beigegebenen Malereien, welche uns ein gutes Stück der Weltanschauung, der Bildung und des Lebens von damals vorführen, so unvollkommen, verzeichnet und verdreht diese Blätter dem künstlerischen Auge erscheinen müssen.

Die weibliche Tracht jener Zeit ist in den Bildern der Herrad deutlich wiedergegeben. Sie bestand zunächst aus einem Unterkleid mit engen, bis zu den Handknöcheln reichenden Aermeln. Ob dieses Unterkleid, welches die einzige Bekleidung der Frauen niederen Standes ausgemacht zu haben scheint, zugleich das Hemd vorstellen soll, ist nicht ganz klar, da es öfter weiß, mitunter aber auch anders gefärbt erscheint. Auch das Ober-

92) Herrad von Landsberg und ihr Werk Hortus deliciarum. Von Dr. M. Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln. 1818.

kleid, der Mantel, liegt am Oberkörper so fest an, daß es Büste und Taille genau abzeichnet — zu welchem Zwecke es bei einigen Figuren sogar an den Seiten geschnürt ist — fällt dann faltenreich bis auf die Fußspitzen herab und läuft hinten in eine mehr oder weniger lange Schleppe aus. Am Hals hat es zuweilen einen Perlenbesatz. Am Ellbogen erweitert sich der enge Oberärmel zu einem ungeheuren Vorderärmel, welcher den Boden berührt, wenn der Arm frei herabhängt. Der Mantel zeigt grelle Farben und ist bei vornehmen Frauen mit Rauchwerk gefüttert. Andere Frauen tragen einen weiten Regenmantel mit einer Kapuze. Strümpfe scheinen die Damen von damals nicht getragen zu haben; wenigstens sind keine sichtbar. Die Schuhe gehen, mit Seiteneinschnitten versehen, bis zu den Knöcheln hinauf. Diese Schnürstiefeln zeigen auf dem allegorischen Bilde der Hoffahrt (Superbia) eine Verlängerung der Spitzen, welche auf die seit dem 11. Jahrhundert in Frankreich aufgekommene und nachmals in England und Deutschland bis zur Ungeheuerlichkeit ausgebildete Mode der Schnabelschuhe hinzudeuten scheint. Die Mädchen tragen die Haare unverhüllt und lassen sie, nicht zu Zöpfen, sondern in freier Lockenschwingung, auf Schultern und Rücken herabhängen. Die Frauen dagegen verhüllen das Haar mit einem großen weißen Schleier, welcher turbanartig um den Scheitel gewunden ist und dessen Enden auf die Schultern herabfallen. Als Schmuck kommen Ohrringe und Fingerringe vor. Das Bild der nach Aegypten flüchtenden Maria zeigt, wie die Frauen zu Pferde oder zu Esel saßen, seitlängs auf einem Kissen, die Füße auf einen an dem Reittier herabhängenden Schemel stellend. Auch Wagen hat Herrad abgebildet, Karren von sehr primitiver Form, auf welchen es sich jedenfalls sehr unsanft saß. Alle rüstigen Leute, auch die Frauen, reit'len im Mittelalter bekanntlich zu Pferde, wie das schon die Beschaffenheit der Wege, welche oft geradezu eine Wegelosigkeit war, nöthig machte.

Gleich der Frauentracht hat auch der Hausrath noch durch-

weg etwas Plumpes, Eckiges, Unfertiges. Die ovalen oder länglichviereckigen Tische sind mit bortenverzierten weißen Decken belegt. Der Vorsitzende hat einen Polsterstuhl, die Gäste sitzen auf langen Bänken. Die Speisen, hauptsächlich Fische, Wildpret und Backwerk, sind in flachen Metallschüsseln aufgetragen. Die Essenden haben weder Teller noch Bestecke, denn das eine auf dem Tisch befindliche Messer und die eine Gabel sind offenbar nur zum Zerlegen da. Man langte eben mit den Fingern zu. Brote, in allerhand Formen gebacken, liegen zwischen den Schüsseln. Der Wein ist in metallenen Gefäßen aufgestellt, zum Trinken dienen hölzerne Becher in Form kleiner Fuder. Die ganze Tischbeschickung sieht so aus, als habe man sich damals aus flüssigen Speisen wenig gemacht und sich ausschließlich an die compacten gehalten. Man gewahrt weder Suppen noch Brühen und demzufolge auch keine Vorlegelöffel oder Eßlöffel. Bänke und Stühle ermangeln gewöhnlich der Lehnen und sind sehr massiv aus Holz gezimmert. Fußschemel sieht man häufig. Vorkommende Bücher haben gelbe Deckel, vielleicht um das Messingbeschläge anzudeuten. Von musikalischen Instrumenten machen die Querflöte, die neun- oder auch zwanzigsaitige Harfe (Kithara, Psalterion), die dreisaitige Leier (Organistrum), die einsaitige Theerde (Lyra) und das Tambourin (Tympanum) sich bemerkbar.

Das Bettgestell ruht in den Bildern der Herrad auf vier massiv hölzernen Stollen oder Füßen und ist so einfach, daß es gewöhnlich nur ein Kopfbrett, kein Fußbrett hat. Die Hauptstücke des Bettes sind eine Matratze, um welche ein weißes oder auch farbiges Laken ganz herumgeschlagen ist, und ein kleines viereckiges Kopfkissen. Der Schlafende hat seine Tunika an und keine andere Decke als seinen Mantel. In dem Maaße aber, in welchem das Bett im Vorschritt der Zeit reicher und üppiger wurde, vereinfachte sich die Schlaftoilette, bis sie endlich im 18. Jahrhundert bei paradiesischer Einfachheit angelangt war.

In Wolfram's Parzival sind die Hauptstücke eines vornehmen Ausstattes im 13. Jahrhundert angegeben: das Pfunmit oder die Hauptmatratze, mit Sammet überzogen und mit zwei schneeweißen Leilachen überdeckt, der an die Kopfwand des Bettgestells gelehnte Kulter, eine kleinere, mit Linnen oder goldgesticktem Seidenzeug überzogene Matratze, die aber auch als ein auf der Hauptmatratze ruhendes Unterbett erscheint, dann das Kopfkissen (Wankissen, Wangenkissen, Oberkissen) und endlich als Decke ein hermelinverbrämter Mantel[43]). In dieser Zeit scheinen wenigstens die Damen noch das Hemd im Bette anbehalten zu haben. Im Nibelungenlied besteigt Brunhild „in sabenwizem hemede" das Brautbett, in welchem sie freilich den Bräutigam nicht duldet, und wenn geltend gemacht wurde[44]), sie sei gerade durch dieses Motiv bewogen worden, gegen die schon damals herrschende Sitte bekleidet schlafen zu gehen, so ist diesem die Brautnacht der weißhändigen Ilsild entgegenzuhalten, wie sie Heinrich von Freiberg in seiner Fortsetzung des Tristan mit reizender Naivetät geschildert hat. Da windet und birgt die schöne Braut „ir wizen lindelen bein" in ihr Pfeitel, worunter man nur ein Hemd verstehen kann, und liegt also ebenso wenig wie Brunhild nackt im Bette, obgleich sie ganz anders als diese gegen ihren Bräutigam gesinnt ist und „daz blunde blümelein, ir blunden magetum nur eine wile vor Tristande wern und ernern" will[45]). Daß die Herren schon zu Wolfram's von Eschenbach Zeiten nackt zu Bette gegangen, ist durch die Stelle angedeutet, wo von dem jungen, auf Gurnemans' Burg bewirteten Parzival bei seinem Schlafengehen gesagt wird: „Ein deklachen von harmin wart geleit über sin blözen lip." Daß in erotischen Situationen auch die Frauen schon im 13. Jahrhundert das

43) Parzival, 332, 7 fg.

44) Von K. Lentzner, in seiner übrigens sehr lesenswerten Abhandlung: „Das Bett im Mittelalter", Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte, 1857, S. 99.

45) Von der Hagen's Ausg. des Tristan, II, 14.

Lager „kleiderblôz“ beschritten [16]), würde noch nicht den Schluß erlauben, die Damen hätten schon damals die Sitte des Nacktschlafens adoptirt; allein wir haben Zeugnisse dafür, daß die Schönen auch unter andern Umständen nackt im Bette lagen [17]). Im 14. und 15. Jahrhundert war dieser Brauch ganz allgemein und konnte kaum anstößig sein zu einer Zeit, wo auch in Deutschland mit Nuditäten über die Maßen freigebig verfahren wurde, wennschon meines Wissens auf deutschem Boden die mittelalterliche „Naivetät“ nie so naiv sich gebärdete, daß, wie Solches in Frankreich geschah, einziehende Monarchen — (Ludwig XI. in Paris 1461, Karl der Kühne in Lille 1468) — in den Straßen der Städte bei hellem Tage von splitternackten Mädchen empfangen wurden, welche Göttinnen oder Sirenen vorstellten und, während tausend Männeraugen frech sie betasteten, „ganz unbefangen“ Verse hersagten [18]).

16) Do was ez ein wenik spâte, ouch was diu kemenâte
Bestat mit ganzer sicherheit, ein wætlich bette was bereit.
Der grâve sie al umbe vienk, gegen dem bette er dô gienk.
Sie sluog nâch ir zuo die tür, den rigel schoz sie vaste vür;
Dô sie rehte wol bestûn, der kleider wurden sie beide blôz,
Reht alsô daz kein vadem an irem lîbe erschein. Gesammtabenteuer. I, 135.

17) Vor beide diu vrouwe daz hâr ze roufe:
Ein sidîn hemde si an sloufe,
Mit im von dem bette si gienk. Gesammtabenteuer, I, 270.

18) Flögel, Gesch. d. Groteskkomischen, S. 202. Curiositäten, I, 206 fg. Eine ähnliche Scene, von Manlius in den collectan. locor. commun. pag. 345 bezeugt, kam noch im 16. Jahrhundert in Flandern vor. Als Karl V. seinen Einzug in Antwerpen hielt, wurde auf Anordnung des Magistrats auf der Straße eine der dramatischen Allegorieen jener Zeit aufgeführt und in diesem Schauspiel hatten die schönsten Mädchen der Stadt Rollen inne, nur einen Flor der dünnsten Sorte um ihre nackten Leiber geschlagen. Der Kaiser schritt aber vorüber, ohne einen Blick auf die Schönen zu werfen. Nicht so der mit dabei gewesene Albrecht Dürer, welcher, wie er seinem Freunde Melanchthon erzählte, „die Mädchen sehr aufmerksam und etwas unverschämt in der Nähe betrachtete, weil er ein Maler.“

Viertes Kapitel.

Die Edelfrau [19].

Weib, Frau und Magd. — Ehrentitel der Mädchen und Frauen. — Von Frauennamen. — Die Erziehung vornehmer Mädchen und die Bildung höfischer Damen. — Die „Moralitas." — Das ritterlich-romantische Schönheitsideal. — Putzkunst und Tracht. — Eine höfische Dame in Gala. — Geselliges. — Der Tanz. — Die fraulichen Pflichten der Gastlichkeit. — An einem Hofe. — Verlobung und Hochzeit. — Naives. — Frauendienst und Liebesverkehr. — Ein Märtyrer der Minne. — Der Wurm in der Rose der Romantik. — Eine Heilige.

Die mittelhochdeutsche oder schwäbische Mundart, zur Zeit der höfisch-ritterlichen Kultur in Deutschland die Sprache der Poesie und des gebildeten Verkehrs, unterscheidet zwischen Weib

19) Ich halte es für nicht ganz überflüssig, gleich am Eingang des Kapitels anzumerken, daß unter „Edelfrauen" hier die Damen der höheren Aristokratie verstanden sind. Der niedere Adel in Deutschland hat von der „Höfischkeit" sicherlich mehr nur vom Hörensagen als aus eigener Erfahrung gewußt. Ausnahmen gab es freilich, allein in der Regel lebte so ein Landjunker auf seiner ruggebauten und kärglich eingerichteten Burg halb im Stil eines Bauers, halb in dem eines Räubers. Wie hätten da Bildung und Gebaren seiner Frau und seiner Töchter „höfisch" sein können? Die Stätten, wo die ritterlich-romantische Gesellschaft ihren Glanz entfaltete, waren die Pfalzen und Burgen fürstlicher, gräflicher und reichsfreiherrlicher Häuser, Bischofsitze und Abteien, später auch die Edelhöfe des städtischen Patriziats.

(wip) und Frau (frou, frouwe, vrou, vrouwe). Das Wort Weib gibt den allgemeinen Begriff des Geschlechts, es bedeutet soviel wie Eheweib, drückt aber außerdem noch das Standesverhältniß aus. In ersterer Beziehung wird dem Weib die Magd (maget, junkfrou) entgegengesetzt — die Magd, d. i. das Mädchen, die Jungfrau, wird zum Weibe, sagen die mittelhochdeutschen Dichter, wo sie vom Vollzug der Ehe sprechen — in letzterer ist durch die Gegenüberstellung von Weib und Frau der Gegensatz der Unterordnung und der Ueberordnung ausgeprägt. Denn Frau war in der Blüthezeit des Mittelalters gleichbedeutend mit Herrin und kam nur Weibern höheren Standes zu, gleichviel ob sie verheiratet oder ledig waren[50]. Daher nannte man eine ledige Dame, um sie als solche zu bezeichnen, auch häufig Frau-Magd. Uebrigens stritten die Minnesänger unter einander, ob Weib oder Frau der schönere Titel sei, und der erstere hat sogar die Autorität Walther's von der Vogelweide für sich[51]. Heinrich von Meissen dagegen sprach sich für den Titel Frau aus, weßhalb er wahrscheinlich „Frauenlob" zubenannt wurde, und die Folgezeit hat ihm Recht gegeben. Frau enthält nach unserer jetzigen Anschauung einen edleren Sinn als Weib, ganz entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des ersteren Wortes. Denn Frau heißt die Frohe und Erfreuende. „Weil sie erfreuen, darum heißen sie Frauen", hat einer unserer alten Dichter und so hat auch noch ein neuerer schön gesungen[52]. Jungfrau und Frau

50) „Meine Frau Kriemhild", redet Sigfrid im Nibelungenlied (Str. 303, Lachm. Ausg.) die burgundische Prinzessin an, lange bevor sie seine Ehefrau ist.

51) Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen.
Mehr ehrt's als Frau (d. i. Herrin) . . . .
Weib zu heißen, alle krönet.

52) Das vrouwen an in ist bekant.
Des sint si vrouwen genant. Der Stricker.

waren lange Zeit im Mittelalter die einfachen Ehrentitel, womit königliche und fürstliche Prinzessinnen, gräfliche und freiherrliche Töchter, Gemahlinnen von Kaisern und Königen angeredet wurden. Etwas später erhielt bei den Damen des hohen Adels dieser Titel den Beisatz: Edle oder Ehr- und Tugendreiche Jungfrau oder Frau. Man warf damals noch nicht so mit Durchlauchten, Hoheiten oder gar Majestäten um sich wie heutzutage und bis zum 16., ja sogar 17. Jahrhundert fühlten Gräfinnen, Freifrauen und selbst Fürstinnen sich hinlänglich geehrt, wenn sie in mündlicher und schriftlicher Rede, wie auch in Urkunden, von ihren Männern „Wirthinnen" und „Hausfrauen" oder „Liebe, dienstwillige Ehewirthinnen und Hausfrauen" betitelt wurden.

Die ältesten Eigennamen der deutschen Frauen geben Zeugniß von dem poetischen Sinn germanischer Vorzeit[33]. Denn die Frauennamen „widerspiegelten den Gesammtvorrath der Begriffe.

Frauen sind genannt vom Freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom Neuen
Seel' und Leib erfreuen kann.

Wohlgefraut ist wohlgefreuet,
Ungefreut ist ungefraut;
Wer der Frauen Auge scheuet,
Hat die Freude nie geschaut. Rückert.

33) In ältester Zeit und noch zu Anfang des Mittelalters waren einfach nur die Namen bräuchlich, welche die Kinder bei der Geburt erhielten. Dann kamen zunächst Beinamen auf und zwar abgeleitet von physischen und moralischen Eigenschaften, wie bei den Vornehmen, oder von bäuerlichen und gewerblichen Beschäftigungen, wie bei dem gemeinen Mann. Hierauf begann der hohe Adel, seinen Odal- oder Feodalgütern Beinamen zu entlehnen, welche jedoch vielfach sich änderten, bis sie stehend wurden. Unter dem niedern Adel wurde der Brauch, dem Taufnamen den Namen des Gutes als Geschlechtsnamen beizufügen, weit später allgemein. Unter dem Bürger- und Bauernstand wurden stehende Geschlechtsnamen erst vom 14. Jahrhundert an bräuchlich.

welche die Germanen von dem Weibe in ſich trugen“ [54]). Fraulicher Schönheit brachten älteſte Frauennamen eine zarte Huldigung dar. So Heidr (die Heitere, Stralende), Bertha (die Glänzende), Swinda (die Starke, Raſche), Liba (die Lebendige), Skonea (die Schöne). Die Zuſammenſetzungen mit brun (hell), wiz (weiß), louk (lohend), heid (ſtralend) gaben dann eine lange Reihe von charakteriſtiſchen Namen, wie z. B. Kolbrun, Schwanweiß, Liebweiß, Adalouk, Hiltilouk, Adalheid, Hruodheid. Von den auf Kräuter und Blumen zurückzuführenden Frauennamen haben ſich wenigſtens einige auch zu unſerer Zeit noch erhalten. Dagegen ſind die weiblichen Namen, welche auf das in alter Zeit viel vertraulichere Verhältniß des Menſchen zur Thierwelt begründet waren, bis auf wenige Nachklänge abgekommen. Neben dem Schwan gab beſonders die Schlange (lind), welche, freilich unſerem Gefühle ſehr zuwider, im germaniſchen Alterthum ihres anſchmiegenden Weſens wegen für ein Symbol des Weibes galt, Veranlaſſung zur Schaffung von Frauennamen: Schwangart, Schwanhild, Schwanburg, Linda, Alflind, Gerlind, Fridelind, Sigelind, Getelind. Auf mythiſche Bezüge deuten Truda, Trudila, Adaltrud, Hiltrud, Irmintrud; ebenſo Sunnhild, Ingbertha, Ingeberga, Ingundis, Thendelinda. Von Waffen und Kampf geben Brunhild, Kriemhild, Gerhild, Germuth, Gertrud, Walburg Zeugniß. Phyſiſche und ſittliche Eigenſchaften und Begriffe verſinnlichen die Namen Adala (die Edle), Balda (die Kühne), Geila (die Frohe), Hulda (die Huldvolle), Lioba (die Liebe), Willa (die Willige). Die vielfachen Zuſammenſetzungen mit „Rath“, wie Rathfrid, Rathgund, Rathlind, Rathburg, Rathhild, Rathtrud, ſind ebenſo viele Beweiſe deutſcher Frauenverehrung. Ueberhaupt lag immer ein beſtimmter Sinn oder Wunſch der Namengebung zu Grunde, während ſie

54) Weinhold, d. d. Frauen in d. M. 7—24, wo eine ausführliche Erörterung der deutſchen Frauennamen gegeben iſt.

heutzutage meiſt eine Sache des Zufalls oder auch der abgeſchmackteſten Begriffsloſigkeit iſt. Mit dem Chriſtenthum brachen natürlich auch die Namen der chriſtlichen Heiligen und demnach die Frauennamen der occidentaliſchen und orientaliſchen Kirche nach Deutſchland herein. So gab es ſchon im 8. Jahrhundert bei den Deutſchen fremde Frauennamen, wie Beata, Eugenia, Juliana, Sibylla und andere. Noch im 12. Jahrhundert waren jedoch die heimiſchen vorherrſchend. Unſere gute Bekannte vom vorigen Kapitel her, Herrad von Landsberg, gibt ein Namenverzeichniß ihrer Nonnengemeinde und da finden wir die vielen nationalen Namen Guta, Adelheid, Edellind, Richinza, Mathild, Hedwig, Heilwig, Kunigund, Gertrud, Rilind, Rechtbild, Diemuth, Bertha, Hemma, Hildegund, Hazicha und andere neben den wenigen fremden Agnes, Eufemia, Chriſtina, Margaretha, Sibilia. Da ſich ſämmtliche Nonnen dieſes Katalogs, einige wenige ausgenommen, durch den ihrem Taufnamen beigeſetzten Geſchlechtsnamen, d. i. Gutsnamen als adelige erweiſen, ſo erſehen wir daraus zugleich, welche Vornamen unter den Edelfrauen von damals gäng und gäbe waren. Höfiſche Dichter des 13. Jahrhunderts, die ſich, wie wir ſpäter berühren werden, mehr mit Bauerndirnen als mit Edeldamen zu ſchaffen machten, haben eine Menge Namen ländlicher Schönen ihrer Zeit verzeichnet, unter welchen ſich ſehr ſchöne finden, wie Roſe, Gute, Freude, Minne, Liebe, Wonne, Engel, oder auch ſehr charakteriſtiſche, wie Geiß, Trude, Elle, Hetze, Matze, Metze, Jutze, Igel[55]). Noch im 16. Jahrhundert überwogen in Deutſchland die einheimiſchen Frauennamen die fremden. Von da ab begannen dieſe jene gänzlich zu überwuchern, bis die Wiederaufgrabung unſeres Alterthums zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch die germaniſchen Namen in unſerer Frauenwelt wieder mehr zu Ehren brachte.

55) Hagen, Minneſinger. I. 23; III. 199—207.

Die rechtliche Stellung der deutschen Frau im Mittelalter als Tochter, Schwester, Gattin, Mutter und Wittwe iſt ſchon früher betrachtet worden und ſo haben wir hier vorzugsweiſe zu ſchildern, wie die Frauen der höheren Stände zum Leben und Wirken im Haus und in der Geſellſchaft ſich befähigten und wie weibliche Art und Sitte im Verkehr mit der Männerwelt ſich darſtellte ..... Sobald das Mädchen dem Spiel mit der Locke, dem Vorbild der künftigen Mutterſorge, zu entwachſen begann, hob die ernſtere Erziehung an. Dieſelbe wurde im väterlichen Hauſe oder in Nonnenklöſtern oder auch an fürſtlichen Höfen beſorgt, wo die zum Zwecke ihrer Ausbildung untergebrachten Töchter edler Familien unter der Obhut einer eigenen „Meiſterin" ſtanden. Wie wir an Frauen des 10. und 12. Jahrhunderts nachwieſen, waren zwar einzelne deutſche Mädchen ſchon frühzeitig einer höheren geiſtigen, ſogar wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Erziehung theilhaft, allein im Ganzen beſchränkte ſich das frühere Mittelalter doch darauf, dem weiblichen Geſchlechte körperliche Fertigkeiten und häusliche Geſchicklichkeiten beizubringen, ſowie daſſelbe mit der Anſtandslehre bekannt zu machen. Die Höfiſchkeit der deutſchen Geſellſchaft, wie ſie das Nibelungenlied uns vorführt, beſteht in Aeußerlichkeiten; nur die Erwähnung der Fidler oder Spielleute deutet auf geiſtige Bezüge hin. Dagegen führt uns das Nibelungenlied die Frauen, ſelbſt die vornehmſten, noch in hausmütterlichen Beſchäftigungen vor, wie die ſpätere Höfiſchkeit ſie denſelben nur noch ſelten zutheilte. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und der Schlüſſelbund, führte die Aufſicht über das Geſinde, hatte, unterſtützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller zu ſorgen und außerdem für die Bekleidung der ganzen Familie. Da regierten denn Königinnen Spindel und Weberſchiff, Prinzeſſinnen die ſchneidernde Scheere. Als Sigfrid von Xanten nach Worms ziehen will, bittet er ſeine Mutter Sigelind, ihm die Reiſekleider zu bereiten, und die Königin geht ſofort mit ihren Frauen an die Arbeit. Als König

Gunther auf die Brautfahrt gen Island geben will, bittet er seine Schwester, ihm und jedem seiner drei Reisegefährten dreierlei Anzüge zu fertigen, und alsbald beruft Kriemhild aus ihrer Kemenate dreißig in solchen Arbeiten besonders gewandte Jungfrauen, schneidet mit eigener Hand die reichen Stoffe zu und läßt unter ihrer Aufsicht die Gewänder nähen und sticken. Später freilich, als die höfisch-romantischen Moden rasch wechselten, als von allen Weltgegenden her neue und schwierig zu behandelnde Kleiderstoffe aller Art nach Deutschland kamen, reichte die hausmütterliche Scheere und Nadel zur Bewältigung der immer complicirter werdenden Aufgaben nicht mehr aus, sondern fiel die Lösung derselben einer eigenen Zunft von Kleiderkünstlern und Modistinnen anheim und so gewannen die Töchter vornehmer Familien Zeit, auch ihren Geist mehr als bisher zu bilden.

In der „feinen" Gesellschaft, welche sich vom 12. Jahrhundert an in Deutschland entwickelte, sehen wir denn auch die „geistlichen Künste", d. i. Lesen und Schreiben unter den Frauen heimischer als unter den Männern, wenigstens unter den nichtgeistlichen. Konnte doch selbst ein so großer Dichter wie Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben und von dem armen deutschen Don Quijote, von Ulrich von Lichtenstein wissen wir, daß er, der mundfertige Verskünstler, ein „Büchlein", d. i. eine poetische Epistel, die er von seiner Herrin empfangen, zu seinem nicht geringen Jammer zehn Tage lang ungelesen mit sich herumtragen mußte, maßen ihm sein Schreiber und Vorleser gerade nicht bei der Hand. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die höfische Literatur von Seiten der höfischen Damen mannigfache Förderung erfuhr. Zwar mögen auf dem Putztische mancher Beherrscherin der Mode im 13. Jahrhundert die Pergamentbände, welche die Werke der ritterlichen Epiker jener Zeit enthielten, und die zierlicheren Liederbüchlein der Minnesänger ebenso nur zum bloßen Staat und Schein gelegen haben, wie die Goldschnittsbändchen des 19. Jahrhunderts auf manchem

Boudoirtisch von heute; allein trotzdem steht fest, daß der Minnegesang und die ritterliche Epik ohne eine sehr ausgedehnte und lebhafte Theilnahme von fraulicher Seite gar nicht die reiche und prächtige Entwicklung hätten gewinnen können, welche sie wirklich gewannen. Die Minne war recht eigentlich die Seele dieser Literatur, welche sich vorzugsweise an die Frauen wandte. Diese munterten den Dichter auf, von ihnen erwartete und empfing er süßesten Lohn. Das Singen und Sagen, d. h. der musikalische Vortrag der lyrischen und das Vorlesen der erzählenden Dichtungen, gehörte zu den beliebtesten und besten Unterhaltungen der feineren Gesellschaftskreise, und da sich hiebei die Poesie aufs Engste mit der Musik verband, so mußte eine gebildete Dame neben der Kunst, zu lesen und zu schreiben, auch musikalische Fertigkeiten besitzen. Die Mädchen wurden daher nicht nur im Gesang unterrichtet, sondern auch im Spiel der wälschen Fidel, der Rotte (Leier? Zither?) und der Harfe. Daneben hörte die Unterweisung in feineren Handarbeiten nicht auf[36]) und wurde die Anstandslehre zu einem förmlichen Codex ausgebildet, welcher die Haltung und das Betragen der Damen im Stehen und Gehen, daheim und auf der Gasse, bei Tische, bei Spiel und Tanz, Hohen und Niedrigen, Männern und Frauen gegenüber bis ins Einzelnste hinein regelte. Mitunter waren diese Regeln freilich nur ganz auf das Aeußerliche gestellt und bauten ein Ceremoniel auf, hinter dessen ehrbarem Schein sich oft genug die Unsitte breit machte: allein daneben fehlte es der höfischen Sittenlehre doch auch nicht an tieferem Gehalt. In der „Winsbeckin", einem didaktischen Gedicht des 13. Jahrhunderts, sagt die unterweisende Mutter zur Tochter: „Traut Kind, du sollst sein hochgesinnt und sollst in Zuchten leben, damit dein Ruf gut sei und dein Rosenkranz dir schön stehe. Wem Ehre gebührt,

36) S. unten im 6. Kapitel, wo von der höfischen Erziehung die Rede

dem ſollſt du ehrbaren und ſanften Gruß bieten und ſollſt deine Augen nicht wilde und unehrbare Blicke ſchießen laſſen. Schamhaftigkeit und Maaß ſind die zwei Tugenden, welche uns Frauen hohen Preis zuwenden. Verleiht Gott dieſe deiner Jugend, ſo wird deines Glückes Reis grünen und wirſt du in Ehren alt werden."

Gottfried von Straßburg hat im Triſtan ein allerliebſtes Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von ſeiner Wunde heilte, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde Iſold, in höfiſchem Wiſſen, in höfiſchen Künſten und Sitten unterwies und wie ſeine ſchöne Schülerin mit Eifer „Beides, Bücher und Saitenſpiel," lernte. Sie ſang, ſie ſpielte, ſie las und ſchrieb. Sie verſtand ihre Dubliner Sprache fein und daneben Franzöſiſch und Latein, kannte die wälſche Fidel ſpielen, mit Händen weiß wie Hermelin Leier und Harfe zu vielgeſtaltigen Tönen rühren und dazu Melodieen aller Art ſingen. Auch beſaß und übte ſie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und wußte Sagen und Mären zu erzählen. Außerdem unterrichtete Triſtan die Schöne in der „Moralitas" d. h. in der Kunſt guter und ſchöner Sitten, in der ſüßen Kunſt, welche rein und glückſelig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das Leben mitgegeben iſt, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und zur Welt zu verhalten haben und wie wir beiden gefallen können [37]. Man ſieht, der Dichter wollte hier das Ideal einer im beſten Sinne höfiſch gebildeten Dame aufſtellen. Die Frage aber, ob es ſolche Muſterbilder wirklich gegeben habe, darf unbedenklich bejaht werden. Iſt es doch noch Niemand eingefallen, zu leugnen, daß die homeriſchen Geſänge die wirklichen Sitten ihrer Zeit darſtellen, und gerade ſo haben auch unſere mittelalterlichen Dichter ihre ſittengeſchichtlichen Zeichnungen und Farben der Wirklichkeit von damals entnommen."

37) Triſtan, Ausg. v. Maßmann. S. 198 f.

Die körperliche Schönheit der Frauen zu schildern, haben sich die höfischen Dichter viel und mit Lust beflissen. Das Nibelungenlied, welches ja in seiner jetzigen Gestalt nicht sowohl die Ritterzeit selbst als vielmehr die Uebergangsstufe zu derselben darstellt, begnügt sich noch mit Allgemeinheiten. So vergleicht es die Kriemhild mit dem aus trüben Wolken brechenden Morgenroth oder mit dem Mond, der in lichter Klarheit einhergeht vor den Sternen. In den Liedern und Heldengedichten des 13. Jahrhunderts dagegen ist das höfische Schönheitsideal in allen Einzelnheiten entwickelt und die Dichter ergehen sich in behaglicher Detailmalerei weiblicher Reize[38]. Schlank, schwank und rund, von Hautfarbe weiß und rosig, auf zierlichen Füßchen mit feinen Knöcheln, unten so gehöhlt, daß ein Vogel durchschlüpfen konnte, und in den „zart gedrollenen" Hüften leicht und elastisch sich bewegend, mit gerundeten Armen vom rechten Maaß, langen

38) So Dietrich von Glaz in seinem Gedicht Der Borte (Gürtel), Gesammtabenteuer, I, 135 fg., wo es heißt:

. . . . . Der si bekande rehte,
Der gesach nie schoener wip: wé, wie stolz was ir lip!
Ir houbet, darüf gelwes har, stolz ir wengel rösen var
Und liljenwiz darunder; mich nimet michel wunder,
Daz ir ougen sint sô klâr, si reht sam ein adel ar;
Ir wolgeschaffen nasebein was ze grôz noch ze klein,
Ir munt darunder rösen rôt; wie saelik, dem si ir küssen bôt!
Ir kinne wiz, sinewel, ir kel was ein lûter vel,
Dâdurch sach man des wines swank, swenne din vrouwe trank;
Ir zene sam ein helfenbein, ir zunge sam ein guldin zein,
Ir ahsel vil sluberlich, ir hende, ir arme ritterlich
Stuonden ir ze wunsche wol; ir herze daz was tugende vol.
Swer ir an ir ougen sach, dem tet ir minne ungemach.
Ir lip der was ungewollen ze wunsche wol en vollen;
Ir bein, ir vueze hovelich, ir schuohe stuonden ritterlich.
Ir guete was sô sueze, und waeren ir die vueze
Komen in des meres vluot, daz mer daz waere worden guot
Von iren vuezen reinen und von ir wizen beinen.

ſchlanken Fingern, roſigen Nägeln, gewölbter Büſte und feſten, runden, blanken, mäßiggroßen Brüſten — „alsam zwei paradîs epfelîn“ — mit reichen, langen, ſeidenweichen Haaren, blühenden Wangen, einem kleinen, roth und kußlich ſchwellenden Mund, einem feinen Grübchenkinn, kleinen, weißen, ovalen Ohren, Zähnen von ſchneeweißem Schmelz und dichter Fügung ausgeſtattet, züchtig zugleich und feurig, ſüß und friſch, eine thauſchimmernde Roſe, — ſo mußte die Schöne ſein, welche einen Helden entzücken, einen Dichter begeiſtern ſollte. Das goldfadenblonde Haar und die blauen Augen ſtanden noch immer hoch im Preiſe, doch theilte man neben ſchönen Blondinen auch ſchönen Brünetten bereitwilliges Lob zu und das verfeinerte oder auch wohl überfeinerte Schönheitsgefühl pries die Verbindung roſiger Hautfarbe und blauer Augen mit braunen Haaren und Brauen oder fand umgekehrt die Zuſammenſtellung von blonden Haaren und Brauen mit Augen „braun nach Falkenart“ allerliebſt. Bei ſo ſtrengen, ſo ins Detail gehenden und ſchon ans Raffinirte ſtreifenden Anforderungen an weibliche Schönheit konnte es nicht ausbleiben, daß die Damen ihrerſeits mittelſt einer mehr und mehr ſich verfeinernden Putzkunſt der Natur zu Hülfe zu kommen trachteten. In Wahrheit, ſie wußten mit dem Sehenlaſſen oder Verſtecken, mit dem Färben und Schminken gehörig umzugehen oder vielmehr, wie es ſcheint, ungehörig. Denn ſchon im Nibelungenlied wird ein tadelnder Seitenblick auf die Schminkkunſt geworfen, indem lobend geſagt iſt, daß an dem Hofe des Markgrafen Rüdeger zu Bechelaren keine geſchminkten und bemalten Frauen geſehen worden ſeien[39]), und Bruder Berchtold, der große Sittenprediger des 13. Jahrhunderts, machte den „Färberinnen“ und „Gilberinnen“ (d. i. denen, welche ihr Haar blond färbten) tüchtig den Krieg und ſagte

39) Gevelschet vrouwen varwe vil lüzel man dâ vant. (Str. 1394. Lachm. A.)

ihnen von der Kanzel herab: „Die Gemalten und Gefärbten schämen sich ihres Antlitzes, das Gott nach sich gebildet hat, und darum wird auch er sich ihrer schämen und sie werfen in den Abgrund der Hölle.“

Die Frauentracht hatte sich seit den Tagen der Herrad von Landsberg in raschem Vorschritt dem Reicheren, Mannichfaltigeren und Anmuthigeren zugebildet, ohne schon jetzt ins Ueppige und Anstößige auszuarten. Als die drei Hauptstücke des weiblichen Anzugs erscheinen im 13. Jahrhundert Rock (d. i. Unterrock oder Hemd), Sukenie (d. i. Oberkleid) und Mantel. Diese drei Stück kommen auch unter den Namen Linwat, Kürsen und Mantel vor und an einer für dieses Kleiderthema wichtigen Quellenstelle tritt noch ein viertes Stück hinzu, so daß sich der Frauenanzug zusammensetzt aus Pfeit (d. i. Hemd), Rock (d. i. Unterrock), Kürsen (auch Kursit oder Kursat geheißen und gleichbedeutend mit Sukenie oder Sürkot) und Mantel[60]). Der Gürtel mußte hauptsächlich dazu dienen, die Schlankheit des Wuchses hervorzuheben, wie denn der ganze Anzug darauf berechnet war, den schönen Formen des weiblichen Körpers ihr Recht widerfahren zu lassen[61]). Die über der Stirne gescheitelten Haare ließen die Schönen frei auf Nacken und Schultern niederfließen; wenigstens die unverheirateten, welche als liebsten Kopfschmuck Blumenkränze trugen. So haben die Jungfrauen, welche in Wolfram's Parzival die Gralträgerin Repanse die Schoie geleiten, auf dem in blonden Locken rollenden bloßen Haar Blumenkränzlein liegen. Auch ein einfacher Reif von edlem Metall diente Jungfrauen und Frauen zum Kopfschmuck. Er hieß Schapel

60) Gesammtabenteuer I. 273, III. Bnd. 317.

61) Ein theurer Gurtel schmal und lang
In der Mitte sie zusammenzwang.
Parzival. 234, 7.

und hatte die Bestimmung, das frei fliegende Haar in Ordnung zu halten[62]). Aus dem einfachen Reif wurde dann mit der Zeit ein mehr oder weniger reich verziertes Diadem, wie ein solches alle ritterbürtigen Damen aufzusetzen berechtigt waren. Verheiratete pflegten unter dem Schapel einen Schleier zu tragen oder hatten als Kopfputz das haubenartige „Gebende", wozu noch im Laufe des 13. Jahrhunderts die „Rise" kam, ein Kinn und Mund verhüllendes Tuch. Auf die Fußbekleidung verwandten die Frauen große Sorgfalt und die Fußbekleidungskünstler mußten Acht haben, die aus Kordnanleder oder Seidenzeug von allen Farben gefertigten Schuhe den Damenfüßchen recht enganschmiegend zu machen. Zum häuslichen Damenanzug gehörte die Tasche von Leder oder gesticktem Zeug, welche an einer Borte vom Gürtel herabhing. Auswärts trugen modische Frauen Handschuhe und am Gürtel statt der hausmütterlichen Tasche an einer langen Seidenschnur einen kleinen Handspiegel .... Anmuthender als diese trockene Aufzählung von Toilettestücken dürfte für den Leser die Betrachtung des Bildes einer höfischen Dame in Gala sein, wie es uns Meister Gottfried im Tristan gemalt hat. Bei einer feierlichen Gelegenheit erscheint die Königin Isot im Saale der Königsburg, das „Wunder von Irland", die „leuchtende Magd Isold" an der Hand führend und in dem gemeinsamen Auftreten von Mutter und Tochter markirt sich zugleich der Unterschied im Gebaren der höfischen Frau und der höfischen Jungfrau. Leise und stätig schwebt die blonde Isold neben der Mutter einher, süß gestaltet um und um, lang, schlank und schwank, als „hätte die Minne sie gedreht für sich selber zu einem Federspiel, dem Wunsche zu

62) Si trugen uf ir houbten von golde lichtiu bant
(Daz waren schapel riche), das in ir schoene hâr
Zerfuorten niht die winde.
Nibel. 1594.

einem Endeziel." Ihr Rock und Mantel war von braunem Sammet nach französischem Schnitt und war der Rock da, wo die beiden Seiten zu den Hüften niedersinken, gefranzet und geenget und mittelst des Gürtels, der da lag, „wo er liegen soll," an den Leib gezwungen. Fest lag der Rock der Gestalt an („der rok der was ir heinlich"), stand nirgends ab und schmiegte sich von oben bis unten glatt an die Glieder. Aber um die Beine her erweiterte er sich zu reichem Faltenwurf. Der Mantel war innen und außen mit Streifen von Hermelin verziert („bi zilen gestoitiret"), weder zu kurz noch zu lang und mit einem Zobelpelz verbrämt, dessen Grauschwarz mit dem Hermelin sich wohl vertrug. Vor der Brust war mittelst einer Schlinge von weißen Perlen der Mantel an die Tassel (Heftel, Agraffe) befestigt und hier hatte die Schöne den Daumen der linken Hand eingeschlagen. Mit zwei Fingern der Rechten dagegen hielt sie „nach höfischer Art" weiter unten den Mantel zusammen, so daß er faltenreich die Füße umwallte und seine reiche Pelzverbrämung wie auch sein seidenes Futter sehen ließ. Auf dem Haupte trug die königliche Jungfrau einen schmalen, mit Smaragden und Saphiren belegten Goldreif, dessen Vorhandensein nur das bunte Flimmern der Edelsteine verrieth, denn sonst hätte man das Metall von dem Goldblond der Haare nicht unterscheiden können. Indem sie froh und sorglos neben der Mutter einherging, war ihr Gang und Schwang gemessen, ihre Tritte waren weder zu kurz noch zu lang. Aufrecht und freisam kam sie geschritten, dem Sperber gleich, glattgestrichen wie ein Papagei. Gleich dem Falken auf seinem Ast ließ sie ruhig und stät die Augen umhergehen und da war Keiner, dem die zwei Spiegel nicht als süße Wunder erschienen wären. Als eine Wonne spendende Sonne verbreitete sie ihrer Schönheit Schein durch den Saal. Von zweierlei Art aber war das Grüßen von Mutter und Tochter, während sie mitsammen den Saal entlang schwebten: die Königin grüßte die Versammelten mit Worten, die

Prinzeſſin verneigte ſich ſtumm; die Mutter redete, die Tochter ſchwieg[63]).

Wir dürfen annehmen, daß neben den wandernden Dichtern und Sängern vornehmlich wohlerzogene Frauen es waren, welche in den geſelligen Kreiſen der höfiſch-ritterlichen Geſellſchaft die Koſten der geiſtigen Unterhaltung trugen. Beſeelten ſie doch überhaupt die Aeußerlichkeiten des Ritterthums und waren die ſchönſten Zierden der großen Feſtverſammlungen des Mittelalters. Bei Reichstagen, fürſtlichen Vermählungsfeſten, Turnieren, kirchlichen Feſtfeiern an berühmten Wallfahrtsſtätten war dem „Frauendienſt“ Gelegenheit geboten, ſich in ſeiner ganzen „Höfiſchkeit“ und „Zierheit“ ſehen zu laſſen, und hier konnten ihrerſeits die Damen ihre körperlichen und geiſtigen Vorzüge ins hellſte Licht ſetzen. Sie konnten als Spenderinnen der Turnierdänke Angeſichts von Tauſenden zeigen, wie weibliche Schönheit und Grazie mit höchſter Würde ſich verbinden ließen; ſie konnten ſich, mit dem Falken auf der Fauſt die Herren zur Reiherbeize begleitend, als kühne Reiterinnen erweiſen, konnten beim Würfelſpiel und Schachſpiel („Wurfzabelſpiel“ und „Schachzabelſpiel“) durch die Kunſt gehaltvollen Geſpräches feſſeln, konnten die Eintönigkeit der Gelage durch Harfenſpiel und Liedervortrag beleben, konnten beim Ballſpiel und beim Tanz die ganze Anmuth jener harmloſen oder harmlos ſcheinenden Koketterie entfalten, welche den Frauen ſo hübſch ſteht, ſo lange ſie jung ſind. Was insbeſondere die höfiſch-ritterlichen Tanzfreuden betrifft, ſo kannte man zwei Hauptarten von Tänzen: Schreit- oder Schleiftänze und Springtänze. Bei jenen faßte der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen bei der Hand und hielt mit ſchleifenden Schritten einen Umgang im Saale, unter dem Getöne von Saiteninſtrumenten und Tanzliedern, welche letztere von dem voranſchreitenden Vortänzer oder der

63) Triſtan, Ausg. v. Hagen, V. 10689 fg. Ausg. v. Mahm. 2. 274 fg.

Vortänzerin angestimmt wurden. Die Haltung der Tanzenden war eine sehr ruhige und gemessene, die Bewegung der Füße nur ein Treten und Schleifen[64]). Feierlichste Gestalt nahm diese Tanzweise in den „Fackeltänzen" an, welche bei vornehmen Hochzeiten üblich waren. Die Springtänze oder „Reihen" wurden mehr im Freien als im Hause getanzt und zwar nicht schreitend, sondern springend, wobei sich Tänzer und Tänzerinnen durch möglichst hohe und weite Sprünge hervorzuthun suchten. Wenn uns berichtet wird, daß Mädchen im Reihen klafterweite Sprünge gethan[65]) und daß die Tanzenden wie Kraniche, Bären und Böcke durcheinander gesprungen[66]), so können wir uns leicht vorstellen, daß diese Reihentänze weder schön noch auch der

---

64) Uf den zehen slichent's hin,
Nach dem niuwen hovesin.
— — — — — — —
Swer niht trittel treten kan
Als zuo einer henne ein han,
Der bedarf sich vragen in das gön
Oder er wirt gekapfet an,
Als er si ein wilder man.
Zippelzohen, schokken dar,
Strichen mit den versen,
Swer daz kan, des nimt man war,
Dem kan nieman gehersen. Minnesinger, III. 196, 283.

65) Si sprank
Mer danne eines klafters lank
Unt noch höher. Minnes. II, 122.

66) Wie si tanzen und ouch schwanzen
Mit ir glanzen zwibelswanz;
Da die klingent, so si springent
Und ouch singent vor ze tanz:
Sam die krancho swebent si enbor
Und ahtent niemans umb ein hor;
Z'war si gebent niht enpfor
Und limment sam die beren. Minnes. III, 196.

weiblichen Zucht angemeſſen ſein konnten. Aus den Reihen des früheren Mittelalters entwickelten ſich die höchſt anſtößigen Tanzweiſen des ſpäteren. Wir werden dieſelben im 16. Jahrhundert im höchſten Schwange finden und dort mehr darüber ſagen. Daß der höfiſche Schleiftanz im 13. Jahrhundert auch unter der Dorflinde, dem Tanzplatz der Bauern, daheim war, bezeugen uns die zahlreichen Tanzlieder des Minneſängers Nithart. Freilich ſcheinen die luſtigen „Törper“ (Dorfbewohner) die gemeſſenen Bewegungen des Schleifers gerne mit den lebhafteren und ausgelaſſeneren des Hopſers vertauſcht zu haben, wie ſchon die Namen der bäueriſchen Tänze — Hoppaldei, Heierlei, Zirleifei[67]) — andeuten.

Die Tugend der Gaſtlichkeit war tief in den Verhältniſſen einer Zeit begründet, wo öffentliche Herbergen, welche leidliches Unterkommen und erträgliche Bewirthung erwarten ließen, zumal auf dem Lande noch ſehr ſelten waren und, abgeſehen von der Fluß- und Seeſchifffahrt, von den vermöglicheren Ständen nur zu Pferde gereiſt wurde. Da es noch keine Poſten gab, waren die Reiſenden auf ihre eigenen Pferde angewieſen, konnten demnach nur kleine Tagmärſche machen und ſahen ſich um ſo öfter im Falle, die Gaſtfreiheit der Burgen und Klöſter an ihrem Wege anzuſprechen. In den armen Burgſtällen mag die Erquickung und Verpflegung einſprechender Gäſte freilich kärglich genug ausgefallen ſein. Dagegen waren in den fürſtlichen Pfalzen und den Burgen der geſammten höheren Ariſtokratie alle Vorkehrungen getroffen, den Bedürfniſſen der Gäſte, beſonders der vornehmen, Genüge zu thun. Gaſtempfang und Gaſtbewirthung gehörten weſentlich zu den Pflichten der Damen, in deren Erfüllung ſie ihre Höfiſchkeit oder, mit Meiſter Gottfried zu reden, ihre Moralitas leuchten laſſen konnten.

Das Nibelungenlied bietet ein ſorgſam ausgemaltes Bild

67) Minnef. III. 215, 232, 283

von der Art und Weise höfisch-ritterlichen Gastverkehrs. Als der edle Markgraf Rüdeger von Bechelaren vernommen, daß die drei Burgundenkönige mit ihren Mannen sich seiner Pfalz näherten, meldete er es voll Freude seiner Frau und seiner Tochter, sprechend: „Vielliebe Traute, Ihr sollt die drei hehren Könige freundlich empfangen und sollt sie und ihre drei Mannen Hagen, Dankwart und Volker küssen, Ihr und unsere Tochter, und sollt die Helden in Züchten verpflegen.“ Die beiden Markgräfinnen gingen, von sechsunddreißig Frauen und Jungfrauen gefolgt, in Staatskleidern den Gästen vor das Burgthor entgegen und boten ihnen Gruß und Kuß[68]). Dann nahm die Mutter den Gunther, die Tochter den Giselher bei der Hand und so schritten sie den Uebrigen voran in die Pfalz, wo in einem weiten Saal Ritter und Frauen Platz nahmen, während man den Gästen Wein kredenzte. Als aber in dem Saale die Tafel gedeckt wurde, schieden sich die beiden Geschlechter „nach gewonheite“, denn es war ein höfischer Brauch, daß Herren und Damen abgesondert speis'ten. Nur die Markgräfin selbst blieb bei den Gästen, um bei Tische die Honneurs zu machen, während das Fräulein vom Hause mit den Frauen in einem andern Gemache den Imbiß einnahm. Nach aufgehobener Tafel kehren die Schönen in den Herrensaal zurück, wo sich Volker, der kühne Held und Fidelspieler, in allerhand Scherzreden („gämeliehen sprüchen“) ergeht. Die Unterhaltung nimmt jedoch bald eine ernste Wendung, indem an das Lob, welches der galante Spielmann der schönen Tochter

68) Den Gast mit einem Kuß zu bewillkommen, war eine allgemeine fränkische Sitte. Als Gawan auf der Burg Schamfanzen einsprach, erhielt er von der Prinzessin Antikonie den Willkommenskuß. Parzival, 103, 13. In dem Gedicht „Der blöze ritter“ (Gesammtabenteuer, III, 129) heißt es:

Ouch was der wirt des gastes vrô.
Daz liez er in wol schouwen:
Sin tohter und sin vrouwen
Hiez er in kussen ze hant.

Rüdeger's zollt, Hagen seinerseits mit diplomatischer Klugheit den Vorschlag knüpft, Herr Giselher solle die junge Markgräfin freien. Sofort wird die Werbung förmlich angebracht und von dem Markgrafen und seiner Gemahlin wohl aufgenommen. Mitgift und Morgengabe wird zwischen den beiden Parteien festgesetzt. Dann heißt man die minnigliche Jungfrau herbeikommen, die ganze Versammlung bildet einen Kreis und mitten in demselben stehen die zu Verlobenden einander gegenüber. Nun fragt man die wonnigliche Magd, ob sie den Helden nehmen wolle, und da sie verschämt schweigt, raunt ihr der Vater zu, sie solle getrost und freudig Ja sagen, worauf Giselher die Braut zärtlich in seine Arme schließt. Am vierten Morgen darauf, als die Gäste ihre Weiterfahrt gen Ungarn antreten, erfahren sie noch so recht ihres Wirthes Freigebigkeit („milte"). Rüdeger spendet nämlich, wie die höfische Gastlichkeit es wollte, an die Abziehenden reiche Geschenke. So gibt er dem Gunther einen Waffenrock, dem Gernot ein bewährtes Schwert. Die Markgräfin beschenkt den Hagen mit einem Schild, ihre Töchter den Dankwart mit einem Staatskleid. Der wohlgezogene Volker kommt nun mit seiner Fidel herbei, stellt sich vor die Markgräfin, singt ihr ein Lied zum Abschied und begleitet die Melodie mit süßen Geigentönen. Die Dame aber heißt eine Lade bringen, nimmt daraus sechs Goldringe und steckt dieselben zum Dank dem Sänger an die Hand [69]).

Da im Vorstehenden einer höfischen Verlobung erwähnt worden, so mag sich gerade noch die Schilderung einer höfischen Vermählung anschließen, wie Heinrich's von Freiberg Fortsetzung des Tristan sie gibt. Es ist die Vermählung Tristan's mit der weißhändigen Isold, der Tochter des Herzogs Jovelin von Arundel. Sie fand vier Wochen nach geschehenem Verlöbniß

69) Nibelungen, Ausg. v. Lachm. Str. 1390 fg., A. v. Holtzmann, Str. 1690 fg., A. v. Zarncke, S. 252 fg.

ſtatt und begann die eigentliche Feier zur Veſperzeit bei ſinkender Sonne. Da wurden in dem Palas, d. h. in dem großen Saal der Herzogsburg, die Tafeln zum Feſtmahl gerichtet und geſchmückt, und nachdem zuerſt der Braut, dann den Gäſten nach ihrem Range das Handwaſſer gereicht worden, hob das Bankett an, wobei auserleſener Wein aus goldenen Schalen getrunken wurde. Nach geſättigter Eß- und Trinkluſt wurden die Tiſche fortgerückt und die Spielleute begannen zum Tanz aufzugeigen. Triſtan nahm Iſold bei der Hand, um ſie zum Tanze zu führen, und Herren und Damen thaten es dem Brautpaar nach. Man hat ſich die Bewegungen der Tanzenden als ſachte und etwas ſteife vorzuſtellen, weil die langnachwallenden Oberkleider („swanz", „swänzelin") der Damen ein raſcheres Schreiten und Drehen verboten[70]). Während ſie nun, fährt unſer Dichter fort, fröhlich tanzten und „in Freuden herum ſchwanzten", trat ein Biſchof in den Saal, mit ſeinem prieſterlichen Ornat angethan. Der Tanz ruhte, die Gäſte ſtellten ſich in einen Kreis und die Braut wurde durch ihren Vater und ihren Bruder mitten in den Ring geführt. Der Bräutigam trat ihr zur Seite und der Biſchof gab das Paar zuſammen[71]), wobei Triſtan und Iſold das Gelübde der Treue tauſchten und die Ringe wechſelten. Darauf wurden die Kerzen angezündet und ging der Weinbecher in der Runde. Aber bald zeigte man dem Bräutigam an, daß es Zeit ſei, nach der Brautkammer zu gehen, und als er ſich daſelbſt zu Bette gelegt, wurde die Braut von ihrer Mutter und einer ganzen Schaar von Frauen zu ihm geleitet. Die Herzogin legte ihre Tochter dem Bräutigam in die Arme, ſprach Segensworte, in

70) . . . . . Manik richlich swanz
Von schoenen frouwen wart gesehen
An dem tanze.

71) Der bischof im ze rehter è
Gap Isoten die maget
Und gap in ir.

welche die Frauen einſtimmten, und dann ließ man das Paar allein[72]).

Werfen wir noch einen Rückblick auf die fraulichen Pflichten gegen Gäſte, ſo ſtoßen wir auf Einzelnheiten, welche nach heutigen Begriffen wunderlich oder gar bedenklich waren. Der Gaſt wurde von der Frau oder Tochter des Hauſes in eine Kemenate geführt, wo ſie ihm das Reiſegewand, d. h. die Rüſtung abnahm und ihm ein friſches Kleid reichte, worin er ſich's bequem machen konnte. Bei Tiſche ſetzte ſich die Dame, welcher die Repräſentation des Hauſes oblag, neben ihn, legte ihm die Speiſen vor und kredenzte ihm den Becher[73]). Aber damit nicht genug. Die Damen begleiteten den Gaſt auch in die Badſtube und Schlafkammer, welche etwas ſeltſame Art von „Moralitas" Wolfram im Parzival hübſch ausgemalt hat. Als der junge Held in Gurnemans' Burg übernachtet hat, wird ihm am Morgen ein Bad bereitet, und während er in der Kufe ſitzt, kommen die Burgfräulein herein und ſtreicheln mit „blanken linden Händen" den Leib des Jünglings, welcher in ſeiner Unerfahrenheit dieſe gaſtfreundlichen Manipulationen ziemlich verdutzt hinnimmt. Die Mädchen reichen ihm dann ein Laken zum Abtrocknen, aber er iſt zu ſchamhaft, das vor ihren Augen zu thun, und ſo müſſen ſich die Jungfrauen, wenn auch ungern und zögernd, zum Weggehen entſchließen. Gawan kehrt auf einem ſeiner Züge bei dem ritterlichen Fährmann Plippalinot ein und wird von dieſem und ſeiner Tochter Bene auf's Beſte bewirthet. Zuletzt geleitet der Wirth den Gaſt in das Schlafgemach und läßt ihn dort mit der Magd, d. i. mit ſeiner jungfräulichen Tochter allein. Mit den Worten: „Hätt' er mehr von ihr begehrt, ſie hätt' es ihm vielleicht gewährt" — deutet der Dichter ſchalkhaft an, daß eine

---

72) Hagen's Ausg. d. Triſtan, II. 13 fg.

73) Parzival, 33, 10 fg. 549, 7 fg. Hartmann's Iwein, Ausg. von Benecke, 313 fg.

ſo weit gehende Gaſtlichkeit nicht immer gefahrlos war. Am Morgen darauf ſchleicht ſich die Jungfrau in aller Frühe wieder zu dem ſchlafenden Gaſt, um ihm beim Erwachen ihre Dienſte anzubieten[74]). Haben wir in ſolcher Naivetät vielleicht den Nachhall einer noch größeren älteren zu erkennen? Von einer Naivetät, welche, ſo wir einem Autor, welcher in den drei erſten Dezennien des 16. Jahrhunderts ſchrieb, glauben dürfen, noch zu ſeiner Zeit in einem deutſchen Reichsland daheim war[75]). Aus Frankreich iſt uns bezeugt, daß dort die weibliche Bedienung der Gäſte in ihren Schlafzimmern einen ſehr weitgehenden Sinn hatte, und, Alles in Allem betrachtet, dürfte anzunehmen ſein, daß mit anderen Spezialitäten der ritterlichen Courtoiſie auch dieſe da und dort in Deutſchland Eingang gefunden[76]).

Bei einem Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern, wie er im Vorſtehenden geſchildert worden, läßt ſich leicht errathen, daß die höfiſche Minne eine keineswegs ſo durchweg idealiſche ſein konnte, wie Unkenntniß oder parteiiſche Romantik ſie darſtellen möchten. Der Frauendienſt hatte allerdings eine idealiſche Seite — in der Theorie, in der Praxis dagegen war er auf ſo reale Ziele gerichtet, daß es mehr nur eine Ausnahme als die Regel war, wenn er jungfräuliche Zucht oder eheliche Treue ge-

74) Parzival, 466, 20 fg. 332, 25 fg. 333, 26 fg.

75) Es iſt in dem Niderlandt auch der bruch, ſo [illegible] wort ein lieben gaſt hat, daz er [illegible] ſyn frow zulegt uff guten glouben. Murner in der „Geuchmatt."

76) Ein franzöſiſches Rittergedicht erzählt, ein Ritter ſei in einem Grafenſchloß eingekehrt, und fährt dann fort: Der höfiſchen Gräfin war es angenehm, einen ſolchen Gaſt bei ſich zu ſehen. Sie ließ ihm daher eine große Gans zubereiten und ein koſtbares Bett in ein Zimmer ſetzen, worin man gut ruhte. Als die Gräfin ſchlafen ging, rief ſie das ſchönſte und artigſte von ihren Mädchen zu ſich und ſagte ihm heimlich: Liebes Kind, gehe jetzt hin, lege dich zu dieſem Ritter ins Bett und bediene ihn, wie ſich's gebührt. Ich thäte es gerne ſelber, wenn ich es nicht aus Schamhaftigkeit unterließe, und zwar um des Grafen, meines Herrn, willen, welcher noch nicht eingeſchlafen iſt. St. Palaye a. a. O. II. 270.

wissenhaft berücksichtigte. Die ganze ritterliche Liebeskunst, wie sie von den Provençalen ausgebildet worden und auch in Deutschland geübt wurde, lief am Ende doch auf den geschlechtlichen Genuß hinaus und der ritterliche Liebhaber betete in der Geliebten eine Göttin nur deßhalb an, um in ihr das Weib zu genießen. Mochten die Formen des höfischen Liebesverkehrs in noch so spirituell-romantischen Farben schillern, der Zweck war und blieb ein sehr materieller. Mochte sich der höfisch gebarende Ritter noch so sehr den Launen und Grillen seiner „Herrin" fügen, immer hatte er doch die Auszahlung des „Minnesoldes" im Auge und stand nicht an, bei Gelegenheit sehr nachdrücklich auf Entrichtung desselben, auf den „süssen umbevank" zu dringen. Das Schlimmste dabei war, daß die französisch-frivole Meinung, die Ehe dürfe in keinem Falle ein Hinderniß der freien Liebe sein, auch in der höfischen Welt Deutschlands bedeutender Geltung sich erfreute. Und die Frauen? Theilten auch sie die mehr oder weniger leichtfertigen Ansichten, welche die Männer aus dem Codex der höfischen Liebeskunst schöpften? Leider muß diese Frage bejaht werden, wenigstens in Betreff einer großen Zahl, wenn nicht der Mehrzahl. Hatte doch schon ein Dichter des 12. Jahrhunderts Veranlassung, zu klagen, daß die Keuschheit von den Frauen gewichen sei und daß diese wenig Ursache hätten, die Ritter um ihrer Zuchtlosigkeit willen zu tadeln [77]).

---

77) Heinrich in der „Rede von des Leres Gedugede" (Erinnerung), mitgeth. in Gödeke's „Mittelalter", S. 87: —

Die phaffen die sint geitic,
Die gebour die sint neitic,
Die choufliut habent triwen nicht.
Der weibe chiusche ist entwicht,
Frouwen unt riter
Dine durfen nimmer gefristen
Weder ir leben bezzer si.

Wie noch heute, ſpielten auch vor Alters in Liebesſachen die Liebesbriefe eine große Rolle und es ſind zahlreiche Proben von ſolchen „Büchlein“ auf uns gekommen, in welchen das alte und ewigjunge Thema von der Minne Luſt und Leid in allen Tonarten variirt iſt[78]). Andere Zeugniſſe reden von einer ſinnigen Farbenſymbolik, welche der deutſche Minnedienſt ausbildete. Ein recht höfiſcher Mann wollte ſchon durch die vorherrſchende Färbung ſeines Anzugs aller Welt kundgeben, wie es mit ſeinen Herzensangelegenheiten beſtellt ſei. Trug er ſich grün, ſo bedeutete das, daß ſein Herz frei vom Zwange der Minne. Hatte er ein blaues Kleid an, ſo ſollte das die Stätigkeit ſeiner Neigung anzeigen. Roth bedeutete, daß er in voller Liebesglut brenne; Weiß, daß ihm die Geliebte Hoffnung auf Erhörung gemacht; Gelb, daß die Hoffnung erfüllt und das „minnigliche Gold des Minneſoldes“ vollwichtig ihm bezahlt worden ſei[79]). Gewöhnlicher aber war, daß der Liebhaber die Farbe ſeiner Erwählten trug, denn er war ja ihr Minnedienſtmann und ſtand zu ſeiner Herrin in demſelben Verhältniß wie der Vaſall zu ſeinem Lehensherrn. Die Geminnte gab ihrem Minner ein Liebespfand, einen Gürtel oder Schleier, ein Gebende oder auch einen Aermel von ihrem Kleide; dieſes Pfand befeſtigte er auf ſeinen Helm oder Schild und groß war der Stolz der Dame, wenn er es ihr recht zerhauen oder zerſtochen aus dem Kampfe zurückbrachte. So hatte Gawan einen Aermel der ſchönen Obilot auf ſeinem Schilde befeſtigt.

78) Eine artige Sammlung höfiſcher Liebesbriefe ſ. bei Laßberg. „Liederſaal“, I. 3—109.

79) S. d. Gedicht „Von den Farben“, Liederſaal, I. 133 fg. Die Dame, welche ſich hier die Farbenſymbolik auslegen läßt, meint mit Recht, es ſei ſchändlich, wenn ein Ritter ſich gelb kleide: —

Sy sprach: dem sitten trag' ich hasz; er solt ez wol verswigen baz,
Wan ain minnikliches wib ir zarten minniklichen lib
Ir diener git für aigen; daz solt er nieman zaigen,
Er solt ez jn sins hertzen grunt tragen, daz ez nymer würd kunt
Weder manen noch wiben.

und als er ihr denſelben durchſtochen und durchſchlagen wieder brachte, „da ward des Mägdleins Freude groß; ihr blanker Arm war noch bloß, darüber ſchob ſie ihn zuhand“ [80]). Liebende tauſchten auch gegenſeitig ihre Hemden, namentlich liebende Eheleute. So Gahmuret und Herzeleid. Wenn der König zum Turnier oder zur Schlacht zog, trug er über ſeinem Halsberg immer ein Hemd, welches ſeine Frau zuvor angehabt. Kehrte er zurück, ſo trug Herzeleid die durchſtochenen Hemden wieder „auf bloßer Haut.“ Als Gahmuret erſchlagen worden, legte die Königin das zerfetzte blutige Hemd des Todten an, zu liebevollem Gedenken [81]).

Es iſt lehrreich, mitanzuſehen, wie ſehr in der beſten Zeit des Mittelalters das geſchlechtliche Verhältniß zwiſchen Naivetät und Raffinement ſchwankte. Den Maaßſtab hausbackener Moral darf man freilich da nicht anlegen. Wenn im Titurel des Albrecht von Scharfenberg (?) die junge Sigune dem geliebten Schionatulander den Anblick ihrer bülleloſen Schönheit gönnt, um ihn dadurch gleichſam gegen den Liebreiz anderer Frauen zu feien, ſo können wir das naiv, poetiſch, ſogar erhaben finden. Ganz eigen muthet es uns jedoch an, wenn wir im Parzival die jungfräuliche Königin Kondwiramur auf ihrem nächtlichen Schleichgang nach der Schlafkemenate ihres Gaſtes begleiten. Von Minne iſt da zwar zunächſt keine Rede: die königliche Jungfrau denkt nicht an „ſolcher Luſt Gewinn, die aus Mädchen Frauen macht unverſehns in Einer Nacht“, ſondern ſie will den ſchlafenden Parzival anflehen, ihr ein Helfer gegen die ſie bedrängenden Feinde zu werden. So ſchleicht ſie denn, angethan mit „einem Hemd von weißer Seide“, in die Kammer des Jünglings, kniet an ſeinem Bette nieder und erweckt ihn durch ihr Schluchzen. Als er ſie knieen ſieht,

80) Parzival. 390, 20 fg.
81) Parzival. 101, 9 fg. 111, 14 fg.

bittet er sie, doch lieber neben ihm Platz zu nehmen. Worauf sie: „Wollt Ihr Euch selber ehren und mir solche Zucht bewähren, daß Ihr nicht rührt an meine Glieder, so leg' ich hier bei Euch mich nieder." Er gelobt ihr den verlangten „Frieden" und „da barg sie in das Bette sich", wo sie bis zum Morgenroth verweilte[82]). Wir wollen indessen auch dieses Abenteuer für das nehmen, für was es der Erzähler gibt, für eine pure Naivetät; aber in die Kategorie erotischen Raffinements gehören sicher jene „Probenächte", welche der höfische und, wie wir später sehen werden, auch der dörfliche Minnedienst kannte. Die Geliebte gewährte dem Liebhaber eine Nacht in ihren Armen, unter der Bedingung, daß es zwischen ihnen nicht weiter kommen sollte als bis zum Kuß. Gegenüber dem Zweifel, ob das eine Möglichkeit sei, behauptet Hartmann von Aue, ein biderber Mann könne sich alles dessen enthalten, wessen er sich enthalten wolle; aber er fühlt sich doch gedrungen, beizufügen, solcher Männer gebe es nicht viele[83]).

Daß es Damen gegeben, welche die Leistung und Haltung des erwähnten Gelübdes forderten, wird glaublich, wenn man die an's Unglaubliche streifenden Launen ansieht, welchen manche höfische Schöne ihren Anbeter zinsbar machte, in einem Grade, daß derselbe, wie sich der Minnesänger Steinmar ausdrückt, aus einem Minner zu einem Märtyrer wurde. Ein solcher war jener Ulrich von Lichtenstein, geboren um 1200 in der Steiermark, den ich anderwärts als den deutschen Don Quijote charakterisirt habe[84]). Ja, Spanien hat einen Don Quijote gedichtet, aber

82) Parzival, 192, 3 flg.

83) . . . . . Ein biderbe man
Sich allez dez enthalten kan,
Dez er sich enthalten wil —
Weiz got, dern ist aber niht vil.
Iwein, 6373 flg.

84) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 2. Aufl. S. 109 flg.

Deutſchland hat wirklich einen gehabt und noch dazu einen, welcher uns ſeine blanke Narrheit ſelber mit einer Treuherzigkeit beſchrieb, welche rührend wäre, wenn wir nur darob das Lachen verhalten könnten[83]). Von Knabenalter an war Herrn Ulrich's Sinn auf Frauendienſt geſtellt und als Jüngling wählt er eine hochgeborene und, wohlverſtanden, verheiratete Dame zu ſeiner Herrin, in deren Dienſt er ſeinen ritterlichen Wahnſinn ſo recht mit Methode treibt. Der Umſtand, daß er ſich zwiſchenhinein ſelber verheiratet, iſt ſeinen Narretheien gar nicht hinderlich. Er trinkt mit Wolluſt das Waſſer, womit die Herrin ſich gewaſchen; er läßt ſich ſeine doppelwulſtige Unterlippe operiren, weil die Herrin meint, dieſelbe ſei wenig zum Küſſen einladend; er läßt ſich einen beim Lanzenrennen ſteifgewordenen Finger abſchlagen und ſendet denſelben der Herrin, zum Beweis, was Alles er um ſie zu dulden vermöge. Er fährt, als Frau Venus maskirt, durch die Lande und turniert in dieſem Aufzug zu Ehren der Herrin; er miſcht ſich auf ihr Gebot unter die Ausſätzigen und ißt mit ihnen aus einer Schüſſel. Aber ſeine klar ausgeſprochene Abſicht bei allen dieſen Ueberſchwänglichkeiten iſt doch, der Herrin „beizuliegen." Sie läßt ſich nach mancherlei peinlichen Weiterungen endlich herbei, dieſe ſeine Abſicht in Erfüllung zu bringen und ihm den Minnelohn zu bewilligen. Er gelangt glücklich in ihre Kemenate und das Lager iſt gerüſtet. Aber die Dame hat es, wie überhaupt, auch jetzt wieder nur auf eine derbe Foppere abgeſehen, bei welcher das arme „Minnerlein" ums Haar den Hals bricht. Doch ſelbſt dieſes ſchmähliche Abenteuer curirt den Ritter nicht von ſeiner Minnetollheit. Das Merkwürdigſte bei Alledem iſt, daß Ulrich's rechtmäßige Frau, derweil ihr Eheherr um ſeiner Geliebten willen ritterlich im Lande um-

83) Der vrowen dienest Ulrich's von Lichtenstein, mit Anmerkungen Th. v. Karajan herausgeb. v. Lachmann 1841. Minnesinger, II, 32 fg. IV, 321 fg.

berſpectakelt, nebendraußen auf ſeiner Burg ſitzt und daß von ihr nur die Rede, wenn er ganz abgehetzt und zerſchlagen heimkehrt, um ſich von ihr pflegen zu laſſen. Dieſe Geſchichte zeigt, ſcheint mir, hinlänglich, daß der ritterliche Frauendienſt als ein wahrer Krebsſchaden das Familienleben und die häusliche Zucht und Sitte zerfraß. Es iſt wahr, Ulrich's Herrin, d. i. Geliebte, bewahrte ihrem Gemahl die Treue, aber ihre Weiblichkeit erſcheint deſſenungeachtet in einem wenig löblichen Lichte. Denn Leidenſchaft wäre noch eher zu entſchuldigen als dieſes kokette und mitunter geradezu grauſame Spiel mit dem Gatten einer anderen Frau.

Im Uebrigen waren die höfiſchen Damen durchſchnittlich keineswegs ſo ſpröde wie Ulrich's Herrin. Der Zeugniſſe vom ſchrankenloſen Walten buhleriſcher Neigungen gibt es eine Fülle. Man lauſche nur auf die zahlreichen ſogenannten „Tagelieder" der Minneſänger. Die ſtets wiederkehrende Situation dieſer Lieder, welche zu den poetiſch ſchönſten Producten unſerer mittelhochdeutſchen Lyrik gehören, iſt, daß nach durchſchwelgten Liebesnächten die Geliebte den Liebhaber beim Morgengrauen weckt, damit er ſich heimlich davonmache[86]). Man betrachte auch die mittelhochdeutſche Epik und Novelliſtik. Die Prinzeſſin Blanſcheflur ſchleicht zu Riwalin in die Kammer und gibt dem Geliebten ihr Magdthum preis[87]). Gawan hat kaum die Burg Schamfanzen betreten, als er der jungfräulichen Antikonie ſchon mit handgreiflichen Liebeserklärungen zuſetzt, und nur eine Störung von außen verhindert, daß ſich das Fräulein ihm ſofort hingibt[88]). In dem Gedicht „das Häſelein" betrügt ein Ritter eine der Minne ganz unkundige junge Schöne um ihre Unſchuld und macht dann mit einer anderen Hochzeit. Beim fröhlichen

86) Minneſ. I. 101, 129, 137, 228, 286, 291, 317; II. 66, 128, 319.
87) Triſtan, S. 33 fg.
88) Parzival, 405, 22.

Mahl erzählt er ſein Abenteuer mit der Betrogenen, woran die Braut nur auszuſetzen weiß, daß das dumme Kind ſeiner Mutter den Schaden gebeichtet habe. „Das war eine große Dummheit. Eia, hat mir doch unſer Kaplan wohl hundert Mal ſo gethan, ohne daß ich mir's einfallen ließ, es meiner Mutter vorzuplaudern“ [89]). In dem Gedicht „der Gürtel“ iſt die Sache noch ſchlimmer, denn hier bricht eine Burgfrau die eheliche Treue nicht aus Liebe, ſondern um ſchnöden Gewinnſtes willen. Ein vorüberziehender Ritter wirbt bei ihr um Minneſpiel, während er in Abweſenheit ihres Gatten bei ihr im Garten ſitzt. Sie weiſ't ihn ab. Er bietet ihr ſeine Windhunde, ſein Roß und endlich ſeinen koſtbaren, mit Edelſteinen beſetzten Gürtel. Dieſem Geſchenk kann ſie nicht widerſtehen: „Diu vrouwe nider seik und der ritter nach neik, vil rosen uz dem grase gienk, do liep mit armen liep enpfienk, und do daz spil ergangen was, do lachten bluomen unde gras“ [90]). In denſelben Gedicht wird auch ſehr deutlich auf im Schwange gehende widernatürliche Laſter hingewieſen. Die Beiſpiele von fraulicher Frivolität und Zuchtloſigkeit im höfiſchen Liebesverkehr ließen ſich ſehr leicht häufen und von dem ungenirten, um nicht zu ſagen frechen Ton, welcher in der ritterlichen Geſellſchaft heimiſch geweſen ſein muß, zeugt auch die Unbefangenheit, womit unſere mittelhochdeutſchen Dichter den Frauen lüſterne Wünſche in den Mund legen. Allerdings fehlt es auch nicht an Zeugniſſen für das Vorhandenſein edler Weiblichkeit, reiner Sitte und ſtandhafter Treue; aber ſie bilden die Minderheit. Das rührendſte von allen dürfte das Gedicht „Frauenliebe“ bieten. Ein wackerer Ritter hatte eine ſehr ſchöne Frau, welche ihn herzlich liebte, obgleich er unſchön von Geſtalt war. Bei einem Turnier wird ihm ein Auge ausgeſtoßen und er fürchtet, dieſe Entſtellung

89) Geſammtabenteuer, II, 3 fg.
90) Geſammtabenteuer, I, 433 fg.

möchte ihn um die Liebe ſeiner Gattin bringen, weßwegen er ſich nicht vor ihr ſehen laſſen und nach dem heiligen Land fahren will. Sie aber, um ihn zurückzuhalten und ihm ſeinen Zweifel zu benehmen, entſchließt ſich kurzweg, ſich ihm gleichzuſtellen, indem ſie ſich mittelſt einer Scheere ebenfalls ein Auge ausſticht[91]). Man thäte übrigens den Frauen ein Unrecht an, wollte man ihnen den größeren Theil der ſittlichen Verſchuldungen des höfiſchen Lebens aufbürden. Sie folgten eben auch dem Zuge der Zeit, deren Roſen von Anfang an den Wurm in ſich trugen. Und dann gaben ja die Männer den Frauen ein Beiſpiel von Unſitte, Rohheit und Liederlichkeit, welches nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Schon im 13. Jahrhundert, ſagt ein alter Chroniſt von dem Adel im Elſaß, galten die Ausſchweifungen in der Buhlerei für keine Sünde mehr[92]). Zur ſelben Zeit rühmte ſich ein Minneſänger, alle Schürzen ſeien gleich vor ſeinen Augen und er laufe allen Weibern nach, großen und kleinen, jungen und alten, klugen und einfältigen, blonden, braunen und ſchwarzen[93]). Kein Wunder, daß in einer ſo verwilderten Männerwelt ein Humpen Wein höher gewerthet wurde als ein Weib[94]).

Jede Zeit hat ihre grellen Contraſte, aber kaum dürften ſich dieſelben jemals offener dargeſtellt haben als im Mittelalter,

91) Liederſaal, I, 161 fg. Geſammtabenteuer, I, 249 fg.

92) Mitgeth. v. Stöber i. d. Zeitſchr. f. deutſche Kulturgeſch. 1858. S. 762.

93) Ich acht itt uff ain klainen ſchaden,
Hett ich in ainem tunklen gaden
Ain brun, ain blaich, ain swartz bi mir, u. ſ. w. Liederſaal, II, 165 fg.

94) Nu vült uns wol den maser!
Ein affe, ein narre was er.
Der ie gesente sinen lip
Vür guoten win umb ein wip. Helmbrecht, Geſammtabent. III, 979.

wo, wie die verſchiedenen Stände, ſo auch die gegenſätzlichſten Lebensrichtungen viel unvermittelter neben einander ſtanden als heute. Da tobte und raſ'te eine kraftſtrotzende Weltluſt in zuchtloſen Orgien, dort kehrte eine bis zur Krankhaftigkeit geſteigerte Himmelsſehnſucht das ſchwärmeriſche Auge von allem Irdiſchen ab. Während im 13. und 14. Jahrhundert mancher deutſche Dynaſt ſeine Burg zu einem türkiſchen Harem machte [95]), ließen ſich von höfiſchen Damen derſelben Zeit Züge erzählen, welche darthun, daß ſie die Liebeskunſt nicht weniger ſinnreich und ſkrupelfrei betrieben als jene berüchtigte Königin des 15. Jahrhunderts, Johanna II. von Neapel [96]). Aber neben ſolchen Künſtlerinnen

---

95) So z. B. ein Herr von Berneck, welcher ſich ein Dutzend hubſcher Hausmädchen hielt, zur Erleichterung ſeiner Wittwerſchaft, wie er ſagte. Vgl. Raumer, Geſch. d. Hohenſtaufen, VI, 180.

96) Von ihr erzählt Brantome, wie ſinnreich ſie es anzuſtellen wußte, einem ihrer zahlloſen Liebhaber ihre Gefühle ohne Worte zu erklären. Elle ayma sur tous ses amoureux Caraciol. Aussi le fit-elle grand et son grand Sénescehal. Au commencement de sa jeunesse, encore qu'il fust bien Gentil-Homme, parce qu'il estoit pauvre, il se meola de la plume et estoit fils d'un appellé Caraciolo. Le feu Prince de Melfe estoit venu de cet estoc, comme l'on m'a dit à Naples. La premiere occasion qu'eut jamais la Reyne de luy faire entendre qu'elle l'aimoit, fut qu'il craignoit fort les souris. Un jour qu'il joüoit aux eschets en la garderobe de la Reyne, elle-mesme luy fit mettre une souris devant luy; et luy, de peur, courant deçà delà et heurtant et puis l'un et puis l'autre, s'enfuit à la porte de la chambre de la Reyne et vint choir sur elle; et ainsi, par ce moyen, la Reyne luy descouvrit son amour et eurent tost fait leurs affaires ensemble. Oeuvres du Seigneur de Br. Londres 1779, II, 366. Die ritterliche Galanterie hatte überhaupt auf Italien ſo ſittenverderblich eingewirkt als nur auf irgend ein anderes Land. Der derbe Dante nennt in ſeiner Kraftſprache Italien das B . . . . . der Völker: —

Ahi serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello! Purgat. VI, 78.

in Sachen des Genuſſes ſtehen wieder Frauen, deren entſagungsvolle Tugend ans Uebermenſchliche ſtreift. Auf derſelben Wartburg, wo zu Anfang des 13. Jahrhunderts höfiſche Sitte und Liederkunſt glänzende Feſte gefeiert hatte, lebte kurz darauf jene Landgräfin Eliſabeth, welche nach ihrem Tode von der Kirche

An einer andern Stelle (Purgat. XXIII, 94—100) ſagt er, ſelbſt die Frauen der verrufenen Landſchaft Barbagia auf Sardinien, wo Männer und Weiber faſt nackt gingen und zügelloſen Sitten huldigten, ſeien züchtiger als die üppigen Florentinerinnen, gegen deren ſchamloſe Tracht geſetzlich eingeſchritten werden ſollte: —

Tempo futuro m'è già nel cospetto,
Cui non sarà quest'ora molto antica,
Nel qual sarà in pergamo interdetto
Alle sfacciate donne Fiorentine
L'andar mostrando con le poppe il petto.

Da gerade von Italien die Rede iſt, ſo mögen zur Vergleichung mit dem deutſchmittelalterlichen weiblichen Schönheitsideal, wie wir es durch unſere höfiſchen Dichter aufſtellen ſahen, die Strophen hier ſtehen, in welchen zu Anfang des 16. Jahrhunderts Arioſto eine der Heldinnen ſeines großen Gedichts ſchilderte, die Alcina (Raſender Roland, VII, 11 fg. Ueberſ. v. Streckfuß): —

Von höherm Reiz iſt die Geſtalt umfangen
Als je erſann des Malers Kunſt und Fleiß.
Die langen blonden Lockenhaare prangen
Und rauben ſelbſt dem Gold des Glanzes Preis.
Verbreitet iſt auf ihren zarten Wangen
Der Roſe Glut, vermiſcht mit Lilienweiß.
Die hohe Stirn, von Elfenbein gedrehet,
Iſt nicht zu wenig, nicht zu viel erhöhet.

Man ſiehet unter ſchwarzen feinen Bögen
Zwei ſchwarze Augen, ja zwei Sonnen ſteh'n,
Holdreich im Blicken, ſparſam im Bewegen,
Um ſie her kann man Amor flattern ſeh'n.
Hier prüft er ſcherzend jedes Pfeils Vermögen,
Und ſiehſt du ihn, doch kannſt du nicht entgeh'n.
Die Naſe mitten durch das Antlitz ſteiget
So ſchön vermieden, daß der Neid auch ſchweiget.

heilig geſprochen wurde. Sie war eine jener fraulichen Blumenſeelen, die ſo voll ſind vom Thau des Himmels, daß für irdiſche Leidenſchaften und Wünſche kein Platz darin iſt. Eine Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, wurde ſie im J. 1218 mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählt, nach deſſen

---

Und drunter, zwiſchen zweien Grübchen, bebet
Der Mund, dem Purpur ewig friſch entſtrömt,
Wo ihr zwei Reihen gleicher Perlen lebet,
Die ſich die Lippe öffnet und verſchließt,
Woraus hervor die beide Rede gebet,
Bei der vor Luſt das roh'ſte Herz zerfließt.
Dort bildet ſich das Lächeln, das der Erde
Nach Willkür beut, daß ſie zum Himmel werde.

Schnee iſt der Hals, der Buſen Milch, gerundet
Der ſchöne Hals, der Buſen voll und breit,
Und wie das Meer nun anwogt und verſchwindet,
Wenn linder Hauch der Wellen Spiel erneut,
So wogt das Beckenpaar — das Auge gründet,
Was noch verhüllet wird von dichtem Kleid,
Nicht Argus Blick: doch Jeglicher erachtet,
Es ſei ſo ſchön, als was man ſchon betrachtet.

Den ſchönen Arm, von rechtem Maaße, endet
Die weiße Hand, von Elfenbein gedrehet,
Länglich und ſchmal, an der, wie ſie ſich wendet,
Hervor kein Knöchel, keine Ader ſteht.
Der kurze, runde, nette Fuß vollendet
Die herrliche Geſtalt voll Majeſtät;
Es malet durch der Schleier dichte Hülle
Hervor der reichen Gnadenreize Fülle.

Es iſt ſehr beachtenswerth, daß, wie in dieſem von Arioſt entworfenen Frauenporträt, ſo bei den mittelalterlichen Dichtern überhaupt, auch bei unſern deutſchen, der Hauptaccent vorwiegend auf die leiblichen Reize der Frauen gelegt wird. Faſt alle derartigen Schilderungen ſind rein materiell. Von der ſeeliſchen Schönheit, die ſich in den Augen ausprägt, iſt kaum die Rede. Dieſe alten Romantiker waren viel ſinnlicher als die neueren uns glauben machen möchten.

Hingang ſie von Seiten ihrer Schwäger die roheſte Behandlung zu befahren hatte. Ueberhaupt ſchuf ihr die Gemeinheit und Undankbarkeit der Menſchen viele Leiden und überdies quälte ihr Beichtvater, der Marburger Mönch Konrad, ein Fanatiker, der nur dadurch, daß ihn ein [illegible]ar Stegreifritter i. J. 1233 todtſchlugen, verhindert wurde, die Inquiſition in Deutſchland einzuführen, die fromme Frau mit ſeiner finſteren und unduldſamen Asketik. Die Armen und Elenden zu ſchützen, zu ſpeiſen und zu pflegen hat ſie als ihre Lebensaufgabe betrachtet. Sie nahm und erfüllte die Pflichten chriſtlicher Milde im ſtrengſten Sinne und begnügte ſich daher nicht, Hoſpitäler zu ſtiften, ſondern pflegte mit eigenen Händen die Miſelſüchtigen (Ausſätzigen), welche damals fernab von bewohnten Stätten in die Einöden verwieſen wurden. Erſt vierundzwanzigjährig, ſtarb ſie 1231, nachdem ſie den Heiratsantrag, welchen Kaiſer Friedrich II. an die Verwittwete gerichtet, abgelehnt und in den letzten Lebensjahren ihren Unterhalt durch Wolleſpinnen erworben hatte. Die dankbare Volksſage hat Eliſabeth's Geſtalt mit dem roſigen Schimmer des Mythen- und Märchenhaften umwoben; aber auch die Geſchichte iſt berechtigt, zu ſagen, daß die fromme Landgräfin wie ein hülfreicher Engel durch ihre Zeit gegangen ſei.

Fünftes Kapitel.

Bürgerin und Bäuerin.

Das Städteweſen. — Patriziſche und plebeiſche Kreiſe. — Die Höfe oder Geſchlechter. — Städtiſche Zeitvertreibe oder „Fröhlichkeiten.“ — Ein phantaſtiſches Turnier. — Eine Serenade. — Kaiſer Sigismund und die Straßburgerinnen. — Eine Würzburger Novelle. — Wiener Sittenzuſtände im 15. Jahrhundert. — Die Frauen und die mittelalterliche Strafrechtspflege. — Augsburger und Frankfurter Hochzeiten. — Das bäuerliche Frauenleben. — Bedenkliche Idyllien. — Eine ſüddeutſche Bauernhochzeit.

Die Entwicklung des deutſchen Städteweſens nahm dieſen Gang: zuerſt bildeten nur die Abkömmlinge der erſten ſtädtiſchen Anſiedler, der königlichen Miniſterialen oder biſchöflichen Vaſallen, die ritterbürtigen Altburger oder Burgenſen, die ſtädtiſche Gemeinde oder Burgerſchaft[97]). Sie hießen Stadtjunker oder von ihrer ritterlichen Waffe, der Gleve (Lanze), Glevener oder ſchlechtweg „Geſchlechter“, d. i. adeligen Geſchlechtern Entſproſſene; erſt ſpäter wurde der altrömiſche Name Patrizier auf

97) Das Wort Burger oder Bürger wurde bekanntlich zuerſt im 4. Jahrhundert durch den gotiſchen Biſchof Ulfilas (Wölfle), deſſen Bibelüberſetzung das älteſte germaniſche Schriftdenkmal iſt, in unſere Sprache eingeführt, indem er das griechiſche κολυψις mit Baurgja (d. i. der ſich Bergende, Geborgene) überſetzte. Das Wort „Stadt“ wurde erſt durch den St. Galler Mönch Notker Labeo (ſt. 1022) aufgebracht.

ſie übergetragen. Die übrigen Stadtbewohner, gleichviel ob ſie von gemeinfreien Bauern oder hörigen Ackerknechten und Handwerkern ſtammten, waren Anfangs den Altburgern zinspflichtig, hatten keine politiſchen Rechte und hießen Schutzburger oder Pfahlburger, weil ſie außerhalb der Umpfählung der eigentlichen Stadt wohnten, oder im Gegenſatz zu den Gleveneern Spießburger, weil ſie als Waffe den Spieß führten. Die Städtebewohnerſchaft theilte ſich demnach in Adel und Volk. Im Vorſchritt der Zeit gewann es aber das Volk über den Adel, und zwar weil die Wehrfähigkeit der Städte, was Wucht und Maſſenhaftigkeit betraf, auf den Corporationen oder Zünften oder Gilden der Handwerker beruhte. Die Zünfte erkämpften nach und nach nicht allein die Zulaſſung zum Burgerrecht, zur Mitnutznießung des Gemeindevermögens und zur theilweiſen Amtsfähigkeit, ſondern in den meiſten, weitaus in den meiſten Städten wurde an die Stelle des Geſchlechterregiments das Zunftregiment geſetzt oder, mit anderen Worten, die ariſtokratiſche Verfaſſung, welche ſich nur in ſehr wenigen Städten, wie z. B. in Nürnberg, bis zum Untergang des deutſchen Reiches erhielt, in eine demokratiſche verwandelt. Erſt damit gelangten die deutſchen Städte zu jener induſtriellen, commerciellen und politiſchen Vollkraft, die ſich in den großen Städtebündniſſen manifeſtirte und welche zu charakteriſiren man nur das Wort Hanſa zu nennen braucht.

Allein die politiſche Gleichſtellung der Stadtbürger war weit entfernt, zugleich auch eine ſoziale oder, genauer geſprochen, eine geſellige herbeizuführen, und das ganze Mittelalter hindurch hielten ſich die patriziſchen Kreiſe von den plebeiſchen ſtreng geſchieden. Beide Geſellſchaftskreiſe hatten ihre eigenen Trink- und Tanzſtuben und die patriziſche Ausſchließlichkeit erſtreckte ſich ſogar bis auf die Räume der Kirchen, in deren Mittelſchiffen hölzerne Zellen aufgeſchlagen waren, in welche ſich die Geſchlechterfrauen beim Gottesdienſt einſchloſſen, während ihre

nichtadeligen Mitbürgerinnen auf offenen Bänken saßen [99]). Allerdings hatten auch die Frauen und Töchter der Handwerker ihren Antheil an den mittelalterlichen Festfreuden, welche die deutschen Städte so häufig mit buntem Gewühl und lustigem Gelärm erfüllten. Auch sie hatten ihre „Familienanlässe", ihre Hochzeiten, ihre Wallfahrten, ihre Tänze und Fastnachtslustbarkeiten: aber für gewöhnlich waren sie doch, mit häuslichen Arbeiten und Sorgen beladen, in den krummen, finstern Gassen in die engen, dunkeln Häuser eingeschlossen, welche nur die Unkenntniß für bequem hat ausgeben können, wenn man erwägt, daß noch im 13. Jahrhundert das Baumaterial für gewöhnliche Bürgerhäuser aus Holz, Lehm und Stroh bestand, daß erst sehr allmälig Bruch- und Backsteine an dessen Stelle traten, daß die Häuser nur wenige Fenster hatten, die statt mit Glas mit Papier oder Tuch bezogen waren — noch im 15. Jahrhundert hatten selbst die Rathhäuser in vielen Städten nur Tuchfenster — und daß Rauchfänge und Heizapparate nur sehr langsam aus ihren primitiven Formen zu solchen sich entwickelten, wie sie heutzutage keiner Taglöhnerwohnung fehlen. Der Reichthum der Geschlechter und ihre höhere Bildung ermöglichte und verlangte es freilich, daß die patrizischen Wohnungen („Höfe", „Gesesse") nach Möglichkeit bequem und schön eingerichtet wurden; aber doch gelangten auch die adeligen Stadthäuser erst im späteren Mittelalter zu jenem stattlichen äußeren Ansehen und jener zierlichen und prächtigen inneren Einrichtung, auf welche der Landadel mit neidischen Augen blickte. Jahrhunderte haben

99) Basel im 14. Jahrhundert, S. 11. In dieser vortrefflichen Festschrift hat Fechter S. 3—146 unter dem bescheidenen Titel einer Topographie ein sehr anziehendes Bild vom politischen, häuslichen und geselligen Leben einer deutschen Stadt im Mittelalter gezeichnet. Eine fleißige Zusammenstellung aus Chroniken, Urkunden u. s. w. über das mittelalterliche Stadtleben hat auch Reindl geliefert („Die gute alte Zeit" in Scheible's „Kloster", Bd. VI. S. 641 fg. und S. 1001 fg.).

daran gearbeitet, Nürnberg zu jenem Schatzkästlein mittelalterlicher Architektur zu machen, als welches wir dieſe Stadt noch heute bewundern, und erſt im 14. und mehr noch im 15. und 16. Jahrhundert entſtanden in Augsburg, Ulm, Frankfurt, Mainz, Köln und anderen deutſchen Städten jene ſtolzen Patrizierhöfe, welche der Handelsreichthum ihrer Bewohner mit koſtbarem Getäfel und zierlicher Tapezerei, mit reichem Mobiliar, farbenbunten Teppichen und koſtſpieligen Kunſtgegenſtänden, mit bemalten Glasfenſtern und mit „Treſuren“ ausſchmückte, welche von einer Fülle ſilberner und goldener Geſchirre funkelten. In dieſen Stadthäuſern begann nach den furchtbaren phyſiſchen und moraliſchen Heimſuchungen, von welchen Deutſchland im 13. Jahrhundert betroffen wurde, dem Interregnum, der Peſt („der große Sterbent“ oder „der ſchwarze Tod“), den Geißlerfahrten und Judenſchlächtereien, ein luxuriöſes Leben ſich zu entfalten, welches mit dem an den Fürſtenhöfen wetteiferte oder daſſelbe wohl gar überbot. „Darnach, ſagt die Limburger Chronik, da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenſchlacht ein Ende hatten, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu ſein.“

Dieſes fröhliche Stadtleben war ſchon zur angegebenen Zeit nicht ohne eine ſtarke Beimiſchung von Extravaganz und Raffinement. Die ritterlichen Bräuche ſpielten da häufig in eine Phantaſterei hinüber, welche der eines Ulrich von Lichtenſtein wenig nachgab. So ſtoßen wir in der Geſchichte von Magdeburg auf ein wunderliches Turnier, welches die Geſchlechter dieſer Stadt i. J. 1279 veranſtalteten und wobei alle theatraliſchen Mittel aufgeboten wurden, über welche die Zeit zu verfügen hatte. Die ſeltſamſte dieſer Veranſtaltungen war, daß zum Turnierpreis ein ſchönes Mädchen beſtimmt wurde, wahrſcheinlich ein „lichtes Frömlein“, d. i. eine fahrende Dirne. Um dieſen Preis mühten ſich die Magdeburger, Goslarer, Hildesheimer, Braunſchweiger und Quedlinburger Patrizier im Speergeſteche und ein alter Ratsherr

aus Goslar gewann die Schöne[99]). An Zeitvertreib fehlte es den Städterinnen überhaupt viel weniger als den adeligen Damen auf dem Lande. Täglich gab es Etwas zu ſchauen, zu hören, zu lachen, denn das ganze Volk der „Fahrenden", d. h. alle die Spielleute, Gaukler, Marktſchreier ſuchten und fanden in den Städten die reichſte Weide. Auch waren die Stadtjunker keineswegs weniger galant als die Landjunker, im Gegentheil! Sie gaben ſich alle erdenkliche Mühe, Mädchen und Frauen gegenüber ihre Höflichkeit im vollſten Glanze zu zeigen. Hatten ſie ihren Schönen bei Hochzeiten und Geſchlechtertänzen, bei Schlittenfahrten und Faſtnachtsmummereien gedient, ſo zogen ſie Nachts wohl noch „mit einer Lauten" vor die Kammerfenſter der Angebeteten, um ihnen galante Serenaden zu bringen[100]). Dann

99) Rathmann, Geſch. d. Stadt Magdeburg. II. 143 fg. Hüllmann, Städteweſen, II. 184 fg.

100) Aus einer von Bernhard Rohrbach, einem Mitglied der berühmten adeligen Stubengeſellſchaft zum Limburg in Frankfurt a. M., verfaßten Handſchrift des 15. Jahrhunderts hat Römer Büchner ſo ein Ständchen mitgetheilt (Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1856, S. 62). Wir erfahren daraus, welche gemüthlichen und leiblichen Vorzüge ein Frankfurter von damals an ſeinem Liebchen preiswürdig fand; denn das Ständchen ſagt von der angeſungenen Jungfrau: —

Sie iſt gar ohn Argelift,
An Zucht und Ehren ihr nit gebrift:
Sie iſt auch aller Tugend voll,
Was ſie thut, das ziemt ihr wohl
Sie iſt ſo tugendhaft und fein
Und leucht recht als der Sonnenſchein;
Sie gleicht auch wohl dem hellen Tag,
Kein Menſch ihr Lob ſchön preiſen mag.
Sie hat ein roſenfarben Mund,
Zwei Wängelein fein zu aller Stund:
Sie hat ein ſchönes gelbfarb Haar,
Zwei Aeugelein lauter und klar.
Ihr Zahn ſind weiß als Helfenbein,
Ihre Brüſtlein die ſind rund und klein.

die zahllosen kirchlichen Feste, wie viel Nahrung mußten sie der weiblichen Schaulust bieten, wie viel Gelegenheit gaben sie modischen Stadtdamen, sich im besten Staat sehen und bewundern zu lassen! Hatte doch die Kirche dafür gesorgt, den ganzen Cultus sinnlich-anziehend, ja künstlerisch zu gestalten, und wußte sie doch sogar das Vergnügen der Menschen an theatralischen Darstellungen in den kirchlichen Schauspielen, in den aus der altchristlichen Liturgie herausgebildeten „Mysterien", zu einem Cultact zu machen[101]). Wenn vollends ein so munterer Herr

Ihre Seiten die sind dünn und lang,
Ihre Händlein schmal und dazu blank,
Ihre Füßlein schlecht und nit zu breit, —
Der Ehren Kron sie billich freit.

101) Manchmal gestalteten sich diese kirchlichen Schauspiele, welche insbesondere zur Weihnachts- und Osterzeit aufgeführt wurden und jetzt noch in dem „Passionsspiel" von Oberammergau in Baiern fortleben, durch ihre monströs lange Dauer auch zu einer Art Bußact, mit welchem dann ein förmlicher Ablaß verknüpft war. So wurde in England während der Regierung Heinrich's IV. ein Mysterium von der Weltschöpfung und dem Weltende zu Chester agirt, welches volle acht Tage spielte und wobei den Zuschauern, welche dem frommen Spiele vom Anfang bis zum Ende anwohnen würden, ein tausendjähriger Ablaß zugesichert wurde (Collier, history of English dramat. poetry, II, 173). Bemerkenswerth ist, daß, wie in Spanien, so auch in Deutschland die Mysterien eine Haltung bewahrten, welche den religiösen Gegenständen, die sie behandelten, angemessen war, während die italischen und französischen Mysterien häufig in einen obscönen und mitunter geradezu gotteslästerlichen Ton verfielen. In Italien mußte Papst Innocenz III. schon im J. 1210 die Betheiligung der Geistlichen an den ausgearteten Mysterienspielen, sowie die Aufführung derselben in den Kirchen untersagen. Auch in unseren deutschen Mysterien geht es nicht ganz ohne mittelalterliche Naivetäten und Plumpheiten ab, aber meines Wissens ist noch keines aufgefunden worden, welches auch nur entfernt so freche Situationen und Auslassungen enthielte, wie manche der französischen sie enthalten. In einem der letzteren hilft die Jungfrau Maria einer von ihrem Beichtvater schwangeren Aebtissin aus der Patsche, beraubt dann ein vorwitziges Weibsbild ihrer Hände, welche sich überzeugen wollten, ob die Mutter Gottes wirklich eine Jungfrau sei, und reicht ferner einem Bischof

und entschiedener Frauenverehrer, wie Kaiser Sigismund war, in einer Stadt des Reiches einsprach, da ging es außerordentlich hoch und flott her und trieben die schönen Städterinnen mit der kaiserlichen Majestät so ausgelassene Scherze, daß selbst die muthwilligsten Damen unserer heutigen steifleinenen Gesellschaftskreise schon vor dem bloßen Gedanken daran zurückschrecken würden. In Wahrheit, die Unbefangenheit unserer Ahnmütter war groß. Als Sigismund im J. 1414 zu Straßburg Hoflager hielt, brach eines Morgens zur Primenzeit eine Bande munterer Damen in das kaiserliche Quartier, um den noch schlafenden Kaiser herauszuholen. Sie ließen ihm nur Zeit, einen Mantel umzuwerfen, und zogen den Barfüßigen mit sich fort. So tanzte er mit ihnen durch die Gassen, und als der singende, tanzende, lärmende Zug in die Korbergasse gekommen, kauften die Frauen dem lustigen Reichsoberhaupt ein Paar Schuhe „umb 7 Kreuzer“ und zogen ihm dieselben an. Und „maßen der König ein weiser schimpflicher (gutgelaunter, humoristischer) Herr, hat er zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandlet, kam zum Hohenstege, tanzte und

Milch aus ihren eigenen Brüsten. In einem andern französischen Mysterium wird die heilige Barbara an den Beinen aufgehangen und bleibt in dieser anstößigen Stellung zum Ergötzen des Publicums eine gute Weile hängen. In einem dritten schläft Gott der Vater droben im Himmel auf seinem Thron, während drunten auf der Erde Christus am Kreuze stirbt. Ein Engel weckt den Schlafenden mit den Worten: Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien aimé est mort et vous dormez comme un ivrogne. Gottvater: Il est mort? Engel: D'homme de bien. Gottvater: Diable emporte, qui en savais rien! (Gebrüder Parfaict, Histoire du théatre François [1745 fg.], I, 227. Beauchamps, Recherches sur les théatres de France [1735], I, 235.) Man müßte die Vorführung solcher Szenen für durchaus unglaublich halten, wüßte man nicht, daß in demselben Frankreich, wo Derartiges agirt wurde, die Kirche es duldete, daß bei den Narren- und Eselsfesten (s. darüber meine Geschichte der Religion, III, 274 fg.) ihre Altäre und Culthandlungen auf's Schnödeste verunehrt und travestirt wurden.

fügte sich wieder in seine Herberg und ruhte. Hernach am Freytag und Samstag da was groß Kurzweil von Hofferen und Tanzen in Straßburg" [102]).

Weniger harmlos ist folgende Würzburger Novelle, welche uns Meister Konrad von Würzburg, der vielseitigste, fruchtbarste und zierlichste Poet der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erzählt hat. In der guten Stadt Würzburg lebte eine Fügerin (vuegerinne, Kupplerin), welche manche stille, aber wenig ehrenhafte Hochzeit schuf und fügte. Eines Tages, da es ihr an Brot und Beschäftigung mangelte, ging sie zur Messe, um sich nach Kundschaft umzusehen. (Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß im frommen Mittelalter auch in Deutschland die Kirchen häufig dazu dienen mußten, wozu sie in Italien, Spanien und Frankreich noch jetzt dienen, zur Einfädelung von Liebesintriguen.) Einer der Oberherrn am Münster, der Dompropst Heinrich von Rothenstein, ging durch den Dom und die Fügerin machte sich alsbald an ihn, ihm ins Ohr wisperud: „Es entbietet Euch Freundschaft, Huld und Gruß eine schöne Frau, die ihre Sinne und ihr Herz Euch zugewandt hat." Den geistlichen Herrn däuchte das mächtig gut. Er griff in seinen Geldseckel, gab der „lieben Mutter", wie er die Kupplerin nannte, eine Handvoll Münze und bat sie, das Weitere zu besorgen. Als er weggegangen, sah die Fügerin ein „schön minniglich Weib" in die Kirche treten und alsbald trat sie dasselbe an, der Schönen vertrauend, der „tugendlichste" Mann sei von ihrer Minne tedwund und nur sie könne ihn heilen. Die Frau wurde roth, sagte aber doch mit Lachen, die Fügerin sollte ihr nach beendigter Messe mehr sagen. Sofort ging die Kupplerin und kaufte einen seidenen Gürtel, welchen sie der aus der Messe kommenden Frau als ein angebliches Geschenk des Minners anbot. Die Schöne nahm das Geschenk und erklärte ihre Bereit-

102) Lehmann's Trevirische Chronik. S. 797.

willigkeit, Nachmittags in dem Häuschen der Fügerin zum Stelldichein mit ihrem Liebhaber zu erscheinen. Sie kam auch wirklich, angethan mit einem „behaglichen Kleid.“ Die Fügerin eilte, den Dompropst herbeizuholen, allein unglücklicher Weise war dieser durch ein dringliches Geschäft zu erscheinen verhindert. In dieser Verlegenheit begegnete die Kupplerin einem stattlichen Mann von etwa dreißig Jahren, der ihr alsbald zum Stellvertreter des Dompropstes ganz passend schien. „Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch zum Genuß eines schönen Weibes helfe?“ redete sie ihn an und der Angesprochene versprach ihr guten Lohn, folgte ihr auch sogleich, das Liebesabenteuer zu bestehen. Die im Häuschen der Fügerin harrende Schöne erkannte jedoch in dem Daherkommenden mit Schrecken ihren eigenen Mann, faßte sich aber schnell und überfiel den Eintretenden mit Scheltreden über seine Treulosigkeit und mit Backenstreichen, nach welcher Krisis das leichtfertige Ehepaar sich versöhnte [103]). Wie hier ein Dompropst, so spielen in den Sittenschilderungen unserer mittelalterlichen Dichter die Geistlichen und Mönche überhaupt eine vortretende Rolle und es konnte auch gar nicht ausbleiben, daß zu einer Zeit, wo die Städte von geistlichen Cölibatären ordentlich wimmelten [104]), ein großer Theil der herrschenden Zuchtlosigkeit auf ihre Rechnung kam. Mitunter wurden die minnesüchtigen Kuttenträger freilich garstig abgeführt. So z. B. in der Erzählung von den drei Mönchen zu Kolmar, wo zuerst ein Predigermönch,

---

103) Gesammtabenteuer, I, 193 fg. Das Gewerbe der Kuppelei scheint sehr in Flor gestanden zu haben (vgl. d. Ged. „Der Spalt in der Wand“, Liedersaal III, 539 fg.), obgleich man überwiesene Kupplerinnen („drivende meghede, de andere vrowen verschündet“) da und dort, z. B. in Braunschweig, lebendig begrub. Rechtsalterth. 694.

104) Dieser Ausdruck erscheint gewiß nicht übertrieben, wenn man erwägt, daß die Pest des schwarzen Todes im Minoriten-Orden allein 124,434 Mönche wegraffte.

dann ein Barfüßermönch, endlich ein Auguſtinermönch eine beichtende Frau im Beichtſtuhl zum Ehebruch verführen wollen, aber alle Drei an der Tugend der Schönen ſchmählich ſcheitern [105]). Ein ſehr ſchönes Zeugniß von bürgerlicher Frauentreue bringt auch die Erzählung „Von den ledigen wiben“ bei, wo eine züchtige Kaufmannsfrau durch ihre beſcheidene Tugend den leichtſinnigen Eheherrn aus den Schlingen habſüchtiger Publerinnen losmacht und zu ſeiner Pflicht zurückführt [106]).

Wenn ein Kenner des deutſchen Stadtlebens im Mittelalter, welcher von romantiſchen Neigungen keineswegs ganz frei iſt, ſich gedrungen fühlt, zu ſagen, daß man ſich gegen die völlig haltloſe Annahme eines züchtigen oder gar ſentimentalen Mittelalters fortwährend verwahren müſſe [107]), ſo bieten unſere mittelalterlichen Städtegeſchichten zahlloſe Motive zu einer Verwahrung dieſer Art. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts entwarf Aeneas Sylvius Piccolomini, nachmals Papſt Pius II., eine Beſchreibung von Wien, in welcher die glänzenden Farben ſo wenig geſpart ſind, daß man ſtark verſucht iſt, Manches von dem, was der Italiener über die Pracht der genannten Stadt beibringt, für Uebertreibung einer ſüdlichen Einbildungskraft zu halten. Wie die aufgeſetzten Lichter mögen auch die Schlagſchatten in dieſem Gemälde zu grell ſein.“ Aber im Ganzen trägt Piccolomini's Schilderung der Wiener Sitten von damals doch den Charakter der Wahrheit, und zwar mehr noch als in dem lateiniſchen Original in der treuherzigen Ausdrucksweiſe der deutſchen Ueberſetzung, welche Albrecht von Beuſtetten um 1490 gefertigt hat. Wir treten da mitten in eine in voller Zerſetzung begriffene Geſellſchaft. Schier alle Bürger, heißt es, halten Weinhäuſer und Tavernen, laden gute Trinker und „lichte Frèwlein“ (Freuden-

105) Liederſaal, I, 309 fg.

106) Geſammtabenteuer, II, 219 fg.

107) Beda von Schreckenſtein, d. Patriziat in d. d. Städten, S. 86.

mädchen) herein und geben ihnen umſonſt zu eſſen, damit ſie deſto mehr trinken mögen. Das Volk iſt ganz dem Bauch ergeben und verthut am Sonntag, was es die Woche über erworben hat. Oeffentlicher Dirnen gibt es eine große Zahl, aber auch die wenigſten Ehefrauen ſind mit einem Manne zufrieden. Die Edelleute machen daher häufige Beſuche in Bürgerhäuſern, wo dann der Hausherr Wein aufträgt und bei Seite geht, um den Gaſt mit der Hausfrau allein zu laſſen. Viele Mädchen nehmen Männer ohne Verwiſſen ihrer Väter und die Wittwen warten den Verlauf des Trauerjahres nicht ab, um ſich wieder zu verheiraten. Reiche Kaufleute, wenn ſie alt geworden, nehmen blutjunge Mädchen zur Ehe, welche dann, bald zu Wittwen geworden, ihre Hausknechte heiraten, junge Kerle, mit denen ſie zuvor „den Brauch des Ehbruchs oft geübt haud.“ Man ſagt auch, daß viele Frauen ihre Männer, deren ſie überdrüſſig, mittelſt Giftes aus dem Wege räumen. Ganz offenkundig aber iſt, daß Bürger, welche ſich herausnehmen, in den vertrauten Umgang ihrer Frauen und Töchter mit den Edelleuten ſtörend einzugreifen, von den letzteren ohne Weiteres umgebracht werden[108]). Das iſt kein ſchmeichelhaftes Sittenbild. Allein anderwärts ging es gerade ſo oder wenigſtens nicht viel beſſer zu, wie denn im Mittelalter rückſichtlich fleiſchlicher Ausſchreitungen eine unverhältnißmäßig laxere Anſicht gäng und gäbe war als heutzutage, wenigſtens in den bürgerlichen Kreiſen. Es konnte auch der deutſche Norden dem deutſchen Süden durchaus Nichts vorwerfen: Völlerei und zügelloſe Geſchlechtsluſt graſſirten in den norddeutſchen Städten gerade wie in den ſüddeutſchen. So huldigten um 1476 zu Lübeck die patriziſchen Damen der Mode, dicke Geſichtsſchleier zu tragen, und ſie wußten wohl, warum. Denn unter dem Schutze ſolcher Schleier vermochten ſie unter-

108) Aen. Sylvii Opera, p. 718 seq. Dal Kloſter, VI, 638 fg.

kannt Abends in die Weinkeller zu gehen, um an dieſen Stätten der Proſtitution Matroſenorgien mitzufeiern [109]).

Dem Laſter tritt das Verbrechen nach wie der Urſache die Wirkung. Welche verbrecheriſchen Folgen die geſchlechtlichen Ausſchweifungen im Mittelalter hatten, läßt ſchon die angelegentliche Fürſorge errathen, womit die Strafjuſtiz Vorkehrungen dagegen zu treffen ſuchte. Wenn die Grauſamkeit der Strafrechtspflege jemals eine Förderin der Sittlichkeit ſein könnte, ſo hätte ſie das zu jener Zeit ſein müſſen. Sie war es aber keineswegs, wie die fortwährende Erneuerung und Verſchärfung der Strafanſätze für an und von Frauen begangene Verbrechen klärlich darthut. An Jungfrauen oder Frauen verübte Nothzucht („Noth", „Nothnumft") wurde mit dem Tode beſtraft; in einigen Städten, wie z. B. in Augsburg, ſelbſt dann, wann öffentliche Dirnen die Opfer ſolcher Brutalität waren. Die gewöhnliche Hinrichtungsweiſe des Nothzüchtigers war die Enthauptung [110]). Allein an manchen Orten, z. B. in Heſſen und Schwaben, wurde der Verbrecher, falls die Geſchändete eine Jungfrau geweſen, lebendig begraben, und zwar ſo, daß dem in die Grube Geſtoßenen ein ſpitzer Pfahl auf die Bruſt geſetzt und durch das Herz getrieben ward, nachdem die Genothzüchtigte den erſten Schlag darauf gethan hatte. Um jedoch den Verbrecher der Strafe zu überliefern, durfte das Opfer nicht ſchamhaft mit der Anzeige zögern. Das altbaieriſche Recht beſtimmte: „Es ſoll ein eblich Frau, die genothzogt wird, wenn ſie aus ſeinen (des Thäters) Händen und aus ſeiner Gewalt kommt, mit zerbrochenem Leib, flatterndem Haar und zerriſſenem Gewand zuhand hingehend laufen, das Gericht ſuchen und ihr Laſter (d. h. ihr Unglück, ihre Schmach) weinend und ſchreiend klagen." Das

109) Becker, Geſch. d. Stadt Lübeck, I. 281.

110) Wer ain Junkfrawen oder ander Frawen nothzogt, dem ſol man den Hals abſchlahn. Salzburger Stattr. v. 1429.

Melrichſtadter Weisthum ſchrieb vor: „Wo Eine genothzucht würde, ſo ſoll ſie laufen mit geſträubtem Haar, ihren Schleier an der Hand tragend, allermänniglich wer ihr begegnet um Hülfe anſchreien über den Thäter; ſchweigt ſie aber diesmal ſtill, ſoll ſie hinfür auch ſtillſchweigen.“ Aehnlich andere Statute, oft mit für moderne Ohren zu derben Einzelnheiten. Die im Ehebruch Ergriffenen wurden enthauptet, manchen Ortsrechten zufolge aber auch lebendig miteammen begraben. Auf Blutſchande ſtand Confiscation des Vermögens, auf Bigamie die Todesſtrafe. Kindermörderinnen wurden enthauptet oder „geſäckt“, d. h. in einen Sack vernäht und ſo ins Waſſer geworfen, wie denn das Ertränken überhaupt eine gangbare Hinrichtungsart für Frauen war. Mitunter wurde dieſelbe noch dadurch verſchärft, daß man Nattern und andere Thiere zu der Verurtheilten in den Sack that, eine Barbarei, welche da und dort bis ins 18. Jahrhundert hinein aufrecht erhalten wurde: noch im J. 1734 ward in Sachſen eine Kindsmörderin ertränkt, zu welcher man einen Hund, eine Katze und eine Schlange in den Sack gethan. Das häufig vorkommende Ausſetzen von Kindern machte den mittelalterlichen Magiſtraten vor Einrichtung der Findelhäuſer — (Nürnberg hatte ſchon zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein ſolches, in Mailand war aber bereits im J. 787 eins geſtiftet worden) — viel zu ſchaffen. Zu Baſel muß dieſes Verbrechen während des 14. Jahrhunderts häufig vorgekommen ſein, denn der Rath verſchritt zu der Strafandrohung, daß die Ausſetzerinnen von Kindern in den Rhein geworfen werden ſollten[111]). Neben ihrer Härte zeigt die Strafjuſtiz des Mittelalters zuweilen auch einen rohen Humor auf. So, wenn böſe Weiber, welche ihre Männer geſchlagen hatten, rücklings auf einen Eſel geſetzt und in einer

111) Sachſenſpiegel, II, 13; III, 46. Schwabenſpiegel, 174, 291, 251, 311. Grimm, Rechtsalterth. 633, 691, 694, 697. Reyſcher und Mittn, Zeitſchr. f. d. R. V, 1 fg. IX, 330 fg. Baſel im 14. Jahrh. S. 33.

Prozeſſion, bei welcher es ſicherlich an Scherzen, die nicht zu den feinſten gehörten, nicht fehlte, durch den ganzen Ort geführt wurden. In St. Goar am Rhein beſtand dieſer alte Brauch bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts [111]).

Von dieſer Ausbeugung in das Gebiet der Strafrechtspflege kehren wir auf das anſprechendere ſtädtiſcher „Fröhlichkeiten“ zurück, wo wir gegen das Ende des Mittelalters hin einen Reichthum und Aufwand entfaltet ſehen, der nicht ſelten in Prahlerei und Praſſerei ausſchlug und auf die Sitten einen ſchlimmen Einfluß übte. Wohl kann und muß angenommen werden, daß auch jetzt noch eine große Anzahl auch der reicheren Stadtfrauen ihre Befriedigung darin fand, rechte Hausfrauen vorzuſtellen, daß ſie ihre Zeit darauf verwandten, die Kinder zu pflegen und zu erziehen, für Küche und Keller zu ſorgen und mit den Mägden zu ſpinnen und zu weben; allein viele Patrizierinnen hatten doch ſchon die Stellung einer emſigen Hauswirthin mit der einer vergnügungsſüchtigen Modedame vertauſcht. Es mußte ſo kommen, wenn ſogar Handwerker, durch das Glück begünſtigt, in den Städten auf fürſtlichem Fuße lebten und ihren Töchtern Hochzeiten ausrichteten wie im J. 1493 jener Augsburger Bäckermeiſter Veit Gundlinger. Die Braut hatte ein blaues Seidenkleid an, deſſen einzelne Stücke mittelſt ſchmaler Treſſen zuſammengenäht waren, und darüber ein Oberkleid, deſſen Saum eine breite Goldſpange bildete. Eine zweite ſchwere Goldſpange diente ihr als Gürtel und ihre Armbänder waren mit Edelſteinen beſetzt. Sie trug Schuhe, welche reich mit Silber „beblecht“ waren, und der Chroniſt vergißt auch nicht, der aus Goldfäden gewirkten Strumpfbänder zu erwähnen. Kurz, die ſchöne Bäckerstochter war an ihrem Ehrentag ſo prächtig herausgeputzt, daß „die Leut' uff der Gaſſen am Anblick des köſtlichen Brütleins ſich nit erſättigen konnten.“ Nach

111) Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1857. S. 96.

geſchehener Trauung ſpeiſ'ten die Hochzeitsgäſte an ſechzig Tafeln und zwar ſo, daß je an einem Tiſche zwölf Junggeſellen und Ehemänner, Mädchen und Frauen zuſammenſaßen, woraus erhellt, daß der früher berührte „höfiſche" Brauch, Herren und Damen abgeſondert ſpeiſen zu laſſen, wenigſtens in den Städten zu dieſer Zeit ſchon völlig beſeitigt war. Die Hochzeit währte acht Tage lang, und wenn man bedenkt, daß zur Speiſung ſeiner Gäſte Meiſter Gundlinger 20 Ochſen, 30 Hirſche, 49 Zicklein, 46 Kälber, 95 Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänſe, 515 Wildvögel, 15,000 Fiſche und Krebſe angeſchafft und verbraucht hat, ſo wird man es erklärlich finden, daß ſchon am ſiebenten Tage des Feſtes von den 270 Gäſten viele „wie todt hinfielen", weil ſie einer ſolchen Gaſtfreiheit allzu viel Ehre erwieſen hatten [113]). Feiner und zierlicher ging es zu jener Zeit bei den patriziſchen Hochzeiten in Frankfurt a. M. her. „Wenn die Verlobung eines Paares im Kreiſe der Familie ſtattgehabt, ſchenkte der Bräutigam ſeiner Braut einen Ring und ein Paar goldene Armſpangen, wogegen ſie ihn mit einem „ſtattlich vernebeten Faßnetlein" begabte. Am Hochzeitstag gingen die Brautleute, von ihren Verwandten und Freunden beiderlei Geſchlechts in feierlichem Zuge begleitet, zum Münſter, Spielleute mit Geigen und Lauten, Pfeifen, Trompeten und Pauken voraus. Waren Bräutigam und Braut Junggeſell und Jungfrau, ſchritten ſie beim Kirchgang zwiſchen ledigen Ehrengeſpielen und Ehrengeſpielinnen einher. Wittwer und Wittwe hatten verheiratete Perſonen zu Ehrengeleitern und zogen „ganz ſtill und ohne einige Muſica" nach der Kirche. Nach beendigtem Feſtmahl, welches „nit länger als drei Stunden verzoge", fügte ſich Jedermann zum Tanz und „dorfften über fünf Paar nit dantzen, wegen der langen Schleif oder Schweif, ſo die Frauwen an den Röcken trugen, etlich Ehlen lang" — eine Mode, welche, beiläufig bemerkt, ſchon im 13. Jahrhundert einen

113) Curioſitäten. I, 214 fg.

Prediger zu der Aeußerung veranlaßt hatte, dieſer „Pfauenſchweif ſei der Tanzplatz der Teufelchen und Gott würde, falls die Frauen ſolcher Schwänze bedurft hätten, ſie wohl mit Etwas der Art verſehen haben.“ Wenn es dunkel geworden, wurde der Fackeltanz gehalten und zwar ſo, daß ein Junggeſell mit einer brennenden Fackel dem Vortänzer voranſchritt und ein zweiter Fackelträger den Reihen beſchloß. Um Mitternacht wurde die Braut nach Hauſe geleitet, wo dann dem Geleite noch ein „Gellatz von allerhand Schleckwerk“ aufgeſtellt ward, und zwar zeigte dabei das Gebäck und Zuckerwerk allerlei „Heirat-Figuren“, alſo nicht eben die züchtigſten. Endlich wurde die Braut zu dem harrenden Bräutigam in die Brautkammer geführt. Frauen entkleideten ſie, Junggeſellen zogen ihr die Schuhe aus, und nachdem eine Decke das Paar beſchlagen hatte, entfernten ſich die Gäſte[114]).

Treten wir aus den ſtädtiſchen Kreiſen in die ländlichen hinüber, um auch aus dem Frauenleben der letzteren einige charakteriſtiſche Züge beizubringen, ſo muß zuvörderſt der Unterſchied zwiſchen den freien und unfreien Bauerſchaften hervorgehoben werden. Die Erniedrigung, in welcher die hörigen Bauern und demnach auch ihre Frauen und Töchter ihr Daſein verbrachten, wurde im Verlauf unſerer Betrachtung ſchon mehrfach berührt. Hier iſt alſo nur noch zu betonen, daß es nicht an urkundlichen Nachrichten fehlt, wie leibeigene Weiber im Mittelalter förmlich als Sklavinnen vertauſcht oder verkauft worden ſind[115]). Unter

---

114) Nach den bereits angezogenen Aufzeichnungen von Bernhard Aebrbach. Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1856. S. 64 fg.

115) Als Beiſpiel ſehe hier eine Urkunde v. J. 1333. „Ich Konrad der Truchſeß von Urach, Ritter, thue kunt und verjehe (erkläre) offentlichen an dieſem Briefe allen den, die dieſen Brief leſen, ſehen oder hören leſen, daß ich den Erſamen geiſtlichen Herren, dem Abt und dem Convent des Kloſters zu Lorch hab geben die 2 Frawen Agnes und ihr Schweſter Mabilt, Degan Reinbolt's ſeligen Töchter, und ihre Kindt, die daran kommen mögen, um 3 Pfund Heller,

den Bauerschaften, welche sich die Freiheit der Person und des Eigenthums bewahrt hatten, finden wir, besonders im südlichen Deutschland, vor und nach den großen Trübsalen des 13. Jahrhunderts ein behagliches, ja üppiges Leben im Schwange. Die Romantik war auch in die bäuerlichen Kreise eingegangen, vornehmlich in den östreichischen und baierischen Gegenden. Wie absonderlich diese Verquickung bäuerischer Sitten mit höfisch-ritterlichen sich ausnahm, davon gibt die Erzählung von dem übermüthigen Bauernsohn Helmbrecht, welcher statt dem Pfluge nachzugehen ein ritterlicher Räuber wird, ein höchst belebtes Bild [116]). Nicht minder anschaulich malen uns die Lieder des bereits erwähnten Minnesängers Nithart von Reuenthal dieses süddeutsche Bauernleben, die Tänze und Gelage der „Törper", bei welchen dann schließlich die Nachäffung ritterlichen Gebarens in die saftigsten Prügeleien umzuspringen pflegt, die Putzsucht der jungen „Törperinnen", welche, höfisch gekleidet, mit Kränzen um das zierlich aufgebundene Haar, den modischen Handspiegel am Gürtel, Sonntags unter der Dorflinde erscheinen, um sich von Bauernburschen, welche Schwerter an der Seite, Sporen an den Stiefeln und Federn auf den Hüten tragen, den Hof machen zu lassen.

Aber noch lieber von munteren Edelleuten mit weitem Gewissen und mit Augen, welche die Reize bäuerischer Schönheiten sehr zu würdigen wußten. Denn alle diese zeitgenössischen Schilderungen sind keineswegs idyllische Gemälde à la Geßner. Von ländlicher Unschuld und Sitteneinfalt ist da wenig zu sehen und es steht sehr stark zu vermuthen, daß der dörfliche Minnedienst die in manchen Gegenden unseres Vaterlandes alther-

---

der ich gewähret von ihm bin, und das geb ich in diesen Brief, besiegelt mit mym Insigel, das daran hanget. Dieser Brief wart geben da man zalt von Christi Geburt 1333 Jahr." So konnte man denn i. J. 1333 zwei Weiber, sammt ihrer etwaigen Nachkommenschaft, um 1 Thaler Pr. Crt. kaufen.

116) Gesammtabenteuer, III. 281 fg.

kömmlichen und noch jetzt bestehenden „Probenächte“, welche die Bauernmädchen ihren Liebhabern gestatteten, durchaus nicht mehr in dem enthaltungsvollen Sinne nahm, in welchem, sagt man, dieser Brauch in ältester Zeit genommen wurde[117]). Und, wie gesagt, die Dörferinnen griffen mit ihren Liebeswünschen gar gerne über die bäuerische Sphäre hinaus. Sie wollten Ritter haben, wenn nicht zu Männern, so doch zu Galanen. Man sehe nur die draſtiſchen Zeichnungen, welche Nithart von ſeinen Abenteuern mit dörflichen Schönen entworfen hat[118]). „Was ſagt Ihr mir von Bauern? Lieber ließ' ich mich vermauern, als daß ich mich mit ihnen begnügte“ — entgegnet ein Mädchen, welches die Mutter vor der Buhlerei mit Edelleuten warnt. Andern Ortes ſtreiten ſich eine Mutter und eine Tochter über daſſelbe Thema. Jene meint, dieſe ſei noch zu jung zum Minnen, da ſie kaum ſechszehn Jahre zähle. Darauf die Tochter: „Eia, Ihr habt ja Eure Jungferſchaft ſchon als Zwölfjährige verloren.“ — „Nun, ſo minne meinetwegen.“ — „Ja, das thät' ich gern, aber Ihr fiſcht mir ja die Männer vor der Naſe weg. Pfui, daß Euch der Teufel hole! Ihr habt ja einen Mann, was bedürft Ihr anderer“? — „Töchterlein, ſchweig' ſtill! Minne wenig oder viel, ich will Nichts dazu ſagen, und ſollteſt du auch ein Kindlein wiegen müſſen; aber ſei du ebenfalls verſchwiegen, wenn du mich der Minne nachgehen ſiehſt“[119]). Ein ſehr bezeichnendes Compromiß, fürwahr! Die Frivolität in Liebesſachen war augenſcheinlich im Mittelalter kein Privilegium der höheren Stände, ſondern es hatten auch die bäuerlichen Kreiſe ihren vollgemeſſenen Antheil daran. Die mittelhochdeutſche

117) In Betreff dieſes bäuerlichen Gegenſtandes verweiſe ich auf Fr. Chr. Fiſcher, die Probenächte der deutſchen Bauernmädchen, wortgetreu nach d. Ausg. v. 1780 Stuttg. 1853.

118) Der Wemplink. Die dürre Plabe. Die Graſerin. Minneſinger. III, 189, 247, 308.

119) Minneſ. III, 215 fg.

Novelliſtik iſt voll von Beiſpielen. Eines der ausdrucksvollſten iſt die Geſchichte vom „Minnedurſt.“ Die Tochter eines Meiers hat eine Liebſchaft mit einem hübſchen Bauernburſch, aber weil dieſer arm iſt, zwingt ihr Vater ſie, einen Andern zu heiraten. Der Liebhaber befindet ſich jedoch unter den Hochzeitsgäſten und die Braut verſpricht ihm, ſie wolle ihm und nicht dem aufgedrungenen Bräutigam den Genuß ihres Magdthums gewähren. Während dann der ſpeiſen- und weinvolle Bräutigam „als reht ein sluch“ neben der Braut im Bette liegt, ſagt ſie ihm, ſie hätte eine verſalzene Bratwurſt gegeſſen und dürſte davon ſo übermäßig, daß ſie zum Brunnen hinabgehen müſſe. Sie thut ſo, gewährt dem drunten ihrer harrenden Geliebten ſeine Wünſche und verhöhnt noch dazu während des Minneſpiels ihren betrogenen Ehemann auf allerdings höchſt komiſche Weiſe. Ein Beiſpiel von der tiefen Zerrüttung bäueriſcher Ehen bietet die Geſchichte von der „Beichte.“ Ein Bauer wohnt mit ſeiner Frau fernab vom Dorfe, und da ſie am Palmſonntag der verſchneiten Wege willen nicht zur öſterlichen Beichte in die Kirche gehen können, kommen ſie überein, einander gegenſeitig ihre Sünden zu bekennen. So beichtet denn die Frau, als im vorigen Jahre ihr junger Grundherr auf ſie Beide erzürnt geweſen, habe ſie ſich zu ihm gelegt, um ihn zu beſänftigen; dann habe Heinrich, der Amtmann, zur Zeit als man das Korn ſchnitt ſie beredet, ihm zu Willen zu ſein; ferner habe ſie, als ſie einmal Waſſer holen ging, ihr Nachbar Kunz bei der Hand genommen und „meret' mir min vröude ie, biz daz ein wil an mir ergie“; endlich, da ſie eines Tages zur Mühle gegangen, ſei ihr ein wohlgethaner Pfaffe in den Weg getreten und habe ſie ſo beweglich gebeten, daß ſie ihm in Gottesnamen auch zu Willen geweſen ſei. Der Bauer zog die Sünderin auf ſeinen Schooß, gab ihr drei ſanfte Püffe und verzieh ihr. Nun kam die Reihe an ihn und er beichtete der Frau, daß er ihr nie untreu geweſen, ausgenommen ein einziges Mal. Da ſei ihre Magd

Adelheid im Hemde auf der Herdbank gelegen und sei ihm der stolze Leib der Dirne so minniglich vorgekommen, daß er seine Lust an ihr gebüßt habe. Wüthend fährt die Frau auf, schilt den Mann, fährt ihm ins Haar und prügelt ihn mit dem Besenstiel tüchtig ab. Wie die Bauern auch ihrerseits die Sünden ihrer Weiber straften und an den Buhlern derselben, besonders an den geistlichen, Rache nahmen, zeigt ergötzlich die bekannte Geschichte „der geäffte Pfaffe", welcher seine Minnediebstähle theuer zu sühnen hatte [120]).

Es ist uns von einer süddeutschen Bauernhochzeit eine Schilderung überliefert, welche aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt und sich in jedem Zug als ein nach der Natur gezeichnetes Lebensbild ausweist [121]). Den darin vorkommenden Namen nach zu schließen, muß dieselbe in den Gegenden um den Bodensee herum stattgefunden haben, in Oberschwaben, im Allgau oder im Thurgau [122]). Wir wollen, zum Abschluß des Kapitels, das sprechende Bild nachzeichnen. Der junge Bärschi (Bartholomäus) hat die junge Metzi (Mechtild) lieb und sie ihn, aber sie will von ihm geehlicht sein, bevor sie sich minnen läßt. Bärschi entschließt

---

120) Gesammtabenteuer, III, 97 fg. II, 383 fg. III, 149 fg.

121) Liedersaal, III, 399 fg. „Von Metzen hochzit." Der Stoff wurde nachmals im 15. Jahrhundert durch Heinrich Wittenweiler zu einem weitläufigen Gedicht („der Ring") ausgesponnen, das voll derbster Komik ist.

122) Zellweger (Geschichte d. Appenzell. Volkes II, 408) vermuthet, daß im Appenzellerland oder im Rheinthal die Oertlichkeit dieser Hochzeit zu suchen sei. Aus Appenzell bringt, gelegentlich gesagt, Zellweger einige eigenthümliche Sittenzüge aus dem Mittelalter bei. Die Mädchen pflegten bei feierlichen Anlässen mit stark entblößten Brüsten zu erscheinen, wofür der Ausdruck „die Tafeln aufthun" gebräuchlich war, hergenommen von dem kirchlichen Brauche, bei großen Festen die sonst mit „Tafeln" verschließenen Kirchenbilder geöffnet zur Schau zu stellen. Unter der Dorflinde von Appenzell wurde Sonntags häufig ein seltsames Spiel gespielt, das „Stirnstoßen", welches darin bestand, daß Männer und Weiber wie Böcke mit den Stirnen gegen einander rannten (a. a. O. I, 349; IV, 353).

ſich zur Heirat und die Verlobung geht in Gegenwart der beiderſeitigen Verwandten feierlich vor ſich oder vielmehr ganz geſchäftsmäßig. Die Braut erhält als Mitgift drei Bienenſtöcke, ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb und einen Bock. Dagegen ſchenkt ihr der Bräutigam eine Juchart Flachsland, zwei Schafe, einen Hahn mit vierzehn Hennen und ein Pfund Pfennige. Es wird dann beſchloſſen, daß die Hochzeit noch an demſelben Abend ſtattfinden ſoll und zwar ohne „schuoler und pfaffen“, d. h. ohne alle Mitwirkung der Kirche. Sofort werden alle Nachbarn mit ihren Frauen und Töchtern in das geräumige Haus Bärſchi's geladen und laſſen ſich das herumgereichte Weißbrot wohl ſchmecken. Für je vier Gäſte wird dann ein Kübel voll Hirſebrei aufgetragen und zugleich beginnt ein unmäßiges Trinken („oy suffent und trunkent, daz in die zung hunkent“). Auch der anweſende Spielmann muß über Durſt trinken und pfeift dann zwiſchenhinein einen Schall. Jetzt werden Rüben mit Speck aufgeſtellt und die Gäſte langen ſo eifrig zu, daß ihnen Hände und Bärte vom Fett glänzen. Hierauf kommen Bratwürſte und das „Brautmuß“ auf die Tiſche und erfahren wir bei dieſer Gelegenheit, daß es damals auch auf bäueriſchen Tiſchen bereits Löffel gab. Denn nachdem die Gäſte die Bratwürſte verſchlungen haben, brocken ſie die „allergrößten Mocken“ in das Brautmuß und eſſen es mit Löffeln aus. Als die Schmauſerei zu Ende, zeigen ſich die Wirkungen des in Fülle genoſſenen Weines. Die Gäſte kennen einander nicht mehr, wiſſen nicht, ob es Tag oder Nacht, ſtoßen einander hin und her oder fallen beſinnungslos hin. Die Braut wird nun dem Bräutigam zugeführt, wobei ſie, wie es bäueriſcher Brauch verlangte, ungebärdig thut, weint und laut: O weh, o weh! ſchreit. An der Schwelle der Brautkammer müſſen wir freilich hinter unſerem mit mittelalterlicher Unbefangenheit eintretenden Führer zurückbleiben. Nur ſoviel, es geht da drinnen in demſelben Style zu wie vorhin bei dem Hochzeitſchmaus („das spil was hert und ruch“ u. ſ. f.). Am

andern Morgen bringt man dem jungen Ehepaar das Frühstück an das Bett und beglückwünscht es. Als Morgengabe schenkt der Bärschi seiner Metzi ein schönes großes Mutterschwein. Dann wird das Paar unter Trommelschlag und Pfeifenschall, im Geleite der „Törpel“ (Dörfler), zur Kirche geführt und wird so der „Brutloff“ (Brautlauf) in aller Form gehalten. In der Kirche findet die Trauung statt, also nach Vollziehung der Ehe, und hierauf geht der Zug zum Hause des Hochzeiters zurück, wo abermals geschmaus't und gezecht wird, bis die „besten zwei Mannen“ unter den Anwesenden sich zu beiden Seiten der Braut setzen, um in ihrem Namen die Hochzeitsgeschenke zu empfangen: einen Krug, einen Melkkübel, einen Strähl (Kamm), einen Gürtel, einen Spiegel, Leinwand, auch dreißig Pfennige an baarem Geld. Der Vater der Braut bedankt sich im Namen seiner Tochter für die empfangenen Gaben und dann wird unter die Dorflinde zum Tanz gezogen, welcher zuletzt, damit ja der Bauernhochzeit keines ihrer „organischen“ Elemente abgehe, mit einer allgemeinen Prügelei endigt.

Sechstes Kapitel.

Bäder. Frauenhäuser. Nonnenklöster. Entartung der Tracht.

Die Badstuben und das Treiben darin. — Heilquellen. — Baden im Aargau. — Poggio's Beschreibung des Badlebens daselbst. — Die Frauenhäuser und die Frauenhäuserinnen. — „Reuerinnen." — Episode von der Agnes Bernauer. — Die Frauenklöster. — Bildung und Beschäftigungen der Nonnen. — Die „Jeserl". — Klösterliche Skandale. — Die Ausschreitungen der Frauenmoden: die „schandbare" Tracht, die Schellengürtel und Schnabelschuhe.

Der Gebrauch von Bädern war im Mittelalter unter allen Volksclassen ein viel häufigerer als heutzutage. Mochte dieses viele Baden zum Theil darin seinen Grund haben, daß damals der Gebrauch von Leibwäsche und deren regelmäßiger Wechsel weniger allgemein waren als jetzt, immerhin galt es für eine heilsame diätetische Uebung und zugleich für eine Ergötzlichkeit, welche ein Poet jener Zeit den sieben größten Freuden zuzählte [123]). Auf dem Lande hatte jedes einigermaßen ordentlich

123) Im Liederbuch der Clara Hätzlerin (hrsg. v. Haltaus, S. 273) heißt es:

Hatt ein man gewallet und gerirt,
So gert er doch allermaist
Vor allen früden baden.
Darzu tutt man laden

eingerichtete Haus ſeine eigene Badſtube, während in den Städten die öffentlichen Badſtuben ſehr zahlreich waren[124]). Es war auch nicht das Bad allein, welches die Leute dahinzog. Die Männer ließen ſich da Haar und Bart ſtutzen, die Frauen friſiren. Die Bader, d. h. die Badſtubenhalter, ließen von Stunde zu Stunde in den Straßen ausrufen, daß im Badhaus Alles gerüſtet ſei. Dann eilten die Leute barfuß und gürtellos herbei, entkleideten ſich in einem Vorgemach und betraten, nur mit einem Schurz um die Lenden oder auch wohl ganz nackt, den heißen Badraum, ſtreckten ſich dort auf die an den Wänden hinlaufenden Bänke und ließen ſich von Badknechten oder Badmägden den ganzen Körper mit lauem Waſſer begießen, dann abreiben und kneten („zwagen"). Hierauf bot der „Scheerer" ſeine Dienſte als Barbier und Friſeur an[125]). Die Badſtuben waren auch Plauderſtuben und häufig noch Schlimmeres, Stätten, wo geſpielt und geſchmauſ't ward und Liebesränke eingefädelt wurden. Daher die Koſtſpieligkeit eines zweimaligen Badens in der Woche, worüber ein Minneſänger zu klagen ſich veranlaßt ſah[126]). An den meiſten Orten badeten Männer und Frauen in einem gemeinſamen Raume und es hat dieſe naive Sitte an manchen Heilbrunnenorten bis in unſere Tage herein fortgewährt[127]).

Alle gut geſellen.
Die zu der früd wöllen.
Da sicht man lecken und streichen.
Kain früd mag ir geleichen . . . .
Baden ist ein sauber spil,
Das ich auch ymmer preisen wil.

124) Ein Beiſpiel, das mir gerade zur Hand, bietet Baſel, welches im 14. Jahrhundert nicht weniger als 13 Badſtuben zählte. Vgl. Fechter, a. a. O. 82.

125) Haupt's Zeitſchr. f. d. d. Alterth. IV, 83 fg.

126) Der Tanhuſer (Minneſ. II, 96): —

Diu schoenen wip, der guote win, diu mursel an dem morgen
Unt zwirent in der wochen baden, daz scheidet mich von guote.

127) Sie beſteht ſogar noch jetzt, z. B. im Gyrenbad bei Winterthur und

Eben an den Stätten der Geſundbrunnen entwickelte ſich das Badleben unſerer Altvorderen zur vollſten Ausgelaſſenheit. Das Wildbad im Schwarzwald, Pfäfers im St. Galler Oberland und die beiden Baden, das im Breisgau und das im Aargau, gehörten zu den berühmteſten Heilquellen. Andere, nachmals berühmt gewordene, ſind erſt ſpäter in Aufnahme gekommen. So z. B. Pyrmont, ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Baden im Aargau hatte ſchon zur Römerzeit einen großen Ruf: Tacitus ſpricht davon als von einem ſeines heilkräftigen Waſſers wegen vielbeſuchten Beluſtigungsort („locus amoeno salubrium aquarum usu frequens"). Im Mittelalter ſtrömten in den zahlreichen Herbergen dieſes in einem tiefen, von der Limmat durchrauſchten Thalkeſſel gelegenen Badortes aus der Nähe und Ferne Laien und Prieſter, Ritter und Damen, Kaufleute und Domherren, Prälaten und Aebtiſſinnen zuſammen, um ihrer Geſundheit, aber mehr noch des Vergnügens zu pflegen. Baden, heutzutage meiſt nur noch von Schweizern beſucht, war damals ein Luxusbad von europäiſcher Bedeutung, und da ſeinen Schwefelthermen eine ganz beſondere Wirkung gegen Unvermögen und Unfruchtbarkeit zugeſchrieben wurde, ſo iſt es ſehr ergötzlich, zu ſehen, mit welchem Eifer ſich Mönche und Nonnen in dieſes Bad drängten. So veräußerte i. J. 1115 die Aebtiſſin zum Fraumünſter in Zürich einen Meierhof, um mit dem erlöſ'ten Geld eine Badenfahrt machen zu können. Der eine oder andere von den Chorherren zum Großmünſter derſelben Stadt wird in Baden wohl mit der geiſtlichen Würdenträgerin zuſammengetroffen ſein, denn dieſe Herren trieben ſich häufig dort herum. Die Kloſterfrauen von Töß erkauften mit ſchwerem Geld eine päpſtliche Indulgenz, nach Baden fahren und daſelbſt unter dem Skapulier

zu Leuk im Wallis in der Schweiz. An beiden Orten ſah ich die Badenden beiderlei Geſchlechts in den großen Waſſerbaſſins zuſammen ſitzen und auf ſchwimmenden Tiſchchen Karten, Schach oder Domino ſpielen.

weltliche Kleider tragen zu dürfen. Der Abt von Kappel Ulrich Trinkler — nomen et omen! — büßte ſeine koſtſpieligen Schwelgereien in Baden mit Vertreibung aus ſeinem Kloſter[128]).

Die Schilderung, welche der Florentiner Poggio als Augenzeuge von dem mittelalterlichen Badleben zu Baden entworfen hat, iſt zwar bekannt, allein ſittengeſchichtlich zu wichtig, um hier übergangen zu werden. Poggio hatte den Papſt Johann XXIII. zur Kirchenverſammlung nach Konſtanz begleitet und war dann nach Baden gegangen, um Linderung ſeines Chiragra zu ſuchen. Von hier aus ſchrieb er im Sommer 1417 an ſeinen Landsmann Niccoli einen Brief, welchem das Nachſtehende auszüglich entnommen iſt. Die zahlreichen Badgäſte wohnten in den trefflich eingerichteten Bad- und Gaſthäuſern, deren dreißig vorhanden waren. Für das gemeine Volk gab es unter freiem Himmel zwei große Baſſins — (das Verenabad und das Freibad) — wo Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen gemeinſam badeten. Zwar trennte eine Scheidewand die beiden Geſchlechter, doch ſtiegen die Frauen Angeſichts der Männer nackt ins Bad. Die Badräume in den Gaſthäuſern waren zierlich, jedoch ebenfalls beiden Geſchlechtern gemeinſam. Bretterwände gingen zwar zwiſchendurch, allein dieſelben hatten ſo viele Oeffnungen, daß man von beiden Seiten ſich ſehen und auch, was häufig vorkam, berühren konnte. Die Männer trugen im Waſſer Schürzen, die Frauen Badhemden[129]). Man ſaß ſtundenlang im Bade und

---

128) D. Heß in der „Badenfahrt."

129) Poggio widerſpricht ſich hier, indem er in einer früheren Stelle ſeines Briefes ausdrücklich angibt, daß auch in den für die feinere Geſellſchaft beſtimmten Bädern beide Geſchlechter nackt miteinander gebadet hätten. W. Stricker (Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1857, S. 329) bezeichnet das wohl mit Recht als eine Uebertreibung und es iſt anzunehmen, daß wenigſtens die Frauen der beſſeren Geſellſchaft in einer weniger adamitiſchen Badtoilette erſchienen ſeien als womit in den Freibädern die Bäuerinnen ſich zeigten. Indeſſen müſſen wir uns doch

ſpeiſ'te darin auf ſchwimmenden Tiſchen. Täglich beſuchte man drei bis vier Bäder und verbrachte den übrigen Theil des Tages mit Singen, Trinken und Tanzen. Selbſt im Waſſer ſpielten Einige dieſes oder jenes Inſtrument und ſangen dazu. Ueber den Bädern waren Galerieen angebracht, auf welchen ſich die Herren einfanden, um mit den badenden Damen zu plaudern. Dieſe hatten den Brauch, die ihnen von oben herab zuſehenden Männer ſcherzweiſe um Geſchenke anzugehen. Man warf ihnen daher Blumenſträuße und kleine Münzen hinab und die Schönen ſpreiteten, die Gaben aufzufangen, wetteifernd ihre Hemden aus. Hart am Fluß iſt eine große von vielen Bäumen beſchattete Wieſe gelegen — (die ſogenannte „Matte"). Da kommen die Badgäſte, wenn ſie vom Mittageſſen aufgeſtanden, zu allerlei Kurzweil zuſammen. Die meiſten beluſtigen ſich mit dem Ballſpiel, einige ſingen, andere laſſen ſich durch Pfeifen und Pauken zum Tanze laden. Die Menge der Vornehmeren und Geringeren, die nach Baden fahren, iſt faſt unzählbar. Man ſieht da auch eine nicht geringe Anzahl ſehr hübſcher Frauenzimmer, ohne daß dieſelben von Ehemännern oder Brüdern begleitet wären. Alle, ſoviel ihre Mittel es geſtatten, tragen mit Silber, Gold und Edelſteinen beſetzte Kleider, als wären ſie nicht zur Cur, ſondern zu einem Feſte gekommen. Auch Nonnen, Aebte, Prieſter und Mönche leben hier freiſam und fröhlich. Die Geiſtlichen baden ſich wohl gar zugleich mit den Weibern, ſetzen Blumenkränze auf und vergeſſen des Zwanges ihrer Gelübde [130]).

---

erinnern, daß, wie wir ſahen, ſogar in des züchtigen Wolfram großem Gedicht der badende Parzival von ſeinen Damen bedient wird, d. h. daß die Anſichten des Mittelalters über Schicklichkeit ſehr freie waren.

130) Poggius, opera (Baſler Ausg.), pag. 297. Sicherlich war der Florentiner berechtigt, ſeiner Schilderung des Badener Badelebens das abſichtliche oder unabſichtliche Witzwort beizumiſchen, daß kein Bad auf der Welt der fraulichen Fruchtbarkeit ſo zuträglich ſei wie dieſes („nulla in orbe terrarum balnea ad Foecunditatem mulierum magis sunt accommodata").

Unter den Frauenzimmern, welchen Poggio in Baden begegnete, ſind ohne Zweifel viele ſolche geweſen, welche das Mittelalter unter den Benennungen der „leichten“ oder „gelüſtigen Fräulein“, „offenen“ oder „gemeinen“ oder „fahrenden Frauen“, d. i. der Freudenmädchen zuſammenfaßte. Wenn wir die Offenheit und Unbefangenheit ins Auge faſſen, womit in der „guten, alten, frommen Zeit“ in Sachen der Proſtitution gehandelt wurde, ſo gelangen wir folgerichtig zu dem Schluß, daß der phyſiſche Liebesgenuß den Menſchen von damals überhaupt weniger anſtößig erſchienen ſein müſſe als uns Modernen. Zugleich iſt aber dieſe Offenheit und Unbefangenheit — in unſeren Augen gleichbedeutend mit Rohheit — der ſchlagendſte Beweis, daß der dichteriſche Idealismus und die ritterlichen Ueberſchwänglichkeiten des romantiſchen Frauendienſtes zur Veredlung des Verhaltens der beiden Geſchlechter unter einander factiſch doch blutwenig beigetragen haben und daß wir daher früheren Ortes mit gutem Grund den Unterſchied betonten, welcher zwiſchen der romantiſchen Minnetheorie und Minnepraxis ſtatthatte, in Deutſchland wie allenthalben.

Die Ausüberinnen der gewerbsmäßigen Unzucht zerfielen im Mittelalter in zwei, freilich nicht ſtreng geſchiedene Claſſen, in fahrende und in ſeßhafte Proſtituirte. Die Erſteren zogen den Jahrmärkten, Kaiſerkrönungen, Reichstagen, Turnieren, Kirchenfeſten, Concilien und anderen Verſammlungen der mittelalterlichen Geſellſchaft nach und zwar oft ſo maſſenhaft, daß z. B. die Angaben über die Zahl der Luſtdirnen, welche ſich während des Concils von Konſtanz daſelbſt aufhielten, zwiſchen 700 und 1500 ſchwanken. Eine dieſer Dirnen ſoll während der Kirchenverſammlung 800 Goldgulden an Sündenſold eingenommen haben, eine für jene Zeit außerordentlich bedeutende Summe. Den Kriegsheeren folgte ebenfalls eine große Anzahl fahrender Frauen, und weil ſie ſammt dem übrigen Lagertroß unter dem Befehl des Generalprofoß's ſtanden, ſo führte dieſer

noch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges den amtlichen Titel „Hurenweibel.“ Die seßhaften Dirnen, die „Frauenhäuserinnen“, hausten in den „Frauenhäusern“, deren größere Städte mehrere hatten, während selbst kleinere und kleinste gewöhnlich wenigstens eine solche Anstalt aufweisen konnten. Die Frauenhäuser oder „Töchterhäuser“ oder „offene Häuser“ oder — lucus a non lucendo — „Jungfernhöfe“ leiteten ihre Benennung von den abgesonderten Räumen her, worin im früheren Mittelalter die Frauen den häuslichen Arbeiten obgelegen hatten. So drückte also das Wort Frauenhaus ursprünglich einen ganz ehrbaren Begriff aus, gerade wie das entsprechende Wort Bordell, welches vom angelsächsischen Borda (ein kleines Haus) gebildet ist. Eine Bordmagat hieß im altfriesischen Gesetz nicht etwa eine öffentliche Dirne, sondern eine simple Hausmagd. Die Frauenhäuser, zu „besserer Bewahrung der jungfräulichen und fraulichen Ehre“, nämlich der Bürgerinnen, geduldet und unterhalten, waren Eigenthum der Städte und wurden an „Frauenwirthe“ (Ruffiane, Riffiane) gegen einen bestimmten Wochenzins verpachtet. Nicht selten war auch der Ertrag dieser Institute ein landesherrliches Regal oder ein Leben geistlicher und weltlicher Dynasten. Das Frauenhauswesen war so zu sagen mit deutscher Gründlichkeit geordnet. Allgemeine Geltung scheinen die zwei Grundsätze gehabt zu haben, daß eine städtische Frauenhausbande nicht aus der Stadt selbst, sondern aus der Fremde sich recrutiren mußte und daß nur ledige, keine verheirateten Weibspersonen in die Frauenhäuser aufgenommen werden sollten. Ehemännern, Geistlichen und Juden sollte der Zutritt von dem Wirth verweigert werden, allein nur in Betreff der Juden wurde diese Vorschrift streng durchgeführt. Wissen wir doch, daß vornehmen Gästen erwiesene städtische Gastfreiheit auch das Freihalten derselben in den Frauenhäusern in sich begriff. So wurde Kaiser Sigismund mit seinem Gefolge i. J. 1413 im Frauenhaus zu Bern und i. J. 1434 im Frauenhaus zu Ulm freigehalten.

Das Verhältniß des Frauenwirths zur Stadt und das der feilen Frauen zum Wirth war des Genauesten geregelt und die Bestimmungen über Kostgebung, Vertheilung des Gewinnstes u. s. f. gingen bis ins Einzelnste. An den Vorabenden und Vormittagen von Sonn- und Festtagen waren die Jungfernhöfe geschlossen. Die Behandlung der Frauenhäuserinnen von Seiten der Magistrate war in den verschiedenen Städten verschieden. In einigen waren sie hart gehalten, dem Henker zur Aufsicht übergeben und wurden auf dem Schindanger begraben; in anderen genossen sie gewisser Vorrechte, durften bei städtischen Fröhlichkeiten mit Blumensträußen geschmückt erscheinen und in Leipzig sogar alljährlich beim Beginn der Fastenzeit eine solenne Prozession durch und um die Stadt halten. Sie erfreuten sich auch der Vortheile des Zunftzwangs, und wie die Handwerker jeden unzünftigen Concurrenten als „Bönhasen" verfolgten, so bekriegten die Insassinnen der privilegirten Frauenhäuser die Priesterinnen der Winkelprostitution als nichtzünftige und also unberechtigte Concurrentinnen. Im Jahr 1462 reichten die Bewohnerinnen des Nürnberger Frauenhauses bei dem Rath eine Vorstellung ein, „daß auch andere Wirthe Frauen halten, die Nachts auf die Gassen gehen und Ehemänner und andere Männer beherbergen und Solches (d. i. ihr Gewerbe) inmaßen und viel gröber denn sie es halten in dem gemeinen (d. i. privilegirten) Tochterhaus, daß Solches zum Erbarmen sei, daß Solches in dieser löblichen Stadt also gehalten werde." Der Bescheid des Rathes ist nicht bekannt, läßt sich aber errathen, wenn man erfährt, daß bei einer späteren ähnlichen Veranlassung, i. J. 1508, der Magistrat den Frauenhäuserinnen erlaubte, ein unprivilegirtes Prostitutionshaus förmlich zu stürmen. Da und dort ging die Toleranz gegen die gelüstigen Fräulein so weit, daß man ihnen „um ihrer Aufopferung für das gemeine Beste willen" das Stadtbürgerrecht schenkte. Anderwärts bestanden Stiftungen, aus welchen an leichte Fräulein, denen es gelungen war, zu einer ehrlichen Heirat zu kommen,

eine Mitgift verabreicht wurde. Daß feile Frauen ſich durch möglichſt glänzenden Putz auszeichnen, liegt noch heute in der Natur ihrer Stellung. Das Mittelalter hielt aber darauf, daß die Aushängeſchilde weiblicher Feilheit recht kenntlich ſeien, und ſchrieb daher den Luſtdirnen beſondere Abzeichen vor, ein auffallendes Kleidungsſtück oder auch eine uniforme Farbe der Röcke oder Mäntel. Grün ſcheint die am häufigſten vorgeſchriebene Farbe geweſen zu ſein. In Augsburg mußten die gelüſtigen Fräulein einen zwei Finger breiten grünen Streifen am Schleier tragen, in Leipzig kurze gelbe Mäntel, die mit blauen Schnüren benäht waren, in Bern und Zürich rothe Mützen. Zuweilen brauchte eine Stadtobrigkeit den Kunſtgriff, ausſchweifende oder luxuriöſe Kleidermoden, welche ſie ehrbaren Frauen unterſagte, den Buhldirnen zu erlauben und ſolche Moden dadurch anſtößig und verächtlich zu machen, was freilich keineswegs immer gelang. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin hatte die Proſtitution in deutſchen Landen erſchreckende Dimenſionen angenommen und das Hinzutreten der Luſtſeuche ſteigerte das Unweſen zu einer öffentlichen Calamität, welche entſetzliche Verheerungen anrichtete. Es mußte auf Abhülfe Bedacht genommen werden, und da ſich zur Reformationszeit mit dem religiöſen Sinn zugleich auch das ſittliche Gefühl wieder belebte, wurden vom 16. Jahrhundert an in den meiſten Städten die Frauenhäuſer geſchloſſen, um — ſpäter unter anderem Anſtrich wieder geöffnet zu werden. Uebrigens hatte ſchon der Katholicismus ernſtgemeinte Verſuche gemacht, die Proſtitution zu beſchränken und den leichten Fräulein einen Ausweg aus dem Laſterleben zu eröffnen. Zu dieſem Zwecke waren in Nürnberg, Regensburg und an vielen andern Orten klöſterliche Zufluchtsſtätten für ſolche Frauensperſonen geſtiftet worden, welche aus Luſtdirnen zu „Reuerinnen“ werden wollten. So hieß man dieſe Büßerinnen, welche oft, aber grundloſer Weiſe mit den Beguinen (Begeinen, Beginen) verwechſelt werden ſind. Was

die frommen Stiftungen zu Gunſten der Reuerinnen bezweckten, ſagt klar der Steuerbefreiungsbrief, welchen Herzog Albrecht dem 1384 in der Singerſtraße zu Wien durch mehrere fromme Rathsglieder gegründeten Kloſter verlieh. Es heißt darin, daß dieſes Haus und Stift beſtimmt ſei für „die armen freien Frauen, die ſich aus den offenen Frauenhäuſern oder ſonſt vom ſündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden“ [131]). Es hat ſich demnach jene werkthätige Milde und Barmherzigkeit, welche neben den vielen Schattenſeiten des Mittelalters eine ſeiner hellſten Lichtſeiten bildet, auch den Opfern der Proſtitution gegenüber rettend manifeſtirt. Freilich wurde das Erbarmen, welches reuige Sünderinnen fanden, nicht ſelten der weiblichen Tugend verſagt. Ich erinnere nur an den grauſamen Mord, welchen i. J. 1436 der Herzog Ernſt von Baiern-München an der vielbeſungenen Agnes Bernauer verüben ließ. Dieſes engelhaft ſchöne Mädchen war die Tochter eines Baders zu Augsburg, wo Ernſt's Sohn Albrecht ſie kennen und lieben gelernt hatte. Der Prinz ehrte die Geliebte und noch mehr ſich ſelbſt, indem er die züchtige Jungfrau nicht zu ſeiner Kebſe erniedrigte, ſondern in aller Form zu ſeiner Ehefrau erhob. Aber der Kaſtenſtolz des herzoglichen Vaters anerkannte die Ehe nicht. Agnes wurde in Abweſenheit ihres Gatten auf des Herzogs Befehl in der Burg zu Straubing gewaltſam ergriffen, auf die Donaubrücke geſchleppt

131) Stumpf, des gr. gem. Concilium's zu Konſtanz Beſchreibung (1541), abgedr. in Scheible's Kloſter VI, 333 fg. Münſter, Kosmographie, S. 800. Lehmann, Speieriſche Chronik, S. 724. Aventinus, Kriegsbuch, I, 87; III, 65 fg. Siebenkees, Materialien zur Geſchichte Nürnbergs, IV, 378 fg. 581, 586, 591, 599. Vulpius, die Vorzeit, I, 131, 238. Curioſitäten, II, 375; IX, 397 fg. 407. Fiſcher, Geſch. d. d. Handels, I, 6 fg. Paul v. Stetten, Kunſtgeſch. d. St. Augsburg, II, 85. Meiſter, Geſch. d. St. Zürich, S. 102, 107, 151. Tillier, Geſch. d. Freiſt. Bern, II, 565. Jäger, Schwäb. Städteweſen im Mittelalter, I, 511 fg. Kirchner, Geſch. d. St. Frankfurt, I, 232 fg. Hormayr, Geſch. Wiens, IX, 33. Malblanc, Geſch. d. peinl. Halsgerichtsordn. Karl's V. S. 50. Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1858, S. 737.

und in den Strom hinabgestürzt. Die Flut wollte die schöne Unglückliche rettend an's Ufer tragen, da faßte sie einer der Schergen mit einer Hackenstange bei ihrem langen goldfarbenen Haar und stieß sie in die Tiefe.

Wir haben soeben der Frauenklöster als der Zufluchtsstätten für bereuende Magdalenen erwähnt: sie waren aber überhaupt Asyle für Mädchen, denen die Erreichung hausmütterlicher Bestimmung durch die Umstände versagt wurde. Wie im früheren Mittelalter, beweg auch jetzt noch religiöse Inbrunst manche Töchter vornehmer und geringer Familien, frühzeitig den Schleier zu nehmen; aber viele Mädchen traten auch erst dann ins Kloster, wann ihnen ihr Spiegel die bedenklichen Altjungfernzüge um Mundwinkel und Augen verrathen hatte. Die meisten vielleicht wurden Nonnen in Folge elterlicher Berechnung, denn die Klöster waren rechte Versorgungsanstalten für die mitgiftslosen Töchter des ärmeren Adels. Sie waren zugleich, wie früher bemerkt worden, weibliche Erziehungsanstalten, wenigstens viele. Die Novizen und die Klosterschülerinnen standen unter einer „Schulmeisterin", von welcher sie im Singen, Lesen und Schreiben und in den gottesdienstlichen Uebungen unterrichtet wurden. Das Bücherabschreiben machte eine Hauptbeschäftigung wie der männlichen so auch der weiblichen Klostergemeinden aus. Daneben lagen die Nonnen Handarbeiten ob, dem Nähen, Weben, Bortenwirken [132]).

132) Da waren vrouwen inne, die dienten Got mit sinne:
Die alten und die jungen lasen und sungen
Ze ieslicher ir wîle zit, si dienten Gote ze wider strît,
So si aller beste kunden, und muosen under stunden,
So si niht solden singen, naen oder boeten dringen
Oder würken an der ram; ieglichiu wolt' des haben scham,
Din da muezik waere beliben; si entwurfen oder schriben.
Ez lert' din schuole meisterin
Die jungen singen und lesen, wie sî mit zühten solden wesen,
Beide, sprechen unde gên, ze kore nigen unde stên.
Gesammtabenteuer, II, 23 fg.

Unter ſolchen Beſchäftigungen, andächtigen Uebungen und harmloſen Zerſtreuungen mag vielen ſanftgearteten und anſpruchsloſen Nonnen in klöſterlicher Stille und bei der nicht zu verachtenden Kloſterkoſt das Leben ſorglos und behaglich hingegangen ſein. Aber es gab in den Frauenklöſtern hinwider andere Naturen, welche, auch abgeſehen von den giftigen Zwiſten, welche die frommen Schweſtern ſo häufig unter einander ausfochten, das Kloſter nicht für eine Heimat, ſondern für eine Hölle anſahen, weil ſie entweder überhaupt nur gezwungener Weiſe den Schleier genommen oder weil ſie erſt nach der Einkleidung die Erfahrung gemacht, daß ihnen unter dem Skapulier ein Herz ſchlug, deſſen Glut an dem Spiel mit der Nonnen- oder Jeſus-Puppe („Jeſerl") kein Genüge fand[133]). Solche arme Nönnlein mochten in der Einſamkeit ihrer Zellen manches Mal jenen Nonnenſeufzer vor ſich hinſummen, welcher im 14. Jahrhundert in Form eines Liedchens ſicherlich zuerſt aus einer Nonnenbruſt aufgeſtiegen[134]). Wäre es erwieſen, daß, wie vermutet wird, jene

133) Dieſe Puppen ſollten den Seelenbräutigam der Nonnen vorſtellen. Sie ſpielten damit wie die kleinen Mädchen mit ihren Docken, putzten ſie phantaſtiſch heraus, hielten Zwieſprache mit ihnen und nahmen ſie mit zu Bette. Vgl. Beichten, wie ſie gebeichtet werden und vielleicht noch oft gebeichtet werden (1789), S. 40. Eine ältere und beſſere Autorität iſt Luther, welcher, einen Freund vor einer unpaſſenden Heirat warnend, demſelben ſchrieb: „Es wird dir geben wie den Nonnen, zu den man geſchnitzte Jeſus legte. Sie haben ſich aber nach andern umb, die da lebeten und jnen beſſer gefielen." Tiſchreden Dr. M. L. Frankf. 1576, Fol. 307.

134) Gott geb im ein verderben jar,
Der mich macht zu einer nunnen
Und mir den ſchwarzen mantel gab,
Den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will ich auch einem knaben jung
Seinen kummer ſtillen.

Clara Hätzlerin, welche um 1470 zu Augsburg eine Abschrift von mehr als zweihundert geistlichen und weltlichen Gedichten gefertigt hat, wirklich eine Nonne gewesen, so müßten wir annehmen, daß die Phantasie der Klosterschwestern damaliger Zeit häufig mit Bildern erfüllt gewesen sei, welche wenig zu dem Gelübde der Keuschheit stimmten. Denn die Feder der Hätzlerin hat keinen Anstand genommen, auch sehr anstößig-erotische Sachen, ja geradezu Unflätiges in ihre Sammlung mitaufzunehmen. Im Uebrigen haben wir vollwichtige historische Zeugnisse, besonders aus dem 15. Jahrhundert, daß viele Nonnen bei unerlaubten Phantasiebildern nicht stehen geblieben sind. In Wahrheit, es ging in manchen Nonnenklöstern sehr unheilig, ja scandalvoll her, wie das nicht anders zu erwarten ist von einer Zeit, wo die Rathsprotokolle der deutschen Städte von Klagen über und Maßregeln gegen die freche Sitten- und Schamlosigkeit der Geistlichkeit und der Klostergeistlichkeit insbesondere voll waren. Es ist hier nicht der Ort, dieses unerquickliche Thema weiter

Die Limburger Chronik (Wetzlar. Ausg. 1720, S. 37) bemerkt dazu: „In derselbigen Zeit (d. i. 1339) sung und pfiffe man diß Liet." In einem andern, kaum weniger alten Volkslied (Uhland, Alte hoch- und niederd. Volksl. I, 833) singt ein Nönnlein:

Und wenn es komt um mitternacht
Das glöcklein das schlecht (schlägt) an,
So hab' ich armes mägdlein
Noch keinen schlaf gethan.
Gott geb dem klöffer unglück vil,
Der mich armes mägdlein
Ins Kloster haben wil!

Und wenn ich vor die alten kom,
So sehn sie mich sauer an,
So denk ich armes mägdlein:
Hett ich einen jungen man
Und der mein stäter bule sei,
So wär ich armes mägdlein
Des fasten und betens frei.

auszuführen, und begnügen wir uns daher zur Erhärtung des Gesagten mit Anziehung etlicher Beispiele. Das Kloster Gnadenzell an den Quellen der Lauter auf der schwäbischen Alp wäre besser nach dem nahegelegenen Offenhausen benannt worden, denn es war in der That ein „offenes Haus" im mittelalterlichen Sinne. Die benachbarten Edelleute feierten hier Gelage, Tänze und Orgien, deren Folgen die armen Klosterschwestern zu tragen hatten. Einer der Wohlthäter und zugleich Mitverderber dieser Schwesternschaft, der Graf Hans von Lupfen, sah sich veranlaßt, i. J. 1428 einen Brief an die Priorin zu richten, worin er diese Würdenträgerin ausschilt, daß sie „ettlich arme Junkfrawen" nicht bei Zeiten aus dem Kloster entfernt und durch diese Unterlassung den Nachbarn Grund gegeben habe, zu sagen, „die Klosterwände würden von Kindern beschrieen." Graf Eberhard im Bart, nachmals der erste Herzog von Würtemberg, setzte 1480 nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen eine strenge Reform des gänzlich verwilderten Klosters durch. Im nämlichen schlechten Ruf wie Gnadenzell stand das Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck. Hier ging der Wüstling Eberhard der Jüngere von Würtemberg aus und ein, und wie er es da trieb, erfahren wir aus dem kummervollen Mahnbrief, worin sein Vater Ulrich an ihn schrieb: „Vor Kurzem bist du gen Kirchheim kommen und hast einen Tanz angefangen in dem Kloster zwo Stunden nach Mitternacht. Läßst auch deine Buben und andere in das Kloster steigen bei Nacht, mit deinem Wissen und Willen. Und hat dein sündliches, schändliches Wesen, das du und die Deinen getrieben, dir nicht genügt, du hast auch deinen Bruder mit dir hinein genommen und habt ein solch Tanzen darinnen gehabt und ein Schreien, das, wenn's in offnem Frauenhaus geschehen wär', so wär's doch zu viel" [135]). Um das Kleeblatt voll zu machen, sei noch

135) Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch. 1842. S. 96 fg. Pfaff, Gesch. von Würtemberg, I, 147.

das Frauenkloſter Söflingen bei Ulm genannt. Als das Geſchrei über das Lotterleben daſelbſt gar zu arg wurde und man demnach i. J. 1484 zu einer Unterſuchung und Reformation verſchritt, fand man, wie der Biſchof Gaimbus von Caſtell unterm 20. Juni des genannten Jahres an den Papſt berichtete, in den Zellen Liebesbriefe höchſt unzüchtigen Inhalts, Nachſchlüſſel, üppige weltliche Kleider und — die meiſten Nonnen in geſegneten Leibesumſtänden [136]).

Die Lebensformen großer Epochen der Geſchichte ſchleppen ſich noch lange fort, wenn der Geiſt, welcher ſie ſchuf und beſeelte, ſchon abgeſtorben oder wenigſtens im Abſterben begriffen iſt. Sie unterliegen aber dabei ſtets der Verzerrung, indem ſie ihre innere Hohlheit durch Uebertreibungen nach außen vor der Welt und ſich ſelbſt zu verbergen ſuchen. Die Typen der Zeit werden dann zu Caricaturen und ſo wurde vom 14. Jahrhundert an die mittelalterliche Romantik zu ihrem eigenen Zerrbild, welches gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin zu ſo ſchamloſer Aufgedunſenheit gelangt war, daß alle Verſtändigen und Wohlmeinenden vor dem Popanz ſich entſetzten und alle Wortführer der öffentlichen Meinung: Prediger, Preten und Chronikſchreiber, in Entrüſtung gegen die allgemeine Entartung ausbrachen. Man muß die ins Gewand moraliſirender Didaktik gehüllten Sittenſchildereien kennen, womit ein Sebaſtian Brant ſein berühmtes, im J. 1494 zu Baſel vom Stapel gelaufenes „Narrenſchiff“ betrachtete, man muß die ſatiriſchen Streiflichter und Schlagſchatten betrachten, welche ein Thomas Murner in ſeiner achtzehn Jahre ſpäter erſchienenen „Narrenbeſchwörung“ über ſeine Zeit hingeworfen hat, um ſo recht zu erfahren, was aus den mittelalterlichen Idealen in der Wirklichkeit allmälig geworden war. Wir haben jedoch im Vorſtehenden ausreichende Gelegenheit gehabt, zu ſehen, wie ſehr die Empörung der ge-

136) Jäger, Schwäb. Städtewesen, I. 301.

nannten Männer und vieler ihrer Mitſtrebenden über das Thun und Laſſen ihrer Zeitgenoſſen gerechtfertigt war, und es erübrigt nur noch, einen Streifzug auf das Gebiet der Frauenmoden zu machen, um auch hier die Entartung des Mittelalters nachzuweiſen.

Der Kleiderluxus ging unter Männern und Frauen im 15. Jahrhundert ins Maßloſe, im adeligen wie im bürgerlichen Stand. Ein einfacher ſchwäbiſcher Ritter, der am Hofe von Oeſtreich gedient, brachte von dort in ſeine Heimat eine Garderobe zurück, deren überflüſſige Stücke er nach Frankfurt ſandte und dort zu theuren Preiſen verkaufen ließ[137]). Eine Nürnbergerin, Frau Winter, hinterließ i. J. 1485 vier Mäntel aus Tuch von Arras und Mecheln, mit Seide gefüttert, ferner an Oberkleidern ſechs Röcke, eine Schaube (Juppe) und drei ſogenannte Trapperte; drei Unterkleider, ſechs weiße Schürzhemden und ein ſchwarzes, zwei weiße Badröcke, fünf Unterhemden, zwei Halshemden, ſieben Paar Aermel und neunzehn Schleier[138]). Wie weit der Luxus in weiblichen Schmuckſachen getrieben wurde, erhellt daraus, daß i. J. 1470 eine Breslauerin, Jungfer Margarethe Brige, von ihrer Mutter 36 goldene Ringe erbte nebſt einer entſprechenden Anzahl von Ketten, Heftlein (Brochen) und Gürteln. Sebaſtian Brant rügte es, daß auch die Frauen der unteren Stände in ſinnloſer Kleiderpracht denen der oberen nacheiferten. „Was eine Gans an der andern ſieht — drückt er ſich

137) Er (Wolf von Ehingen) bracht och ain kostlichen hab von Oesterrych herus, von kleinaten, geßillen und fuotern; und nach dem aber der zyt im land Schwaben nit sitte oder gewon war, sich sollicher kostlichkait zuo gebrauchen, schickt er solliche hab ains dails gen Frankfurt, liess es da verkauffen und löset bis in die 1000 gulden (eine Summe, welche den heutigen Geldwerth natürlich sehr weit überſteigt). Bibliothek d. literar. Vereins in Stuttgart, 2. Publicat. S. 3.

138) Nach einem im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg befindlichen Actenſtück, mitgeth. v. Falke, d. d. Trachten- und Modenwelt, I. 291.

ungalant aus — das muß auch ſie haben; es thut ſonſt weh." Er ſchilt auch: „Sie ſchmieren ſich mit Affenſchmalz, ſie büſſen das Haar mit Schwefel und Harz und ſteifen es in feſte Formen durch eingeſchlagenes Eiweiß; ſie ſtecken den Kopf zum Fenſter hinaus, um das Haar an der Sonne zu bleichen." Noch ſchlimmer war, daß um dieſe Zeit auch die Sitte einriß, ſich mit fremden Haaren zu ſchmücken [139]), was um ſo überflüſſiger erſcheint, als nicht nur die verheirateten, ſondern auch die ledigen Damen dem Brauch, das Haar in freien Locken und Flechten zu tragen, entſagt hatten, um ihre ſchönſte Zierde unter Hauben zu bergen, deren Unform oft ganz ins Abenteuerliche ging.

Aber nicht allein Unſchönes und Barockes, ſondern auch Zuchtloſes verlangte die Mode. Es iſt faſt unglaublich, bis zu welchem Grade Männer und Frauen in ihrem Auftreten aller Scham und Sitte Hohn ſprachen. Mußte doch noch im Jahre 1503 der Rath von St. Gallen verbieten, daß man völlig nackt in der Stadt und ihrem Weichbild umhergehe [140]). „Schande über die deutſche Nation! — rief Brant aus. Was die Natur verdeckt und verſteckt haben will, das bläßt und läßt man ſehen." Johann Geiler von Kaiſersberg, ſeit 1478 Prediger am Münſter zu Straßburg, ſagte in einer ſeiner Predigten über Brant's Narrenſchiff: „Ganz eine Schande iſt's, daß die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, geſtickt mit Seide und Gold. Hinten

---

139) Die Frauen nehmen todtes Haar und binden es ein und tragen es mit ihnen zu Bett. Das zuirn Spil (1472), Act. 39. Der Gebrauch ſolchen Haares war übrigens auch außerhalb Deutſchlands Mode. Ein deutſcher Reiſender, welcher i. J. 1491 Venedig beſuchte, ſchrieb: „Der Kerfrug der Frauenzimmer beſteht bloß in der Schönheit fremder Haare, die ſie ihren natürlichen vorziehen. Sie ſchmücken und zieren ſolche gemeiniglich gelb und braun und binden ſie auf dem Kopf zuſammen, wie man in deutſchen Ländern einem Pferde den Schwanz aufbindet." Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1858, S. 61.

140) Rathsverbot der Stadt St. Gallen vom Dinstag vor Corpus Christi 1503.

aber an den Köpfen ein Diadem, ſehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit. Da ſchauen ſie umher, als ob ihnen ihr Geſicht in einem Hafenring hinge. Dazu tragen ſie gelbe Schleier, die ſie jede Woche wieder färben müſſen; darum iſt der Saffran ſo theuer! Man macht aber keinen gelben Pfeffer an friſches Fleiſch, ſondern an übriggebliebene Stückchen. So ſehen die Weiber, die nicht ſchön ſind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleiſch in einer gelben Brühe. Nun ſchaue man ihre Leibzier; die iſt voll Narrheit oberhalb und unterhalb des Gürtels. Voll von Falten ſind die Hemden und die Oberkleider ſo weit ausgeſchnitten, daß man die Ballen ſieht[141]). Sie ziehen weite Aermel an wie die der Mönchskutten und ſo kurze Röcke, daß ſie weder vorn noch hinten Etwas bedecken. An den Gürteln aber, die der Goldſchmied fein und herrlich machen muß, tragen die Frauen klingende Schellen. Dann tragen ſie auch lange Schwänze, die auf dem Boden nachſchleifen, und ſpitzige Schuhe"[142]).

141) Dieſe ſchamloſe Mode wird durch Bilder, Lieder und „Kleiderordnungen" aus dem 13. und ſchon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts beſtätigt. In dem Gedicht „der Kittel" heißt es derb, die Hauptlöcher der Frauenröcke ſeien ſo weit, daß die nackten Schultern weit hervorſtünden und man die Armhöhlen ſähe; die Brüſte würden ſo hinauf- und herausgepreßt, daß man „einen Lichtſtock" darauf ſetzen könne. In einer Straßburger Kleiderordnung, welche ſich mit der „ſchamhaften" Tracht dieſer Zeit beſchäftigte, wird den Frauen verboten, ſich übermäßig zuſammenzupreſſen, weder mit Hemden, Röcken oder Schnürleiben noch „mit einem andern Gefängniß." Sie ſollten ſich auch weder färben noch ſchminken noch „Locken von todten Haaren anhängen." Sie ſollten keinen Rock tragen, der über 30 Gulden zu ſtehen käme. „Item das keine frowe, were die iſt, hinnanfür me ſich nit me ſchürtzen ſol mit iren brüſten, weder mit hemeden noch gebriſen röcken noch mit keinre ander gevengnüſſe, und daz ouch kein frowe ſich nit me verwe oder locke von totten har anhencken ſülle. Und ſunderliche, daz houptloch ſol ſin daz man ir die bruſte nit geſehen müge, wenne die houptlöcher ſüllent ſin untz an die ahſeln." Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1856, S. 367.

142) Geiler von Kaiſersberg, Predigten, 1574, Fol. 23.

Ohne Zweifel hat Geiler unter den ſpitzigen Schuhen die geſchnäbelten verſtanden und ſo ſehen wir denn auch die Frauen an den närriſchen Männermoden der Schellentracht und der Schnabelſchuhe betheiligt. Im früheren Mittelalter waren Schellen ein ritterlicher Pferdeſchmuck geweſen. In der Stelle des Nibelungenliedes, wo Gunther mit ſeinen Gefährten in Island zur Burg Brunhild's reitet, werden goldene Schellen erwähnt, welche an den Bruſtriemen der Roſſe hängen. Später ging dieſer klingelnde Schmuck vom Sattelzeug auf die Kleidung der Ritter ſelbſt über und es ſcheint faſt, dieſe Narrethei ſei eine einheimiſche deutſche Mode geweſen, welche im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert bedeutenden Lärm machte [143]). Zuerſt ſcheint die Verzierung des Anzugs mit Glöcklein und Schellen ein Vorrecht der höfiſchen Kreiſe geweſen zu ſein, ſpäter ging die Freude an dieſer kindiſchen Klingelei auch auf die bürgerlichen über. Die Göttinger Chronik „dat elde Book“ erzählt, daß 1370 und 1376 in Göttingen große Feſtlichkeiten ſtattfanden, wobei Ritter und Frauen in langen Röcken und mit goldenen und ſilbernen Schellengürteln erſchienen, die „gingen alle ſchurr ſchurr, kling kling.“ Beim Einzug des Herzogs Friedrich von Sachſen in Konſtanz i. J. 1417 hatten ſeine Ritter und Knappen glockenbeſetzte Gürtel an. Auf ſolches Geſchelle der Vornehmen iſt das Sprüchwort zurückzuführen: „Wo die Herren ſind, da klingeln die Schellen.“ Daß auch die Frauen gern ſo einherſchellten, beweiſen die ſtädtiſchen Kleiderordnungen des 14. und

143) Falke (a. a. O. I, 237) giebt aus einer alten ſchwediſchen Reimchronik vom Jahr 1360 die Verſe an:

Kam' Einer auch noch ſo arm aus deutſchem Land,
So hat er doch ein Schwert in ſeiner Hand;
Er kann tanzen, hüpfen, ſpringen
Und müſſen ſeine vergoldeten Glöcklein klingen —

welche andeuten, daß man im Ausland die Schellentracht für eine deutſche Mode gehalten habe.

15. Jahrhunderts. Die Nürnberger vom Jahr 1343 beſtimmte: „Kein Mann noch Frau ſoll keinerlei Glocken oder Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen" — und die Ulmer v. J. 1411: „Damit die Frauen und Jungfrauen durch ein ziemlich ehrbares Gewand gewinnen mögen, ſo ſollen ſie einen ſilbernen oder vergoldeten Gürtel tragen, doch ohne Glocken und Schellen —" alſo keinen „Tuſing", wie man die Schellengürtel nannte. Eine Ulmer Kleiderordnung vom Ende des 14. Jahrhunderts eiferte auch ſchon heftig gegen die tolle Mode der Schnabelſchuhe, welche ebenſoſehr die Füße verunſtaltete als ſie dem Gehen hinderlich war. Frankreich hatte dieſe Narrethei zuerſt in großem Styl getrieben: dort trugen ſchon um 1280 Ritter und Damen Schnäbel an den Schuhen von zwei Fuß Länge. Waren dieſe Schnäbel ſtraff, ſo trugen ſie auf ihren Spitzen kleine Glocken; waren ſie ſchlaff, ſo wurden die Spitzen unterhalb des Knie's an das Bein gebäckelt. Die Luxusgeſetze der deutſchen Obrigkeiten ſuchten dieſen, wie noch ſo manchen andern mediſchen Unſinn abzuſtellen; aber ihre häufige Erneuerung zeigt deutlich genug, wie wenig ſie ausrichteten. Die Narrheiten wollen ſich ausleben und es iſt ihnen zu allen Zeiten mit Verboten mehr nur ſcheinbar als wirklich beizukommen. Als i. J. 1461 der ſtrenge Sittenprediger, Bruder Johann de Capiſtrano in Ulm gegen die unſinnigen und unzüchtigen Frauenmoden von damals predigte, hatte er zwar die öffentliche Meinung ſo für ſich, daß, wie eine alte Chronik wiſſen will, drei Frauen, welche ſeiner Predigt ſpotteten, vom Volk auf der Straße zerriſſen wurden; allein der Rath fand doch für gut, den ſtrengen Eiferer aus der Stadt zu jagen [144]). Die Mode war ſchon damals, wie ſie es noch heute iſt, mächtiger als Vernunft, Sitte und Geſetz.

144) Vgl. Jäger a. a. O. I. 309

Siebentes Kapitel.

Die Frauen im Dichtermund [113]).

Dichter und Frauen. — Der Minnegeſang. — Walther's von der Vogelweide Lob der deutſchen Frauen. — Der Winsbecke. — Das Frauenideal Wolfram's und Gottfried's. — Was Minne ſei. — Erwachende, ſehnende und beglückte Liebe. — Heinrich Frauenlob. — Die mittelalterlichen Humoriſten und die Frauen. — Reinmar von Zweter. — Der Marner. — Eine Klage und Anklage von Sebaſtian Brant. — Albrecht von Eyb über die Ehe.

Die Poeſie verklärt und beſtraft. Sie verklärt, indem ſie die Geſtalt und die Züge ihrer Zeit, im Feuer des Ideals geläutert, der Nachwelt überliefert; ſie beſtraft, indem ſie der Wirklichkeit das Ideal als einen Medusenſchild entgegenhält. Die nüch-

113) Die Stellen, welche in dieſem Kapitel aus unſerm mittelalterlichen Lyrikern und Epikern angezogen werden, ſind nachſtehenden Neuhochdeutſchungen entnommen. Die Gedichte Walther's von der Vogelweide, überſ. von K. Simrock (1833). Die Gedichte W. v. d. V., vollſtdg. überſ. von Fr. Koch (1848). Parzival und Titurel von Wolfram v. Eſchenbach, überſ. v. K. Simrock (1842). Triſtan und Iſolde von Gottfried v. Straßburg, überſ. von H. Kurz (2. A. 1847). Lieder und Sprüche der Minneſänger von Fr. Rückert (Geſammelte Gedichte, 1837, Bd. 4, S. 345 fg.). Einiges habe ich ſelbſt aus dem Mittelhochdeutſchen ins Neuhochdeutſche umgeſetzt.

terne Prüfung wird der Poeſie unſchwer nach beiden Seiten hin Uebertreibungen nachweiſen können, aber im Ganzen und Großen wird ſie doch ihre Wahrhaftigkeit anerkennen müſſen. Dieſe Wahrhaftigkeit der Poeſie — von der bloß mechaniſchen Dichterei ſprechen wir natürlich nicht — liegt in ihrem Weſen. Sie muß wahrhaftig ſein, ſie kann nicht anders: denn ſie geht von dem ewigen Sittengeſetz, von den unwandelbaren Urbildern des Wahren und Schönen aus, von denen geſchrieben iſt: „Nur die Götter bleiben ſtät.“

In Anwendung von dieſem auf unſern Gegenſtand ergibt ſich, daß wir die Licht- und Schattenbilder, welche unſere mittelalterlichen Dichter von dem deutſchen Frauenleben ihrer Zeit entworfen haben, für treue halten müſſen. Dichter und Frauen haben von jeher gut zuſammengeſtimmt. Nur dichteriſche Hellſicht vermag die zarte Beſaitung einer Frauenſeele ganz zu erkennen, nur ein Dichterohr vermag die Harmonie oder Disharmonie dieſes wunderbaren Inſtrumentes recht zu hören und recht zu verſtehen. Das wiſſen auch die Frauen, ſie, die ſtatt objectiv zu denken, nur ſubjectiv fühlen, und aus angeborener Sympathie bringen ſie dem Dichter das feinſte Verſtändniß entgegen. Göthe's Gretchen und Schiller's Thekla ſind hundertfach commentirt worden, aber die Frauen bedürfen dieſer Commentare gar nicht: jede könnte und würde unter Umſtänden ſelbſt ſo ein Gretchen, ſelbſt ſo eine Thekla ſein. Die Frauen *leben* die Poeſie; wir Männer begnügen uns, ſie zu bewundern. Wir laſſen uns von dem Dichter läutern, erheben, begeiſtern; aber die Frauen lieben ihn: denn die ganze Muſik der Poeſie, nur in Frauenſeelen klingt ſie wider.

Unſere mittelalterlichen Dichter haben das wohl gefühlt und ſich deßhalb auch vorzugsweiſe an die Frauen gewandt. Frauenleben iſt Liebeleben und daher iſt die Minne der ſtets wiederkehrende Grundton der ritterlich-romantiſchen Dichtung, welche ihr Liebesideal nach Möglichkeit ſelbſt in die uralt-nationale Hei-

denſage hineintrug, wie die Nibelungen und die Gudrun in ihrer auf uns gekommenen Geſtalt beweiſen. Von den beiden größten Schöpfungen der höfiſchen Kunſtepik geſellt die eine, Wolfram's Parzival, dem Thema der Frauenminne das der Gottesminne, d. h. den Verſuch, die Frage nach des Menſchenlebens Sinn und Ziel zu löſen, während die andere, Gottfried's Triſtan, ein Hohes-lied der Liebe und Leidenſchaft iſt. Der Gegenſtand der eigentlichen Minneſänger, der mittelhochdeutſchen Lyriker, war die Minne und wieder die Minne. Ihr Singen war recht eigentlich ein fraulich es. Solche männlich-ſtolzen Töne, wie die provençaliſchen Troubadours ſie liebten, ſucht man bei ihnen vergebens. Der Kreis ihrer Anſchauungen iſt ein engbegränzter, auf Naturfreude und Frauenliebe beſchränkter, und darum konnte eine gewiſſe Eintönigkeit in ihren Liedern nicht ausbleiben. In dieſer Hinſicht iſt Schiller's Urtheil, wenn gleich zu allgemein gehalten und zu herb ausgedrückt, nicht unbegründet[146]. Ein Minneſänger und zwar der bedeutendſte, Walther von der Vogelweide, macht jedoch eine Ausnahme, indem ſich in ſeinen Gedichten der Minnelyrik die Aeußerungen eines charaktervollen und patriotiſchen Denkers zugeſellen. Aber ſeine innigſten Herzenslaute hat doch auch Walther da gefunden, wo er von Frauen und Liebe redet. Wie hoch und ſchön hat er ſie geprieſen: —

146) Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen ſollten, zu ſchreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundſchaft herauszugeben, ſo läßt ſich jede gegen eins wetten, er würde ungefähr eben ſo beſchaffen ſein (nämlich wie die von Tieck veröffentlichten mittelalterlichen Minnelieder). Welch eine Armuth von Ideen, die dieſen Minneliedern zu Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, das ſind ungefähr die Gegenſtände alle, die in dem Kreiſe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenſchein ſitzt und ſingt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und Nichts was bleibt als — die Langeweile. Falk's Elyſium und Tartarus (1806), S. 3. Falk behauptete, die angeführte Aeußerung wörtlich aus Schiller's Munde zu haben. Weimariſches Jahrb. II, 225.

Durchſüßet und geblümet ſind die reinen Frauen!
So Wonniglicheſ gab es niemals anzuſchauen
In Lüften, noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Roſen, wenn ſie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen ſolche Wonnen farblos, ohne Klang.
Wenn man ein ſchönes Weib erſchaut, das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks geſund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr ſüßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile ſchießt tief in des Mannes Herzensgrund [147].

Gott, fährt er fort, hat die Frauen ſo gehöhet und gehehret, daß aller Erdenfreuden Hort in ihnen liegt: denn, ſagt er in einem dritten Liede: —

Was hat die Welt zu geben
Wohl Beſſ'res als ein Weib,
Das eines Herzens Sehnſucht eher könnte ſtillen?
Was bringt mehr Luſt im Leben
Als ihr vielſüßer Leib?

Aber Treue fordert er von den Frauen, die ſei ihre ſchönſte Krone, und mit der Treue verbinde ſich züchtiger Frohſinn: dann ſtehe bei der Lilie die Roſe. Ganz richtig bemerkt er auch, daß die Frauen es ſeien, welche in der Geſellſchaft den Ton angeben, und daß daher an den Unſitten der Männer die Frauen ganz

147) Der in den letzten Zeilen ausgeſprochene Gedanke kehrt in einem Lied des „tugendhaften Schreibers" wieder: —

O, ihr weiblgemuthen Frauen,
Laſſet uns ein Grüßen ſchauen,
Lachet guten Freunden ſo,
Daß ſie mit euch lachen müſſen.
Euer lachendliches Grüßen
Machet kranke Herzen froh.
Wie die Aue lachet,
Wann der Mai erwachet,
Alſo mag ein ſel'ger Mann
Lachen, den ihr lachet an.

oder größtentheils ſchuld. Er läßt da und dort durchblicken, daß das Gebaren der Frauen ſeiner Zeit keineswegs durchweg ſo geweſen, wie es hätte ſein ſollen; aber dagegen bricht er wieder mit ſtarker Bruſtſtimme in das berühmte Lob der deutſchen Weiblichkeit aus: —

Lande hab' ich viel geſehn,
Nach den Beſten blickt' ich allerwärts;
Uebel möge mir geſchehn,
Wenn ſich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutſche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wohl die Beſten ſein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu ſchauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, ſo ſchwör' ich, ſie ſind beſſer hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig iſt der deutſche Mann,
Deutſche Frau'n ſind engelſchön und rein;
Thöricht, wer ſie ſchelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer ſein:
Zucht und reine Minne,
Wer die ſucht und liebt,
Komm' in unſer Land, wo es noch beide gibt —
Lebt' ich lange nur darinne!

Dieſe patriotiſche Huldigung ſteht auch nicht allein. Die „Höflichkeit" hatte die deutſche Frauentugend, wie wir geſehen, vielfach bemakelt und in Folge deſſen auch die Reinheit der Anſicht vom Weibe vielfach getrübt. Aber wo immer gute Sitte ſich behauptete, war auch die altgermaniſche Frauenverehrung noch daheim, wie wir ſie in des Tacitus Germania vorgefunden. So

läßt der unter dem Namen des Winsbecken bekannte mittelhochdeutsche Lehrdichter den Vater zum Sohne sagen: —

Sohn, willt du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib'!
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam.
Sie sind der wennigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der Solches nicht an ihnen preist;
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salemonis Geist.

Schamhaftigkeit, Treue und Maaß forderten unsere alten Dichter von ihrem Frauenideal. Diese Dreiheit sollte ein Weib besitzen, wollte sie ein gutes heißen. Wolfram hat das im Parzival mit besonderem Nachdruck ausgesprochen: —

Ich stecke dieses Ziel den Frauen:
Die meinem Rathe will vertrauen,
Die wisse wohl, wohin sie kehre
Ihren Preis und ihre Ehre
Und welchem Manne sie bereit
Mit ihrer Lieb' und Würdigkeit,
Auf daß sie nimmermehr gereue
Ihrer Keuschheit, ihrer Treue.
Von Gott erfleh' ich andern Weibe,
Daß sie dem Maaß getreu verbleibe.
Scham ist ein Schloß vor aller Sitte:
Dies Heil ist's, das ich ihr erbitte.
Die Falsche lohnt nur falscher Preis.
Wie lange währt ein dünnes Eis,
Wenn des Augustmonds Sonne schien?
So fährt auch bald ihr Lob dahin.

An einer andern Stelle sagt er: Weibheit, dein Brauch ist Treue! — sieht sich aber veranlaßt, dabei zu bemerken, es betrübe ihm die Seele, daß so Manche Weib heiße, die es nicht verdiene; denn

Viele ſeien zur Falſchheit geneigt und bereit. Auch als keuſch kannte Wolfram nicht alle Frauen und ihre Begehrlichkeit und Heuchelei entlockte ihm das ſtrafende Wort: —

Daß ſie doch an Lüſternheit
Zucht und Sitte ſo verlieren
Und ſich gleichwohl gerne zieren!
Sie zeigen Gäſten keuſche Sitte,
Doch wohnt in ihres Herzens Mitte
Das Widerſpiel der Geberde.
Dem Freunde heimliche Beſchwerde
Schaffet ihre Zärtlichkeit.

Es iſt ſehr beachtenswerth, daß auch Wolfram's großer Antagoniſt Gottfried, der welt- und lebensfreudige Meiſter, da, wo er ſein Frauenideal aufſtellt, vor Allem das Maaß („die maze") betont. In Luſt und Leid, wie immer das Loos der Frauen falle, mit aller Anſtrengung ſollen ſie nach dieſer Tugend ſtreben und ſollen —

Ans geltne Maaß ihr Leben
Befehlen und ergeben,
Die Sinne damit regieren
Und Leib und Sitte zieren;
Denn Maaß, das geltne, lehre
Das lehret Leib und Ehre.
Von allen Dingen auf dieſer Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Iſt keins ſo ſelig wie das Weib,
Das ſtets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maaß ergibt.

Maaß iſt aber im Sinne dieſer Dichter nicht nur die Mäßigung, das Maaßhalten: es iſt die harmoniſche Entfaltung edler Weiblichkeit, das Ebenmaaß der Phyſis und der Pſyche, die Harmonie in ſich ſelbſt, wie die Harmonie mit der Welt. Eine Frau dieſer Art ſoll die Welt preiſen und ehren, denn wohin ſie tritt, verbreitet ſie Frieden und Freude, und ſelig der Mann, dem ihre Liebe zutheil wird: —

Zu wem ſie ſich mag neigen,
Wem ſie gar wird zu eigen
Mit Leib und Herz und Sinne,
Mit Liebe und mit Minne,
Der ward zum Heil geboren,
Ja, der iſt auserkoren
Zu lebendem Heil je mehr und mehr.
Das lebende Paradies hat der
In ſeinem Herzen begraben;
Der darf keine Sorge haben,
Daß ihn der Hagbuſch fange,
So er nach Blumen lange,
Daß ihn der Dorn je ſteche,
So er die Roſen breche.
Da iſt kein Hagbuſch und kein Dorn,
Da iſt dem Kind der Diſtel, Zorn,
Kein Leben zubeſchieden:
Da hat der roſige Frieden
Alles, was Herbe und Zorn bedeutet,
Dorn, Diſtel, Hagbuſch ausgerutet.
In dieſem Paradieſe
Iſt Nichts, was giftig ſprieße;
Da grünt noch wächſt kein ander Kraut
Als was das Auge gerne ſchaut.
Es ſteht gar in der Blüthe
Weiblicher Huld und Güte,
Da iſt kein Obſt darinne
Als Treue nur und Minne.

Man muß geſtehen, rein, ſchön und hoch haben unſere alten Dichter die weibliche Vollkommenheit hingeſtellt. Und die Sonne der romantiſchen Weltanſchauung, die Liebe, wie lauter leuchtet ſie im Minnegeſang, wo dieſer ſeinen höchſten Flug nimmt! Walther hat geſungen: —

Die Minn' iſt weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdiſch Bildniß ward ihr nicht beſchieden;
Ihr Nam' iſt kund, ſie ſelber fremd hienieden,

Und es kann doch Niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen —
Vertraue Denen, die da minnen! —
In falsche Herzen kam sie nie.

Hier erscheint die Liebe als das göttliche Feuer, welches das Irdische verklärt und verzehrt, ganz ähnlich wie bei dem persischen Mystiker Dschelaleddin, welcher gesagt: „Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt das Ich, der finstere Despot." Die Allgewalt echter Liebe, die von Zweifel und Unstäte Nichts weiß, kennzeichnete Wolfram in einer Strophe, die wie triumphirendes Glockengeläute tönt: —

Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus, in den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.
Der starken Minne lähmt die Kraft, wird Wankelmuth und Zweifel
ihr Geselle.

In der „Eneit" des Heinrich von Veldeck fragt Lavinia ihre Mutter: „Um Gott, was ist Minne?" und die Gefragte antwortet: „Sie hatte von Anbeginn Gewalt über das Weltall und wird, obschon man sie weder hört noch sieht, bis zum jüngsten Tag so gewaltig sein, daß Niemand ihr zu widerstehen vermag." Wunderbar zart und wahr hat Wolfram in den Fragmenten seines Titurel das erste Erwachen der Liebe in jungen Herzen geschildert. „Herrin, ich suche Gnade bei dir", sagt der junge Schionatulander zu seiner Gespielin Sigune. „Ich weiß wohl, daß Land und Leute dir gehorchen, ihrer Gebieterin. Doch das Alles begehr' ich nicht; aber laß dein Herz durch deine Augen auf mich schauen, damit deiner Minne Flut mir die Seele nicht ertränke." — „Süßer Freund, was ist Minne? Ist sie ein Er? Ist sie eine Sie? Fliegt sie uns auf die Hand? Ist sie zahm oder wild?" — „Herrin, von Frauen und Männern hört' ich, Minne wisse auf Jung und Alt den Bogen so meisterlich zu spannen, daß sie mit Gedanken tödtlich trifft. Ich kannte bisher

Minne nur aus Mären, nun aber erfahr' ich ſie an mir ſelber." — „Schionatulander, auch mich zwingen Gedanken. Kommſt du mir aus den Augen, bin ich traurig, bis ich dich wieder erblicke." — „So brauchſt du, ſüße Magd, mich nicht nach Minne zu fragen, denn an dir ſelber erfährſt du ihre Wonne und ihr Weh." So lange die Welt ſteht, ward Herzigeres kaum jemals gedichtet als die Stelle, wo Sigune, nachdem Schionatulander in den Krieg gezogen, ihre Sehnſucht nach dem fernen Geliebten gegen ihre mütterliche Pflegerin, die Königin Herzeleide, ergießt: —

Nach dem lieben Freunde iſt all mein Schauen
Aus den Fenſtern auf die Straße, über Hait' und nach den lichten Auen

Vergebens, ich erſpäh' ihn allzu ſelten.
Drum müſſen meine Augen des Freundes Minne weinend theu'r entgelten.

So geh' ich von dem Fenſter hinauf an die Zinnen
Und ſchaue oſtwärts, weſtwärts, ob ich Sein nicht Kunde mag gewinnen,

Der mein Herz ſchon lange hat bezwungen;
Man mag mich zu den alten Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Flut im Nachen gleite,
So ſpähen meine Blicke wohl über dreißig Meilen in die Weite,
Ob ich ſolche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen jungen klaren Freund mich könnt' entbinden.

Wo blieb meine Freude? Warum iſt geſchieden
Aus meinem Herzen hoher Muth? Ach und Weh vertrieb unſern Frieden.

Ich wollt' es gern alleine für ihn leiden,
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir Verlangen zieht, muß er gleich mich meiden.

Weh mir! Wie könnt' er kommen? Zu fern iſt mein Getreuer,
Um den ich bald erkalte, bald lod're wie im kniſternden Feuer.
So erglüht mich Schionatulander,
Seine Minne gibt mir Hitze wie Agremontin dem Wurm Salamander.

Mit derſelben Innigkeit, womit die mittelhochdeutſchen Dichter das Weh der Sehnſucht ſchildern, malen ſie auch die Wonne der Erfüllung. Wie ſchwelgt Walther in einem ſeiner ſchönſten Lieder in der Erinnerung an die Schäferſtunde, die er „unter der linden, an der heide“ mit der Geliebten gefeiert! Aber zugleich iſt ein Schleier keuſcher Grazie über die Situation gebreitet. Auch Wolfram hat da, wo er von echter Liebe redet, das geſchlechtliche Verhältniß mit züchtigem Zartſinn, wenn auch nicht prüde behandelt. So ſagt er von der Hochzeit Parzival's mit Kondwiramur: —

Sie waren bei einander ſo
In unſchuldiger Liebe frey,
Zwei Tage bis zur dritten Nacht.
An's Umfangen hatt' er oft gedacht.
Zumal es ſeine Mutter rieth:
Gurnemans ihn auch beſchied.
Daß Mann und Frau untrennbar ſei'n:
Sie verflechten Arm und Bein.
Wenn ich euch berichten ſoll.
Ihm gefiel die Nähe wohl:
Den alten, immer neuen Brauch
Uebten da die Beiden auch.

Ein Idyll von unvergleichlicher Anmuth hat Gottfried von Straßburg gedichtet, wo er, nachdem er die Verweiſung Triſtan's und Iſolde's von Marke's Hof erzählt hat, das ſtillbegnügte Mitſammenſein der Liebenden in der Wildniß ſchildert. Wie gerne verzeiht man dem ſchuldigen Paare, wenn man dieſes vom friſcheſten Zauber der Unſchuld angehauchte Gemälde betrachtet. Es iſt wie ein Traum aus Arkadien: —

Das Paar, das treue, holde,
Triſtan und ſeine Iſolde,
Sie hatten in der Wilde
Zu Wald und zu Gefilde
Ihre Muße und Unmüßigkeit
War ſüß beſtellet und bereit:

Sie waren zu allen Zeiten
Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Thaue
Se ſchwebten ſie zur Aue.
Da Blumen und Gras zuhanden
Vom Thau erkühlet ſtanden.
Die kühle Prairie im Morgenſchein
Die muſte dann ihr Vergnügen ſein.
Da wandelten ſie her und hin,
Sprachen zuſammen mit heikem Sinn
Und lauſchten unterm Gange
Dem ſüßen Vogelſange.
Und alsdann nahmen ſie einen Schwang
Hin, da der kühle Brunne klang,
Und lauſchten ſeinem Klange,
Seinem Gleiten und ſeinem Gange
Zur Planie mit ſtillen Fluten;
Da ſaßen ſie und ruhten
Und lauſcheten dem Gießen
Und ſchauten auf das Fließen
Und war das ihre Wonne ....

Mit welchen einfachen Mitteln iſt hier die Weltvergeſſenheit beglückter Liebe zur Anſchauung gebracht! Aber Gottfried's Werth beruht nicht allein auf ſolchen Schildereien von vollendeter Lieblichkeit, ſondern auch und in noch höherem Grade auf ſeiner Kenntniß des menſchlichen Herzens und des weiblichen insbeſondere. An Umfang und Schärfe der Frauenpſychologie hat ihn nur noch ein deutſcher Dichter erreicht, Göthe, aber kaum übertroffen. Man verfolge nur die Zeichnung der beiden Frauengeſtalten, in deren einer, Iſolde's, Gottfried die Naturgewalt weiblicher Leidenſchaft, in deren anderer, Brangäne's, er den Heroismus weiblicher Reſignation zum vollſten Ausdruck gebracht, und man wird den divinatoriſchen Blick dieſes Seelenkündigers bewundern lernen. Wie ſchade, daß wir von den Lebensumſtänden des Meiſters noch weniger wiſſen als von denen ſeiner großen Zeitgenoſſen Walther und Wolfram, von deren Verhältniſſen

doch auch nur ein paar dürftige Notizen auf uns gekommen ſind. Als feſtſtehend kann nur gelten, daß Gottfried bürgerlichen Standes geweſen und eine für ſeine Zeit ungewöhnlich vielſeitige Bildung beſaß. Aus letzterem Umſtand, zuſammengehalten mit der wiederholten Andeutung von Seiten des Dichters, daß er Minneluſt nie genoſſen, hat man gefolgert, daß er ein Geiſtlicher geweſen. War er ein ſolcher, ſo war er jedenfalls kein Asket, welcher Welt und Weiber floh; denn es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß man vom bloßen Hörenſagen ſo welt- und frauenkundig wird, wie Gottfried durchweg ſich erweiſt. Iſt doch überhaupt kein großer Dichter aufgeſtanden, an deſſen Entwicklung die Frauen nicht ſehr Vieles, oft das Meiſte und Beſte gethan hätten, und wir müſſen ſchlechterdings annehmen, daß auch ein Walther, ein Wolfram und ein Gottfried im Umgang mit edlen Frauen gelernt haben, „was ſich ziemt.“ Daß zur Blüthezeit des Mittelalters die Frauen ihrerſeits für die Poeſie eine große Empfänglichkeit bethätigten, dafür gibt die ganze Art und Weiſe des Minnegeſangs und der Ritterepik unwiderlegbares Zeugniß. Es iſt auch eine ſchöne Ueberlieferung von fraulicher Dankbarkeit gegen Dichter auf uns herabgekommen. Als der Minneſänger Heinrich von Meiſſen, genannt Frauenlob, der ſo viele Lieder zum Preiſe der Frauen gedichtet, i. J. 1317 zu Mainz geſtorben, ward er in dem Kreuzgange der Hauptkirche ehrenvoll beſtattet. Die Mainzer Frauen trugen die Bahre, worauf der hingegangene Sänger lag, unter großem Weinen und Klagen zur Gruft und goſſen auf dieſelbe eine ſolche Fülle des Weines, daß er in dem ganzen Umgange der Kirche umberfloß [148]).

Bei Alledem darf nicht verſchwiegen werden, daß unſere alten Dichter, wie zu ſehen wir häufig genug Gelegenheit hatten,

---

148) So erzählt der glaubwürdige Chronik Alberich von Straßburg, welcher die Periode von 1270—1378 theilweiſe als Zeitgenoſſe beſchrieb. Die lat. Originalſtelle ſ. bei v. d. Hagen, Minneſinger, IV, 738, Anm. 4.

bei den Frauen nicht nur was sich ziemt, sondern auch was sich nicht ziemt, lernen konnten. Daher sangen und sagten denn auch nicht alle in dem Ton eines Frauenlob. Die Didaktiker des 13. Jahrhunderts werfen mitunter sehr mißfällige Blicke auf die Frauenwelt und schon beim Freidank, unter welchem Namen Einige den Walther's verborgen glauben, findet sich die bedenkliche Stelle:

Die Frauen haben langes Haar
Und kurze Sinne, das ist wahr.

Noch weit Bedenklicheres wissen uns die deutschen Novellisten in Versen, welche vom 12. bis zum 15. Jahrhundert schrieben, von den Frauen zu erzählen und das augenscheinliche Behagen, womit sie es thun, verräth sattsam, wie populär in vielen Kreisen ihre vorwiegend sehr geringe Meinung von dem schönen Geschlecht gewesen sein muß. Es ist wahr, der Humor spielt in dieser Novellistik und Schwankdichtung eine bedeutende Rolle, aber der Pinsel, womit er seine lustigen oder grotesken Bilder gemalt, war ohne Zweifel mehr als wünschbar in den Farbentopf der Wirklichkeit getaucht. In Geschichten wie „der Sperber" — „das Gänselein" — „das warme Almosen" — „Weiberlist" — „der Ritter und die Nüsse" — „die Meierin mit der Geiß" — „der Ritter unterm Zuber" schlägt der Humor schon in eine derbe Kritik der Frauensitten um. In anderen, wie „Irregang und Girregar" oder „das Rädlein" steigert er sich zur tollsten Ausgelassenheit [149]). In solchen endlich, wie „die halbe Birne",

149) Welcher es aber da und dort nicht an Silberblicken der Poesie fehlt. Einen solchen wird der unbefangene Geschmack z. B. in der folgenden Stelle aus dem „Rädlein" erkennen: —

Dô spilt' er der junkvrouwen mit lieplich nach der werlde sit',
Ane haz und ane nit, als man in der werlde pflit
Ze spilen mit der minne. Dô si des wart inne,
Daz er was so sueze, die junkvrou sprach: „Ich muoze

„die Teufelacht“ und „der weiße Roſendorn“, ſinkt er ins Derbzotige herab. In allen dieſen Erzählungen [130]) kommen die Frauen ſchlecht weg: ſie erſcheinen da entweder als einfältig oder als zuchtlos und ehrvergeſſen .... Es iſt tröſtlich, zu ſehen, daß dieſer an die Stelle der Frauenverehrung leichtfertige Toleranz und muthwilligen Spott ſetzenden Humoriſtik doch immer eine edlere und würdigere Auffaſſung von dem Weſen und der Beſtimmung der Frauen zur Seite ging. Zwar hat ſogar der ernſte Walther das zur Idealität ſublimirte Verhältniß von Mann und

---

Mit liebe nimmer tak geleben, ich wolde allez daz darumbe geben,
Daz ich üf erden geleisten mak, daz daz spil het' gewert biz an den tak.
Solde ich leben als Elyas, in dem Roemischen palas
Immer inne gewaltik sin, daz liez ich üf durch daz spil min.“
Er sprach: „Liebe, wie ist dir gewesen?“ — „Daz kan nie man vol lesen,
Noch vol schriben dieser minne triben.
Und waere daz mer tinte und der himel perminte
Und alle sterne daran, beide, sunne und mân',
Gras, griez unde loup, darzuo der kleine sunnen stoup,
Daz daz waeren phaffen und schribaere, den waer' ez allen ze schwaere,
Daz sie vol schriben und vol lesen kunden, wie sanft mir ist gewesen.
Din zit endühte mich niht lank; vor minen ören was ein gesank.
Als kleiniu voglin sungen und tüsent rotten klungen;
Min ougen vuoren mir schouzen, als sie sachen entsprozzen
Röte rösen in dem touwe in einer gruenen ouwe.
Unser vröude nie man vol sagen mak; mich dunkent tüsent jär ein tak.
Zuo derselben stunde was mir in minem munde
Honik unde zukkermel, daz vloz mir ze tal in die kel.“
Dô sprach aber die guote: „Mir was in minem muote,
Die wile ich in den vröuden lebte, wie ich in den lüften swebte.
Ich hât' niergen ein glit so kleine .....
Geloube mir der maere, da ensneze üf ein videlaere
Unt videlten alle den alsleich, daz mir din sinne gar entweich,
Daz ich enhörte noch ensach, so wunderliche mir geschach.“

130) Geſammtabenteuer, I, 214 flg. II, 23 flg. 41 flg. 127 flg. 243 flg. 263 flg. 278 flg. 287 flg. 297 flg. III, 21 flg. 43 flg. 111 flg.

Weib keineswegs immer festgehalten, auch seine Lieder werben nicht selten um vollen Liebesgenuß und mit Wohlgefallen blickt er auf die Stunde zurück, wo er seine Herrin im Bade belauschte („dô ich si nakket sach"); aber doch haben er sowohl als Andere den Minnegesang vor dem Absinken ins Gemeine energisch zu bewahren gesucht. Wenn die mittelalterlichen Humoristen mit frivolem Lachen erzählen, wie Jungfrauen ihre Ehre preisgeben und den Männern wohl gar noch entgegenkommen, so hat dagegen Reinmar von Zweter den Mädchen mahnend zugerufen:

Ein ledig Weib soll um den Mann
Nicht werben, es steht ihr nicht an,
Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß sie sich bescheiden
In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne.

Wenn der Tanhuser, Ulrich von Winterstetten und mehr noch Nithart faunisch schmunzelnd damit pralen, wie sie da und dort leichtsinnige Dirnen bethörten, so hat hinwieder derselbe Reinmar gegenüber solcher Gassenliebe nachdrücklich ausgesprochen, daß das Naturmysterium der Geschlechtsliebe, wenn es mehr sein sollte als Befriedigung eines thierischen Gelüstes, durch geistige Harmonie geadelt sein, daß über Mann und Weib in Umarmung ein Abglanz von Göttlichem schweben müsse: —

Ein Herz, Ein Leib, Ein Mund, Ein Muth
Und Eine Treu' und Eine Liebe wohlbehut,
Wo Furcht entschleicht und Scham entweicht und Zwei sind Eins
geworden ganz,

Wo Lieb' mit Lieb' ist im Verein:
Da denk' ich nicht, daß Silber, Gold und Edelstein
Die Freuden übergolde, die da bietet lichter Augen Glanz.
Da, wo zwei Herzen, die die Minne bindet,
Man unter Einer Decke findet

Und wo ſich Eins ans And're ſchließet,
Da mag wohl ſein des Glückes Dach.
Wohl ihm, dem je ward ſolch Gemach!
Ich weiß gewiß, daß Gott das nicht verdrießet.

So lange die höfiſch-ritterliche Bildung nicht allzu ſehr entartete, wurden inmitten der ausgelaſſenen Zotenreißerei und des tobenden Gelächters auf Koſten der Frauen immer wieder Stimmen laut wie jene des unter dem Namen „der Marner“ bekannten Poeten, der ſeinen Zeitgenoſſen zurief:

Wer will nach meiner Lehre
Erſtreben Liebesziel,
Der ſoll der Frauen Ehre
Nicht haben für ein Spiel.
Von Frauen ſoll man ſagen
Nur Gutes immerdar,
Weil nur bei ihnen gar
Zu Freude zu erjagen.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu da hatten freilich die lachenden Spötter wie die ſauerblickenden Moraliſten freie Hand und wenig Widerſpruch zu beſorgen. Es iſt Nichts davon bekannt, daß Sebaſtian Brant's Klage und Anklage:

O, fraulich Scham, was ſoll ich ſagen,
Daß du jetzt treibſt in unſern Tagen!
Auch magdliche Zucht iſt ganz dahin —

eine Widerlegung oder auch nur eine Beſtreitung gefunden. Die mittelalterliche Geſellſchaft war jetzt in einer Phaſe der Auflöſung angelangt, wo ſie weder die Mittel noch auch nur den Willen mehr beſaß, den von ihr ausgehenden penetranten Fäulnißgeruch zu verbergen. Es iſt, glaube ich, im Verlauf unſerer Ausführungen überzeugend nachgewieſen worden, daß, wenn man den Sachen auf den Grund ſieht, das höfiſch-romantiſche Liebesideal und die dadurch bedingte idealiſirte Stellung des Weibes durchſchnittlich in der Wirklichkeit keineswegs vorhielt und daß der

ritterliche Minnedienſt, auf Seiten der Werbenden ſowohl als der Umworbenen, in der Regel nur ein verfeinerter Egoismus geweſen. Aber bei Alledem iſt anzuerkennen, daß die Höflichkeit in ihrer guten Zeit einen gewiſſen poetiſchen Schimmer, Ton und Duft über das Daſein hergebreitet hatte. Dieſer Nimbus zerriß beim Ausklingen des Mittelalters und in der klaffenden Spalte erſchien mit frecher Gebärde die nackte Gemeinheit, ihre plumpe Flegelei und den zotigen Cynismus, welche mitſammen in den aus Mummenſchanz und Maskenſprüchen hervorgegangenen, zuerſt durch Hans Roſenplüt (um 1450) literariſch geſtalteten „Faſtnachtsſpielen“ der Zeit rumorten, in den geſelligen Verkehr einführend oder vielmehr mit hausbackenem Realismus aus demſelben herausgreifend.

In ſolchen Zeiten ſittlicher Zerrüttung ſchauen edlere Gemüther und denkende Köpfe nach Mitteln aus, dem kranken Geſellſchaftskörper neue Lebensſäfte zuzuführen, und in dieſer Richtung ſehen wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutſchland einen Kreis von Männern literariſch thätig, in welchen wir die Vorläufer der Humaniſten des 16. Jahrhunderts zu erkennen haben. Zu dieſem Kreiſe gehörte ein Niklas von Wyle, ein Steinhövel, ein Albrecht von Eyb und Andere. Sie fühlten, daß es mit den romantiſchen Idealen vorbei, daß damit Nichts mehr auszurichten ſei, und wandten ſich in die Gedankenwelt des claſſiſchen Alterthums zurück, um von dorther die Mittel zu holen, reinigend, klärend und beſſernd auf ihre Zeitgenoſſen zu wirken. In Verbindung mit volksthümlichen Kanzelrednern, welche ihr Amt im Sinne eines Geiler von Kaiſersberg faßten und führten, richteten dieſe Literaten ihr Augenmerk beſonders auch darauf, die ehelichen Verhältniſſe aus ihrem tiefen Verfall wieder aufzurichten, der Ehe, dem Grund- und Eckſtein der ſozialen Ordnung, ihr geheiligtes Anſehen zurückzugeben, welches die Romantik ſo ſehr untergraben hatte.

Dieſe edle Abſicht dictirte dem Albrecht von Eyb ſein Ehe-

ſtandsbuch („Ob einem manne sey ze nemen ein eelich weib oder nit"), welches er 1472 dem Rathe von Nürnberg als Neujahrsgeſchenk überreichte. Der wackere, lebenserfahrene und gelehrte Mann hat darin der Ehe ein ebenſo wohlbegründetes als begeiſtertes Lob geſpendet, welches, ins Neuhochdeutſch umgeſetzt, alſo lautet: — „Der allmächtige Gott hat das Amt eines rechten Vaters geübt, indem er wollte, daß das menſchliche Geſchlecht ewig ſei, und er hat zuerſt den Mann erſchaffen nach ſeiner göttlichen Bildung, hernach die Frau nach Geſtalt des Mannes, damit zwei Geſchlechter ſeien, Männer und Frauen, um Kinder zu zeugen und das Erdreich mit Menſchen zu erfüllen. Das ſollte geſchehen in Form der heiligen Ehe und hat Gott der Vater die Ehe ſelbſt eingeſetzt und geordnet im wonnereichen Paradies und zur Zeit der Unſchuld. Hernach hat Gott der Herr, als er in menſchlicher Geſtalt gewohnt, die Hochzeit perſönlich geehrt, geſegnet und gewürdigt mit ſeinen göttlichen Zeichen, da er dabei das Waſſer in Wein gewandelt. Die Ehe wird auch gelebt und geprieſen von der Natur, die den Menſchen den Trieb eingegeben, Kinder zu haben, die ihnen gleich ſeien. Es haben auch die Rechtsſatzungen beſtimmt, daß die Ehe mit Beider, des Mannes und der Frau, freiem Willen ſoll geſchloſſen werden, zum Zeichen, daß zwiſchen ihnen ein ewiger einiger Friede walten ſoll und getreue Liebe und Freundſchaft. So iſt die Ehe ein ehrbar Ding, iſt die Mutter und Meiſterin der Keuſchheit, denn mittelſt ihrer werden vermieden unlautere Begierden und andere ſchwere Ausſchreitungen der Unkeuſchheit. Die Ehe iſt ein nützlich, heilſam Ding: durch ſie werden Häuſer, Städte und Länder gebauet, gemehret und im Frieden erhalten, durch ſie wird mancher Streit und Krieg geſtillet, Sippſchaft und gute Freundſchaft unter Fremden hergeſtellt und das ganze Menſchengeſchlecht geewigt. Die Ehe iſt auch ein fröhlich, luſtbar und ſüß Ding. Was mag fröhlicher und ſüßer ſein als der Name des Vaters, der Mutter und der Kinder, ſo da hangen an der Eltern Hals? Wenn Ehe-

leute die rechte Liebe und den rechten Willen für einander haben, dann ist ihnen Freud' und Leid gemein und genießen sie des Guten desto fröhlicher und tragen sie das Widerwärtige desto leichter." .... Man hört aus diesen Worten schon den reinmenschlichen, vollen, gegen die romantische Minnedüftelei so schön abstechenden Herzenston der Natur, des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte heraus, welchen im 16. Jahrhundert die Leiter der reformatorischen Bewegung in Betreff der Ehe anstimmten, und so sei denn damit das Buch vom Mittelalter beschlossen.

Drittes Buch.

Neuzeit.

Vom ſechszehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert.

.... Die Frau
Ist wie der Mann, nur stets ein wenig besser,
Sie ist wie ihr Geliebter, gut und schlecht,
Sie ist so wie das menschliche Geschlecht,
Das sie voll Trost auf seiner Bahn begleitet.

Goethe.

Troddel, lies nicht, was
du nicht verstehst!

Erſtes Kapitel.

Im ſechszehnten Jahrhundert.

Das Zeitalter der Reformation. — Maximilian I. und Karl V. — Luther. — Sitten und Unſitten der Zeit. — Bildung der Frauen. — Ihre Betheiligung am Reformwerk. — Die Frauen und der Cölibat. — Luther's Frauenideal. — Heilſamer Einfluß der Reformation. — Schattenſeiten. — Die Wiedertäuferei. — Eine frieſiſche Judith. — Das geſellige Leben des 16. Jahrhunderts. — Realiſtiſche Weltanſchauung und deren Anwendung auf die Frauen. — Umgangston und Bräuche. — Das Badleben und das „Beiliegen." — Die Tanzfreuden. — Frauentracht. — Bäuerliches. — Die bürgerlichen Kreiſe. — Hausrath, Küche und Keller. — Die fürſtlichen Kreiſe. — Licht und Schatten. — Eine vornehme Hochzeit. — Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert. — Die Verwelſchung unſeres Landes. — Der Jeſuitismus und der Calvinismus.

Die große That des deutſchen Geiſtes, die religiöſe Reform des 16. Jahrhunderts, hatte den alten und bis auf den heutigen Tag ungeſühnten Fluch mitzutragen, daß unſere Geſchichte gerade in ihren beſten und gewaltigſten Tendenzen ganz oder wenigſtens theilweiſe ſcheiterte. Oder iſt dieſes Unglück, deſſen Wurzel ich im deutſchen Individualismus finde, ebenſoſehr ein Segen als ein Fluch? Wir werden in der Politik vielleicht nie über die Form des Föderativſtaats und demnach auch nie über eine gewiſſe Beſchränktheit und Unbehülflichkeit in äußerer Machtentfaltung hinauskommen, aber wir werden auch nie ein Schablonenvolk werden, eine nivellirte, aller Selbſtbeſtimmung unfähige, unterſchiedloſe

Maſſe, welcher eine despotiſch herrſchende Hauptſtadt, ein alle Lebenskräfte der Nation auffaugendes Paris heute die Heldenuniform, morgen den Sklavenkittel, übermorgen die Narrenjacke anzieht. Wir werden uns nie darein finden, als bloße Nullen hinter einem hauptſtädtiſchen Neuner einherzugehen, gleichviel ob dieſer die Kaiſerkrone oder die phrygiſche Mütze trage. Das „Ich“ der Fichte'ſchen Philoſophie iſt von jeher der Kern des deutſchen Weſens geweſen.

Dieſe Selbſtherrlichkeit der Subjectivität hat in der Reformation des 16. Jahrhunderts, wenn auch ohne ihrer Endziele allſeitig klar zu ſein, eine Rieſenarbeit begonnen, welche den Gegenſatz von Autorität und Autonomie, von Geiſtesfreiheit und Satzung, von bewußter Perſönlichkeit und Uniformzwang zum Angelpunkt der weltgeſchichtlichen Entwicklung machte. Seither hat ſich Alles um die Action des germaniſchen und die Reaction des romaniſchen Geiſtes gedreht und ſo wird es noch Jahrhunderte lang fortgehen. Wenn die Reformation in ihren politiſchen und ſozialen Abſichten ſcheiterte, wenn in Folge des Zuſammenwirkens unglücklicher Umſtände dieſe Abſichten auf den Schlachtfeldern des Bauernkriegs und des dreißigjährigen Krieges verbluteten, wenn die große Bewegung zunächſt nur die Spaltung des Vaterlandes in zwei große Glaubensgenoſſenſchaften und die allmälige Umwandlung des mittelalterlichen Feudalſtaats in den fürſtlichen Polizeiſtaat zu geſchichtlichen Reſultaten hatte, wenn andere Länder, voran England, von der deutſchen Ausſaat die politiſchen Früchte geerntet, — ſo iſt uns doch der keineswegs gering anzuſchlagende Troſt geblieben, daß der deutſche Gedanke, die auf eine harmoniſch-freie Entwicklung der Menſchheit abzielende deutſche Bildung ſeit der Reformation eine Großmacht geworden, welche ſtets weitere Kreiſe zieht und deren Einfluß die andern Völker zu ihrem Segen ſelbſt dann empfinden, wann ſie ihn bekämpfen oder zu bekämpfen wähnen. Auf Dank rechnet das wahrhaft Edle und Große ohnehin nicht, im gewöhnlichen Leben

ſo wenig wie im geſchichtlichen. Der deutſche Gedanke ſetzt ſeine Weltbildungsarbeit fort, unbekümmert um Verkennung, Befeindung und Schmähung: er ſetzt ſie fort, weil er muß, weil er nicht anders kann. Dieſes Schickſalsmächtige ſeiner Thätigkeit iſt begründet in der ſittlichen Kraft ſeiner Natur und ſo war es auch zur Reformationszeit. Die Oppoſition gegen die kirchliche oder, genauer geſprochen, hierarchiſche Geſtaltung des Chriſtenthums iſt bekanntlich ſo alt wie die Kirche ſelbſt; aber nur der ſittlichen Energie der deutſchen Oppoſition war es gegeben, einen wirklichen Bruch mit den Traditionen des Papſtthums herbeizuführen und feſtzuſtellen. Nicht der Witz der romaniſchen Boccaze, welche das entweihte Heiligthum der Kirche ſchon lange von Spottgelächter hatten widerhallen laſſen, hat das zu Stande gebracht, ſondern die glaubensinnige Gemüthskraft eines Luther, welcher, wie theologiſch befangen auch ſeine Weltanſchauung war und was für Mängel und Mißgriffe ihm ſchuldgegeben werden können, aus ſeinem unüberwindlichen deutſchen Rechtsgefühl heraus das entſcheidende Wort ſprach und behauptete: Ein Anderes iſt das Chriſtenthum der Evangelien und ein Anderes das der päpſtlichen Bullen! Es iſt wahr, auch Luther war ein Dogmatiker, welcher der menſchlichen Vernunft nur ſo weit zu gehen erlaubte als der Bibelbuchſtabe reichte. Allein innerhalb dieſer Schranke ſtellte er mittelſt ſeiner Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben den Menſchen doch gewiſſermaßen auf ſich ſelbſt, indem er wollte, daß der Glaube nicht das Product eines mechaniſchen Hinnehmens von äußerlich Gegebenem, ſondern einer innerlichen Arbeit, eines geiſtigen Prozeſſes ſei. Damit war, und zwar in einem viel weiter gehenden Sinne als Luther ſah und wollte, der freien Forſchung und Selbſtbeſtimmung die Bahn aufgethan. Aus dem freien Chriſten, wie ihn Luther dachte, mußte ſich mit der Zeit der freie Menſch entpuppen oder, mit anderen Worten, der ethiſche Gehalt des Chriſtenthums mußte die dogmatiſche Hülſe mehr und mehr ſprengen.

Mitten in der Zerſetzung der mittelalterlichen Romantik, welche während des 15. Jahrhunderts vor ſich gegangen, hatten ſich ſchon die bauenden Elemente einer neuen weltgeſchichtlichen Epoche thätig erwieſen. Jene Zeit und die drei erſten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts ſtrotzten ſo recht von Gährungsſtoffen. Es war eine jener Perioden, wo es der Menſchheit ſo zu ſagen in ihrer Haut zu enge wird und ſie allwärts nach Licht, Luft und Bewegung ringt. Die in Folge der Erfindung und Anwendung des Schießpulvers zu kriegeriſchen Zwecken veränderte Kriegsweiſe ließ das Ritterthum nur noch als eine Spielerei beſtehen; eine Reihe anderer phyſikaliſcher und mathematiſcher Findungen zeigte die Unzulänglichkeit des hierarchiſchen Syſtems; geographiſche Entdeckungen wie die des Seewegs nach Oſtindien und die von Amerika lüfteten den Schleier mittelalterlicher Befangenheit vor den Augen der europäiſchen Völker; von Italien aus ſtrömte die wiedererweckte Literatur des claſſiſchen Alterthums das Licht des geſunden Menſchenverſtandes und der Schönheit über die Länder des Nordens aus, um, insbeſondere von den deutſchen „Humaniſten" als eine Herzensſache gepflegt, eine Amme des reformatoriſchen Geiſtes zu werden, und endlich hatte Guttenberg ſeinem Vaterlande und der Welt die Buchdruckerpreſſe gegeben und jene glorreiche „ſchwarze Bande" von Lettern ausgeſandt, welche ſeither das Banner der Kultur über die ganze Erde und in alle Volksſchichten hineingetragen hat und unermüdlich weiterträgt. Die humaniſtiſchen Studien, bei uns durch den Feuergeiſt eines Hutten zu einem Hebel nationaler Wiedergeburt gemacht, die mathematiſchen, phyſikaliſchen und geographiſchen Entdeckungen, wozu bald noch aſtronomiſche kamen, welche dem erſtaunten Menſchenauge die Unermeßlichkeit des Univerſums erſchloſſen, — dieſem ganzen reformiſtiſchen Drängen und Treiben gegenüber, welches der politiſchen Combination wie der induſtriellen Thätigkeit, dem berechnenden Handelsgeiſt wie der abenteuerlichen Thatenluſt, der geiſtigen wie der mechaniſchen Emſigkeit neue

Wege wies und neue Ziele ſteckte, wurde das mittelalterliche Weſen mehr und mehr machtlos. Friſche Lebensſäfte ſchwellten die Adern der europäiſchen Geſellſchaft und trieben ſie zu einer emanzipativen Arbeit an, welche dann, nach dem im 17. Jahrhundert erfolgten großen Rückſchlag, im 18. mit neuem Eifer wieder aufgenommen wurde. Seither hat ſie, aller momentanen Hinderniſſe und Schwankungen ungeachtet, nie wieder geſtockt, und wer erwägt, daß die Weltgeſchichte nicht nach Tagen und Jahren, ſondern nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden rechnet, wird nicht leugnen wollen, daß die Menſchheit ſeit der Reformationsperiode in jeder Richtung Vorſchritte gemacht, womit der Kenner der Geſchichte und der ruhige Urtheiler, der den Widerſtand, welchen die Kraft der Stumpfheit und Trägheit in den Maſſen und die ungeheure Selbſtſucht oder die Macht der Gewohnheit in den bevorrechteten Claſſen den Forderungen der Vernunft und Humanität entgegenſetzen, zu werthen weiß, ſchon zufrieden ſein kann.

Bei Alledem wird ein unbefangener Deutſcher, welcher ſein Land mehr liebt als die Augsburgiſche Confeſſion oder die Beſchlüſſe des Tridentiner Concils, die Reformation dennoch mit ſehr gemiſchten Empfindungen betrachten. Das Hauptunglück iſt geweſen, daß die Reichsgewalt bei einem Hauſe war, welches weder begreifen konnte noch wollte, daß und wie die reformiſtiſche Bewegung zur politiſchen Verjüngung Deutſchlands benützt werden könnte. Der Grund iſt bekannt: die Habsburger hatten ihr Reichsregiment ſtets nur als ein Mittel zur Erweiterung ihrer Hausmacht angeſehen. Die Hegung und Pflegung dieſes dynaſtiſchen Sonderintereſſe's konnte logiſcher Weiſe nur den fürſtlichen Particularismus überhaupt fördern, weil jeder Fürſt ſich aufgefordert fühlen mußte, von der in Trümmer gehenden Reichsherrlichkeit auch ein Beuteſtück zu erwerben. Welche klägliche Figur hat dieſer Kaiſer Maximilian I. geſpielt, obgleich er zu repräſentiren verſtand und ein ſtattlicher Mann war. Die Natur

hatte ihn zu einem vortrefflichen Gemsjäger, guten Turnierfechter und mittelmäßigen Poeten bestimmt und als solcher erscheint er auch im „Weißkunig" und „Theuerdank", jenen allegorisch-romantischen Beschreibungen seiner Faten und Thaten in Prosa und Reimen, welche man Selbstbiographieen nennen kann, weil sie großen Theils von Max selbst herrühren oder wenigstens nach seinen Angaben verfaßt wurden. Es ist in diesen Büchern eine Romantik, die vor Altersschwäche und Langweile gähnt, aber dennoch sich spreizt, als wären noch die Zeiten der Ritter von König Arthur's Tafelrunde. Man hat den Kaiser den „letzten Ritter" genannt und als solchen gefeiert. Ich möchte ihn den Ritter der Anläufe nennen, denn aus solchen bestand sein ganzes Walten im Frieden und Krieg. Und wie lächerlich klein endeten die meisten dieser großen kaiserlichen Anläufe! Es konnte auch gar nicht anders sein. Denn mitten durch Maximilian's Wesen ging der Riß der Zeit und „zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust." Sein Verstand erkannte recht wohl die tiefen Schäden, nach deren Heilung die Zeit schrie; er erkannte auch ganz wohl die Berechtigung der reformistischen Bewegung. Aber sein Herz schwärmte in den Regionen eines Ritterthums umher, welches doch nur noch eine gespenstige Existenz hatte, und konnte sich auch der Traditionen habsburgischer Hauspolitik nicht entschlagen. So ließ er denn Alles in der Schwebe, bis sein Enkel und Nachfolger, Karl V., das Gewicht seines Talents und seiner Thatkraft in die Wagschale des Romanismus warf. Der deutschen Art völlig entfremdet, halb Burgunder, halb Spanier, hatte der neue Kaiser nicht die geringste Sympathie mit den Wünschen und Bestrebungen, welche damals alle edlen Gemüther unseres Landes erfüllten. Deutschland erlebte die Schmach, daß sein Kaiser die deutsche Sprache für eine Pferdesprache erklärte. Damit ist Alles gesagt. Die Reformation wurde der römisch-spanischen Hauspolitik geopfert und die „welsche Praktik" bestimmte die deutschen Geschicke. Auch auf protestantischer Seite. Denn wie sich die kaiserliche

Politik auf das römiſche Dogma und die ſpaniſche Macht ſtützte, ſo ſuchten die proteſtantiſchen Fürſten ihrerſeits eine Stütze an Frankreich und es wurde alſo von beiden Seiten mit aller Anſtrengung dahin gearbeitet, unſer Land den Einflüſſen einer Ausländerei zu unterwerfen, welche denn auch bald genug das deutſche Weſen ganz und gar überwucherte .... An Luther ſelbſt fällt die Beſchränktheit ſeiner politiſchen Einſicht unangenehm auf. Ich habe ihn anderen Ortes den eigentlichen Erfinder der Lehre vom beſchränkten Unterthanenverſtand genannt und die beſtimmteſten Zeugniſſe aus dem Munde des Reformators beſtätigen die Richtigkeit dieſer Behauptung. Jedermann weiß ja, daß Luther die Berechtigung der Leibeigenſchaft anerkannte; daß er glaubte, der gemeine Mann müßte mit Bürden überladen ſein, weil er ſonſt zu „muthwillig“ würde; daß er das Weſen des Chriſten in einer Paſſivität erblickte, welche ſelbſt die härteſte Tyrannei ohne Widerrede ſich gefallen läßt; daß er ſogar der Obrigkeit die Befugniß zuſprach, die Grundſätze des Einmaleins nach Willkür zu ändern. Allerdings hat er gelegentlich auch gegen die Fürſten gedonnert und das Volk gegen ſeine Unterdrücker und Ausſauger in Schutz genommen. Aber dieſer Seite ſeiner Thätigkeit haben die lutheriſchen Theologen bald ſo ſehr vergeſſen, daß das Lutherthum bis in unſere Tage herab eine wahre Pflanzſchule des Servilismus geworden iſt. So hatte es der Reformator freilich kaum gemeint. Aber eine weſentlich conſervative Natur, wie er war, hatte er ſich gegen alles Weitgreifende, Umſtürzende, Revolutionäre ſtemmen zu müſſen geglaubt. Daher ſein ablehnendes Verhalten gegen die genialen Feuerköpfe ſeiner Zeit, gegen die Hutten und Münzer, daher ſein bis zur ſchäumenden Wuth gehendes Geſchrei gegen die rebelliſchen Bauern, welche die „evangeliſche Freiheit“ etwas anders verſtanden als er. Und Luther iſt ein praktiſcher Mann geweſen der ſich nach Art praktiſcher Leute dahin neigte, wo die Macht war. Die Macht war aber bei den Fürſten und mit dieſen

verband er ſich daher zur Befeſtigung ſeines Reformationswerkes.

Heben wir noch zwei Thatſachen von unermeßlicher Tragweite hervor, welche an Luther's Perſon ſich knüpfen. Die eine iſt ſeine Bibelüberſetzung, die andere ſeine theoretiſche und factiſche Bekämpfung des Cölibats. Es iſt bekannt, daß die luther'ſche Bibelüberſetzung, welche die neuhochdeutſche Mundart an die Stelle der verkommenen mittelhochdeutſchen ſetzte, unſerer Literatur mit einem neuen Organ zugleich auch einen neuen Inhalt gab. Der bibliſch-proteſtantiſche Ton verdrängte den katholiſch-romantiſchen. Zu dem bibliſchen Gedankengehalt der literariſchen Bewegung des 16. Jahrhunderts geſellte ſich aber immer mächtiger der des claſſiſchen Alterthums, der freilich zunächſt in der deutſchen Literatur nur den Widerhall einer lebloſen Nachahmung fand, welche dann im 17. Jahrhundert die bunte Livrei der Ausländerei anthat. Man könnte zwar die Frage aufwerfen, ob der Bruch mit den nationalen Ueberlieferungen unſerer alten Literatur, welcher durch die Richtung auf das Bibliſche und das Antik-Claſſiſche vollzogen wurde, unſerem Lande zum Heil oder Unheil geworden ſei. Allein ſo, wie ſich die Sachen nun einmal geſtaltet haben, ſteht feſt, daß aus der Verſchmelzung jener beiden Gedankenkreiſe im deutſchen Idealismus unſere ganze moderne Geiſteskultur, wie ſie durch die Heroen unſerer Literatur vom 18. Jahrhundert an geſchaffen wurde, erwachſen iſt. Was die Aufhebung des Cölibats für die proteſtantiſche Welt durch Luther angeht, ſo hatte dieſe That nicht etwa nur die Bedeutung einer Rache der beleidigten Natur an den Mönchsgelübden: ſie war vielmehr der feierliche Widerruf jener Entwürdigung des weiblichen Geſchlechts, welche kirchenväterlicher Aberwitz und päpſtliche Herrſchſucht herbeigeführt hatten; ſie war eine neue Weihe der Ehe, eine neue Heiligung des Familienlebens, eine Wiedereinführung des Prieſters in die Geſellſchaft, eine Rehabilitation des Weibes im evangeliſch-chriſtlichen

Sinne, gegenüber der Bestreitung der Natur durch eine tollgewordene Asketik und ein widernatürliches Hierarchenthum. Bewußt oder unbewußt, Luther hat im Geiste der uralt-germanischen Frauenverehrung gehandelt, als er die aus Unnatur, Elend, Zuchtlosigkeit und Verbrechen zusammengeringte Kette des Cölibats sprengte. Es war seine beste That.

Man muß in den Abgrund des Sittenverderbnisses und Aergernisses hineinsehen, welche die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen zur unausweichlichen Folge hatte, wenn man den sittlichen Werth von Luther's Bekämpfung der Mönscherei, Nonnerei und des Cölibats überhaupt würdigen will. Da aber bereits im vorigen Abschnitt das auf unser Thema Bezügliche aus diesem Gebiete berührt worden, so kann ich mich hier kurz fassen. Schon ein Gedicht des 12. Jahrhunderts, „vom Pfaffenleben“ [1]), geißelt das ärgerliche Leben der Geistlichen mit ihren „Pfaffenmetzen“ und beschreibt einen Priester, wie er seine „liebe Traute“ mit modischem Flitter aufputzt. Zur Reformationszeit war der Spott über die Zuchtlosigkeit des Klerus in Aller Mund. Als Bebel i. J. 1506 seine „Facetien“ veröffentlichte, aus dem Volksmund gesammelte Anekdoten, spielten die unsittlichen Ränke und Schwänke der Geistlichen darin eine Hauptrolle, mitunter in so derber Art, daß man sie heutzutage nicht nachschreiben kann. Ebenso in jener epochemachenden, unvergleichlichen, unübersetzbaren Satire, „Epistolae virorum obscurorum“ (1516—17), in welchen die „Dunkelmänner“ ihre Ansichten über das Verhalten der Geistlichen zu dem weiblichen Geschlecht in einer Weise kundgeben, hinter deren Ergötzlichkeit die bittere Wahrheit hervorblickt. Die ehelichen Liebesfreuden sind ihnen versagt, die außerehelichen sind sündhaft; aber die Herren wissen sich trotzdem zu helfen. So ein Dunkelmann beruft sich auf Simson und Salomon, die ja auch der Liebe gehuldigt und dennoch der Ansicht

1) Abgedr. bei Görres, d. Mittelalter, S. 97 fg.

gelehrteſter Männer zufolge ſelig gewerd·n ſeien. „Ich bin nicht ſtärker als Simſon — fährt er fort — und bin nicht weiſer als Salomo: folglich muß man zuweilen ein Vergnügen haben, was, wie die Aerzte ſagen, gut iſt gegen die Melancholie. Iſt es geſchehen, ſo beichten wir und dürfen auf Gnade hoffen, denn Gott iſt barmherzig. Iſt man doch kein Engel, ſondern ein Menſch und jeder Menſch irrt. Ueberdies, wenn Gott die Liebe iſt, ſo kann die Liebe nichts Böſes ſein: widerleget mir dieſen Beweis"[2])! In den polemiſchen Faſtnachtsſpielen, wie ſie damals aufkamen, war die Rolle der „Pfaffenmetze", wie man ſich ungalant ausdrückte, eine ſtehende. So in dem berühmten Faſtnachtsſpiel des Malers, Dichters, Kriegs- und Staatsmanns Niklaus Manuel aus Bern, welches i. J. 1522 in dieſer Stadt durch Bürgersſöhne öffentlich aufgeführt wurde. In dieſem Stück, „darinn die wahrheit in ſchimpffs wyß vom Bapſt vnd ſiner prieſterſchaft gemeldt würt", führt die Pfaffenmagd Lucia Schnebeli gar bewegliche Klagen, welche auf die in Rede ſtehende Partie des deutſchen Frauenlebens damaliger Zeit ein grelles Licht werfen[3]). Auch eine Beguine, Elſli Treibzu, tritt auf und

2) Epistolae vir. obsc. I. 6. 13. 21.

3) Der pabſt wer mir wol ein recht guter man.
Aber der biſchoff wil ein but uff han:
Dem muß min herr ich alle iar
Legen vier gut riniſch guldin dar.
Darumb das wir by einandern ſind.
Wenn ich denn euch mach ein kind.
So dat er aber ſinen nutz darvon.
Ich bin dem biſchoff nun offt wol kon (wohlbekommen)
Vnd hab im genützt wol geben iar
Mer dan fünffzig riniſch guldin dar.
Vor bin ich lang im frowenhuß gſin
Zu Straßburg da miden an dem Rin.
Doch gwan min hurenwirt nit ſo vil
An uns allen, das ich glauben wil.

aus ihren Reden erhellt deutlich, wie schamlos Buhlerei, Kuppelei und Nonnerei in einander spielten [1]).

Es ist jedoch zu betonen, daß es auch Nonnen ganz anderen Schlages gab und daß manche Frauenklöster nicht nur Sitze der guten Sitte und einer aufrichtigen Frömmigkeit, sondern auch Pflegestätten der Bildung geblieben waren. So z. B. das Clarenkloster in Nürnberg, welchem die beiden Schwestern des als Humanist und Gönner der Humanisten hochangesehenen Wilibald Pirkheimer, Charitas und Clara, nach einander als Aebtissinnen vorstanden. Sehr gebildet, briefwechselten diese beiden Nonnen mit namhaften Gelehrten jener Tage über wissenschaftliche Materien und hat die ältere, Charitas, auch

Als ich dem bischoff hab müssen geben
Ach Gott, möcht ich den tag erleben,
Das der bischoff nit wer min wirt.
Es ist das gröst, des mich ietz irrt,
Mir were sunst in allweg wol
Denn das ich im euch zinsen sol.
Ich wend ich wöl den [illegible] schmecken
Und in einem erbern wesen stecken,
So ist es gwe beiden von eim tuch,
Darumb ich im dick gar übel fluch.
Grüneisen, Niklaus Manuel's Leben und Werke. S. 348.

1) Ich fröw mich, das ich forlen kan,
Sunst wurde mir leben übel gan.
Das han ich weidlich und wohl gelert
Und mich vor lange zit mit ernert.
Sid das min tutten anfiengen hangen
Wie ein lerer sack an einer stangen,
Do fieng ich an min bult zu kummeren
Und wot man nit me mit mir schimpffen (scherzen, spielen).
Do gieng ich in das beginen hus,
Min alter gewerb trug mir nüt me us.
Do legt ich an kutten und schappren. u. s. f. A. a. O. 338.

Denkwürdigkeiten über ihre Zeit hinterlassen[5]). Die Betheiligung der deutschen Mädchen und Frauen an dem wiedererwachten Studium des Alterthums, seiner Sprachen, Schriftdenkmäler und Geschichten war überhaupt eine sehr lebhafte, wenn auch selbstverständlich keine allgemeine. Prinzessinnen und Bürgerstöchter liebten es gleichermaßen, sich die Sprache Cicero's und Virgil's anzueignen, welche ja der Humanismus zum Organ aller höheren Bildung gemacht hatte. Es lief da freilich auch manche leere Spielerei mit unter, aber in vielen Kreisen dienten die classischen Studien für das weibliche Geschlecht wirklich zu einem edelsten Bildungsmittel. So in dem Hause des Augsburger Patriziers Konrad Peutinger, dessen Gast Ulrich von Hutten war, als er im Hochsommer 1517 durch Kaiser Max mit dem dichterischen Lorbeer bekrönt wurde. Constanze, die schöne, geistvolle und sittsame Tochter Peutinger's, hatte den Kranz geflochten, welchen in jener freudehellsten Stunde seines Lebens voll Wirrsal, Kampf und Noth dem berühmten Poeten und Ritter eine kaiserliche Hand um die Schläfen legte[6]). Jedermann weiß, daß die Frauen, wie vormals auf die Einführung des Christenthums in Deutschland, so auch auf die Förderung der Reformation einen höchst beträchtlichen Einfluß geübt. Luther's sehr ausgebreiteter Briefwechsel mit fürstlichen Frauen macht das im Einzelnen klar. Gehörte doch sogar die Schwester des großen Widersachers seiner Lehre, Karl's V., die Königin Maria von Ungarn zu seinen Correspondentinnen. Frauen wie die Herzoginnen Katharina von Sachsen und Elisabeth von Braunschweig, die Kurfürstinnen Sibylle von Sachsen und Elisabeth von Brandenburg, die Prinzessin Margarethe von Anhalt und andere sind mittelst des Wortes und theilweise auch mittelst der Schrift für das Reformwerk thätig gewesen. Die Frauen und Töchter der gräflichen Häuser Maus-

5) Nach den Originalhandschriften hrsgegeb. durch D. C. Höfler, 1852.
6) Hutten's Werke, hrsg. v. Münch, II, 470 fg.

feld und Stolberg haben ſich ebenfalls in dieſer Richtung ausgezeichnet und eine Anna von Stolberg iſt die erſte proteſtantiſche Aebtiſſin des altberühmten Stiftes Quedlinburg geweſen. Auch Frauen bürgerlichen Standes, wie Magdalene Haymer aus Regensburg und Katharine Junker aus Eger, wirkten als Dichterinnen geiſtlicher Lieder und ſogar als öffentliche Diſputantinnen für die Reformation. Der Sturm, welcher in die Zeit gefahren, riß eben auch die Frauen über die gewöhnlichen Schranken ihres Daſeins und ihrer Thätigkeit hinaus. Am deutlichſten ſehen wir das an jener begabten, gelehrten und begeiſterten Freifrau Argula von Grumbach aus Franken, welche lehrend und ſchreibend zu Gunſten der Reform auftrat, mit Luther in briefliche und perſönliche Berührung trat und ihrer Geſinnung und Wirkſamkeit wegen manche Anfeindung zu beſtehen hatte. Sie war es auch, welche dem Reformator entſchieden rieth, ſich zu verheiraten [7]).

Denn hier lag am Ende für die Frauen doch der Kern der Reformfrage. Sie vor Allen mußten ja fühlen, von welcher unberechenbaren ſittlichen und ſozialen Tragweite die Aufhebung des Cölibats war. Es konnte gar nicht anders ſein, die Art, wie Luther die Beſtimmung des Weibes und die Ehe faßte, mußte ihre Herzen gewinnen. Der Reformator hat, wie bekannt, die Berechtigung, die Nothwendigkeit, die Heiligkeit der Ehe gleichermaßen aus den bibliſchen Urkunden wie aus der Natur erwieſen. Der geſunde Menſchenverſtand dictirte ihm den Ausſpruch: „Ein Weib, wo nicht die hohe ſeltſame Gnade da iſt, kann eines Mannes ebenſowenig entrathen als eſſen, ſchlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum alſo auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Urſach iſt die: es iſt ebenſo tief eingepflanzt der Natur, Kinder zeugen als eſſen und trinken. Darum

7) Schreber, Memoria Argulae Grumbachiae (1730). Unger, Leben der Argula v. G. (1737). Klemm, die Frauen, IV. 221 fg.

hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüſſe und Alles, was dazu dienet, geben und eingeſetzt. Wer nun dieſem wehren will und nicht laſſen geben, wie Natur will und muß, was thut er anders denn er will wehren, daß Natur nicht Natur ſei, daß Feuer nicht brenne, Waſſer nicht netze, der Menſch nicht eſſe noch trinke noch ſchlafe?" Daß aber Luther das Weib keineswegs als ein bloßes Kinderzeugungsinſtrument geſchätzt, daß er neben dem natürlichen auch den ſittlichen Werth des Frauengeſchlechts kannte und anerkannte, bezeugt uns ſchön ſein „Lob eines frommen Weibes", worin er mit Anwendung von Bibelworten das Vorbild einer rechten deutſchen Hausfrau und Hausmutter ſo aufgeſtellt hat: — „Ein fromm gottesfürchtig Weib iſt ein ſeltſam Gut, viel edler und köſtlicher denn eine Perle. Der Mann verläßt ſich auf ſie und vertrauet ihr Alles. Sie erfreuet den Mann und machet ihn fröhlich, betrübet ihn nicht, thut ihm Liebes und kein Leid ſein Lebenlang. Geht mit Flachs und Wolle um, ſchafft gern mit ihren Händen, zeuget ins Haus und iſt wie eines Kaufmanns Schiff, das aus fernen Ländern viel Waare und Gut bringt. Frühe ſteht ſie auf, ſpeiſet ihr Geſinde und gibt den Mägden, was ihnen gebühret. Wartet und verſorget mit Freuden, was ihr zuſteht. Was ſie nicht angeht, läßt ſie unterwegen. Sie gürtet ihre Lenden feſt und ſtreckt ihre Arme, iſt rüſtig im Hauſe. Sie merkt, was frommt, und verhütet Schaden. Ihre Leuchte verliſcht nicht des Nachts. Sie ſtreckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger faſſen die Spindel, ſie arbeitet gerne und fleißig. Sie breitet ihre Hände aus über die Armen und Dürftigen, gibt und hilft gerne. Sie hält ihr Hausweſen in gutem Stand, geht nicht ſchlampig und beſchmutzt einher. Ihr Schmuck iſt Reinlichkeit und Fleiß. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre, ſie zieht ihre Kinder fein zu Gottes Wort. Ihr Mann lobet ſie, ihre Söhne kommen auf und preiſen ſie ſelig." Die Kehrſeite des Bildes zeigt das Wort des Reformators: „Es iſt kein größer Plag' noch Kreuz

auf Erden denn ein böß, wunderlich, zänkisch, unkeusch Weib." Die Ehe faßte Luther ganz richtig zugleich als die sittliche Beschränkung und die religiöse Heiligung des Naturtriebs. Als Belege ließen sich eine Menge seiner Aussprüche anführen, Worte voll Wahrheit und Innigkeit; aber schon dieser genügt: — „Es ist kein lieblicher, freundlicher, holdseliger Verwandtniß, Gemeinschaft und Gesellschaft denn eine gute Ehe, wenn Eheleute in Frieden und Einigkeit mit einander leben *)." Der Reformator hatte das Glück, den Segen eines solchen Ehebundes persönlich zu erfahren. Seine Ehewirthschaft mit der gewesenen Nonne Katharina von Bora, mit welcher er sich, nachdem sie nebst acht anderen Nonnen unter seiner Mitwirkung aus dem Kloster zu Nimtsch entwichen war, am 13. Juni 1525 vermählte, ist eine musterhafte gewesen. Seine „herzliebe Käthe", wie er sie nannte, war nicht nur eine sehr gebildete Frau, sondern auch eine vortreffliche Hausmutter, die ihrem Gatten sein Haus zu einer Heimat machte, nach welcher er bei jeder Abwesenheit mit Sehnsucht zurückblickte. Seine Briefe an sie bezeugen, welche Fülle von Behagen, Zufriedenheit und Heiterkeit sie ihm zu bereiten wußte. Sie hat auch einen höchst wohlthätigen, sänftigenden Einfluß auf den schroffen Mann geübt und ist es daher nur billig, daß protestantische Pietät neben das Bildniß Luther's in deutschen Bürger- und Bauernstuben das seiner Frau zu hängen liebt.

Ganz unzweifelhaft hat der sittliche Geist der Reformation das zu Ende des Mittelalters tiefgesunkene Ansehen des Ehestandes wieder gekräftigt und erhöht, wenngleich diese Besserung weder eine allgemeine noch eine plötzliche weder war noch sein konnte. Eine Sittenverwilderung, wie das 15. Jahrhundert dem 16. sie vermachte, kann nicht mit einmal gehoben werden.

*) Tractat von dem falsch genannten Stand der Geistlichen (1522). Tischreden, 313, 323 b, 324 b.

Aber es ging, neben dem Nachklang ritterlichen Frauendienſtes, wie er ſich z. B. aus der zart romantiſchen Werbung des Pfalzgrafen Friedrich um Karl's V. Schweſter Eleonora heraushört, doch ein Zug von ebenſo tiefſehnſüchtigem als realiſtiſchem Verlangen durch die Zeit, mittelſt der Ehe und des Familienlebens die eigene Perſönlichkeit feſter zu begründen. Sehen wir ja von dieſem Verlangen ſelbſt den irrenden Ritter des Humanismus erfüllt, den raſtloſen Ulrich von Hutten. „Mich beherrſcht — ſchrieb der Vielumgetriebene am 21. Mai 1519 an ſeinen Freund, den Domherrn Friedrich Fiſcher in Würzburg — mich beherrſcht jetzt eine Sehnſucht nach Ruhe. Dazu brauche ich eine Frau, die mich pflege. Du kennſt meine Art. Ich kann nicht wohl allein ſein, nicht einmal bei Nacht. Vergebens preiſ't man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vorteile der Einſamkeit an, ich glaube mich nicht dafür geſchaffen. Ich muß ein Weſen haben, bei dem ich mich von den Sorgen, ja auch von den ernſten Studien erholen, mit dem ich ſpielen, Scherze treiben, angenehme und leichtere Unterhaltung pflegen kann; ein Weſen, bei dem ich die Schärfe des Grams abſtumpfen, die Hitze des Kummers mildern kann. Gib mir eine Frau, mein Friedrich, und damit du wiſſeſt, was für eine, ſo laß ſie ſchön ſein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, geduldig. Beſitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichtum ſuche ich nicht, und was Stand und Geſchlecht betrifft, ſo glaube ich, wird diejenige adelig genug ſein, welcher Hutten ſeine Hand reicht[1].“ Nicht nur der arme Ritter erwies ſich ſo erhaben über Kaſtenvorurteile, ſondern auch Fürſten hielten es für keine Schande, mit bürgerlichen Mädchen Ehebündniſſe einzugehen. So thaten der Herzog Wilhelm von Baiern und der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, des nachmaligen Kaiſers Ferdinand I. Sohn, indem jener die Maria Pettenbeck, dieſer die Philippine Welſer heiratete. Die Geſchichte der ſchönen und geiſt-

[1] Hutten's Werke, III. 139. Strauß, U. v. Hutten, I. 397.

vollen Philippine iſt ein wahrer Roman der Wirklichkeit, ein Triumph des Reinmenſchlichen über die Convenienz und zugleich ein Beweis, daß die Wiederſittlichung des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter, welche der reformatoriſche Geiſt an die Stelle der romantiſchen Laxheit und Leichtfertigkeit ſetzte, auch auf katholiſche Kreiſe zurückwirkte. Es war doch ein Gewinn, den Grundſatz zur Anerkennung gebracht zu ſehen, daß auch fürſtliche Neigungen nur in der Ehe ihre Befriedigung ſollten finden dürfen. Unter dieſem Geſichtspunkt könnte dann auch die vielangefochtene und allerdings anfechtbare Billigung, welche Luther und Melanchthon der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Heſſen angedeihen ließen, eine billigere Beurtheilung finden. Philipp war in jüngeren Jahren ein ſehr munterer Herr und es läßt ſich begreifen, daß ihm das ſchöne Hoffräulein ſeiner Gemahlin, Margarethe von der Saal, beſſer gefiel als die Landgräfin Chriſtine, welche mit widerlichen körperlichen Eigenſchaften behaftet geweſen ſein ſoll. Aber das Fräulein leiſtete ſeinen galanten Zumuthungen einen ſo entſchiedenen Widerſtand, daß ſeine Leidenſchaft auf das ſeltſame Auskunftsmittel einer förmlichen Doppelehe verfiel. Vielleicht hat die in jenen Tagen übermäßig große Geltung des alten Teſtaments, welches die Monogamie bekanntlich nicht ſtatuirt, ſehr zur Weckung eines ſolchen Gedankens beigetragen. Der Landgraf ließ ſich keine Anſtrengung verdrießen, ſeine Geliebte ſtatt zu einer Kebſe zu ſeiner rechtmäßigen Ehefrau zu machen, und nachdem er die Einwilligung der Landgräfin und die in Form eines ſchriftlichen „Beichtraths“ achſelzuckend gegebene Billigung der beiden großen Wittenberger Theologen erhalten hatte, machte er mit dem ſchönen Gretchen im März 1540 zu Rotheuburg an der Fulda Hochzeit.

Die Sache erregte allgemeines Aufſehen und Aergerniß, um ſo mehr, da das kurz zuvor in Kraft getretene Strafgeſetzbuch Kaiſer Karl's V. (die Hals- oder Peinliche Gerichtsordnung, gewöhnlich die „Karolina“ genannt) die Bigamie unter die

ſchwerſten Verbrechen eingereiht hatte [10]). Weil wir gerade von dieſem Geſetzbuch reden, ſo ſei bemerkt, daß daſſelbe mit furchtbarer Strenge gegen die geſchlechtlichen Vergehungen vorfuhr, und gerade die ſcharfen Strafen, womit Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Blutſchande, widernatürliche Wolluſt, Kuppelei, Fruchtabtreibung und Kindermord bedroht wurden, bezeugen das Imſchwangegehen dieſer Frevel. Die Annalen der Criminaljuſtiz des 16. Jahrhunderts liefern die factiſchen Belege. In den Aufzeichnungen des Nürnberger Scharfrichters Meiſter Franz kommen Eheweiber vor, die mit zwanzig und mehr Junggeſellen und Ehemännern Unzucht getrieben: ferner Fälle von Bigamie und ſogar von Trigamie, von Sodomiterei aller Arten, von an Kindern von 6 bis 11 Jahren verübter Nothzucht, von Blutſchande mit Vater und Bruder. Nein, es wäre eine Parteianſicht, die der Sittengeſchichte ins Geſicht ſchlüge, wollte man behaupten, der Proteſtantismus habe wie mittelſt eines Zauberſchlages die Menſchen ihrer Thorheiten, Laſter und Verbrechen entwöhnt. Es bedurfte langer Zeit, bis der ſittliche Geiſt der Reformation oben wie unten mehr und mehr zum Durchbruch kam. Das 16., 17. und noch die größere Hälfte des 18. Jahrhunderts waren nicht darnach angethan, die von der reformatoriſchen Bewegung ausgeſtreuten ſittlichen Keime zu entwickeln, und zur Reformationszeit ſelbſt war nicht allein die urtheilloſe Menge, ſondern auch die höhere Geſellſchaft vielfach bereit, die Loſung Freiheit mit Frechheit zu überſetzen. So gab insbeſondere die oft ſehr

10) Item ſo ein ehemann ein ander weib oder ein eheweib ein andern mann inn geſtalt der heyligen ehe bei leben des erſten ehegeſellen nimbt, welche übeltat kann auch ein ehebruch und größer dann das ſelbig laſter iſt, und wiewol die keyſerlichen recht auff ſolche übeltat kein ſtraf am leben ſetzen, ſo wollen wir doch, welcher ſolchs laſters betrüglicher weiß, mit wiſſen und willen urſach gibt und volbringt, daß die nit weniger dann die ehebrüchigen peinlich geſtraft werden ſollen (d. i. mit dem Tode). Karolina, Ausg. v. Koch (1809). S. 63

tumultuarische Aufhebung der Klöster zu Ausschreitungen Veranlassung, welche zu den Schattenseiten der Reformation gezählt werden müssen. Es ist keineswegs immer ein Antrieb religiöser Ueberzeugung gewesen, was viele Nonnen die Clausur brechen machte. Früher hatten sich die Insassinnen der Frauenhäuser in die Klöster geflüchtet, jetzt trat häufig der umgekehrte Fall ein, indem die Nonnen aus den Klöstern in die Bordelle liefen. So z. B. bei der i. J. 1526 vorgenommenen Aufhebung des Clarenklosters zu Nürnberg [11]). Es existiren Aufzeichnungen eines Laienbruders im Augustinerkloster Bödefen bei Paderborn, welche die wahrheitsgetreuen Berichte eines Augenzeugen über die Art und Weise enthalten, wie die Reformation von Vielen verstanden wurde [12]). Da wird uns bald ein Priester vorgeführt, der eine Nonne aus dem Kloster holt, um in unehrbarster Weise mit ihr Land auf Land ab zu fahren; bald eine alte hochmüthige und mannsüchtige Nonne, die sich richtig noch an den Mann zu bringen weiß; bald endlich eine hochadelige Gesellschaft, welche, Herren und Damen bunt durcheinander, zum Entsetzen des guten Bruders Göbel in sein Kloster einbricht und da mit Schmausen, Tanzen und Springen ein Höllenspectakel verführt. Das Alles erscheint jedoch als harmlos gegenüber jener furchtbaren Verirrung der reformistischen Bewegung, welche in der Wiedertäuferei zu Tage trat. Beim ersten Auftauchen der wiedertäuferischen Secten zwar treffen wir in mancher derselben die ganze Hoheit einer religiösen Begeisterung, welche makellose Märtyrerkränze um die Stirnen todesfreudiger Bekenner legte. Als im Salzburgischen — von jeher eine Lieblingsstätte pfäffischer Wuth — die durchaus harmlose wiedertäuferische Secte der Gärtnerbrüder mit Schwert und Feuer ausgetilgt wurde, befand

11) „Eine teil Nunlein luffen von ein Kloster in das andere, das was in das Lieb Frauenhaus." Aus des Goldschlägers Antoni Kreutzer handschriftl. Chronika f. St. Nürnberg, abgedr. im Kloster, VI, 139.

12) Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 190 fg.

ſich unter den Opfern auch ein ſchönes junges „Fräulein“ von ſechszehn Jahren. Da ſie ſtandhaft den Widerruf verweigerte, ſollte ſie lebendig verbrannt werden. Das wenigſtens erſparte ihr der Henker, denn menſchlicher als die Richter, nahm er die arme Kleine auf den Arm und trug ſie zur Reßtränke, wo er ſie unter das Waſſer hielt, bis ſie todt war, um dann erſt den Leichnam auf den Scheiterhaufen zu werfen [13]). Wo freilich, wie in der Wiedertäufertragödie zu Münſter geſchah, Leute wie die Rothmann, Matthys, Knipperdolling und Beckelſon zeitbewegende Ideen zu ungeheuerlichen Caricaturen verzerrten, da konnte die Beſtie im Menſchen brüllend aufſpringen, da hatte der religiöſe Fanatismus ein Neſt gefunden, wo er recht gemächlich ſeine legitimen Zwillingstöchter, Wolluſt und Grauſamkeit, zeugen und mit Schmach, Thränen und Blut großfüttern konnte. Wir werden zwar dem Wirken dieſer Zwillingsſchweſtern ſelbſt im 19. Jahrhundert noch auf deutſchem Boden begegnen, aber mit ſo koloſſaler Schamloſigkeit, wie ſie in den Jahren 1534 und 1535 unter den Wiedertäufern in Münſter aufgetreten, haben ſie ſich ſeither in Deutſchland doch nie mehr gebärdet. Die Münſter'ſche Wiedertäuferei iſt zugleich ſeit der merowingiſchen Zeit der einzige Verſuch geweſen, die Vielweiberei in einem chriſtlichen Lande förmlich einzuführen. Jan Beckelſon, „der gerechte Koning in dem neuen Tempel von Zion“, hatte ſich ein Harem von vierzehn Frauen eingerichtet. Seine „Großen“ ahmten ihm nach und es ging überhaupt ganz orientaliſch-beſtialiſch in Münſter zu. Die Weltgeſchichte hat wenige Schreckbilder aufgeſtellt, die jenem gleichkommen, welches den Jan Beckelſon, den Sprößling eines holländiſchen Schulzen und einer hörigen Magd aus Weſtphalen, zeigt, wie er, angethan mit dem königlichen Ornat, eine ſeiner vierzehn Frauen, Namens Eliſabeth, welche ihm erklärt hatte,

13) Neue Zeitung von den wiedertäufern und ihrer Sect (1528), bei Ranke, Deutſche Geſch. im Zeitalt. d. Reformation. III, 308 fg.

daß ſie ſeiner Liebkoſungen überdrüſſig ſei, in Prozeſſion auf den Marktplatz führt, der Unglücklichen daſelbſt mit eigener Hand das Haupt vom Rumpfe ſchlägt und dann mit ſeinen übrigen dreizehn Weibern einen Rundtanz um den blutenden Leichnam macht, wobei alle das Lied anſtimmen: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'!" In Wahrheit, es iſt noch wie ein Lichtpunkt in dieſem düſteren Gewebe von Raſerei, wenn der Fanatismus in Münſter eine Nachahmerin der hebräiſchen Judith aufſtehen machte. Wie die Hebräerin ins Lager des Holofernes, ging die Friesländerin Hille Feike ins Zelt des mit einem Heere die Stadt umlagernden Biſchofs von Münſter hinaus, um ihn zu ermorden; aber ſie büßte ihr mißglücktes Vorhaben mit dem Tode.

Auch abgeſehen von dem Münſter'ſchen Greuel, drängt ſich dem ruhigen Betrachter hiſtoriſcher Thatſachen die Ueberzeugung auf, daß, wenn unzurechnungsfähige Ignoranten oder feile Parteiſcribenten von einer ſogenannten „guten alten frommen Zeit" zu reden lieben, dieſe Bezeichnung dem Reformationszeitalter im Ganzen und Großen ebenſowenig zuſteht wie dem Mittelalter. Es iſt überhaupt ein ganz leeres Gerede ohne alle geſchichtliche Bedeutung. Die gute alte fromme Zeit, wie ſich die bezeichneten Leute dieſelbe einbilden oder Anderen einbilden wollen, hat gar nie exiſtirt. Der Geſchichtſchreiber hat weder die Aufgabe noch das Recht, die Vergangenheit zu ſchelten, weil dieſelbe nach ihren eigenen und nicht nach unſeren Begriffen gemodelt war, weil ſie das Leben faßte und führte, ſo gut wie ſie es eben verſtand; aber er iſt berechtigt, zu ſagen, daß, im Lichte der Bildung und Geſittung von heute angeſehen, die Reformationszeit, wie das Mittelalter, barbariſch erſcheinen muß, barbariſch im Fühlen und Denken, barbariſch in Entbehrung und Genuß, barbariſch in Verbrechen und Strafen, barbariſch in Triumphen und Niederlagen. Was für ein viehiſches Wüthen hüben und drüben im Bauernkrieg! Aber überheben wir uns nicht, pochen wir nicht zu ſehr auf unſere Bildung und Menſchlichkeit: künftige

Jahrhunderte könnten uns Lügen ſtrafen. Zur Stunde, wo ich dieſes ſchreibe, wird es in einem Lande germaniſcher Zunge, das zu den durchſchnittlich wohlhabendſten und blühendſten der Erde gehört, eine freiſinnige republikaniſche Verfaſſung, eine treffliche Verwaltung, ein muſterhaftes Volksſchulweſen beſitzt, als ein Sieg der Humanität begrüßt, daß geſetzlicher Weiſe Kinder unter 15 Jahren fortan nur noch 13 Stunden täglich in den Fabriken ſollen arbeiten dürfen [14]). Fürwahr, die Kultur-Barbarei unſerer Zeit iſt häufig noch viel ſchlimmer als die naturwüchſige Rohheit früherer Jahrhunderte war. . . . .

Das geſellige Leben ging während des 16. Jahrhunderts in Deutſchland noch ſo ziemlich im Geleiſe der ritterlich-romantiſchen Traditionen fort. Es wurde bis gegen 1560 hin noch viel turniert und ſonſt im Styl der herkömmlichen Höflichkeit gehandelt und gewandelt. Aber entweder erſcheint dieſes ritterliche Treiben als ein geſpenſtiger Spuk, zur Caricatur verſchnörkelt, oder ganz ins Gemeine verflacht. Das Ritterthum, welches ſelbſt in der Perſon eines Franz von Sickingen nur für kurze Weile wieder eine künſtliche Bedeutung hatte gewinnen können, war todt von der Zeit an, wo die Kriege mittelſt „frummer Landsknechte", d. i. mittelſt ſehr unfrommer Söldnerheere geführt wurden. Die Ritter wurden ſelber zu Landsknechten und Landsknechtshauptleuten oder zu Hofdienern oder zu einem unerquicklichen Miſchmaſch von Krautjunkern und Wegelagerern. Man leſe nur die Selbſtbiographieen des Götz von Berlichingen, des Hans von Schweinichen und des Barthelemäus von Zaſtrow und man wird erfahren, wie proſaiſch, gemein und lumpig es im 16. Jahrhundert in den „ritterlichen" Kreiſen hergegangen, im Südweſten wie im Oſten und Norden unſeres Vaterlandes [15]).

14) Berathung und Sanction eines Fabrikgeſetzes durch den Großen Rath des Kantons Zürich am 20. Juni 1859.

15) Das Leben Götzens v. Berlichingen, Nürnberg 1731. Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans v. Schweinichen, herausgeg. v. Büſching, Breslau

Es gehörte das Genie Göthe's dazu, aus diesem Götz einen Helden zu machen, denn in der Wirklichkeit war er, wennschon von der Natur zu einem hochherzigen Charakter angelegt, ein ziemlich gewöhnlicher Stegreifritter, dessen Ritterlichkeit nicht so weit ging, vor den schmählichsten Unternehmungen zurückzuschrecken [16]). Und dieser Hans von Schweinichen, der sich, wie er selber sagt, durch „Saufen eine große Kundschaft im Reiche gemacht" und mit seinem lumpigen Herrn, dem Herzog von Liegnitz, Schmarotzer- und Bettlerfahrten durch Deutschland anstellte! Die romantischen Formen und Formeln waren im 16. Jahrhundert nur noch Ironieen und Persiflagen der im Grunde ganz nüchtern und realistisch gestimmten Wirklichkeit.

Dieser Realismus bildete ein sehr heilsames Gegengewicht gegen den Theologismus, welcher durch die Reformation das vorwiegendste Kulturelement wurde. Es war sehr nöthig, daß der theologischen Verweisung auf das Jenseits eine Richtung zur Seite ging, welche praktisch-verständige Zwecke im Diesseits anstrebte. In der Person Luther's vereinigten sich beide Richtungen in denkwürdiger Weise: er glaubte an Himmel und Hölle, aber er wußte auch frischweg zu genießen, was die Erde bot. Der realistische, durch das wiedererwachte sittliche Bewußtsein veredelte Hang der Zeit mußte selbstverständlich auch die Stellung der Frauen in der Gesellschaft beeinflussen. Der romantische Nimbus, in welchen der Minnegesang die Frauen gehüllt, war schon im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert zerflossen und von der niedrig-sinnlichen Anschauung, die man zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem schönen Geschlechte hatte, zeugt

1820—23. P. Saftrowen Herkunft, Geburt und Lauf seines Lebens, herausgegeben Mohnike, Greifswald, 1823—24.

16) M. s. in der angezogenen Selbstbiographie des Ritters, S. 172 fg. die Erzählung seines für ihn schmachvollen Abenteuers mit dem Grafen Philipp von Waldeck i. J. 1516. Und er erzählt die Geschichte so treuherzig, daß man sieht, das ritterliche Gewissen hatte zu dieser Zeit eine Hornhaut angesetzt

die erzprosaische, fast peinliche Specificirung der weiblichen Schönheiten, wie man sie bei Autoren von damals trifft [17]). Die reformistische Erörterung und Lösung der Cölibatsfrage mußte nun, wie schon oben bemerkt worden, auch die Ansicht vom Weibe läutern und in den groben Materialismus, welcher im Verkehr der beiden Geschlechter herrschend geworden, ein seelisches Element zurückführen. Allerdings wurde jener Materialismus im Allgemeinen so wenig gänzlich verdrängt, daß wir ihn vielmehr im 17. Jahrhundert wieder in üppigster Wucherung finden werden; allein alle Denkenden und Redlichen kamen doch darin überein, daß eine gute Frau des Mannes größter Lebenssegen

17) Bebel beantwortet in seinen Facetien (III, Fol. 89) die Frage: Quibus mulier perfecte formosa naturae dotibus praedita sit? dahin, daß ein vollkommen schönes Weib dreimal sieben körperliche Reize besitzen müsse. Später wurden dann die einundzwanzig Schönheiten auf dreißig gesteigert, und wurde diese Steigerung in dem folgenden Gedicht fixirt: —

Triginta haec habeat quae vult formosa vocari
Formina, sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria et totidem nigra et tria rubra puella,
Tres habeat longas res totidemque breves,
Tres crassas, totidem graciles, tria stricta; tot ampla
Sint ibidem huic, sint quoque parva tria.
Alba cutis, nivei dentes, albique capilli,
Nigri oculi, cunnus, nigra supercilia.
Labra, genae atque ungues rubri, sit corpore longa
Et longi crines, sit quoque longa manus.
Suntque breves dentes, auris, pes, pectora lata
Et clunes distent ipsa supercilia.
Cunnus et os strictum stringunt ubi cingula stricta,
Sint coxae et culus vulvaque turgidula.
Subtilis digiti, crines et labra puellis,
Parvus sit nasus, parva mamilla, caput.

Der Umstand, daß in diesem Recept schwarze Augen und Brauen gefordert werden, beweist, daß es nicht germanischen, sondern romanischen Ursprungs war. In der That findet es sich auch in spanischer und französischer Sprache und zwar bei Brantome (Oeuvres III, 291).

sei. Unter einer „guten" Frau verstand man aber nicht mehr im Sinne höfisch-romantischen Ueberschwangs eine Göttin, die gelegentlich auch als buhlerische Nymphe erscheinen konnte, sondern die treue, tüchtige, freundliche Lebensgefährtin, Sänftigerin und Ergänzerin des Mannes, die verständige und emsige Hauswirthin, die sorgsame Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Dieses Frauenideal, welches wir auch durch Luther aufstellen sahen, legt im charakteristischen Gegensatz zu der Ritterromantik, welche die weibliche Körperschönheit betonte, den Accent auf die Seelenschönheit, auf die sittlichen Eigenschaften der Frauen. So kehrt es bei allen wahrhaft bedeutenden deutschen Autoren des 16. Jahrhunderts wieder und der genialste und vielseitigste derselben, Johann Fischart, hat ihm einen ganz besonders vortrefflichen Ausdruck gegeben[18]).

18) In seinem Ehezuchtbüchlein (1578): —

Wann Er schreiet, Sie nur schweiget;
Schweigt er dann, redt sie jn an.
Ist er grimmsinnig, ist sie kulsinnig,
Ist er vilgrimmig, ist sie stillstimmig,
Ist er stillgrimmig, ist sie troststimmig,
Ist er ungstümmig, ist sie kleinstimmig.
Tobt er aus Grimm, so weicht sie jm,
Ist er wütig, so ist sie gütig.
Mault er aus Grimm, redt sie ein jm.
Er ist die Sonn, sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht, er hat Tagsmacht.
Was nun von der Sonnen am Tag ist verpronnen,
Das kult die Nacht durch des Mons Macht.
Also wird gstillt auch was ist wild:
Sonst gern gschicht, gleich wie man spricht,
Zwen harte Stein malen nimmer klein.
Ein gscheid Frau laßt den Mann wol wüten;
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie jn nicht lang maulen laße,
Sondern durch linke Weis und Maße
Und durch holdselig freundlich Gspräch
Bei Zeiten jm den Mund aufsprech.

Der Ton des ganzen Zeitalters war übrigens ein keineswegs zarter. Im Gegentheil ein kraftstrotzender, rücksichtsloser, derber, so stark in den Grobianismus fallender, daß sich im 16. Jahrhundert, wie Jedermann weiß, förmlich eine „grobianische" Literatur in Deutschland entwickelt hat. Schon aus den furchtbaren Derbheiten, wovon die Streitschriften der Reformatoren — vor allen die Luther's — und ihrer Gegner wimmeln, kann man abnehmen, was Alles auch Frauenohren damals anzuhören bekamen. Nicht immer, ohne durch dieſen alle Dinge friſchweg bei ihren Namen nennenden Umgangston, welcher gar gern ein „Zötlein" oder auch wohl eine Zote, wie ſie heutzutage nur noch betrunkene Bauernkerle, Fuhr- und Schiffsleute vorzubringen wagen, mit unterlaufen ließ, verletzt zu werden. Der feinſinnige Erasmus läßt in einem ſeiner Colloquien, welche für die Sittengeſchichte jener Zeit ſo wichtig ſind, ein ſchuldloſes und liebenswürdiges Mädchen auftreten, welches ſich über die häufigen Gaſtereien im väterlichen Hauſe beklagt. Die Geſpräche der Verheirateten ſeien bei ſolchen Anläſſen nicht immer züchtig und zuweilen müſſe es ſich ſogar küſſen laſſen [19]). Aus Hutten's urſprünglich lateiniſch geſchriebenem, nachmals von dem Verfaſſer verdeutſchten Geſprächsbüchlein „die Anſchauenden" (adspicientes) wiſſen wir, daß mittelalterliche Sitten, die uns heute bedenklich genug vorkommen, die aber, Hutten's Verſicherung zufolge, ganz unbedenklich waren, noch zur Reformationszeit in Deutſchland im Schwange gingen. Die Anſchauenden, nämlich Sol und ſein Sohn Phaeton, betrachten ſich unſer Land aus der Vogelperſpective und fahren, nachdem ſie über die Trunkſucht der Deutſchen von damals ihre Gloſſen gemacht, alſo fort: — Phaeton. Dort ſieh ich etliche vermiſcht und nacket unter ein-

19) Offendunt me in aedibus paternis crebra convivia; nec semper virgines sunt quae illic dicuntur inter conjugatos. Et aliquoties fit, ut osculum negare non possim.

ander haben, Frauen und Männer, und glaub das ohn Schaden ihrer Zucht und Ehr nit zugehn. — Sol. Ohn Schaden. — Ph. Ich sieh sie sich doch küssen. — S. Freilich. — Ph. Und freundlich umfahen. — S. Ja, sie pflegen etwan auch bei einander zu schlafen. — Ph. Vielleicht haben sie die Gesetz Platonis angenommen, daß sie die Weiber gemein(sam) halten. — S. Nit gemein; sonder in diesem beweisen sie ihren Glauben (d. h. ihr Vertrauen zu den Frauen). Denn an keinem Ort, da man der Frauen hüt', magst du weibliche Scham unversehrter finden denn bei diesen, die deren kein Wartung noch Uffsehung haben. Es ist auch nirgend weniger Ehebruch und wird die Ehe an dem Ort am strenglichsten gehalten. — Ph. Sprächest du, sie, neben Küssen, Umfahen, auch bei einander schlafen, nichts weiter beginnen? Und dazu bei der Nacht? — S. Ich sprech: ja. — Ph. Und geschieht das auch ohn allen Verdacht? Und die ihre jungen Weiber und Maidlin von Andern also behandelt werden sehen, förchten sie nit (für) derselbigen Ehren? — S. Auch kein Gedanken haben sie deß. Denn sie getrauen einander wohl und leben in guter Treu und Glauben, frei und redlich, ohn allen Trug und Untreu [20]). Schade nur, daß diese optimistische Auffassung aus dem Mittelalter überkommener Raivetäten von Seiten der Wirklichkeit sicherlich manches Dementi erfuhr. Hutten's Zeitgenosse — falls man nämlich zwei in demselben Jahrhundert lebende Männer Zeitgenossen nennen kann — Hans von Schweinichen, dessen schon erwähnte Selbstbiographie von 1552—1602 reicht, läßt uns den geselligen Verkehr dieser Zeit in einem viel weniger idealistischen Lichte sehen. „Im Jahre 1570 — erzählt er — begonnte ich mich auch allbereit etlichermaßen um die Jungfrauen zu thieren und dauchte mich in meinem Sinn Meister Fix zu sein. Bin auch auf Hochzeiten geritten und sonsten, wohin ich gebeten worden, mich gebrauchen lassen

20) Hutten's Werke, V. 243.

und fraß und ſoff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie ſie es haben wollten." Zwar bemerkt er weiterhin: „Im Jahre 1573 habe ich befunden, was Liebe iſt, denn ich habe eine Magd ſo lieb gewonnen, daß ich davor nicht habe ſchlafen mögen. Bin ich doch ſo keck nicht geweſen, daß ich ihr was angemuthet hätte. Derowegen halte ich davor, daß die erſte Liebe die heißeſte iſt." Allein dieſer Platonismus des guten Ritters hielt nicht lange vor, und was unter dem „Mitmachen", wovon er zuvor geſprochen, zu verſtehen ſei, erfahren wir aus ſeiner Beſchreibung der Fahrt, welche er mit dem Herzog Heinrich XI. von Liegnitz nach Meklenburg machte. Er erzählt von einem Hoffeſt, dem er dort anwohnte, und fährt dann fort: „Die einheimiſchen Junkern verloren ſich, ebenſo die Jungfrauen, daß alſo auf die Letzte nicht mehr als zwo Jungfern und ein Junker bei mir blieben, welcher einen Tanz anfing. Dem folget ich nach. Es währte nicht lange, mein guter Freund wiſcht mit der Jungfer in die Kammer, ſo an der Stuben war; ich hinter ihm hernach. Wie wir in die Kammer kommen, liegen zween Junkern mit Jungfrauen im Bette; dieſer, der mir vorgetanzet, fiel mit ſeiner Jungfer auch in ein Bette. Ich fragte die Jungfrau, mit der ich tanzet, was wir machen wollten? Auf Meklenburgiſch ſie ſagt ſie: ich ſoll mich zu ihr in ihr Bette auch legen; dazu ich mich nicht lange bitten ließ, legt mich mit Mantel und Kleidern, ingleichen die Jungfrau auch und reden alſo vollends zu Tage, jedoch in allen Ehren. Das heißen ſie auf Treu und Glauben beiſchlafen, aber ich achte mich ſolches Beiliegens nicht mehr, denn Treu und Glauben möchten zu einem Schelmen werden [21])."

Der Tanz ſtand unter den Vergnügungen jenes Zeitalters obenan. Er durfte, ſo wenig als ein wohlbeſetzter Tiſch mit vollgefüllten Bechern, bei keiner häuslichen oder öffentlichen Luſtbarkeit fehlen. „Der Tanz — meint ein Theolog von damals —

21) H. v. Schweinichen a. a. O.

ſei anfänglich in ehrbarer Meinung erdacht und zugelaſſen worden, damit die Jugend in Vieler Gegenwart Zucht hielte und zwiſchen Jungfrauen und Jünglingen ehrliche Liebe geſtiftet würde. Denn beim Tanzen könne man die Sitten der jungen Leute ſpüren und merken. Es ſollte aber dabei Alles züchtig zugehen [22]." Gerade das war aber nicht der Fall, und wenn auch billig angenommen werden darf, daß nicht wenige der Sittenprediger, welche gegen die unſittlichen Tanzweiſen eiferten, theologiſcher Schwarzmalerei ſich befliſſen haben mögen, ſo lauten die Zeugniſſe, welche uns aus verſchiedenen Perioden des 16. Jahrhunderts über die herrſchenden unflätigen Tanzbräuche vorliegen, doch zu beſtimmt und übereinſtimmend, als daß wir ſie überſehen dürften. Der große Gelehrte Agrippa von Nettesheim, keineswegs ein ſauertöpfiſcher Pedant, ſagt in ſeinem 1526 geſchriebenen Buch De vanitate scientiarum, man tanze mit unehrbaren Gebärden und ungeheurem Fußgeſtampfe nach lasciven Weiſen und zotigen Liedern. In bubleriſchen Umarmungen lege man dabei unzüchtige Hände an Mädchen und Matronen, ſie küſſend, und Laſterhaftigkeit für Scherz ausgebend verſchreite man dazu, ſchamlos das zu entblößen, was die Natur verberge und die Sittſamkeit verhülle [23]. Im Jahre 1567 veröffentlichte Florian von Fürſtenberg, Pfarrherr zu Schnellewalde, ſeinen „Tanzteufel, das iſt wider den leichtfertigen unverſchämten Welttanz und ſonderlich wider die Gotts Zucht und ehrvergeſſene Nachttänze", wobei, wie der eifernde Mann ſagt, die Tanzenden „offt durcheinander unordentlich geben und lauffen, wie die biſenden Küh, ſich werffen und verdreben, welches man

22) Theatrum diabolorum (1373), fol. 219.

23) Saltatur inconditis gestibus et monstroso pedum strepitu ad molles pulsationes, ad lascivas cantilenas, ad obscoena carmina. Convertuntur puellae et matronae impudicis manibus ad suavia meretriciisque amplexibus, et quae abscondit natura, velavit modestia, ipsa lascivia tunc saepe mutantur et ludi tegmine obducitur scelus. l. c. cap. 18.

jetzt verködern heiſſet. So geſchiehet nun ſolch ſchendtlich, unverſchämt ſchwingen, werffen, verdreben und verködern von den Tantzteuffeln, ſo geſchwinde, auch in aller Höhe, wie der Bawer den flegel ſchwinget, daß bißweilen den Jungfrauwen, Dirnen und Mägden die kleider biß über den Gürtel, ja biß über den Kepff fliegen. Oder werffens ſonſt zu boden, fallen auch wol beide und andere viele mehr, welche geſchwinde und unvorſichtig hernach lauffen und rennen, daß ſie über einem hauffen liegen. Die gerne unzüchtig Ding ſehen, denen gefellt ſolch ſchwingen, fallen und kleiderfliegen ſehr wol, lachen und ſeind frölich dabey, denn man machet jnen gar ein fein welſch Bellvidere. Welche Jungfraw, Magd und Dirne am meiſten am Tantze herumbgefüret, geſchwungen, gedrehet und beſchawet wirdt, die iſt die fürnembſte und beſte und rühmen und ſagen die Mütterlein ſelber: Es iſt gar bedrang umb meine Tochter am Tantze, jederman wil mit jr tantzen, ſie hat heut am Tantz guten Markt gehabt. Auch ſticht der Narr unſre jungen und alten Witwen, die treibens ja ſo körbiſch, wilde und unfletig als die jungen Mägdlein, ſeind bey den Nachttäntzen ſowol die erſten und die letzten [21]." In dem „Ehespiegel" des Cyriakus Spangenberg, in welchem fünfzig Brautpredigten des Verfaſſers zuſammengeſtellt ſind, werden auch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die ſchon früher laut gewordenen Klagen über das wüſte Tanzen erneuert. Spangenberg ſtellt dem ehrbaren Tanz, welchen er den „burgerlichen" nennt, den „Bubentanz" gegenüber, den man, ſagt er, auch den „Hurentanz" zu nennen berechtigt wäre. Denn „an den Abendtänzen, da man nichts thut als unzüchtig tanzen, ſpringen, dreben, greifen, verleuret manch Weib ihre Ehr und gut Gerücht. Manche Jungfraw lernet alda, das ihr beſſer wäre, ſie hätte es nie erfaren. Wer ſolche Tänze billigt, iſt ein Bube,

21) Tantzteuffel (Frankf. 1567), Fol. 38 fg. Die Streitſchrift iſt auch vollſtändig abgedruckt im Theatrum diabolorum, fol. 216 fg.

und wer ſie vertheidigt, iſt ein Schalk. Denn was iſt da anders dann ein wildes, ungeheur viehiſches Rennen, Lauffen und durch einander Zwirbeln? Da ſiehet man ein ſolch unzüchtig Auffwerffen und Umbwerffen und Entblöſſen der Mägdlein, daß einer ſchwört, es hätten die Unfläter, ſo ſolchen Reyen führen, aller Zucht und Ehre vergeſſen, wären taub und unſinnig und tanzten St. Veitstanz[25]." Amtliche Beſtätigungen finden dieſe Anklagen durch die Tanzordnungen, wie ſolche das ganze Jahrhundert hindurch von Fürſten und Städten erlaſſen und häufig erneuert wurden — ein Beweis, daß ſie wenig fruchteten. In ſämmtlichen wird den Tanzenden beiderlei Geſchlechtes eingeſchärft, ſich „gebührlich zu bekleiden und zu bedecken", und den Tänzern insbeſondere, „Junkfrawen und Frawen nit ſo berumbzuſchwingen, nit auf- und umbzuwerfen und unzüchtig zu blöſſen[26]." Von Mädchen und Frauen, die ſo mit ſich tanzen ließen, war zu erwarten, daß auch im Uebrigen ihr Gebaren mehr ein grobianiſches als feines geweſen ſei. Wir wollen zwar in Liebe annehmen, daß dieſe Frauenzimmer nicht die Mehrheit, ſondern nur die Minderheit ausgemacht hätten; aber auch ſo gab es deren noch genug und übergenug, an welche der zuerſt lateiniſch erſchienene, dann verdeutſchte und ſpäter (1567) in Reime gebrachte „Grobianus" ſeine plumpböhniſchen Rathſchläge adreſſiren konnte, wie ſie ſich benehmen ſollten, um recht grobianiſch zu erſcheinen. Keck wie Falken ſollten ſie auf der Gaſſe ihre Augen umhergehen laſſen, ihr Kränzlein ſtatt auf die Stirne auf die Naſe ſetzen, kurz, möglichſt unweiblich und frech auftreten[27].

25) Frangenberg's Ehezirkel (1578), S. 283 fg.

26) S. die Sächſiſch-Meißniſche Verordnung v. J. 1533 und die etwas ſpätere Nürnberg'ſche bei Scheible, das Kloſter VI. 121 fg.

27) Wenn du gehſt aber auß dem Hauß
Und kombſt jetz auff die Gaſſen nauß,
So laß deine Augen umbher geh'n,
Gleich wie man thut vom Falcken ſeh'n. u. ſ. w. Grobianus, Fol. 200 fg.

Was die Frauentracht des 16. Jahrhunderts angeht, so reicht das Wort nicht aus, die wechselnden Gestaltungen derselben anschaulich zu machen, um so weniger, da zu dieser Zeit in Deutschland die mannigfaltigsten „Volkstrachten" sich zu entwickeln anfingen[28]). Man muß durchaus die alten „Trachtenbücher" zur Hand nehmen und die Gemälde und Zeichnungen eines Dürer, Kranach, Holbein und anderer Meister jener Zeit betrachten, wenn man sich von den wechselnden weiblichen Moden eine deutliche Vorstellung bilden will. Im Allgemeinen stellt sich eine entschiedene Wendung vom Unehrbaren zum Ehrbaren heraus, die schamlosen Entblößungen, wie sie das 15. Jahrhundert dem 16. überliefert hatte, verschwinden nach und nach, schlagen aber mit der Zeit auch in einen geschmacklosen Gegensatz um, wie insbesondere die Mode der Halskrösen zeigt, welche bis zur Ungeheuerlichkeit der „Mühlsteinkragen" fortging. Da steckte denn der Frauenhals in einem steif und weit abstehenden, pflugradgroßen Kragen, auf welchem der Kopf wie auf einem Teller lag, aller anmuthigen Bewegung bar. Spanien hatte diese Mode angegeben, wie ja überhaupt die „spanische Tracht" damals in Deutschland eingeführt wurde, und aus Frankreich kam der Reifrock, über welchen sich der „Hoffartsteufel" von Joachim Westphal und Cyriakus Spangenberg nicht weniger ereifert als über den Gebrauch falscher Haarflechten und über das „Schminken und Kleistern der Angesichter"[29]).

Zur Vervollständigung des Gemäldes deutscher Sitten im 16. Jahrhundert, soweit ein solches Gemälde innerhalb des Rahmens dieses Buches überhaupt möglich ist, wollen wir nun, von den bäuerlichen Kreisen zu den fürstlichen aufsteigend, auf

28) Ueber die Entstehung und Gestaltung der deutschen Volkstrachten s. Falke, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 217 fg. S. 298 fg. Ueber die deutschen Frauentrachten des 16. Jahrhunderts vgl. Falke, d. d. Trachten- und Modenwelt, II. 1—167.

29) Theatrum diabolorum, fol. 364 b, bes. fol. 388 fg. und 393 fg.

charakteriſtiſche Erſcheinungen im ſittlichen, häuslichen und geſelligen Leben hinweiſen .... Für den mehr als freien Verkehr zwiſchen den beiden Geſchlechtern im Bauernſtande iſt es bezeichnend, daß in den Bauernhäuſern mancher Gegenden die Schlafſtätten der Knechte und Mägde nicht von einander abgeſondert waren. So z. B. in Baiern. Die Folgen blieben denn auch nicht aus. Unzucht und Ehebruch graſſirten ſo ſehr, daß der Kurfürſt Maximilian bald nach ſeinem Regierungsantritt (1598) ſich veranlaßt ſah, ein ſtrenges „Sittenmandat“ ausgehen zu laſſen. Daſſelbe beſtimmte, daß ledige Weibsperſonen uneheliche Schwangerſchaften mit Geldſtrafen und Anhängung der „Geige“ büßen ſollten. Bei der vierten unehelichen Schwangerſchaft wurden ſie des Landes verwieſen. Das Edict beſſerte übrigens die Sitten nicht, ſondern fügte der Ausſchweifung nur noch die Verbrechen der Fruchtabtreibung und des Kindermordes hinzu [30]). So oder ähnlich war es anderwärts auch, nicht etwa bloß in katholiſchen Gegenden, ſondern in proteſtantiſchen ebenfalls. Dagegen hat die ſittliche Tendenz der Reformation in bürgerlichen Kreiſen, die patriziſchen eingerechnet, ſich mehr geltend zu machen gewußt und zwar unter den Angehörigen beider Confeſſionen. Es muß in die Augen ſpringen, daß vom zweiten Viertel des Jahrhunderts an in den deutſchen Städten die Phantaſtereien der Ritterzeit mehr und mehr einer praktiſch tüchtigen Auffaſſung und Führung des Lebens, einer auf das Ehrbare und Haushälteriſche abzielenden Nüchternheit Platz machten. Aus dieſem Geiſt erwuchs im Gegenſatz zur Hofſitte die ehrſame Bürgerſitte, welche die Frauen anwies, ohne Gefühlsüberſchwang hausmütterlich im wohlgeordneten Hauſe zu walten, aus deſſen Räumen frohſinnige Geſelligkeit keineswegs verbannt war, aber wo ſie doch den Anforderungen einer geregelten Lebensweiſe ſich fügen

30) Das ſehr ausführliche Mandat iſt abgedruckt bei Welf, Geſch. Maximilian's I. und ſeiner Zeit (1807), I, 397 fg.

mußte. Selbſtverſtändlich mußte dieſer ſolide bürgerliche Ton auch in das Verhältniß der beiden Geſchlechter eingehen und die romantiſchen Traditionen aus dem bürgerlichen Minne- und Eheleben mehr und mehr verdrängen. An die Stelle der Romantik, die ſich durch ihre Entartung hinlänglich discreditirt hatte, trat die verſtändige Berechnung, ohne daß dieſe der gemüthlichen Wärme ermangelt hätte. Nehmen wir zur Erläuterung einen einzelnen Fall, welcher auf Mittheilungen aus dem Privatarchiv der patriziſchen Familie Glauburg zu Frankfurt am Main beruht. Ein Sohn dieſer Familie, Johann von Glauburg, ſtudirte 1526 in Wittenberg. Seine Mutter, eine kluge Frau, drückte brieflich den Wunſch aus, daß er heimkehre und ſich verheirate. Zugleich ſchlug ſie ihm eine paſſende Partie vor, die Tochter aus einem befreundeten Hauſe, welche eine „feine Haushälterin" ſei, wenn ſie auch keine übermäßig große Mitgift zu erwarten hätte. Der Sohn fügte ſich ohne Weiteres der Diplomatik ſeiner Mutter, heiratete die ihm Empfohlene und lebte vierzig Jahre glücklich mit ihr. Sein Enkel, Johann Adolf Glauburg, lernte 1598 auf einer Reiſe nach Nürnberg die ſchöne Urſula Freher kennen und erhielt ihr Jawort. Die Briefe, welche die Schöne als Braut an ihren Bräutigam ſchrieb, zeigen keine Spur von Sentimentalität, geſchweige von Schwärmerei. Die Schreiberin erweiſt ſich durchweg als ein klarverſtändiges Mädchen, welches den Verlobten anmuthig plaudernd über Vorkommniſſe des täglichen Lebens unterhält und dabei ſchon die behäbige Sorglichkeit der künftigen Hauswirthin und Mutter durchblicken läßt. Reſpectvoll redet ſie ihren Bräutigam mit: „Edler, ehrenfeſter, freundlicher und herzlieber Junker!" an und ein Zug von ſchelmiſcher Koketterie liegt etwa nur darin, daß ſie ſich unterſchreibt: „Eure getreue und liebe ſchwarze Urſula"[31]). In einem Gedicht des

31) Frankfurt. Archiv f. ä. d. Lit. u. Geſch. von Richard, II. und III. Auszugsweiſe in den Grenzboten f. 1855, S. 333 fg.

wackeren Hans Sachs findet ſich das vollſtändige Inventar eines bürgerlichen Hausraths, wie derſelbe um die Mitte des 16. Jahrhunderts der ſtädtiſchen Convenienz entſprach. Wir treffen da in der Wohnſtube neben Tiſchen, Stühlen und Bänken mit Sitzkiſſen auch ein „Faulbett“ oder „Lotterbett“, welches die Stelle des modernen Sopha's vertrat; ferner den „Grißkalter“, einen niedrigen Schrank, worauf man mit Waſſer handtiren, ſich waſchen oder Gläſer ausſchwenken konnte; dann das „Kandelbrett“, auf welchem Kannen, Becher, Flaſchen und Kühlkeſſel ſtanden. Außerdem Leuchter, Lichtſcheeren, einen Spiegel, eine Uhr[32]), ein Schach- und Brettſpiel, Karten und Würfel, Schreibzeug mit Papier und Siegel; endlich „die Bibel und andere Bücher mehr zu Kurzweil und ſittlicher Lehr'.“ In die Schlafkammer gehörte ein „Spannbett“ mit Strohſack, Pfulmen, Matraze, Kiſſen, Bettuch und Decke, ſowie alle die kleinen Utenſilien nächtlicher Bequemlichkeit. In der Schlafkammer ſtanden auch die „Truhen“, worin das Geld und die Koſtbarkeiten des Hauſes aufbewahrt wurden, ſowie die „Gewandkalter“, d. i. Kleiderſchränke[33]). Es mangelt in dem Hausrathskatalog des trefflichen bürgerlichen Meiſters noch manches Stück, welches in unſeren Tagen ſelbſt beſcheidene bürgerliche Haushaltungen nicht mehr entbehren wollen oder können: allein trotzdem verſtanden unſere Altvorderen zu leben. Beſonders was Eſſen und Trinken betraf. In Wahrheit, darin ließen ſie ſich Nichts abgeben. Man ſehe nur das Kochbuch des Marx Rumpolt vom Jahre 1587 an. Dieſer Gaſtroſoph, welcher zugleich ein culinariſcher Praktiker war, lehrt, wie aus Ochſenfleiſch 83 verſchiedene Gerichte bereitet werden können, aus Kalbfleiſch 59, aus Hammelfleiſch 15, aus

32) Wie bekannt, wurde i. J. 1500 durch Peter Hele in Nürnberg der Gedanke gefaßt und verwirklicht, die Thurmuhren zu Zimmeruhren und Taſchenuhren („Nürnberger Eier,“ von ihrer ovalen Geſtalt) zu verkleinern. Vgl. Reblen, Geſch. d. Gewerbe, S. 423 fg.

33) Gedichte v. Hans Sachs (Nürnb. 1570), S. 110 fg.

Schweinfleiſch 43, aus Hirſchfleiſch 37. Er kennt unzählige Fiſchgerichte, 225 Arten Zugemüſe, 63 Arten Suppen, 46 Arten Torten, an 70 Arten Fleiſch- und Fiſchpaſteten, fünfzigerlei Salate. Freilich iſt es ſehr fraglich, ob es Meiſter Rumpolt unſerem heutigen Geſchmack zu Dank machen könnte. Namentlich würde ihm dabei die ungeheure Maſſe von Gewürzen hinderlich ſein, welche die Küche jener Zeit verbrauchte[34]). Manches in dem Gebaren unſerer Aeltermütter, was uns jetzt unweiblich genug erſcheint, dürfte ſich leichter erklären laſſen, wenn man erwägt, daß noch im 16. Jahrhundert, wie früher im Mittelalter, auch die Frauen dem Genuſſe ſtarkgewürzter Weine keineswegs abhold waren. Heutzutage ſind die Engländerinnen und Schweizerinnen dafür bekannt, den Wein am beſten vertragen zu können; aber gewiß würde ſich jede Engländerin oder Schweizerin vor dem mit Rothwein gefüllten Paßglas entſetzen, welches die gefeierte Philippine Welſer zu leeren gewohnt war, — zum Entzücken ihrer Anbeter, denn der Hals der Dame war ſo fein, zart und weiß, daß man ihr das rothe Getränk die Kehle hinabgleiten ſah.

Der ehrbar gemüthliche Zug, welcher das bürgerliche Familienleben der Zeit, von welcher wir handeln, vielfach kennzeichnet und in manchen Gedichten des Hans Sachs einen ſo herzlichen Ausdruck gefunden hat[35]), machte ſich auch in einigen fürſtlichen Haushaltungen bemerkbar. Eine rechte Muſterehe führten z. B. Herzog Albrecht von Preußen und ſeine Gemahlin Dorothea, die

34) Einläßlicheres über die Kochkunſt des 16. Jahrhunderts gibt Muller's fleißiger Aufſatz: „Von alter Kochweiſe" in Weſtermann's Monatsheften f. 1858, Nr. 23, S. 16 fg.

35) M. ſ. den „Ehrenſpiegel der zwölff Durchleuchtigen Frauen des alten Teſtaments" und „das Frawen Lob eines Biderweibes" (I, 1, 33; I, 4, 335). Freilich hat der wackere Meiſter daneben den Frauen auch häufig humoriſtiſch den Krieg gemacht, —

Dieweil den Eheweibern allen
Der Honig vermiſcht iſt mit Gallen (I, 4, 328).

ihrem Ehebern eine wahre „Gottesgabe“ war, wie ihr Name beſagte. Er rühmte von ihr, daß, „ſo ſie eine arme Dienſtmagd geweſen, ſie ſich nicht demüthiger und getreuer und in unwandelbarer Liebe gegen ihn hätte verhalten können.“ Dabei war die Herzogin, wenngleich eine fromme evangeliſche Chriſtin, keineswegs eine Kopfhängerin. Sie hatte im Gegentheil eine humoriſtiſche Ader an ſich, welche ſich mitunter ſchelmiſch-naiv regte. So, wenn ſie i. J. 1532, nach dem Tode eines ihrer Kinder, an eine befreundete Fürſtin ſchrieb: „Als auch Euere Liebden mit uns des tödtlichen Abganges halber unſerer jüngſten Tochter ein herzliches Mitleiden tragen, thun wir uns gegen E. L. freundlich bedanken, und ſind zu Gott getroſter Hoffnung, er werde uns nach ſolcher Betrübniß mit einem jungen Erben wiederum gnädiglich erfreuen und begnadigen, denn wir unſerem lieben Herrn und Gemahl, der ſein Werkzeug weidlich braucht und nicht feiert, gar keine Schuld zu geben wiſſen [36]).“ Auch das Eheleben des Kurfürſten Moritz von Sachſen mit Agnes von Heſſen war im Ganzen ein ehrſames und glückliches. Wenn der Kurfürſtin mitunter ein Zweifel an der Beſtändigkeit ihres lebemännischen Gemahls aufſtieg und ſie denſelben dem Abweſenden mittheilte, ſchrieb er ihr wohl zurück: „Hertzliebes Weib, das du begereſt, da ich gleich nit bey dir wer, das ich deiner im hertzen nit vergeßen wolt, bin ich gantz geneiget.“ Ganz hausväterlich-gemüthlich lautet es, wenn er ihr unterm 1. Oktober 1550 ſchrieb: „Ich wil dieſen Winter bey dir bleiben und wollen mit einander birn braten: wan ſie czuſſen, ſo wollen wir ſie aus nemen und wollen mit Gottes Hülffe ein guts mutlein haben [37]).“ Von einer andern ſächſiſchen Fürſtin, von Anna, der Gemahlin des Kurfürſten

36) Beiträge zur Kunde Preußens. III. 128. Voigt, über deutſches Fürſtenleben im 16. Jahrh. in Raumer's hiſt. Taſchenbuch f. 1835.

37) Aus einer Reihe von Originalbriefen des Kurfürſten an ſ. Gemahlin, zuerſt gedr. in den Curieuſitäten, II, 296 fg.

August, wissen wir, daß sie die gelehrten Liebhabereien ihres Ehegemahls theilte und mit ihm in seinem chemischen Laboratorium arbeitete. Sie hat auch glückliche Versuche gemacht und i. J. 1581 das seiner Zeit berühmte „weiße Magenwasser“ erfunden.

Andere fürstliche Ehen boten freilich ein sehr unliebsames Bild von Untreue, Unfrieden und Zerwürfnissen aller Art. Wir erinnern an die mißlichen Händel, welche der Herzog Ulrich von Würtemberg mit seiner Gemahlin Sabine hatte und welche keineswegs, wie gefabelt worden, in einem verbrecherischen Verhältniß der Herzogin mit Hans von Hutten, dem Stallmeister des Herzogs, sondern umgekehrt in der Leidenschaft Ulrich's für die „schöne Thumbin“, die Frau des unglücklichen Hutten, ihren Grund hatten. Ferner an den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, welcher mit seiner ersten Gemahlin Elisabeth um ihrer lutherischen Gesinnung willen und mit seiner zweiten Gemahlin Hedwig der Leidenschaft wegen zerfiel, welche er für Anna von Sydow hegte, die Wittwe eines Stückgießers, weßwegen sie im Volke nur die „schöne Gießerin“ hieß. Dieses Verhältniß ist sittengeschichtlich doppelt wichtig, insofern die schöne Gießerin sich auch in die Staatsgeschäfte mischte und demnach schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf deutschem Boden in ihrer Person jenes Maitressenwesen darstellte, wie es, in Frankreich systematisch ausgebildet, nachmals im 17. und mehr noch im 18. Jahrhundert für das europäische Staatsleben von so unheilvoller Bedeutung geworden ist. Sehr unglücklich fiel das unter ziemlich romantischen Umständen i. J. 1545 geschlossene Ehebündniß des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Kalenberg mit der Prinzessin Sidonie von Sachsen aus, nicht durch Verschuldung der Letzteren. Ihr roher und leichtfertiger Gemahl vernachlässigte sie in sträflicher Weise und ließ sie sogar Mangel leiden, während er mit gemeinen Dirnen im Lande und in der Fremde umherzog. Da war es denn kein Wunder, daß die arme Sidonie bei Gelegenheit einer ihrer Nebenbuhlerinnen drohte, sie „wolle der

H . . . ein Auge ausſtechen und die Naſe abſchneiden [38]." In einem weitern höchſt ärgerlichen Ehehandel war das Unrecht nicht allein auf Seite des Mannes. Der Herzog Johann Kaſimir von Sachſen-Koburg vermählte ſich i. J. 1586 mit der ſchönen Prinzeſſin Anna, der jüngſten Tochter des Kurfürſten Auguſt von Sachſen. Die warmblütige neunzehnjährige Frau war Anfangs ihrem Gemahl innig zugethan, er aber ſcheint ſich wenig aus ihr gemacht zu haben, ſondern führte ein unſtätes Jäger- und Zecherleben. Seine häufigen Abweſenheiten verdroſſen die junge Frau nicht wenig. Sie ſchrieb dem Gemahl Epiſteln voll naiver Zärtlichkeit und forderte ihn einmal in Form eines ſcherzhaften Fehdebriefes geradenwegs zur Erfüllung ſeiner eheherrlichen Pflicht auf. Ein andermal ſchrieb ſie beweglich: „Ich bitt, Ihr wollt wiederum zu mir ziehen oder mich holen laſſen, dann mir die Weil ſo gar lang iſt, daß ich nit weiß, was vor langer Weil ſoll anfangen." Zu ſeinem Schaden berückſichtigte der Herzog ſolche Klagen und Bitten nicht. Es iſt, wie jeder Welterfahrene weiß, eine für die Frauen ſehr gefährliche Situation, ſich zu langweilen. Auch die arme Herzogin Anna, deren neunzehnjährig Blut ihre Strohwittwerſchaft und Kinderloſigkeit um ſo ſchwerer ertrug, als ſie das Leben an dem belebten und feſtreichen Hof ihres Vaters mit dem im ſpießbürgerlichen Koburg vertauſcht hatte, erfuhr das. Sie langweilte ſich und Aberglaube und Sinnlichkeit thaten das Uebrige, ſie zu verderben. Einer jener

38) Weber, Aus vier Jahrhunderten, II, 38 fg. Der Verfaſſer bemerkt zu der angeführten Strafe (a. a. O. 46): „Es ſcheint faſt, als ob man das Naſenabſchneiden in Fällen wie der vorliegende damals als eine erlaubte Selbſthülfe der in ihren Rechten gekränkten Gattin betrachtet habe. Es liegt uns ein etwas früheres Reſcript an den Amtmann zu Delitzſch vor, des Inhalts: „„daß er gegen Peter Garkochs zu Leipzig Tochter, welche einer Frau, ſo mit ihrem Manne gebuhlet, die Naſen eines Theiles abgeſchnitten, ſich mit der Strafe bis auf weiteren Befehl enthalten und ihr auf ihr Anſuchen Recht wider dieſelbe Frau geſtatten ſolle.""

Gaukler und Wundermänner, wie ſie als Vorläufer der großen italiſchen Schwindler, welche im 18. Jahrhundert die „nordiſche Dummheit“ ausbeuteten, ſchon im 16. Jahrhundert ſporadiſch auftraten, war über die Alpen herübergekommen, um die deutſche Wunderſucht zu klingender Münze umzuprägen. Er hieß Jeronimo Scotto und nannte ſich, wie alle italiſchen, franzöſiſchen und polniſchen Induſtrieritter noch heute thun, einen Grafen. Seine Kupplerkünſte hatten jenen Gebhard Truchſeß von Waldburg, Kurfürſten von Köln, in die Liebesbande der ſchönen Agnes von Mansfeld geführt, welcher den kurzen Liebesglückstraum mit ſo viel Unglück und Schmach büßen mußte. Im Jahre 1592 befand ſich Scotto in Koburg, als Adept des Herzogs Johann Kaſimir, welcher wie noch manche Fürſten ſeiner Zeit viel Geld an die Erlernung der „verborgenen Wiſſenſchaften“ wandte, d. h. an unverſchämte Gauner wegwarf. Der welſche Gaukler wußte ſich auch das Vertrauen der ſich langweilenden Herzogin zu erſchleichen, indem er ihr verſprach, ſie fruchtbar zu machen, verführte ſie, verkuppelte hierauf die Gefallene mit einem jungen Hofcavalier und ging endlich mit dem Schmuck der Fürſtin durch. Das Verhältniß zwiſchen der Herzogin und dem Hofcavalier wurde ruchbar, der Herzog ließ die Beiden in Verhaft nehmen, eine Unterſuchung anordnen und da bekannte denn Anna im Verhör: „Sie habe mit Scotto mancherlei Unterhaltungen gepflogen und es habe ihr derſelbe unter Anderem auch verſprochen, daß er ſie lehren wolle, fruchtbar zu werden. Alſo ſei ſie zu ihm auf ſeine Stube gegangen, wo er ihre Hand ergriffen und dieſelbe auf ein Kreuz gelegt habe, welches aus Pappe geſchnitten, mit Charakteren bezeichnet und mit einem Draht belegt geweſen. Dann habe er ſeltſame Worte geſprochen, aus denen ſie nur den Namen der heiligen Dreifaltigkeit herausgehört. Der Draht habe ſich um ihre Finger geſchloſſen, ſie ſei ihrer nicht mehr mächtig geweſen, habe gegen ihre Pflicht in ſeinen Armen gehandelt und ſich von ihm bereden laſſen, ſich in Liebe zu ihm zu

halten. Scotto habe ihr auch gesagt, sie werde vor ihrem Gemahl sterben und es werde ihr übel gehen. Wolle sie jedoch, daß ihr Gemahl vor ihr sterbe, so solle es ihr wohl gehen. Darein aber habe sie nicht gewilligt. Nachher habe sie sich zu Ulrich von Lichtenstein gesellet, habe mit ihm ungebührliche Spiele getrieben, sich endlich ganz in seine Gewalt gegeben und seiner Umarmungen genossen, wo es sich nur habe thun lassen." Weinend fügte sie diesem Geständniß hinzu, „ihr Gemahl möge Alles ihrem Unverstande zurechnen und ihr verzeihen, da sie noch ein junges Mensch wäre. Der Schelm Scotto habe sie betrogen. Sie bät' um Gnade." Das war vergeblich. Der Schöppenstuhl in Jena zuerkannte ihr und ihrem Buhlen Ulrich die Todesstrafe mittelst des Schwertes. Der Herzog verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß. Die Fürstin wurde demnach zuerst nach Eisenach, dann ins Kloster Sonnenfeld und endlich auf die Veste Koburg gebracht, wo sie i. J. 1613 gestorben ist [39]). Eine noch grellere, aus Gaunerei, Wahn und Wollust gewobene Geschichte hatte in den 60ger und 70ger Jahren des Jahrhunderts zu Wolfenbüttel am Hofe des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg gespielt. Der Fürst, welcher sonst zu den besten seiner Zeit gehörte und von seiner liebenswürdigen Frau Hedwig, einer brandenburgischen Prinzessin, zehn Kinder hatte, war plötzlich der plumpsten Beschwindelung durch einen gewissen Philipp Theocyklus (Gräcisirung des Namens Sommerring) verfallen, welcher vorgab, den „Stein der Weisen" bereiten zu können und mittelst desselben den schwächlichen und kränklichen Herzog wieder zum Jüngling zu verjüngen. Als seines Hauptwerkzeugs bediente sich der „verlaufene Pfaff", wie ein zeitgenössischer Berichterstatter den Betrüger nennt, der Anna Ziegler, einer ganz gemeinen

39) Köhler, Münzbelustigungen, XVI, 26 fg. Curiositäten, I, 101 fg. Die Actenstücke der Prozedur bei Hellfeld, Beitr. z. Gesch. von Sachsen, I. 17 fg.

Weibsperson, welcher unsere Quelle den wenig schmeichelhaften Titel einer „Angsthure“ gibt. Sie war es, welche den Herzog ganz unglaublich bethörte, ihn von seiner Gemahlin abzog und ihn die wahnwitzigsten Dinge glauben machte [40]). Als aber das Treiben des Therocyklus, der Ziegler und ihrer Mithelfer immer toller und frecher wurde, als sie, wie es scheint, der Herzogin sogar nach dem Leben standen, platzte endlich die Schwindelblase und des garstigen Liedes Ende war, daß am 7. Februar 1575 Therocyklus mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt, die Ziegler verbrannt, ihre Spießgesellen gerädert und geköpft wurden .... Es sind häßliche Farben, von welchen wir hier Gebrauch machen müssen, um der sittengeschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, und so dürfen wir auch nicht verschweigen, daß im Reformationszeitalter die Behandlung fürstlicher Frauen von Seiten ihrer Männer mitunter zu einer Rohheit fortging, vor welcher ein Türke zurückschrecken würde. Gab es doch, wie uns Hans von Schweinichen als Augenzeuge erzählt, damals einen Herzog von Liegnitz, welcher schamlos-brutal genug war, in Gegenwart seiner Pagen seine Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht zu zwingen.

Fürstliche Hochzeiten waren die glänzendsten Feste dieser Zeit. Es wurde dabei viel Luxus und große Pracht entfaltet, verbunden mit einem Geschmack, welcher uns nach mehr als einer

40) In dem zeitgenössischen „Bericht von Anna Zieglerin“ heißt es am Eingang: „Die Angsthure Anna Zieglerin giebt vor: Sie sey nur 18 Wochen im Mutterleibe gewesen und hernach in einer besonderen darzu bereiteten Haut mit der Medicina, davon man das Gold machen und Metalle in Gold verändern könnte, erzogen. Sie und ihr Fleisch und Blut dominirte, daß sie aller Unreinigkeit und sonderlich des Menstrui rein und frei sey. Daß sie sey keiner Frauen, sondern allein den Engeln und Marien, Gottes Mutter, zu vergleichen. Welcher Mann auch mag ihrer Liebe genießen, der lebet ohne Kranckheit frisch und gesund hundert Jahr länger als andere Männer“ u. s. w. Mitgeth. v. Beckmann in d. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1857, S. 557.

Seite hin geſchmacklos und barbariſch genug erſcheint. Feſtgeber und Gäſte, deren Zahl ſich gewöhnlich in die Hunderte belief, wetteiferten dabei in Aufwand und die ganze Feſtgeſellſchaft ſchimmerte und ſchillerte von Sammet und Atlas, Damaſt und Seide oder gar von Silber- und Goldſtoffen. Aus weiter Ferne her ließ man mit großen Koſten nicht nur die Materialien, ſondern auch die Modelle des Anzugs kommen und verſchrieb fremde Kleiderkünſtler und Putzkünſtlerinnen [41]). Auf eine glänzende Ausſtattung der fürſtlichen Bräute ward in der Regel ſehr gehalten und namentlich für reichlichen Schmuck derſelben geſorgt. So brachte z. B. die Prinzeſſin Anna ihrem Bräutigam, dem Kurfürſten Johann Sigismund von Brandenburg, i. J. 1594 Kleinodien im Werthe von 14,138 Mark zu.

Sehen wir uns ſo eine vornehme Hochzeitsfeier jener Tage mit an. Johann Wilhelm III., Herzog zu Jülich-Kleve-Berg, hatte um die Prinzeſſin Jakobäa geworben, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden, und im Junimond des Jahres 1585 fand die Vermählung des Paares zu Düſſeldorf ſtatt. In der herzoglichen Reſidenz war man bemüht geweſen, Alles auf's Beſte herzurichten, um die vielen geladenen Gäſte nach Stand und Würde zu empfangen und zu bewirthen. Für die vornehmeren wurden im Schloſſe ſelbſt Zimmer bereit gehalten, ausgerüſtet mit „köſtlichen Täppichten und anderen herrlichen zierrat.“ Auch für Küche und Keller war wohl geſorgt, „nicht allein zur nottursft ſondern zum vberfluß vnd wollust.“ Die Braut fuhr mit ihrem Gefolge zu Schiffe den Rhein hinab und hielt am 15. Juni in einer ſechsſpännigen Kutſche („Gutzwagen“) ihren Einzug in

41) Trotzdem ſcheinen die deutſchen Damen in den Künſten der Toilette gegen die franzöſiſchen und engliſchen ſehr zurückgeſtanden zu haben. Als Anna von Kleve im Januar 1540 nach England kam, um ſich mit dem Weiberfeinde Heinrich VIII. zu vermählen, berichtete der franzöſiſche Geſandte Marillac nach Paris, die Prinzeſſin habe 12 bis 13 Fräulein mitgebracht, ſo plump und unpaſſend gekleidet, daß man ſie häßlich finden würde, ſelbſt wenn ſie ſchön wären.

Düſſeldorf, wobei fürchterlich kanonirt wurde. Vor dem Thore bewillkommte ſie der Bräutigam und führte ſie in feierlicher Prozeſſion durch die geſchmückten Straßen nach dem Schloſſe, wo ihr Schwiegervater und ihre Schwägerin Sibylle ſie begrüßten. Sie wurde hierauf in ihre Gemächer geleitet, welche mit Teppichen behangen waren, deren Gewebe Bilder darſtellten, ſo „zur ehelichen Lieb' am meiſten und vornehmlich gehörig", d. h. mythologiſche Szenen von nicht ſehr decenter Natur. Am folgenden Tage zur Veſperzeit bewegte ſich die ganze Verſammlung zur Schloßkapelle, wo die Trauung ſtattfand. Voraus ſchritten eine Muſikbande und ein Dutzend Edelleute, welche Wachsfackeln trugen. Die Braut hatte einen weitausgeſchnittenen Rock von „Silberſtuck" an, mit Gold durchſtickt, und einen herrlichen „Karakanten" (Halsband) aus Diamanten und Rubinen. Auf ihrem „niedergeſchlagenen" Haar trug ſie ein goldenes Kröulein. Der Hofprediger hielt vor dem Trauact eine lange Predigt. Dann empfing er von dem Bräutigam einen Ring, welchen er der Braut an den Finger ſteckte, und von der Braut einen Kranz, welchen er dem Bräutigam aufſetzte. Nach geſchehener Einſegnung wurde unter Trompeten- und Paukenſchall ein Tedeum geſungen. Hierauf ging es zum Bankett, wobei Edelleute im ſpaniſchen Mantel unter Vortritt des Hofmarſchalls mit ſeinem Amtsſtab die Speiſen auftrugen. Nach beendigtem Mahl begannen in einem Saale, deſſen Tapeten geſchmackloſer Weiſe allerhand bibliſche Mordſzenen darſtellten, die feierlichen Tänze und thaten den erſten der Bräutigam mit der Braut, „denen man mit Flambes vor und nachtanzte." Nach dem Tanze verfügte man ſich in ein anderes Gemach, wo eine Collation von Zuckerwerk aufgeſtellt war in Geſtalt eines Gartens mit Bäumen, Felſen, Waſſerfällen, Flüſſen, Burgen und allerlei Thiergattungen. Nachdem man von dieſem Schaueſſen Stücke abgebrochen und verſpeiſ't hatte, wurden Bräutigam und Braut zum Beilager in die Hochzeitskammer geleitet. Der Morgen des folgenden Tages war der

Empfangnahme der Morgengabe und der Hochzeitsgeschenke gewidmet und noch mehrere Tage lang ergötzten sich die Gäste mit Banketten, Ringelrennen, Tänzen, Masseraden und Feuerwerken [42]).

42) Diese Angaben sind einer weitschweifigen, i. J. 1587 gedruckten, durch Freiherrn Roth v. Schreckenstein in d. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 314 fg. auszüglich mitgetheilten Beschreibung des Festes entnommen. Aus einer Druckschrift v. J. 1599 („Drey schöne vnd lustige Bücher von der Hohen Zollerischen Hochzeyt"), welche A. Birlinger a. a. O. 333 anzieht, erfahren wir, daß es zu Ende des 16. Jahrhunderts mit dem „Beilager" folgendermaßen gehalten wurde: —

Rheingraff Otthe führt sie (die Braut) hinauff mit fleyß
In jr gezimmer hüpsch und weyß.
Da wartet sie, biß zu jr kam
Der junge Herr und Bräutigam
Mit allen Fürsten, Graffen, Herren,
So folgen theten willig geren.
Vor jnen her Trommeter bliesen,
Die stark in jre Pfeiffen stiessen.
Als nun der Hochborn Bräutigam
Hinauff in sein Schlaffzimmer kam,
Sein Manttel und Kranz legt von sich,
Sein Wöhr und Ketten und gabs gleich
Seim Hofmaister, solchs zubewaren;
Derselbig thet den fleyß nicht sparen.
Als nun die Fürsten, Herren, Frawen
Stunden in diesem Gmach zu schawen,
Die zwen Brautführer tratten her,
Die Gspenß sie brachten höflich hehr
Und legten sie hinein inns Beth,
Jr weysse Kleyder noch an hett.
Dann legten sie den Bräutigam
Zu seiner Gspenß also zusam,
Die Döcken uberschlagen theten,
Biß sie ein Weyl gelegen hetten.
Gar bald sie wider auffgestanden,
Die Fürsten, Herren seind vorhanden,
Wünscht jeder da für seinen theyl
Dem Bräutigam und Braut vil heyl,

Dieſe ſo feſtlich begonnene Ehe ſchlug aber ſehr übel aus, indem ſie ſich zu einem abſchreckenden Bild grauenvollen Familienzerwürfniſſes geſtaltete. Der Herzogin Jakobäa wurde in Folge eigenen Leichtſinns und auf Betreiben ihrer keineswegs zur Anklägerin berufenen Schwägerin Sibylle ein zuchtloſer Wandel ſchuldgegeben und ſie ſtarb 1597 eines gewaltſamen(?) Todes, während ihr beſchränkter Gemahl in Blödſinn verfiel [63]).

Bei dieſer flüchtig erwähnten Kleve'ſchen Hanstragödie waren ſchon Sitten oder vielmehr Unſitten im Spiele, welche auf das Ueberhandnehmen des welſchen (italiſch-ſpaniſchen und franzöſiſchen) Einfluſſes auf die deutſchen Hof- und Adelskreiſe hindeuten. Es iſt charakteriſtiſch, daß die leichtfertige Herzogin Jakobäa an den Poſſen italiſcher Komödianten ein beſonderes Wohlgefallen hatte und daß ihre tückiſche Schwägerin Sibylle mündlich und ſchriftlich im Gebrauche franzöſiſcher Phraſen ſich gefiel. In Wahrheit, ein Geſchichtſchreiber der deutſchen Frauenwelt, welcher lieber wahrhaftig als galant ſein will, hat die leidige Pflicht, zu ſagen, daß an der unglückſeligen Verwelſchung unſeres Landes, wie ſie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anhob und im 17. vollendet wurde, die Frauen in hohem Grade mitſchuldig waren. Wie leider noch heute, konnte ſchon damals jede von der leichtfertigen Koketterie, der blanken Narrheit oder der gierigen Berechnung in Frankreich ausgeheckte Moke darauf zählen, dieſſeits des Rheins nachgeahmt zu werden. Dieſe thörichte Unterwerfung des heimiſchen Geſchmackes unter

Vil glucks und gutten ſegen reich;
Darnach lugt jeder, das er weich'
Und ſelber in ſein Kammer kumb.
An ſeinem ſchlaff auch nichts verſumb.

63) Vgl. Bulau, Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Bd. 4. S. 294 fg. „Der Ausgang des Hauſes Kleve", und die Original-Denkwürdigkeiten eines Zeitgenoſſen (Beer's von Lahr) am Hofe Johann Wilhelm's III. (Duisburg 1834).

die Capricen und Calculs eines von einem Extrem ins andere ſpringenden, zu jeder Art von Komödienſpiel prädeſtinirten Volkes war aber noch nicht das Schlimmſte; denn am Ende kann man unbedenklich zugeben, daß die Franzoſen von jeher mehr Schneidergenie beſaßen als wir und eben auch mit dieſer Gabe zu wuchern berechtigt waren und ſind. Aber die Nachäffung der franzöſiſchen Moden durch die deutſchen Damen und Herren — denn die letzteren waren hierin keineswegs verſtändiger als die erſteren — beſchränkte ſich nicht auf die lächerlich-wichtigen Myſterien der Schneiderwerkſtatt und des Putztiſches. Sie ſchmeichelte den deutſchen Geiſt vielmehr in eine Erſchlaffung hinein, welche ihn gewöhnte, alles Ausländiſche, auch das Verwerflichſte, als etwas Muſtergültiges anzuſehen und demſelben Vaterländiſches, auch Löblichſtes, nachzuſetzen. So kam es, daß die Mode zur Vermittlerin und Schmuggalerin des raffinirten Sittenverfalls wurde, welcher im 16. Jahrhundert die romaniſchen Länder angefreſſen hatte: ſo kam es, daß Deutſchland in jene beklagenswerthe geiſtige Abhängigkeit vom Ausland, insbeſondere von Frankreich gerieth, welcher erſt im 18. Jahrhundert die glorreichen Thaten der Heroen unſerer Literatur wieder ein Ende machten.

Selbſtverſtändlich war es jedoch nicht die Herrſchaft welſcher Moden allein, welche unſerem Lande die Stellung der leitenden geiſtigen Großmacht Europa's, zu der die Reformation es für eine Weile erhoben hatte, bald wieder entzog. Es haben dabei zwei Motive von weltgeſchichtlicher Bedeutung mitgewirkt: der Jeſuitismus und der Calvinismus, jener die ſpaniſch-öſtreichiſche Politik beſtimmend, dieſer von der franzöſiſchen als ein vergifteter Keil in das deutſche Reich hineingetrieben, — beide ſo unheilvoll für unſer Land, daß es ſchwer zu ſagen ſein dürfte, welchem von ihnen das größere Maaß von Verderben innegewohnt habe .... Der Jeſuitismus war die Antwort der romaniſchen Welt auf die germaniſche Reformfrage. Vermöge ſeiner wunderbar klug aus-

gedachten Organisation, vermöge seiner beispiellosen, ins Heldisch-Erhabene gehenden Disziplin hätte der Jesuitenorden auf der Weltgeschichtsbühne eine Rolle spielen können, wie so ruhmreich und gesegnet keine andere Corporation jemals sie gespielt. Aber die Gesellschaft Jesu war ein romanisches Institut, also von vorneherein dem Verständniß der Gesetze organischer Entwicklung verschlossen und das Heil nur in der blinden, unverrückbaren Autorität erblickend. So trat sie dem Prinzip der freien Selbstbestimmung des Menschen, welches im Protestantismus zum ersten Mal als sittliche und politische Macht sich ankündigte, als eine Geisterpolizei gegenüber, der sich das romanisirte Habsburg'sche Haus als eines Werkzeuges zu bedienen glaubte, während es doch in Wahrheit selbst nur eine, wenn auch sehr bedeutende Ziffer in dem weltumfassenden Calcul des Jesuitismus war. Auseinanderzusetzen, wie im Gefolge der jesuitischen Reaction, welche den kaiserlichen Hof, wie die übrigen katholischen deutschen Höfe lenkte, das spanisch-italische Fremdwesen im Verlaufe des 16. Jahrhunderts mehr und mehr in den katholischen Gesellschaftskreisen Deutschlands Eingang fand, ist hier nicht der Ort. Es genügt, auf diese feststehende Thatsache im Allgemeinen hingewiesen zu haben, mit der Bemerkung, daß die Dogmatik der Jesuiten ebenso energisch den spanischen Dunkelgeist in unser Land zu verpflanzen suchte als ihre läßliche und bequeme Moral der Einführung italischer Laster mit einer Duldsamkeit zusah, welche wohl wußte, daß man die Geister entnerven muß, um sie recht widerstandslos zu beherrschen.

Während so der Jesuitismus vom Süden her an der Entnationalisirung Deutschlands arbeitete, geschah dasselbe vom Westen her mittelst der Verbindung des französischen Hofes mit den deutschen Protestanten. Mit jener Perfidie, welche die französische Politik zu allen Zeiten charakterisirt hat und sie für alle Zeiten charakterisiren zu sollen scheint, haben von Franz I. an die Könige Frankreichs es sich angelegen sein lassen, die deutschen

Proteſtanten gegen das katholiſche Reichsoberhaupt zu unterſtützen, während ſie, mit Ausnahme Heinrich's IV., die Reformirten im eigenen Lande mit grauſamer Härte verfolgten. Es mag für die deutſchen Proteſtanten eine Nothwendigkeit geweſen ſein, dieſe franzöſiſche Perfidie ſich zu Nutzen zu machen, aber daß die unnatürliche Verbindung für Deutſchland in politiſcher, intellectueller und ſittlicher Beziehung von verderblichen Folgen geweſen, iſt deſſenungeachtet ſonnenklar. Der Hof der „Lilien" — nie iſt ein reineres Sinnbild zu Gunſten einer befleckteren Sache entweiht worden — wurde leider das angeſtaunte und eifrig nachgeahmte Vorbild einer Menge von deutſchen Fürſten und Edelleuten. Mit der franzöſiſchen Redeweiſe und Bildung, den franzöſiſchen Moden und Bräuchen kam auch die franzöſiſche Lüderlichkeit nach Deutſchland herüber, jene gränzenloſe, raffinirte Lüderlichkeit, welche durch ein gemäßigteres Wort nicht hinlänglich gezeichnet wird und welche zu charakteriſiren man nur die Namen von Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. zu nennen braucht. Die Politik allein wäre indeſſen nicht im Stande geweſen, der franzöſiſchen Sündflut in Deutſchland Raum zu ſchaffen, wenn dieſe in der Confeſſion Calvin's nicht eine Gelegenheitsmacherin gefunden hätte. Zwar führte ſchon in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Beſtreben, das „elegante" Wiſſen, wie es auf den franzöſiſchen Univerſitäten daheim war, ſich anzueignen, viele junge und der franzöſiſche Kriegsdienſt viele junge und alte Herren aus Deutſchland nach Frankreich; aber doch war damals wie das franzöſiſche Weſen überhaupt ſo auch die franzöſiſche Sprache in unſerem Lande noch ſo wenig bekannt, daß die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen nur deutſch oder lateiniſch mit dem franzöſiſchen Cabinet briefwechſelten. Erſt dann, als ſo einflußreiche deutſche Höfe, wie der kurpfälziſche und heſſiſche waren, dem Calvinismus ſich zugewandt hatten, war für das Franzoſenthum bei uns eine feſte Stätte gefunden, von welcher aus es erfolgreiche Eroberungszüge

machen konnte und wirklich machte[44]). Unsere nationale Entwicklung hat darunter unsäglich gelitten. Die vornehmen Stände wetteiferten förmlich in ehrvergessener Nachäffung von Fremdem und so öffnete sich zwischen ihnen und dem Volk eine Kluft, welche noch heute lange nicht ausgefüllt ist. Alles Vaterländische galt dieser äffischen Gesinnung für roh und gemein, alles Ausländische für fein und nobel. Unsere edle Sprache, durch Luther auf eine neue Grundlage von Granit gestellt, mußte bei Leuten „von Welt" französischem Genäsel oder italischem Gelispel oder einem abscheulichen Mischmasch aus deutschen, lateinischen, französischen, italischen und spanischen Sprachfetzen weichen[44a]). Während sich auf Seiten der kaiserlich-katholischen Partei das Leben in den steifen und geistlosen römisch-spanischen Formen fortschleppte, herrschten auf Seiten der antikaiserlich-protestantischen die französische Sprache, Bildung und Galanterie. Also hüben und drüben wurde gleich viel gesündigt und beide Parteien haben es gleichermaßen verschuldet, daß sich das 17. Jahrhundert für unser Vaterland zu einer Periode des Jammers und der Schmach gestaltete, worüber ein deutsches Herz noch jetzt sich entsetzen muß. Wir werden betrachten, wie in dieser Unglückszeit die deutschen Frauen gestellt waren. Weil aber in der bezeichneten Periode das deutsche Leben überhaupt vom

44) M. s. die Nachweise, womit Barthold in seiner Gesch. der Ärndtbringenden Gesellschaft, S. 12 fg., seinen Satz stützt: „Der Calvinismus des 16. Jahrhunderts in der Weg. auf welchem das Fremde (d. i. das Französische) in Sprache, Sitte und Denkweise in Deutschland eindrang und im Anfang des 17. Jahrhunderts eines großen Theils städtischer und adeliger Kreise sich bemächtigte."

44a) Vortrefflich wurde diese „alamodische" Sprachmengerei gegeißelt in der aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges stammenden „Teutschen Satyra wider alle Verderber der teutschen Sprache", wieder abgedr. im Weimar. Jahrbuch, I. 296 fg.

ausländischen abhängig und auch das fraulische wesentlich ein Product der Nachahmung fremder Vorbilder gewesen ist, so scheint mir räthlich, zuvor die Stellung des schönen Geschlechts, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich, Italien und Spanien war, ins Auge zu fassen, was im nächsten Kapitel geschehen soll. Es dürften sich daraus nicht uninteressante sittengeschichtliche Parallelen ergeben.

Zweites Kapitel.

Zur Vergleichung.

Die Renaiſſance in Frankreich. — Begründung des modernen Hofſtyls und Maitreſſenweſens. — Die franzöſiſche Galanterie unter Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV. — Die Regentſchaft der Anna d'Autriche. — Ludwig XIV. — Die franzöſiſche Geſellſchaft in den Briefen der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans. — Von den Italienerinnen. — Die franzöſiſchen Frauen im 16. und 17. Jahrhundert.

Der moderne franzöſiſche Hofſtyl, in allen ſeinen Umbildungen bis zur großen Revolution herab für die meiſten europäiſchen Höfe das Vorbild, iſt, wie Jedermann weiß, im Zeitalter der Renaiſſance aufgekommen. Franz der Erſte, der glänzende Wüſtling, der elegante Bauherr, der „Père de la vénerie", der geſchmackvolle Kenner der Künſte und der Frauen, war der Begründer und Pfleger dieſer Kunſt höfiſcher Lebensführung, die aus dem Mittelalter die ritterlichen Formen herübernahm und damit alle die feineren Reizungen und Genüſſe verband, welche die an den claſſiſchen Studien neuentzündete literariſche und künſtleriſche Thätigkeit an die Hand gab. Der Humanismus, ſchon in ſeinem Namen einen bedeutſamen Gegenſatz zum Theologismus ausprägend, war in Frankreich nicht wie in Deutſchland die Herzensſache einer auf ernſte religiöſe und politiſche Ziele gerichteten Vorſchrittspartei, ſondern weit mehr nur ein Spielzeug

vornehmer Eleganz. Auch in Frankreich ſtellte er der ewigen Litanei vom Jenſeits die realiſtiſche Botſchaft vom Dieſſeits gegenüber; aber während mittelſt derſelben bei uns die edelſten Geiſter eine große ſoziale Reform anſtrebten, begnügte man ſich in Frankreich, wie in Italien, die aus der wiedererweckten Kenntniß des claſſiſchen Alterthums fließenden Anregungen zur Verfeinerung des Lebensgenuſſes auszunützen.

Bei dieſem Mangel an idealem Gehalt mußte die Renaiſſance in Frankreich andere Reſultate haben als in Deutſchland. Dieſſeits des Rheins iſt der humaniſtiſche Geiſt im Proteſtantismus eine Lebensmacht geworden, welche alles das ſchuf, was unſer Ruhm und Stolz: die deutſche Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt. Jenſeits des Rheins gab die Renaiſſance Stimmung, Mittel und Wege an die Hand, die modern-romaniſche abſolute Königsmacht ſo zu ſagen künſtleriſch auszubilden. Der Charakter dieſes Königthums war von vorneherein ein tiefunſittlicher. Das deutſche Wort Falſchheit reicht kaum aus, die Perfidie einer Politik zu bezeichnen, welche den Proteſtantismus im eigenen Lande mit brutaler Grauſamkeit unterdrückte zur gleichen Zeit, wo ſie denſelben auswärts unterſtützte, und man muß Brantome leſen, um die ganze Frechheit der Laſterwirthſchaft kennen zu lernen, welche dem modernen franzöſiſchen Hofleben von Anfang an eigen war. Man hat den genannten Autor freilich als den Skandalchroniſten ſeiner Zeit (1527—1614) bezeichnet, aber was konnte er dafür, daß ſeine Zeit eine Skandalzeit geweſen iſt? Angenommen ſogar, er habe in Einzelnem übertrieben, zeugt doch ſein naiv-ungezwungener Ton für ſeine Wahrhaftigkeit im Ganzen. Und was für ſittliche, d. h. unſittliche Anſchauungen mußten in einer Zeit herrſchen, wo Geſchichten, wie Brantome ſie erzählt, augenſcheinlich eine Lieblingsunterhaltung der vornehmen und gebildeten Kreiſe ausmachten! Wie charakteriſtiſch iſt es, daß Brantome gerade bei ſeinen ſkandalöſeſten Boudoir- und Schlafzimmeranekdoten faſt nie unterläßt, die Heldinnen derſelben

ſehr ehrbare („très honnestes") Damen zu nennen! Schon in der Pflege ihrer körperlichen Reize entwickelten dieſe „ſehr ehrbaren" franzöſiſchen Damen eine ſo fabelhafte Schamloſigkeit, daß unſere Sprache dieſelbe auch nur anzudeuten ſich weigert[43]), wenngleich die Muſe der Sittengeſchichte keine Prüde iſt und keine ſein darf.

Franz der Erſte nimmt unter den Königen und Staatsmännern, welche die franzöſiſche Monarchie aus einem Feudalſtaat zu einer unbeſchränkten Deſpotie umbildeten, unſtreitig eine vorragende Stelle ein. Er ſchon hätte jenes Wort raſender Selbſtſucht ſprechen können, welches nachmals Ludwig der Vierzehnte ſprach: — „L'état c'est moi." Denn ſchon dem Valois war die Königsmacht nur ein Mittel zur Befriedigung perſönlicher Gelüſte. Der Subjectivismus der Renaiſſancezeit hat in dieſem Fürſten ſeinen frivolſten Repräſentanten gefunden. Der Staat war, glaubte er, nur um ſeiner willen da. Ausſchweifend, wie er geweſen, beförderte er durch ſein Beiſpiel die Ausſchweifung, aber er that es mit einer Art künſtleriſcher Anmuth, wie das von einem König, der ſich im Umgange mit Männern wie Marot, da Vinci und Cellini gefiel, nicht anders ſich erwarten ließ. Ein galanter Herr, machte er die Galanterie zu einem Element der Regierungskunſt. Er war der Begründer jenes Maitreſſenthums, welches bald einen ſo wichtigen Theil des franzöſiſchen Staatsweſens ausmachen ſollte, auf die Stellung der Frauen in ganz Europa eine ſo bedeutende Einwirkung gewann, unter dem vierzehnten Ludwig ein offiziell anerkanntes Attribut des abſoluten Königthums wurde und unter Ludwig dem Fünfzehnten die königliche Majeſtät, an die Unterröcke von Dirnen wie die Pompadour und die Dubarry gebeftet, durch den Koth ſchleifte.

Ludwig der Elfte hatte den franzöſiſchen Adel gedemüthigt, Franz der Erſte demoraliſirte denſelben, indem er ihn zwang, am

43) Brantome, Oeuvres (Londres 1779), III. 303 seq.

Hofe zu leben. Der König machte die Barone zu betitelten Lakaien, ihre Frauen und Töchter zu seinen Odalisken. Letzteren Zweck zu erreichen, wurden im Nothfall unerlaubteste Künste, niederträchtigste Listen in Anwendung gebracht. So, als es galt, die Gräfin von Chateaubriant an den Hof zu locken, jene schöne Unglückliche, welche ihr Gemahl den kurzen Liebesrausch, dem sie in den Armen des Königs sich hingegeben, nachmals mit dem Tode büßen ließ [46]). Sein künstlerischer Sinn hielt auch Franz den Ersten keineswegs ab, seine Absichten bei Gelegenheit mit der ganzen Brutalität eines vollendeten Despoten durchzusetzen. So sagte er eines Nachts einen seiner Hofherren, welcher seine Frau zu ermorden drohte, falls sie den König ihr Bett theilen ließe, mit gezogenem Degen aus dem Schlafzimmer und nahm den Platz des Entehrten ein. Brantome, welcher diese Geschichte erzählt, setzt hinzu, diese Dame sei sehr glücklich gewesen, einen so tapferen Beschützer zu finden, denn seitdem habe es ihr Gatte nie mehr gewagt, ihr ein Wort darüber zu sagen, und habe sie Alles nach ihrem Gefallen thun lassen [47]). Wie der Herr, so die Diener. Bonnivet, der Günstling des Königs, bestürmte die Schwester desselben, die schöne und geistvolle, auch als Schriftstellerin aufgetretene Margnarite von Navarra, mit Liebesanträgen. Abgewiesen, war er frech genug, mittelst List und Gewalt zum Ziele kommen zu wollen. Er lud den ganzen Hof auf sein Jagdschloß ein und ließ der Prinzessin ein Schlafgemach anweisen, in welches er sich, als er sie eingeschlafen glaubte, mittelst einer Geheimtreppe einschlich, um die Schwester seines Königs im Sturme zu erobern. Die Prinzessin erwachte, entwand sich entrüstet den Armen des Verwegenen, und da er ihres heftigen Widerstandes ungeachtet nicht ablassen wollte, richtete sie ihn mit ihren Nägeln so arg zu und rief so laut um Hülfe, daß der Unverschämte endlich ent-

46) Galanteries des Rois de France. II. 8 seq.
47) Brantome. III. 18

ſtieben mußte. Der König lachte nur zu dieſem Abenteuer, welches die Prinzeſſin in der vierten ihrer Novellen ſelbſt erzählt hat[48]). So kennzeichnet die Moral jener Tage, daß einer königlichen Dame Solches ungeſtraft widerfahren konnte. Freilich ſorgten die Frauen des franzöſiſchen Hofes dafür, daß die Herren den Glauben an weibliche Tugend für eine Thorheit anſehen konnten. Alle Berichte müßten lügen, wenn wir bezweifeln ſollten, daß die Weiber mit den Männern in Zügelloſigkeit wetteiferten. Sogar in unnatürlichen Laſtern, wie Brantome mit der größten Seelenruhe berichtet. Aber es iſt unmöglich, ſeine haarſträubenden Geſchichten von den Tribaden („Fricatrices") ſeiner Zeit nachzuerzählen[49]). Ihm zufolge verzweifelten die Ehemänner zuletzt daran, ſelbſt vermittelſt ſogenannter „Keuſchheitsgürtel" die unrechtmäßigen Begierden ihrer Frauen im Zaum halten zu können, und ſo begreift man, daß zur Zeit Franz des Erſten in Frankreich das Sprüchwort umgehen konnte: „Qui voudroit garder qu'une femme n'aille du tout à l'abandon, il la faudroit fermer dans une pippe et en joüir par le bondon." Ebenſo, daß ein italiſcher Fürſt, welcher eine franzöſiſche Prinzeſſin heimgeführt, am Morgen nach der Hochzeitsnacht voll Verwunderung ausrief: „Voilà un grand miracle, que cette fille soit ainsi sortie pucelle de cette cour de France"[50]).

Wenn unter Franz dem Erſten die franzöſiſche Galanterie ſich im Allgemeinen wenigſtens noch den Schein ritterlicher Courtoiſie zu geben ſuchte, ſo verſank ſie unter Heinrich dem Dritten vollends in einen Schmutz, wie er vor Zeiten an den Höfen eines Caligula, Nero und Heliogabal ſich angehäuft hatte. Der König ließ ſich in ſeinen widernatürlichen Lüſten ſo ſchamlos gehen, daß er ſich ſogar nach Nero's Vorbild mit einem ſeiner

48) Nouvelles de la Reine M. 33 seq.
49) Brantome, III. 219 seq.
50) Derſelbe, III. 148, 206.

„Mignons“ förmlich vermählt haben soll[51]). Der Lebenswandel seines Nachfolgers, Heinrich's des Vierten, war bekanntlich wenig geeignet, sittenbessernd zu wirken, und es kann doch wohl kaum als ein Verdienst gelten, wenn ihm nachgerühmt wird, daß er in seinen Ausschweifungen wenigstens die Wege der Natur eingehalten habe. Die Hofhaltung dieses Königs bot die seltsamsten Contraste: hier die energische Beschäftigung mit kolossalen, die Karte von Europa mit vollständiger Umänderung bedrohenden Plänen — die Franzosen gebärdeten sich ja bekanntlich schon damals als die „Civilisatoren“ von aller Welt, ohne jemals ernstlich bei sich selber anzufangen — dort eine halbtolle Frivolität, welche mitunter sogar einen so ernsten Rechner und Staatsmann wie Sully an ihrem Thorheitsbande gängelte. Sollte man es glauben, daß es des berühmten Ministers Lieblingsvergnügen war, Abends in seinem Kabinet sich auf der Laute Tanzweisen vorspielen zu lassen und, wunderlich ausstaffirt,

51) Galant. des R. de Fr. II. 182. Unglaublich ist die Sache keineswegs. Raumer hat in seinen zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts geschriebenen „Briefen aus Paris“ (1831), I. 329, aus einer französischen Handschrift folgende furchtbare Züge aus dem Lasterleben dieses Königs lateinisch wiedergegeben. Aliquando invitavit omnia scorta Parisina maxime famosa, ut venirent in oppidum St. Cloud, easque carpentis eo deduci jussit; ubi quum advenissent, in nemore eas denudari jussit; similiter milites Helvetios prorsus denudari jussit (et) in venationem immisit, spectans voluptatem. — Frequentabat ille (rex) matronas (Nonnen?) de Bel-ncourt et corolla sua precatoria vulvas earum dem etiebatur; alteram altera majorem habere dicens. — Vim inferri jussit mulieribus honestis, quas in cubiculum suum adduci praetextibus quibusdam curaverat. — Ipse et omnes ipsius sodales insimulabant sodomiae. — Margaretha Valesia narrabat episcopo de Grasses, fratrem suum Henricum III. nunquam cum ipsa concubuisse, nisi per vim . . . . Alle diese Bezüchtigungen haben freilich einen stark lignistischen Beigeschmack, was Raumer anzumerken vergaß; allein die widernatürlichen Sünden des Königs waren allbekannt und die allgemeine Verachtung, in welche er fiel, bezeugt, daß er der Verdorbenste unter den Verdorbenen eines zuchtlosen Hofes gewesen.

diese Tänze ganz allein zu tanzen, während etliche übelberufene Hofherren und noch übler berufene Frauenzimmer die Zuschauer machten und mit dem Tanzenden allerlei grobe Späße trieben[52])? Unter dem melancholischen dreizehnten Ludwig nahm der Hof eine etwas trübseligere Miene an, doch hielt sich im Ganzen der unter Heinrich dem Vierten herrschend gewesene Ton. Daher konnte denn auch der gewaltige Beherrscher seines Königs und Landes, der Cardinal Richelieu, auf den barocken Einfall kommen, mittelst Ballettänzersprüngen um die Liebe der Königin, Anna d'Autriche, zu werben[53]). Mehr Erfolg hatte nach dieser Richtung hin sein Nachfolger, der glatte Mazarin, mit welchem auch das „italische Laster" in Frankreich wieder Mode wurde. Wie unbefangen selbst Damen ersten Ranges diese Abscheulichkeit nahmen, bezeugt uns der Umstand, daß die Wittwe Ludwig's des Dreizehnten, der man bekanntlich die zärtlichsten Beziehungen zu Mazarin schuldgab, eines Tages zur Frau von Hautefort sagte, es sei Nichts daran, weil, wie sie lachend beifügte, der Cardinal die Frauen nicht liebe; er sei ja ein Italiener[54]). Man kann gerade nicht sagen, daß die Regentschaft Anna's von Oestreich die französischen Hofsitten wesentlich zum Bessern gelenkt habe. Kaum daß der äußerliche Anstand etwas mehr gewahrt wurde. Zwar kam es nicht mehr vor, daß, wie unter Heinrich dem Vierten geschehen, ein junger Parlamentsrath eine nicht näher zu bezeichnende rohfaunische Manier, den Schönen seine Liebe zu erklären, erfand und übte[55]), aber wie mußte es trotzdem mit den Sitten einer Zeit bestellt sein, wo eine öffentliche Dirne, die vielberufene Ninon de l'Enclos, so sehr als Muster der feinsten

52) „Bouffonnoient avec lui", lautet der Ausdruck bei Tallemant de Réaux, welcher in seinen Historiettes (I, 147) von Sully's Tanzsucht redet.

53) Mémoires de Loménie de Brienne, I, 274.

54) Mém. de la Porte (Petitot'sche Samml. LIX, 400).

55) Journal de Henri IV., III, 283.

Lebensart galt, daß vornehme Mütter ihre jungen Töchter bei derselben einführten, um guten Ton zu lernen? Die Königin duldete es auch, daß ihre Ehrenfräulein den ausgelassensten Liebesintriguen sich überließen. Eine dieser „Filles d'honneur", Mademoiselle de Guerchi, wurde sogar zu wiederholten Malen schwanger, ohne deßhalb ihre Stelle zu verlieren [56]). Die französische Hofgeschichte von damals war in Wahrheit eine „Chronique des ruelles" [57]). Alle die großen Damen, welche, dem erotischen Ränkespiel das politische gesellend, zur Zeit der Fronde eine mehr oder weniger vortretende Rolle spielten, die Duchesse de Longueville, die Duchesse de Chatillon, Madame la Palatine, Madame de Guimenée, Madame und Mademoiselle de Chevreuse und Andere, huldigten in der Liebe mehr oder weniger freien, mehr oder weniger skandalösen Grundsätzen. Am gemeinsten trieb es die Duchesse de Montbazon [58]).

Ludwig der Vierzehnte, dem in Jünglingsjahren eine der Nichten Mazarin's, Maria Mancini, eine romantische Neigung eingeflößt hatte, umgab seine Liebschaften mit dem ganzen Pomp einer Etikette, welche auch in seinen Ausschweifungen den Erdengott erkennen lassen sollte. Unter seinen Maitressen hat wenigstens eine, die unglückliche La Vallière, welche den König wirklich liebte, Anspruch auf unser Mitgefühl [59]). Ich schreibe aber

56) Galant. des R. de Fr. III, 168, 186.

57) In den Bettgassen (ruelles) empfingen nämlich die Damen jener Zeit, im Bette liegend, ihre Besuche, welche in dem Zwischenraum von Wand und Bett Platz nahmen.

58) S. über diese Messaline das Urtheil des Cardinals de Retz, Mémoires, II, 30 seq. Frau von Motteville sagt in ihren Memoiren (I, 262) von ihr: Je n'ai jamais vû une personne, qui ait conservé dans le vice si peu de respect pour la vertu.

59) Madame de la Vallière étoit née tendre et vertueuse. Elle aima le roi et non la royauté. Souvenirs de Mad. de Caylus, II. édit. pag. 21.

keine Hofgeſchichte Frankreichs und ganz abgeſehen davon, daß die Schilderungen des franzöſiſchen Hof- und Geſellſchaftslebens unter Ludwig dem Vierzehnten in ſo allbekannten zeitgenöſſiſchen Büchern, wie die berühmten Memoiren Saint-Simon's und die Briefe der Sevigné ſind, jedem Gebildeten in der Erinnerung ſtehen, kam und kommt es mir im Vorſtehenden und Nachfolgenden nur darauf an, in flüchtigen Umriſſen die fremden Sitten zu zeichnen, welche leider vom 16. Jahrhundert an in Deutſchland der Nachahmung werth gehalten und wirklich nachgeahmt wurden. Es dürfte jedoch, um das Unglück dieſer Nachahmung in ſeinem ganzen Umfang erkennen zu laſſen, gerechtfertigt ſein, wenn ich eine deutſche Berichterſtatterin über die franzöſiſchen Sitten zur „Zeit Ludwig's des „Großen" und des Regenten redend hier einführe.

Jedermann erräth, daß ich die Herzogin von Orleans, die t. J. 1652 zu Heidelberg geborene pfälziſche Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte meine, eine der geiſtvollſten, charakterſtärkſten Frauen ihrer Zeit, welche, an Monſieur, d. h. den Bruder des vierzehnten Ludwig's 1671 widerwillig verheiratet und durch dieſen Mutter des Regenten (Duc d'Orleans), inmitten des ſinnverwirrenden Babel von Paris ihr deutſches Gemüth und ihren deutſchen Geiſt ſich bewahrte. („Ich habe noch allezeit ein teutſches Hertz undt gemüthe", ſchrieb ſie am 17. November 1708 aus Verſailles.) Was ſie am franzöſiſchen Hofe ſah, hörte und erlebte, hat ſie in deutſchgeſchriebenen Briefen an mehrere Verwandte und Bekannte, insbeſondere an ihre Halbſchweſter, die Raugräfin Luiſe, mit köſtlicher Naivetät erzählt. Die Franzoſen ſind freilich von dieſer Naivetät wenig erbaut und beſchuldigen die Prinzeſſin der Neigung zur Mediſance. Aber wenn es auch wahr iſt, daß ſie ihrer Zunge oder Feder keinerlei Zwang anthat und, ganz der franzöſiſchen Manier entgegen, häßliche und häßlichſte Dinge ohne Weiteres bei ihren Namen nannte, wenn es ferner wahr iſt, daß ſie, ihrem eigenen Ausdrucke zufolge, zuwei

len „gritlich (krittlich) war wie eine wantlauß“ und demnach nicht immer geneigt, die Sachen im roſenfarbenen Lichte zu ſehen, ſo kann dennoch weder die Schärfe ihrer Beobachtungsgabe, noch ihre Wahrheitsliebe einem ernſtlichen Zweifel unterliegen, wenn ſchon einzelne Irrthümer und Uebertreibungen in ihren Berichten mitunterlaufen. Hören wir daher die unſchätzbare Zeugin über die Sittenzuſtände eines Hofes ab, nach welchem die deutſchen Höfe ſo lange als nach ihrem Vorbilde hingeblickt haben. Wir verzichten aber darauf, in die bunte Moſaik der anzuführenden Briefſtellen Ordnung und Syſtem zu bringen. Es würde das eine eigene und weitausſehende Arbeit erfordern und vielleicht iſt dieſe Moſaik in ihrem planloſen Durcheinander nur um ſo anziehender. Die Briefe, welche wir ausziehen, ſind an die Raugräfin Luiſe und an die Prinzeſſin Karoline von Wales, geborene Prinzeſſin von Anſpach, gerichtet und ihr Inhalt und Ausdruck zeigt recht charakteriſtiſch und ergötzlich genug, worüber und wie zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts Prinzeſſinnen mit einander briefwechſelten . . . . . „Das dantzen iſt Nun gantz auß der moden, hir Zu frankreich ſo baldt assamblieen ſein, thut man nichts alß landtsknecht ſpiellen, diß ſpiel iſt abm meiſten Zu vogue, aber die jungen leutte wellen nicht mehr dantzen“[60]). — Diß landt iſt greulich verführiſch vor Junge leutte und ſie Erwerben mehr Ehre Im Krieg alß hir nichts Zu thun alß herumb Zu ſchlendern und Zu desbouchiren, wozu unter unß gerett mein ſehn Nur gar zu viel inclination hatt und meint, weillen Er Nur die weiber lieb hatt und nicht

60) Im 17. Jahrhundert grafirte die Spielwuth förmlich unter den franzöſiſchen Damen. Vgl. Renee, Les nièces de Mazarin, notes, B. Auch das „Mogeln“ verſtanden die Spielerinnen nicht minder als die Spieler. Frau von Staal erzählt in ihren Memoiren von einer Spielerin jener Zeit: „Die Herzogin de la Ferte ließ ihre Lieferanten, Schlachter, Bäcker u. ſ. w. zuſammenkommen und ſpielte mit ihnen Landsknecht. Sie ſagte mir ins Ohr: Ich betrüge ſie, weil ſie mich beſtehlen.“

von der anderen deslauchen iſt, ſo jetzt hir gemeiner iſt als Zu ittallien, ſo meint Er, man ſolle Ihn noch dazu leben. Waß noch mehr iſt, die weiboleutte ſein in einander Verliebt, welches mich noch mehr Eckelt alß alles. — Das Sauffen iſt gar gemein bey die weiber hir in frankreich und Mad. de Mazarin hatt eine Dochter hinterlaſſen, ſo es auch Meiſterlich kan, die marquise de Richelieu. Die Marquiſe iſt auff allerhandt weiß abſcheulich deslauchirt, legte ſich Eins mahls hir in Monsieur le dauphins bett, ohne daß Er ſie darumb gebeten, umb bey Ihm zu ſchlaffen. — Hir findet man gar wenig weiboleutte ſo nicht von natur coquet ſein undt iſt es recht rar, wenn man Eine findt ſo es nicht iſt [61]). — Im opera von Alceste ſingt man: L'hymen destruit la tendresse, il rend l'amour sans attraix — undt ein cavalier ſo vor Ein jahr geſtorben ſagte alß: quel amour quen puisse dais qu'en entre au lit d'himen lamour sort du coeur. — Seidt Ihr ſo Einfältig zu glauben daß Junge Mansleutte bey itzigen Zeitten ohne metressen leben? Das vermehrt Einen herrn gar nicht. — Es iſt eine abſcheuliche ſach mitt dem Tabaque. Es ärgert mich recht, wen Ich hir alle weibolent mitt den ſchmutzigen Naßen, als wen ſie ſie in Dreck mitt Verlaub gerieben hetten, daher kommen undt die finger in alle der Männer Tabactiere ſtecken tehe. — Die Aebtiſſin von Maubuisson. Louise Hollandine, fille de Frederic V. Electeur Palatin —

61) Bei Gelegenheit angeborener Koketterie, welchen die ehrliche Elisabeth Charlotte den Französinnen macht, kommt mir eine charakteristische Parallelstelle aus den Erinnerungen einer neueren Beobachterin zu Sinne. Hermina von Chezy („Unvergessenes", I, 216) erzählt nämlich: „Ich sah einmal (zur Zeit des Konsulats) zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen. Die eine faltete den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen und fragte dann das Schwesterchen: Anna, ist auch mein Bein zu sehen? Dies war sehr zierlich geformt, Anna bejahte und die Kleine war zufrieden. Eine andere Kleine, von deren schönen Augen man schon gesprochen, sagte: Du Tonne thust meinen schönen Augen weh."

(alſo eine geborene Deutſche, aber vollſtändig franzöſirt und durchaus würdig, eine Franzöſin zu ſein — hat ſo viel Baſtarte gehabt, daß ſie ſchwur: par ce ventre, qui a porté 14 enfants. Die impuissants machten ſie ohnmächtig und ſie konnte ſie von ferne riechen. Man erzählet von dieſer Dame, daß um ſich ein oeil tendre zu machen und um wohl auszuſehen, hatte ſie einen Kammerdiener, der mußte wenn ſie auf einen Ball ging in ihrem vollen Putze und aufrecht mit ihr zuhalten. — Die Maréchalle de la Ferté wollte einem von ihren Amants erweiſen, wie lieb ſie ihn hätte. Ich weiß nicht, welcher es war, denn ſie hat ihrer ſo viele gehabt als Tage im Jahre ſind; wo mir aber recht iſt, ſo war es der kleine Comte de Marsan. Der hatte ihr einmal vorgeworfen, daß ſie ihn nicht recht lieb hätte. Sie ſagte: je vous donnerai des preuves convaincantes. Quand je vous sais seulement en même lieu où je suis, je me sens dans une agitation comme si j'avois la fièvre. Wie er aber dies nicht glauben wollte, gab ſie ihm eine Nacht ein rendezvous; wie er bei ihr im Bette war, ziehet ſie ihm die Decke übern Kopf und ſagt: Ne parlés pas, ou vous êtes perdu! ruft ihre Leute und läßt ihren Doctor holen. Wie er ihr den Puls fühlt, fragt ſie: He bien, que trouvés vous? Der Doctor antwortet: Madame, vous avés une grande agitation et une fièvre très violente. Vous devriés vous faire saigner. Sie ſagte: Une autre fois, je n'en ai pas tems présentement. Wie Doctor und Kammermagd wieder weg waren, ſagte die Maréchalle: He bien, êtes-vous content? Je vous ai tenu parole. Er ſagte: Oui, mais vous m'avez fait grande peur. Madame Chriſtine[62]) war eine galante Dame, wiewohl ſehr ano-

62) Es iſt die weiter oben erwähnte Madame la Palatine gemeint, von deren ärztlichen Abenteuern die Memoiren von Mar. de Montespan (I. 220) Curioſes erzählen.

63) Die geweſene Königin von Schweden, Tochter Guſtav Adolf's. Der „Kail" (d. i. der Liebhaber, denn in einigen Gegenden Süddeutſchlands, na-

gewachsen. Die große Mademoiselle hat mir erzählet, daß weil sie (Mad. Christine) gar weiß war, sie sich splitternackent auf ein schwarzsammet Bette gelegt und sich so an ihre Amants präsentiret. Man siehet zu Fontainebleau auf dem großen Saale noch das Blut von einem Kerl, den sie hat massacriren lassen. Sie wollte nicht, daß Alles, was der Mensch von ihr wußte, herauskommen sollte, und meinte, wenn sie ihm nicht das Leben nähme, würde er es ausschwatzen. Sie war sehr vindicative, in allen Stücken debauchirt, auch mit Weibern. Das hat sie den Franzosen zu danken, insonderheit dem alten Bourdelot, der hat sie in allen Lastern gestärkt. Sie konnte von Sachen reden, die die größten Debauchés nur erdenken können. Sie hat die Madame de Bregié zur Unzucht mit ihr forciret, daß sie sich schier nicht ihrer hat erwehren können. — Als eins von der Königin Kindern starb, fragte der König seinen damaligen Doctor: d'ou vient, Mr. Guineau, que mes bâtars sont sains et ne meurent pas, pendant que les enfans de la reine sont tous si delicats et meurent? Sire, sagte Guineau, c'est qu'on n'a porté chez la reine que les restes du verre. — Die Königin war froh, wenn der König bei ihr schlief, denn auf gut spanisch haßte sie dieses Handwerk nicht; sie war so lustig, wenn es geschehen war, daß man es ihr grade ansahe; hatte auch gerne, daß man sie damit veritte; lachte, blinzelte und rieb ihre kleinen Händchen zusammen. — Madame de Montespan und ihre älteste Tochter haben brav schöppeln können ohne einen Augenblick voll zu werden. Ich habe sie, ohne was sie sonst getrunken, 6 Nasaden vom stärksten Turiner Mosolt trinken sehen; ich meinte, sie

mentlich in Mittelschwaben, heißt in der Bauernsprache ein Liebhaber noch heutzutage ein Kerl, von welcher auf Christine's Beicht im Schlosse von Fontainebleau geschehener Erwerkung die Herzogin von Orleans spricht, war der Italiener Monaldeschi. Sittengeschichtlich sehr instructiv ist die i. J. 1697 zu Amsterdam gedruckte Histoire des intrigues galantes de la reine Christine de Suède et de sa cour pendant son séjour à Rome.

würde unter die Tafel fallen, aber es war ihr wie ein Trunk Waſſer. — Mein Sohn (der Regent) iſt incapable, recht verliebt zu ſein. Er ißt und trinkt gern mit ſeinen Maitreſſen, ſingt und macht ſich luſtig mit ihnen und ſchläft gern bei ihnen; aber eine lieber zu haben als die andere das iſt ſeine Sache ganz und gar nicht. Mein Sohn iſt nicht delicat; wenn die Damen nur von guten humor ſeyn, brav freſſen, ſaufen und frech ſeyn, weiter bedürfen ſie keiner Schönheit"[64]) .... In ſeinen alten Tagen wandte ſich Ludwig der Vierzehnte unter dem Einfluß ſeiner letzten Maitreſſe, der Maintenon, der Bigoterie zu, welche ja zu allen Zeiten die normale Conſequenz der Ausſchweifung geweſen iſt. Die frömmelnde, den alten König mit eiſerner Deſpotie[65]) beherrſchende Wittwe Scarron's war unſerer Herzogin von Orleans wie Gift und Galle zuwider. Sie nannte die ſchlaue Concubine, welche ſich zuletzt zur förmlichen Gemahlin des Königs hinaufdiplomatiſirte, nur die „alte Zott" und beim Tod der Verhaßten ſchrieb ſie in ihrer derben Art triumphirend: „Die alte Schrump iſt verreckt den 15. April (1719) zu St. Cyr." Nach dem Tod des Königs hob die wilde Orgie der Regentſchaft an und auf dieſe folgte die gemeine Lüderlichkeit, wie ſie während der langen Regierung Ludwigs des Funfzehnten am franzöſiſchen Hofe gäng und gäbe war und von da aus allmälig alle Schichten der franzöſiſchen Geſellſchaft verpeſtete.

Die Frauen Italiens waren im 16. und 17. Jahrhundert

64) Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luiſe. Herausg. v. W. Menzel (Bibl. d. literar. Vereins in Stuttgart, VI.), S. 5, 8, 25, 39, 44, 63, 81, 89, 133, 169. Anekdoten vom franzöſ. Hofe, aus d. Briefen der Mad. d'Orleans (Stuttg. 1789), S. 7, 26, 51, 64, 67, 101, 117, 134, 144, 196, 197.

65) Um von der bis zur Lächerlichkeit gehenden Unterwürfigkeit, welche Ludwig der Maintenon bezeigte, ein Beiſpiel namhaft zu machen, erinnere ich an die Stelle in den Memoiren St. Simon's, wo dieſer die Geſchichte des Lazaro von Gompiegne i. J. 1699 erzählt.

weit entfernt, einer ſozialen Freiheit zu genießen, wie die franzöſiſchen ſie genoſſen und ſo vielfach mißbrauchten. Leider ſind aber die Nachrichten über Stellung und Verhalten der Italienerinnen zur angegebenen Zeit ſo dürftig, daß wir nur Weniges darüber beizubringen wiſſen, um ſo Weniger es, da hier nicht der Ort iſt, die Stellung vorragender Frauen in der politiſchen und literariſchen Geſchichte Italiens, insbeſondere der Frauen der Häuſer Medici und Este, zu würdigen. Ein berühmter franzöſiſcher Autor, Montaigne, welcher Italien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereiſte, fand die ſtrenge Verwahrung auffallend, in welcher die Frauen und Töchter der Vornehmen gehalten wurden. Man habe es als etwas Ungewöhnliches angeſehen, wenn die jungen Damen ſich einmal öffentlich zeigen durften. Die Italiener hatten freilich Grund genug, der Tugend des ſchönen Geſchlechtes nicht allzuſehr zu trauen. Die italiſche Novelliſtik von den Tagen Boccaccio's herab entwirft, wenn auch mit lachenden Farben, ein nicht ſehr ſchmeichelhaftes Gemälde der weiblichen Sitten des Landes, zu deren Verderbniß die zahlloſen Geiſtlichen das Ihrige eifrigſt beigetragen haben. Und dann die frivole, in Lascivität ſchwelgende Behandlung der Liebe und der Frauen in den Komödien Machiavelli's und in den Heldengedichten der Pulci, Bojarde und Arioſto, von den eigentlich priapiſchen Poeten, wie Peter der Aretiner einer war, gar nicht zu reden! Wo eine ſolche Poeſie entſtehen und der Stolz der Nation werden konnte, mußten die Frauen gerade ſo verdorben ſein wie die Männer oder im beſten Fall durchſchnittlich viel zu ungebildet und indolent, um edlere Sitten zu pflanzen und den Glauben an weibliche Tugend zu verbreiten. Es fehlte freilich nicht an erhabenen Ausnahmen von dieſer Regel. Eine Leonora d'Eſte, eine Vittoria Colonna glänzen für alle Zeiten in der Ruhmeshalle unſterblicher Frauen und um das ſchöne Haupt einer Beatrice Cenci, welches einem unerhört tragiſchen Geſchick zum Opfer gefallen, leuchtet die Gloriole eines beiſpiel

loſen Martyriums [66]). Aber auf der andern Seite beweiſen eine Lucretia Borgia und eine Katharina von Medici ſattſam, welche dämoniſche Verworfenheit in der Bruſt italiſcher Frauen von damals Platz fand. . . . . Montaigne erzählt uns, daß zu ſeiner Zeit in Italien bei feſtlichen Mahlzeiten die Frauen von ihren hinter den Stühlen ſtehenden Männern bedient wurden, woraus zu ſchließen wäre, daß damals die Einrichtung des Cicisbeats noch nicht beſtanden habe. Im folgenden Jahrhundert ging dieſe für echte Weiblichkeit und das Familienleben ſo ruinirende Sitte bereits ſehr im Schwange. Eines merkwürdigen, auch in Spanien vorkommenden Brauches gedenkt Brantome. Zu ſeiner Zeit war es nämlich da und dort in Italien, namentlich zu Viterbo, Sitte, nach der Hochzeitsnacht die Beweiſe der Jungferſchaft der Braut öffentlich zur Schau zu ſtellen [67]). Man könnte das für ein naives Zeugniß der Achtung vor jungfräulicher Tugend halten, läge nur nicht eine ſo empörende Schamloſigkeit in dieſer Oſtentation und fügte Brantome nicht hinzu,

66) Ein engliſcher und ein italiſcher Dichter, Shelley und Guerrazzi, haben den Manen des unglücklichen Mädchens würdige Todtenopfer dargebracht. Leonora d'Este wurde, wie Jedermann weiß, von Taſſo und Göthe gefeiert. Vittoria Colonna, Gemahlin des kriegsberühmten Marcheſe von Pescara und als Dichterin eine ſehr ehrenvolle Stellung in der Literatur ihres Landes einnehmend, wurde von ihrem Zeitgenoſſen Ariosto (Orlando fur. XXXVII, 16 fg.) ſchön gepriesen, beſonders in der Stanze: —

Nur Eine wähl' ich, doch ich wähle Viele,
Die ſelbſt verſtummen heißt des Neides Leben,
Und Keine zürnt mir, wenn ich ſie erwähle,
Um, von den Andern ſchweigend, ſie zu heben.
Sie hat nicht nur durch ihres Tones Fülle
Sich ſelber zur Unſterblichkeit erhoben,
Sie ruft auch Jeden lebend aus dem Grabe,
Von dem ſie ſpricht, durch ihre heilge Gabe.

67) Brantome, l. c. III, 102 seq.

daß dabei gar manche Fälſchung vorgekommen ſei. Montaigne verhehlte nicht ſeine Verwunderung, in ganz Italien ſo wenige wirklich ſchöne Frauen und Mädchen angetroffen zu haben, wogegen er den Italienerinnen Geſchmack in der Toilette nachrühmte; nur ſchmeichelten, meinte er, die italiſchen Damen zu ſehr dem Vorurtheil ihrer Anbeter, daß eine übermäßig große Buſenfülle ſchön ſei und demnach möglichſt ſichtbar gemacht werden müſſe. Die ſchönſten Weiber fand der feine franzöſiſche Beobachter unter den Courtiſanen und er notirte es als eine „chose admirable", daß es in Venedig allein anderthalbhundert ſolcher Buhlerinnen erſten Ranges gab, welche, von dem Adel der Republik ganz öffentlich beſucht und unterhalten, in Kleiderpracht, häuslicher Einrichtung und koſtſpieliger Lebensweiſe mit Prinzeſſinnen wetteiferten [68]). Italien war überhaupt die Heimat der raffinirten Buhlerkünſte und wiederum war in Italien Venedig die Hochſchule der Buhlerei. Die Königin der Adria behauptete ihren Rang als „Lieblingsſtadt der Wollüſte" bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo ſie ihr Szepter an Paris abtreten mußte.

Die Spanierinnen des 16. und 17. Jahrhunderts hatten andere Begriffe von Schönheit als ihre italiſchen Schweſtern [69]). Während dieſe nach „blühendem Fett" ſtrebten, thaten jene alles Mögliche, um ſich mager zu erhalten. Insbeſondere wurde die Entwicklung des Buſens mit aller Gewalt hintertrieben, indem man die ſchwellende Bruſt reifender Mädchen vermittelſt Platten von Blei platt drückte, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß bei vielen ſpaniſchen Damen ſtatt der Buſenhügel Vertiefungen und

68) Montaigne, Voyage, 92. 109. 111. 125. 141. 142. 160.

69) Hauptquellen für das Folgende ſind die Relation du voyage d'Espagne de la comtesse d'Aulnoy (La Haye 1703) und die von Kaumer a. a. O. geſammelten Geſandtenberichte aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Höhlen ſichtbar waren[79]). Denn ſie ſorgten recht gefliſſentlich dafür, daß dieſe Reize, nämlich eine hagere knochige Bruſt und ein ebenſo hagerer und knochiger Rücken weit hinab dem Anblick bloßgeſtellt würden. Sonſt rühmt unſere Berichterſtatterin, die Gräfin d'Aulnoy, das reiche, glänzend ſchwarze Haar der Spanierinnen, ihre regelmäßigen, wohlgebildeten Züge, ihre großen, Feuer werfenden Augen, ihre zierlichen Hände und außerordentlich kleinen Füße. Die letzteren ängſtlich vor den Blicken der Männer zu verbergen, war eine Hauptvorſchrift ſpaniſcher Sittſamkeit und es galt für die zweitgrößte Gunſt, welche eine Dame überhaupt ihrem Liebhaber erweiſen konnte, wenn ſie ihn ihre Beine und Füße ſehen ließ. Bekannt iſt die ſpaßhafte Anekdote, daß, als die öſtreichiſche Prinzeſſin Maria Anna als Braut Philipp's IV. nach Spanien kam und man ihr beim Durchzug durch eine Stadt, welche eine berühmte Strumpfweberei beſaß, eine Partie der ſchönſten ſeidenen Damenſtrümpfe als Ehrengeſchenk überreichte, der Majordomo daſſelbe entrüſtet zurückgab mit den Worten: Die Königinnen von Spanien haben keine Beine! Der gute Mann wollte damit ſagen, es ſei ein Frevel, an die Beine und Füße von Königinnen auch nur zu denken. Die Prinzeſſin

79) Merkwürdiger Weiſe kommt dieſer naturwidrig buſenſcheinliche Brauch, welcher im 17. Jahrhundert in Spanien herrſchte, noch heutzutage unter einem deutſchen Volksſtamm vor, nämlich im Vorarlberger Wald, von deſſen Bewohnerinnen B. Tyrermann („Aus dem Vorarlberger Wald", 1850, S. 9) ſagt: „Den runklichen, die Fülle der Geſundheit verkündenden Wuchs bedeckt die kegelförmige Mieder: aus den großen Augen ſpricht viel Lebensluſt und Schalkheit; alle Formen ſind rund, die Geſtalten kräftig gedrungen, die Hüften breit, die Beine ebenmäßig gebaut. Nur Eines mangelt ihnen völlig: die Bruſt. Allerdings gewahrt man denſelben Mangel auch ſonſt bei Bergbewohnerinnen, aber es iſt dennoch auffallend, daß derſelbe hier ſogar bei ſolchen angetroffen wird, die ſonſt üppig gebaut ſind. Dies mag daher kommen, daß Mütter ſolchen Töchtern, die etwa vor anderen Mädchen ſich durch das, was dieſen fehlt, auszeichnen könnten, tellerartige Hölzer anſchnallen (?) und ſo mit Gewalt eine der ſchönſten Zierden des Weibes in ihrer Entwicklung hemmen."

aber fing bitterlich zu weinen an, wähnend, man wolle ihr die Beine abſchneiden. In Wahrheit, nicht nur die Beine, ſondern Leiber und Seelen der ſpaniſchen Königinnen waren in die „ſpaniſchen Stiefeln“ einer aberwitzigen und unerbittlichen Etikette eingeſchnürt und gedrückter als die königlichen Bewohnerinnen des Escurial haben vielleicht niemals Frauen geathmet. Ihr Leben verfloß in einer prunkvollen, das Gemüth bis zum Blödſinn abſtumpfenden Langweile. Sie waren nur gekrönte Sklavinnen. Als ein Beiſpiel dieſer gänzlichen Unfreiheit ſei angeführt, daß Philipp's II. Gemahlin Eliſabeth, als ſie i. J. 1565 zu einer Zuſammenkunft mit ihrer Mutter nach Bayonne reiſ'te, drei Tage lang vor den Thoren von Burgos liegen bleiben mußte, bis man die Willensmeinung des Königs eingeholt hatte, ob die Königin durch die Stadt oder aber um dieſelbe herum ziehen ſollte. Aber die Königinnen von Spanien waren mitunter noch viel grauſameren Prüfungen ausgeſetzt. So die erſte Gemahlin Karl's II., eine franzöſiſche Prinzeſſin. Der impotente König hielt ſich für behext und wurde in dieſem Glauben durch ſeinen Beichtvater beſtärkt, einen Dominikaner, welcher eine Viſion hatte, das königliche Ehepaar ſei in Folge einer Behexung verhindert, Kinder zu bekommen. Es wurde beſchloſſen, vermittelſt einer märchenhaft ſchamloſen Beſchwörungsceremonie den Zauber zu bannen. Der König und die Königin ſollten ſich nackt ausziehen und der Mönch in pontificalibus die Beſprechung vornehmen, worauf in Gegenwart des Beſchwörers der Verſuch gemacht werden ſollte, ob der Bann wirklich gebrochen ſei. Der König ſetzte der Königin heftig zu, in die Sache zu willigen; ſie jedoch ließ ſich nicht überreden, zu dieſer Schändlichkeit ſich herzugeben [71]).

Die Feſſeln einer geiſttödtenden Etikette umſchnürten, wie

71) Depeſche des franzöſiſchen Geſandten zu Madrid, Grafen Rebenac, an Ludwig XIV., dat. v. 21. Dezember 1688, vollſt. gedr. bei Renée, Les nièces de Mazarin, not. I.

die ſpaniſchen Königinnen und Prinzeſſinnen, alle Frauen der höheren Stände des Landes. Ueberall Unfreiheit und Zwang. Daher auch die unglaublich geringe Geiſtesbildung der ſpaniſchen Damen, welche nicht, wie viele ihrer franzöſiſchen Zeitgenoſſinnen, an der Kulturbewegung des 17. Jahrhunderts theilnehmen durften oder konnten. Es gab in Madrid nicht wie in Paris ein Hotel Rambouillet, wo die vorragendſten Männer der ernſten und ſchönen Wiſſenſchaften in lebendigem Ideenaustauſch mit den Tonangeberinnen der Geſellſchaft verkehrten. Auch Spanien zwar beſaß damals eine Literatur, deren Glanz zu bezeichnen man nur die Namen Cervantes, Lope und Calderon zu nennen braucht. Allein die ganze ſpaniſche Literatur war nicht auf das Prinzip der Bewegung und Entwicklung, ſondern auf das des Stillſtandes baſirt und darum hat auch ſie an jener Verknöcherung mitgearbeitet, welcher ſich die ſpaniſche Nation erſt zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder zu entſchlagen begann. Aus den Tagen ſeiner weltgebietenden Stellung hatte Spanien unter dem Einfluß eines verdummenden Despotismus nur jenen lächerlichen Hidalgo-Dünkel herübergebracht, welcher auf Intelligenz und Betriebſamkeit mit einem ſo blödſinnigen Hochmuth herabſah, daß noch i. J. 1781 die Madrider Akademie mittelſt einer Preisaufgabe zu beweiſen verſuchen mußte, „die Betreibung nützlicher Gewerbe enthielte nichts Ehrenrühriges.“ Es iſt demnach nicht verwunderlich, daß zur Zeit, von welcher wir handeln, die ſpaniſchen Frauen, mit wenigen Ausnahmen, in tiefer Unwiſſenheit ihr Daſein hinſchleppten. Maßgebend für daſſelbe waren die orientaliſch-deſpotiſchen Regeln, welche die Spanier den Mauren abgelernt hatten. Damen von Stand lebten in einer Abgeſchloſſenheit, welche einer klöſterlichen Klauſur nahekam oder dieſe ſogar noch hinter ſich ließ. Denn die Nonnen durften wenigſtens am Sprachgitter männliche Beſuche empfangen, während Ehefrauen ſtrengſtens unterſagt war, den Beſuch eines Mannes anzunehmen, wenn nicht mit ausdrück-

licher Bewilligung des Gatten. Es war ihnen auch nur während des ersten Jahres ihrer Ehe verstattet, in Gesellschaft ihrer Männer in offenen Wagen öffentliche Spaziergänge zu besuchen; später durften sie nur noch in festverschlossenen Kutschen ausfahren. Von traulichem Familienleben keine Spur. Zur Zeit, als die Gräfin d'Aulnoy in Spanien sich aufhielt, gehörte es daselbst zum guten Ton, daß jeder rechte Caballero neben seiner Gemahlin eine Concubine und außerdem noch eine Geliebte hatte, welcher letzteren er nach den Regeln der feinen Lebensart den Hof machte. Selbst bei Tische vereinigten sich die Eheleute nicht: der Hausherr speis'te allein, während Frau und Kinder mit nach morgenländischer Art gekreuzten Beinen respectvoll auf Teppichen am Boden saßen.

Die armen Frauen, von jeder edleren Geselligkeit ausgeschlossen, waren auf Handarbeiten, auf das Geplauder mit ihren Duennen, auf mechanisches Beten, auf das Spiel mit ihren Rosenkränzen und auf — Intriguenspiel angewiesen. Denn je größer der Zwang, unter welchem die Frauen leben, desto mehr schärft sich ihre List, desto glühender wird in ihnen der Drang, sich an ihren Zwingherrn zu rächen. Die Spanier mußten das auch erfahren. Die unerbittlichste Rachsucht und alle bis zu tifteluder Narrheit zugespitzte Pflege der „spanischen Ehre" konnten die spanischen Damen nicht verhindern, zu lieben und sich lieben zu lassen. Ganz charakteristisch für das spanische Wesen wurde den Spanierinnen häufig die Religion zur Gelegenheitsmacherin, indem die zahllosen kirchlichen Uebungen zur Anspinnung und Durchführung von Liebesränken vortreffliche Gelegenheit gaben. Die spanischen Cavaliere hatten auch eine ganz eigenthümliche Manier, christliche Ascetik und romantische Galanterie mit einander zu verbinden, indem sie sich zu Ehren ihrer Geliebten geißelten. Bei öffentlichen Buß- und Bittgängen blieben die Liebhaber unter den Fensterbalkonen ihrer Angebeteten stehen und geißelten sich die

bloßen Rücken blutig. Es galt für das höchste Merkmal echter Galanterie, wenn das bei solchen Anlässen fließende Blut auf die Kleider der Schönen spritzte, welcher diese närrische Huldigung gewidmet war. Die Belohnung dafür blieb auch nicht aus. Denn aller Wachsamkeit von Vätern, Brüdern, Eheherren und Duennen zum Trotz wußten die spanischen Damen ihre Anbeter glücklich zu machen. Zwei Umstände kamen ihnen dabei zur Hülfe: die Uebung in einer außerordentlich entwickelten Gebärden- und Zeichensprache und die beständige Verschwörung, in welcher so zu sagen die ganze Frauenwelt gegenüber der Männerwelt sich befand. Weil aber die galanten Damen Spaniens die Gelegenheit im Fluge erhaschen mußten, standen sie nicht an, ihren Anbetern den Weg zur höchsten Gunstbezeigung möglichst abzukürzen, und nahmen denselben eine stürmische Zärtlichkeit keineswegs übel [72]). Betrachtet man die in den spanischen Komödien und Novellen vorgeführten zahllosen Beispiele von der Kühnheit und Schlauheit, womit die Frauen des Landes zu Werke gingen, um ihrem heißen Temperament genugzuthun, so erscheint die spanische Frauentugend in einem nicht sehr günstigen Lichte. Indessen muß gesagt werden, daß auch die Beispiele von edler und edelster Weiblichkeit in der spanischen Literatur des 17. Jahrhunderts sehr zahlreich sind. Ich erinnere nur an das berühmte Schau-

72) Brantome (III, 4) erzählt folgende hieher gehörende Geschichte. Une dame Espagnolle, conduite une fois par un galant cavalier, dans le logis du roy, venant à passer par un certain recoin caché et sombre, le cavalier, se mettant sur son respect et discrétion Espagnolle, luy dit: Señora, buen lugnar, si no fuera vuessa merced (Madame, voicy un beau lieu, si c'estoit une autre que vous). La dame luy répondit: Si, buen lugnar, si no fuera merced (Ouy vrayment, si c'estoit aussi un autre que vous). Par-là l'argnant et incoulpant de couardise, pour n'avoir pris d'elle en si bon lieu ce qu'il vouloit et elle desiroit; ce qu'eust fait un autre plus hardy: et pour ce occasion plus ne l'ayma et le quitta.

ſpiel „Garcia del Caſtañar“ von Francisco de Rojas, wo die Conflicte der beleidigten Gattenehre und des ſpaniſchen Renaiſſance ſo herrlich zur Anſchauung gebracht ſind und in der Perſon der Blanca ein hochſittlicher Frauencharakter vorgeführt wird, ſowie an das beſte Luſtſpiel der ſpaniſchen und vielleicht der europäiſchen Literatur, an Moreto's „El deſden con el deſden“, wo mit feinſter pſychologiſcher Meiſterſchaft in der Figur der Donna Diana ein Typus graziöſer Jungfräulichkeit gezeichnet iſt.

Drittes Kapitel.

Monsieur und Madame „Alamode“ in Deutschland.

Charakter des 17. Jahrhunderts. — Die Ausländerei und die patriotische Opposition. — Der dreißigjährige Krieg. — Sieg des alamodischen Wesens. — Ungeschmack und Sittenlosigkeit der „galanten“ Literatur. — Frauentracht und Damenputz. — Die vornehme Geselligkeit. — Ringelrennen, Wirthschaften und Schäfereien. — „Alla francese.“ — Zwei Sittengeschichten. — Die bürgerlichen und die akademischen Kreise. — Die Schönen des Lagers. — Fromme, gelehrte und dichtende Frauen. — Ehebündnisse zwischen Fürsten und Bürgerlichen.

Das siebzehnte Jahrhundert ist für Europa eine Unglückszeit gewesen. Der Romanismus machte da seinen großen Feldzug gegen den germanischen Geist und, wenn auch noch so oft geschlagen, wurde er dennoch nicht besiegt. Nur in England erlitt er eine entschiedene und dauernde Niederlage: hier triumphirte zuletzt das protestantische Prinzip religiöser und politischer Freiheit — freilich bloß im aristokratischen Sinne — über die romanisch stuart'sche Reaction. In Deutschland dagegen war die Hoffnung, daß die Reformation eine staatliche Wiedergeburt der Nation bewirken würde, von der Stunde an dahin, wo die protestantische Bewegung aus einer Volkssache zu einem Motiv dynastischer Politik geworden. Das Compromiß Luther's mit den Fürsten trug bittere Früchte und die nach der blutigen Ueber-

wältigung des bäuerlichen Revolutionsversuches eingetretene Erschlaffung der Nation setzte dem Strom der Ausländerei, welcher durch den kaiserlichen Hof und die übrigen katholisch gebliebenen Höfe von Italien und Spanien her, durch die protestantisch-calvinischen Höfe von Frankreich her in unser Vaterland geleitet wurde, keinen ausreichenden Widerstand entgegen. An sich selbst verzweifelnd schwankte die deutsche Gesellschaft zwischen Hispanisirung und Französirung, bis mit dem Niedergang der spanischen Macht und mit dem durch Heinrich's des Vierten und Richelieu's staatsmännische Thätigkeit begründeten Uebergewicht Frankreichs das französische Wesen den Sieg davontrug und allmälig die protestantischen und katholischen Höfe Deutschlands gleichermaßen dem Bann seiner Moden unterwarf.

In den ersten Dezennien des Jahrhunderts regte sich allerdings noch eine patriotische Opposition gegen das Fremdwesen und ist dieselbe auch später noch von einzelnen hellsichtigen Vaterlandsfreunden fortgeführt worden. Im Jahre 1617 wurde zu Weimar, also an der Stätte, von welcher im folgenden Jahrhundert die glänzendsten Siege des wiedererwachten deutschen Geistes ausgehen sollten, durch Kaspar von Teutleben — nomen et omen! — und den Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen die „Fruchtbringende Gesellschaft" oder der „Palmorden" gestiftet, zwar in Nachahmung der italischen Akademieen, aber zu dem löblichen Zwecke, die „hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande zu erhalten." Nach dem Muster dieser deutsch gesinnten Sprachgesellschaft entstanden später mehrere ähnliche und ihre Bestrebungen, vaterländische Art und Kunst gegenüber dem Fremdwesen aufrecht zu erhalten und zu pflegen, schien um so größeren Erfolg zu versprechen, als ein Gelehrter wie Martin Opitz und ein Poet wie Paul Flemming gleichzeitig zu schreiben und zu dichten begannen. Allein alle diese wohlgemeinten Absichten scheiterten entweder völlig oder brachten wenigstens nur Unzulängliches zuwege. Die Ursachen sind bekannt: der Faden

nationaler Tradition war zerriſſen, die Bildung vom Volksgeiſt losgelöſt: auf der einen Seite hemmte der Jeſuitismus, auf der andern die verknöcherte lutheriſche Orthodoxie jeden originalen Aufſchwung. Man hatte ſich in die Nachahmung, in das Anſtaunen von Fremdem ſchon ſo verrannt, daß man ſich gar nicht zu der Kühnheit des Gedankens erhob, Eigenes ſchaffen zu wollen und Beſſeres als aus dem Ausland kam. Nur die Vorbilder wechſelten zeitweilig, doch ſchlug das Franzoſenthum immer wieder vor. Frankreich gab wie in Sachen der „guten“ Lebensart ſo auch in Sachen des „guten“ Geſchmacks den Ton an und Opitz glaubte nach ſeiner eigenen und ſeiner Zeitgenoſſen Meinung etwas Rechtes gethan zu haben, als er durch ſein 1624 gedrucktes „Buch von der deutſchen Poeterey“ die Geſetzgebung der dürren Verſtandesdichtung, wie ſie die Ronſard'ſche Schule in Frankreich begründet hatte, in Deutſchland einführte. Aber dieſe Unterordnung unter ausländiſchen Geiſt genügte nicht einmal ſolchen Kreiſen, welche ſchon ganz im Fremdweſen ertrunken waren. Dieſe Kreiſe wollten unſer Land ſchlechtweg franzöſiſch machen, in Sprache und Bildung, Sitte und Lebensweiſe. In ſolchem undeutſchen Gebaren haben ſich auch Frauen hervorgethan, wie z. B. eine Schwägerin des genannten Fürſten Ludwig von Anhalt, Anna, Gemahlin Chriſtian's I. von Anhalt-Bernburg, welche ſich, im Gegenſatz zu ihrem vaterländiſch denkenden Schwager, beeilte, der Fruchtbringenden Geſellſchaft eine auf franzöſiſchem Fuß eingerichtete „Academie des Loyales“ entgegenzuſtellen[73]).

Die ungeheure Trübſal des dreißigjährigen Krieges konnte die Herrſchaft der Ausländerei in Deutſchland nur erweitern und befeſtigen. Dreißig Jahre lang war unſer unglückliches Land der Tummelplatz fremder Heere, welche ganze Gegenden zu Einöden machten, mit Mord, Brand und Schändung wütheten, die

73) Näheres hierüber ſ. bei Bartholt, Geſch. d. Fruchtbr. Geſellſch. S. 111 fg.

Bevölkerung um zwei Drittheile verminderten, alles Recht, alle Sitte zu Boden traten, unserem Volk alle Thorheiten und Laster der Welt einimpften, ja das verhungernde zum Kannibalismus zwangen[74]). Als die wüste Kriegsflut sich endlich verlief, ließ sie ein furchtbares Sittenverderben hinter sich zurück. Wo eine so lange Zeit hindurch die rohe Säbelherrschaft gewaltet hatte, jedes Gebot der Menschlichkeit verhöhnt und die zügellose Genußgier mit der raffinirtesten Grausamkeit gepaart worden war, wo die Felder brach gelegen, die Dörfer nur noch von Wölfen bewohnt gewesen, die Werkstätten leer gestanden, da mußte es fast mit einem Wunder zugehen, wenn sich nicht alle sozialen Bande lösten und die gesellschaftliche Ordnung in einer rasenden Anarchie unterging. Die Zähigkeit und Beharrlichkeit der deutschen Art verhütete zwar dieses Schlimmste; aber aus der materiellen Armuth, der geistigen Verkümmerung und der moralischen Verwilderung, welche der dreißigjährige, im Namen der christlichen Religion geführte Krieg zur Folge hatte, konnte sich unser Volk nur sehr langsam wieder emporarbeiten.

74) Das ist wörtlich zu nehmen. Der Zeitgenosse Aberemüller erzählt in seinen bekannten Ferdinandeischen Annalen, während der Jahre 1636 und 1637 sei die Hungersnoth in vielen Provinzen Deutschlands, besonders in Sachsen, Hessen und im Elsaß, so entsetzlich gewesen, daß die Leute, um ihren Hunger zu stillen, Leichen von den Galgen herabholten und die Gräber nach Menschenfleisch durchwühlten. Mütter verzehrten ihre todten Schwestern, Töchter ihre verstorbenen Mütter, ja Eltern mordeten ihre Kinder, um sie zu essen. Es bildeten sich förmliche Banden, welche auf Menschen wie auf wilde Thiere Jagd machten, und als man einmal in der Gegend von Worms eine solche Jagdgesellschaft, die um siedende Kessel herumsaß, auseinandersprengte, fand man in den zurückgelassenen Kochgeschirren menschliche Arme, Hände und Beine .... Namenlos waren in diesem barbarischen Kriege die Leiden des weiblichen Geschlechts. Es war unter der Soldateska von damals ganz und gabe, nach Einnahme von Städten und Ortschaften unreife Mädchen zu Tode zu schänden, Jungfrauen und Frauen auf dem Rücken ihrer gebundenen und verstümmelten Väter und Gatten zu nothzüchtigen, Schwangeren die Brüste abzureißen, Gebärenden den Leib aufzuschlitzen.

Für ein volles Jahrhundert war der deutsche Nationalgeist gebrochen. Mit breiter Unverschämtheit nahmen Monsieur und Madame Alamode in der deutschen Gesellschaft Platz, um sie unbeschränkt zu beherrschen. Denn „à la mode"! war so recht die Losung einer Zeit, welche in Denkweise, Sprache, Tracht, Sitte, Wissenschaft und Kunst alles Heimischen möglichst sich zu entäußern strebte. Und was war à la mode? Natürlich Alles, was aus Paris kam, dem modernen Babylon, wohin die vornehme deutsche Jugend strömte, um die Frivolität französischer Bildung und die Pest französischer Laster mitheimzuführen[75]). Vergebens eiferte eine Phalanx wohldenkender Autoren, unter welchen Männer wie Hans Michel Moscherosch (Philander von Sittenwalt) und Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Verfasser des vortrefflichen Sittenromans Simplicissimus, voranstanden, mit aller Kraft eines schlagfertigen Spottes und des patriotischen Zornes gegen den Aberwitz der Ausländerei, vorab gegen den „lüderlichen Franzosengeist". Ihre Stimmen verhallten in dem alamodischen Tumult, zu dessen Erregung auch die Frauen mitgewirkt haben. Denn nur da, wo die Frauen dem von Natur- und Rechtswegen ihnen zustehenden Amt, die Hüterinnen guter Sitten zu sein, lässig nachkommen oder die Pflichten desselben ganz hintansetzen, kann ein so zuchtloser Ton aufkommen, wie er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts insbesondere die Dichterei der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule, der Hofmannswaldau, Lohenstein und ihrer Partisane, kennzeichnet. Das ist eine Literatur der Sittenlosigkeit, wie sie hoffentlich in unserem Lande niemals wiederkehrt. Die Nachahmung der süßlich-lasciven italischen Seicentisten, der Marini und Genossen, wie sie durch

75) Der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus" (1669) gibt im 4. und 5. Kapitel des 4. Buches (Ausg. v. 1848, IV, 21 fg.) ein höchst drastisches Gemälde der Verführungen, welchen die deutsche Jugend damals in Paris ausgesetzt war und erlag.

die genannten Poeten betrieben wurde, lieh nur die bei aller äußerlichen Ueppigkeit im Innersten hohle und leere Form; den Inhalt gab die sittliche Verwilderung, wie sie, wenn nicht verzeihlich, so doch begreiflich ist zu einer Zeit, wo man bei der Unsicherheit aller Verhältnisse von der Hand in den Mund lebte, wo überall die Bestie im Menschen los und ledig wurde, wo Deutschland einer Bande von Glücksrittern größeren oder kleineren Styls für immer zur Beute hingeworfen zu sein schien, wo Soldatenleben und Räuberleben bis zur Unerkennbarkeit sich vermischte und wo Bramarbasse, Gaukler und fahrende Dirnen das große Wort führten. Was Wunder, wenn in diesem tobenden Wirrwar es auch die Frauen den Männern im Haschen nach flüchtigem Genuß gleichthaten? Was Wunder, wenn auch in der Frauenwelt die Leichtfertigkeit, welche der lange Krieg großgezogen, mit dem Friedensschluß nicht sogleich wieder verschwinden wollte?

Es ist fast unglaublich, was Alles den Frauen zu dieser Zeit geboten werden durfte. Eine gemeinsinnliche, bombastisch aufgebauschte Phraseologie beherrschte die Literatur[76]), welche ja doch nur, wie sie es immer ist, eine Widerspiegelung der im Schwange gehenden Anschauungen und Sitten sein konnte. Wie sehr mußte alles sittliche und ästhetische Gefühl verwildert sein, wenn man rohreste Zoten feinsten Damen als „amoureuse" Huldigungen und „galante" Wünsche vorzutragen sich nicht zu scheuen brauchte! Hofmannswaldau und Andere bemühten sich, alle Lascivitäten Ovid's und Marini's ins Deutsche zu übertragen und diese Ueppigkeiten ins plump Geschmacklose zu

76) Als kürzeste Probe greife ich aus dem damals hochberühmten Roman „Asiatische Banise" von H. A. v. Ziegler den Satz heraus: „Indem ein verliebter Wind die Segel meiner Sinnen auf das unbeschiffte Meer ihrer (der Geliebten) Marmelbrust hintreibt, so erblicke ich die Venus in zweien Muscheln schwimmen, wo lauter Anmuthsamth um die Rubinen gerunnet."

steigern[77]). Lohenstein widmete sein Trauerspiel Agrippina, wo in einer Szene eine Mutter mittelst fabelhaft schamloser Gebärden und Worte ihren Sohn zur Begehung der Blutschande mit ihr aufreizt, einer fürstlichen Dame, der Herzogin von Liegnitz. Als Herr von Besser sein unzüchtiges Gedicht „die Schooß der Geliebten" geschrieben hatte, gefiel dasselbe sogar dem großen Leibnitz so sehr, daß der Philosoph sich beeilte, die sechs Seiten lange Zote der Kurfürstin Sophie von Hannover zugehen zu lassen, welche sich höchlich daran ergötzte, für die Weiterverbreitung in der vornehmen Damenwelt sorgte und dem Verfasser lebhaft dankte[78]). So vollständig abgestumpft war alles Schamgefühl, daß man dem berüchtigten Gedicht nachrühmte, es habe „eine Sache, die an sich ungebürlich zu sein scheinet, mehr als zwanzig Mal genennet und beschrieben, ohne zu besorgen, dem allerzüchtigsten Leser eine Schamröthe darüber einzujagen." Das ist freilich möglich, denn die Gesellschaft jener Zeit scheint überhaupt die Fähigkeit, schamroth zu werden, eingebüßt gehabt

77) M. s. „Herrn v. Hofmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte," Leipz. 1695—1727, 7 Thle. N. A. Frankf. und Leipzig 1734. In dieser Blumenlese, deren erste Theile B. Neukirch herausgab, erreicht der zotige Schwulst, den man damals Poesie nannte, noch nicht einmal seinen Höhepunkt, wogegen Hofmannswaldau in seinen „Poetischen Grabschriften" (Leipz. und Bresl. 1682) den Gipfel der Wüstheit erstieg. Es ist merkwürdig, daß, abgesehen von der Unzüchtigkeit der ihnen dargebrachten Huldigungen, die Frauen, welche doch sonst einen feinen Instinkt für das Schöne besitzen, sich nicht schon von dem plumpen Ungeschmack derselben angewidert fühlen mußten. Ein „verliebtes" Sonett der Neukirch'schen Sammlung fängt z. B. so an:

Amande, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen.

78) Je vous prie — schrieb die Kurfürstin an Leibnitz — de remercier l'auteur, d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées. Vorrede zu König's Ausgabe von Besser's Schriften (1732).

zu haben. Sonst müßten sich die Frauen mit dem Erröthen der Scham und Entrüstung von den faunischen Detailschilderungen ihrer körperlichen Reize abgewandt haben, welche ihnen fortwährend vorgeleiert wurden[79]). Es war eine Zeit voll trübdunstiger Sinnlichkeit, wirklicher und gemachter, eine im Großen und Ganzen moralisch verpestete Zeit. Wie gemein mußten diese Poeten von den Frauen denken, wenn sie an denselben Nichts zu preisen wußten als Busen, Hüften und Schooß, und wie niedrig mußte eine solche alles idealen Schwunges baare Galan-

79) Für eine typische Probe dieser grobmateriellen, mit Bilderbombast bestitterten Schildereien kann die folgende aus Lohenstein's „Sultan Ibrahim" gelten, wo die Sekierpera die sultanische Begierde auf die junge Tochter des Mufti, Ambre, lenkt, indem sie die Schönheit derselben also beschreibt: —

Ein Kind, das zarter ist als die aus Ledens Schalen
Einst solln gekrochen seyn; das mit den Anmuths Strahlen
Der Sterne Glantz beschämt, die Sonne machet blind,
Den Rosen ihr Rubin durch Anmuth abgewinnt,
Den Lilgen ihre Perln. Der Morgenröthe Prangen
Und Scharlach wird entfärbt von ihren Purpurwangen,
Für ihrem Mund erbleicht Granat- und Schnecken-Blutt,
Kein Bisam-Apfel reucht bei ihrem Athem gutt.
Die Flammen kwälln auß Schnee, aus Marmel blühn Korallen,
Zienober krönet Milch auf ihren Liebes-Ballen.
Kurtz: diese Göttin ist der Schönheit Himmelreich,
Der Anmuth Paradiß; ein Engel, der zugleich
Verlangen im Gemüth, Entsetzung in den Augen,
Im Hertzen Lust gebiehrt. Aus ihren Lippen saugen
Die Seelen Honigseim und Zucker süsser Hold . . . .
Der Zunder heisser Brunst ist selbst in mir entglommen,
Seit dem ich zweymal sie im Bade wahrgenommen.
Ihr Mund bepurpurte die Krystallinen-Fluth,
Die Brüste schneiten Perln, die Augen blitzten Gluth.
Wenn sie ihr Haupt erhob auß ihrer Marmel-Wanne,
Schien sie das Ebenbild der Sonn' im Wassermanne,
Die Kwellen kriegten mehr von ihren Strahlen Brand,
Vom Leibe Silber-Welln, vom Haare guldnen Sand

terie die Frauen von ſich ſelbſt denken lehren! Nicht daß es in dem Jahrhundert der Alamoderei an edleren Tönen ganz gemangelt hätte. Waren doch der tief und zart fühlende Paul Flemming, der ernſte Andreas Gryph, welcher vielleicht unter günſtigeren Zeitverhältniſſen das Zeug gehabt hätte, ein deutſcher Shakſpeare zu werden, ferner Paul Gerhardt, der ſeelenvolle Sänger geiſtlicher Lieder, Simon Dach, der ſeinem „Aennchen von Tharaw“ ein unvergänglich herziges Liebeslied geſungen, der gedankenreiche Epigrammatiker Logau, endlich die beiden gegen die Thorheiten und Laſter ihrer Zeitgenoſſen ſo wacker ſtreitenden Satiriker Rachel und Lauremberg dichteriſch thätig. Allein der große Haufe, auch der Frauen, lauſchte lieber Pfeifern und Trompetern wie Hofmannswaldau und Lohenſtein, welche zu dem üppigen Reigen von Monſieur und Madame Alamode aufſpielten.

Freilich ging das alamodiſche Unweſen ſo weit, daß es mitunter ſelbſt einem Hofmannswaldau zu arg wurde und er ſeine Feder, ſtatt, wie gewöhnlich, in huldigenden Syrup, vielmehr in tadelnde Galle tauchte. So eiferte er gegen die Hautbemalungs- und Schminkkünſte der Frauen, welche freilich ſchon im Mittelalter in Uebung geweſen waren, jetzt aber bis zum Exceß getrieben wurden [80]). Ein weiterer Gegenſtand ſeiner und Anderer Satire war die wunderliche, zu dieſer Zeit aus Frankreich eingeführte

80) Hofmannswaldau dichtete die Schlafzimmergeheimniſſe einer Modedame in den folgenden Verſen auf:

Kommt endlich nun die Zeit, daß in der Nacht Germelie
Sie ſich zum Schlafe ſchickt, ſo eile nicht zum Bette:
Wart' erſt, mein lieber Mann, bis deine ſchöne Frau
Die Farben ihrer Haut dem Nachttiſch anvertrau',
Bis ſie die Lilien und Roſen ihrer Wangen
Der Wäſcherin geſchickt, in Tüchern aufgefangen,
Die zwar den ganzen Tag ihr Angeſicht gezwagt,
Nun aber auf einmal vier Tücher eingeſchwungt.

Mode der Schön- oder Schattir-Pflästerchen (mouches) aus schwarzem Taffet, welche modische Damen in allerhand Gestalten auf ihre Stirnen, Schläfen, Wangen, Nacken und Busen klebten [81]). Ueberhaupt bestimmte Frankreich, namentlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, Form und Wechsel der Toilette und Tracht, der männlichen wie der weiblichen. Die satirischen Flugblätter jener Zeit sind voll scharfer Rügen dieser sklavischen Unterwerfung unter fremden Geschmack oder Ungeschmack und Logau spendet Frankreich das ironische Lob, es habe alle Völker zu seinen Affen gemacht [82]). Bis um 1650 trug auch die Frauentracht den losen, lockeren, freien Charakter, welchen der männliche Anzug in der abenteuerlich zerfahrenen Kriegszeit angenommen. Die spanisch-steifen Frisuren und Halskrausen hatten wieder langen wallenden Locken und einer starken Entblößung von Nacken, Schultern und Brust Platz gemacht [83]). Hätten sich die

81) „Andere verpflasterten das Gesicht hie und da mit schwartz Daffeten schandflecken. Und ich sah deren einen Hauffen, die im Gesichte waren als ob sie geschröpft hatten oder sich picken und hacken lassen: dann an allen Orten, die sie gern wollten beschauet haben, waren sie mit schwartzen kleinen Pflasterlein behänget und mit runden, langen, breiten, schmalen, spitzen Mücklein, Flöhen und anderen sitzirlichen, zum Anblick dringenden, zum Zugriff zwingenden Mannsfallen Gestalten bekleidet." So Moscherosch. Noch derber Hofmannswaldau:

Was pflegst du doch mit schwartzen Flecken,
Mit Mouchen dein Gesicht, schwartze Chloris, zu bedecken?
Du hast die Tugenden verpachtet
Und bist ein öffentliches Haus,
Wo Alles kann logiren;
Und um dir Gäste zuzuführen
Steckst du gewiß allhier die Zeichen auß.

82) Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen.

83) Lauremberg eiferte in seiner plattdeutschen Satire „Von Allemodischer Klederdracht" heftig dagegen, daß auch die Bürgerstöchter in so weitausgeschnittenen Kleidern einhergingen wie die adeligen Damen: —

Damen eines übermäßigen Aufputzes ihres Anzugs mit Spitzen, Bändern und Federn enthalten wollen, so müßte ihre damalige Tracht als eine kleidsame, wenn auch nicht gerade sittsame anerkannt werden. Von dem bezeichneten Zeitpunkt an begann die Unnatur und Bizarrerie der französischen Hoftracht, wie sie sich unter dem vierzehnten Ludwig feststellte, in Deutschland zu grassiren. Für die männliche Tracht wurde in dieser Perückenperiode die Staatsperücke das charakteristische Merkmal, während der Reifrock, die in eine Schleppe auslaufende Robe und das die Decolletirung mehr oder weniger begünstigende Corset den weiblichen Anzug charakterisirten und bestimmten [84]).

Sobald de Börgers Döchter wusten,
Dat de Adeliken gingen mit blöten Brusten,
Mit blotem Halse und Rüggen halff naket,
Do sach eine jede van en wo se ydt maket,
De müste sik ok sehen laten in sulker Gestalt,
Jens Schnieder kreeg genog arbeit alsobald.
Se spreken, hebbe wy nicht even sulken Plunder
Baven den Gördel und ok darunder?
Warum scholden wy denn unse schmucke Titten
Verbergen und laten in düstern sitten?
Wy hebben se even so wenig gestahlen;
Ick kan dem Schnider dat Makelohn bethalen,
Dat he my dat Wams so deep scheret uth,
Dat men my sehn kan de Titten und blote Huet.
Tucht und Schamhafftichkeit is mit wegeschneden,
Mit halff bloten Lyve kamen se her getreden.

Derselbe Tadel kehrt, auf die Frauenzimmer aller Stände ausgedehnt, in den satirischen Sittenmalereien jener Zeit häufig wieder. So z. B. in den beiden Epigrammen von Logau: —

Jungfern, die die Venushügel blößen unverhohlen,
Blasen zu dem Liebesfeuer jedem auf die Kohlen.

Frauenvolk ist offenhertzig, so, wie sie sich kleiden itzt,
Gehen sie vom Berg ein Zeichen, daß es in dem Thale hitzt.

84) Doch gelangte diese Kleidermode erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu ihrem vollständigen Sieg. Das Bild einer modi

„Alamode Kleider — reimte der ehrliche Logau — Alamode-Sinnen: wie sich's wandelt aussen, wandelt sich's auch innen."

schen Schönen, wie es sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts darstellte, zeichnet die „Jungfernanatomie", ein Gedicht, welches unter die Satiren Rachel's aufgenommen ist, aber nicht von diesem, sondern wahrscheinlich von einem gewissen Seyfart herrührt (vgl. Koberstein, Grundr. d. d. N. L. 4. A. 1. Abthlg. S. 821) und die einzelnen Theile des Anzugs deutlich hervorhebt: —

Der Leib ist schön geziert, das Brustchen ist geschnitten
Nach ihres Leibes Lang'. Ganz vorne in der Mitten
Da müssen liegen bloß der schönen Aepfel Paar,
Sie gleichen oftermals dem schwarz und gelben Haar.
Klar muß es sein gestärkt, damit man siehet blicken,
Wie doch zwei Dinge sich so artlich können schicken;
Die Aermel müssen weit als aufgeblasen stehn
Und vorne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauenvolk auch große Stutzerkrausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen.
Das Jäckchen muß so knapp am Jungferkörper liegen,
Daß sie sich mögen kaum zur Erde nieder biegen;
Es wird dazu geschnürt nach beßter Tabeltur
Das Mieder und der Latz mit einer Silberschnur
Recht wo der Mittelpunkt der zweien Citeronen,
Da muß ein Röschen zart von Gold und Silber wohnen.
Der Wunderstein Magnet der pflegt sich zu bemühen,
Die schwersten Dinge auch mit Fleiß an sich zu ziehen:
Gleich also macht es auch die Rose, so da stet
Zieht Finger zu sich zu gleich eben dem Magnet.
Dort, wo der spitze Latz, da grünt ein Sommergarten,
Da hat man immerfort Riechbüsche zu gewarten:
Das Frauenziefer all steckt Sträußchen vorne für,
Als wenn an selbem Ort sie schenken stetig Bier.
Der Pelz muß nach der Lang' seyn zierlich zugeschnitten,
Unzählig Falten drauf, auch vornen in der Mitten
Da muß er seyn bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen seyn verfassen und versitzt.
Es kömmt jetzt alles hoch, jetzt ist es an den Tagen,
Daß unser Jungfern-Volk will nicht mehr Schürtzen tragen.

Wir sehen daher die deutsche Gesellschaft des 17. Jahrhunderts mehr und mehr von den geselligen Bräuchen und Vergnügungen abgehen, welche von der Ritterzeit her noch im Reformationszeitalter üblich gewesen. Alles nahm ein tändelnderes und frivoleres Gepräge an. An die Stelle der Turniere traten die Ringelrennen mit ihren mannigfaltigen, den spanischen Romanen entlehnten „Inventionen", sowie allerhand allegorisch-mythologische Spielereien und Balletspectakeleien, wobei nicht mehr die Ritter, sondern die Pferde, die Maschinisten und Feuerwerker das Beste thaten. Ein Prunkstück dieser Art war das „famöse Roßballet", welches zur Feier der Vermählung Kaiser Leopold's I. mit der spanischen Infantin Margarita Teresa i. J.

Viel stutzen sie daher, ja dürffen lieber sehn,
Daß sie gleich Eyen dort mit Blattern möchten gehn.
Das junge Männervolk trägt Degen an der Seiten,
Also das Jungfernvolk denkt immer auch zu streiten;
Statt Degens hängen sie von Silber zubereit't
Das Scheidchen, Messer und die Gabel an die Seit.
Ja manche hat fürwahr das Bund der Schlüssel hangen
Nicht anders, als wenn kömpt Thor-Merten hergegangen.
Die Strümpfchen müssen roth von Liebesfarbe seyn,
Blau, grün, gelb oder sonst was giebet hellen Schein.
Die Schuh die müssen seyn mit großen Hörnerspitzen,
Drauff müssen schön gefügt die bunten Rosen sitzen.
Vom Hembde schweig ich still, wie das muß seyn geneht,
Zerstochen und zerthan, zerwirket und zerdreht.

Des Reifrocks ist hier nicht gedacht. Dagegen hat sich über denselben schon Moscherosch (A la mode Kehrauß, 1646, S. 99) also ausgelassen: — „Eine lose Schandhur, die mit einem unehrlichen Kind schwanger gangen und solchen ihren unehrlichen Bauch vor der Welt verdecken wollen, hat die große Gepulster und Reifschürtze anfangs erdacht und aufgebracht. Dannenhero die Franzosen selbst solche gepulsterte Weiberkleidung Cache-Bastards, Blinde-Bastardt oder Hurenkleider zu nennen pflegen." — Da könnte man auch sagen: Mutato nomine de te (d. h. von der Crinoline des 19. Jahrhunderts) narratur fabula sive historia.

1666 zu Wien von Mitgliedern der Ariſtokratie aufgeführt wurde, eine Maskerade mit ungeheurem Apparat. Aus Italien, wo 1596 zu Florenz die erſte vollſtändige Oper aufgeführt worden war, kam dieſe Kunſtgattung bald auch nach Deutſchland, wo ſie, nachdem die von Opitz aus dem Italiſchen übertragene, von Schütz componirte, am Hoflager des Kurfürſten Johann Georg I. zu Torgau i. J. 1627 zuerſt dargeſtellte Oper Daphne die Bahn gebrochen, raſch ein Lieblingsvergnügen der vornehmen und der bürgerlichen Kreiſe wurde. Weitere Unterhaltungen der fürſtlich-adeligen Welt waren die „Wirthſchaften", bei welcher Art von Mummereien Hausherr und Hausfrau die Rollen von Gaſtwirth und Gaſtwirthin agirten, und die „Schäfereien", Inſzenirſetzungen eines erfabelten Arkadien, welche vornehmlich durch die auf den ſpaniſchen Schäferroman gepropfte Aſtrée (1609) des Franzoſen Honoré d'Urfé in die Mode gebracht waren. Die Leidenſchaft, mittelſt Maskenſpiels aller Art einer jammervollen Wirklichkeit wenigſtens momentan zu entfliehen, kennzeichnet überhaupt das 17. Jahrhundert. Es war auch Grund genug zu ſolchen Selbſttäuſchungsverſuchen vorhanden, aber ſie hatten den großen Nachtheil, daß durch ſie die geſammte Bildung mehr und mehr eine bloße Spielerei wurde, nicht nur aller ſittlichen Wirkung bar, ſondern im Gegentheil geradezu ſittenverderblich. Alle die dem italiſchen Schäferdrama oder der ſpaniſchen und franzöſiſchen Schäfernovelliſtik entnommene oder nachgeahmte Sentimentalität und Zierlichkeit war nur ein dünner Firniß, hinter welchem die Barbarei mit Macht hervorbrach, und alle die ſüßlichen Phraſen und bombaſtiſchen Tiraden reichten weder aus, das brutale Saufboldweſen der Männer zu zähmen, noch die Genußſucht der Frauen zu zügeln. Man kann ohne Furcht widerlegt zu werden, ſagen, daß die ganze, dem Ausland nachgeäffte deutſche Bildung dieſer Zeit eine Lüge geweſen ſei. Glücklicher Weiſe wurde das eigentliche Volk von dieſer Lüge nicht bis zur Unheilbarkeit angeſteckt, wie das bei

den höheren Ständen der Fall war. Ausnahmen gab es selbstverständlich und werden wir auch in der Frauenwelt auf solche stoßen. Aber Ausnahmen bilden nicht die Regel und diese war, daß unter der glatten Oberfläche heuchlerischer Geziertheit ein Abgrund von Rohheit und Wüstheit lag, der oft genug die lügnerische Decke tobend bei Seite schob. Von Anderem zu schweigen, will ich hier nur an die unflätige Raserei der Tanzfreuden erinnern, wie sie im Simplicissimus geschildert ist [85]).

Wie sich die mittelalterlichen Burgen der deutschen Aristokratie im Laufe des Jahrhunderts nach den Vorschriften des welschen Baustils zu modernen Palästen umbildeten, gerade so wirkten die Einflüsse der italischen und französischen Renaissance auf das deutsche Hofleben in seinem ganzen Umfange. Die katholischen Höfe, namentlich die geistlichen, lebten so ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch auf dem Fuße schwerfälligen Pompes fort, auf welchem sie sich nach dem Muster päpstlicher Hofhaltung eingerichtet hatten. Sie waren demnach, obgleich aus politischen Motiven dem französischen Wesen abhold, ebenfalls der Ausländerei verfallen: nur schauten sie, wie schon früher bemerkt wurde, statt nach Paris nach Rom, Florenz und Madrid. Von letzterem Orte her hatte der kaiserliche Hof die Regeln jener steifleinenen Etikette und jenes umständlichen Schaugepränges empfangen, worin er sich bis zum letzten Habsburger hinab bewegte oder vielmehr nicht bewegte. Mit einer unnahbaren, kleinliche Menschlichkeiten der allerhöchsten Personen zu feierlichen Staatsactionen aufblasenden Gravität und Grandezza verband sich hier eine Devotion, welche den Kaiser und die Kaiserin alljährlich einmal die Purpurmäntel mit Waschschürzen vertauschen ließ, um eine Komödie christlicher Demuth aufzuführen [86]). Man

85) Im 34. Kap. d. 1. Buches. (Ausg. v. 1848, S. 127 fg.)

86) Ein Reisender, welcher im Frühjahr 1665 Wien besuchte, erzählt: „Den 23. März haben der Kaiser und die Kaiserin zwölf alten Männern die

muß aber sagen, daß das italisch-spanische Wesen, welches an den katholischen Höfen im Schwange ging, wenn auch nicht gerade die Sittlichkeit, so doch den Anstand besser wahrte als der „stolze, falsche und lüderliche Franzosengeist“ [87]), welcher nach und nach an den protestantischen Höfen Mode geworden. Nicht, ohne da und dort wackeren Widerstand zu finden, wie z. B. von Seiten der trefflichen Kurfürstin Anna von Brandenburg, Gemahlin Johann Sigmund's, welche inmitten der hereinbrechenden Flitterhaftigkeit und Lockerheit „alla francese“ in der schlichten Würde deutscher Hausmütterlichkeit sich darstellte.

Voran gingen in der Verwelschung der kurpfälzische Hof zu Heidelberg und der landgräflich-hessische zu Kassel. Dort wurde Alles auf französischem Fuß eingerichtet, als der nachmalige jämmerliche „Winterkönig“, Kurfürst Friedrich V., die englische Prinzessin Elisabeth heimgeführt hatte, eines ekelhaften Wüstlings leichtfertige Tochter [88]). In Kassel französirte Landgraf

---

Füße gewaschen und das hat der Kaiser gethan, nachdem er Mantel und Degen abgelegt und ein Schürztuch vorgebunden hatte. Und nach dem Waschen trocknete er jedem die Füße und küßte dieselben. Die Kaiserin schürzte sich auch und wusch zwölf alten Weibern die Füße. Relat. von d. Begebenheiten d. Kaiserl. Hofes zu Wien vom 28. Mart. bis 25. Maji 1665 (gedr. 1666).

87) So heißt er in der 1689 gedruckten Schrift „Der deutsch-französische Modegeist.“

88) Sie wurde bekanntlich die Herzensflamme des tollen Christian von Halberstadt, eines Hauptbannerträgers des französischen Schwindels. Elisabeth hatte freilich am Hofe ihres Vaters, Jakob's I., Eindrücke empfangen, welche keineswegs geeignet waren, einen vortheilhaften Einfluß auf die heranwachsende Prinzessin zu üben. Jakob I. war bis in seine alten Tage hinein der Völlerei und widernatürlichen Wollust ergeben und ein roher, aller Scham barer Ton herrschte an dem Hofe dieses feigen, treulosen, geiserndem Tropfs von König. In einer Depesche vom 23. Aug. 1621 schildert der französische Gesandte am englischen Hof, Tillieres (bei Raumer a. a. O. II. 316 fg.), eines der Gelage, wie sie der König zu halten liebte. Er erzählt, wie derselbe sich mit Vorsatz einen Rausch angetrunken, und fährt dann also fort: — Tout haut en pro-

Moritz, Philipp's des Großmüthigen Enkel, eifrigst Hof, Adel und wer sich sonst seinen pädagogischen Experimenten unterziehen wollte. Denn dieser Fürst verrieth merkwürdiger Weise bereits jenen pädagogischen Tic, welcher nachmals in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an vielen der deutschen Fürsten bemerkbar ward. Moritz, Etwas von einem Schulmeister und Etwas von einem Künstler, hatte den besten Willen, seine Umgebung zu bilden, aber offenbar keine Ahnung davon, wie sehr er sich in den Mitteln vergriff, obgleich ihn eine grauenvolle Katastrophe, welche i. J. 1615 zu Kassel vorfiel, wohl hätte aufmerksam machen können, daß er statt Bildung nur Unsittlichkeit pflanze. Der Hofjunker von Marschall unterhielt, wie es scheint, ein vertrautes Verhältniß mit Juliane, der Frau des Landgrafen. Denn eines Tages nahm er sie in die Arme und küßte sie. Das sah der Hofmarschall von Hertingshausen und hinterbrachte es dem Fürsten. Darauf erschoß der Hofjunker den Hofmarschall meuch-

sence de tant de Seigneurs que Dames le roi but au grand chose de Madame la comtesse de Buckingham et puis au petit chose de la marquise de Buckingham; et pour conclure ce beau procede, il prit une petite fille, niece du marquis de Buckingham agée de neuf a dix ans, lui mania tout ce qu'elle portait, puis en toucha le nez de Mr. de Buckingham et au même endroit le baisa par plusieurs fois. — Jakob's Nachfolger Karl I. war von vorwurfsfreien Sitten. Dagegen hielt, wie Jedermann weiß, mit dem restaurirten Karl II. die ganze Lüderlichkeit der französischen Galanterie und des französischen Maitressenwesens ihren Einzug in London. Hamilton's mit allem Esprit der Pariser Frivolität geschriebenen Memoires de Grammont schildern das englische Hofleben unter diesem König von der heiteren Seite. Die ernste Geschichte muß es freilich ganz anders beurtheilen. Es war damals die Zeit, wo Messalinen wie die Herzogin von Cleveland in der englischen Gesellschaft den Ton angaben. Wie fabelhaft roh und schamlos es die genannte Dame, eine der Haupt- und Staatsmaitressen Karl's II., trieb, kann schon der Umstand zeigen, daß sie, um die zahllose Schaar ihrer Buhler noch um einen, den Lustspieldichter Wycherley, zu vermehren, diesem im gedrängt vollen Theater die seltsame Liebeserklärung zuschrie: „Sir, Ihr seid ein Lump, Ihr seid ein Schuft, Ihr seid ein Hurensohn!" Vgl. Macaulay, Essays, IV, 164.

leriſch auf offener Straße. Gefangen genommen und prozeſſirt, wurde er zu einem Martertode verurtheilt. Es wurde ihm zuerſt die rechte Hand abgehauen, dann dem noch Lebenden der Leib aufgeſchnitten und das Herz herausgeriſſen, welches der Scharfrichter dem zuſchauenden Landgrafen zeigte. Die Mutter des Hingerichteten und ein demſelben verlobt geweſenes Hoffräulein verloren vor Entſetzen ihren Verſtand. Die Wittwe des ermordeten Hofmarſchalls ließ ſich von einem Offizier ſchwängern, und als ſie geboren, ließ ihr der Landgraf die Wahl, ſich mit ihrem Kinde lebendig einmauern zu laſſen oder das Land zu meiden. Sie wählte natürlich das Letztere und heiratete ihren Buhlen. Aber dieſer vergiftete ſich aus Furcht vor der Rache des Landgrafen, welcher der thörichten Meinung geweſen zu ſein ſcheint, mittelſt grauſamer Strafen das wüſte Treiben an ſeinem Hofe beſſern zu können, ein Treiben, welches er auf der andern Seite durch ſeine Hingabe an die Alamoderei ſo recht begte und pflegte [89]). Ein Seitenſtück zu dieſer alamodiſchen heiſiſchen Hofgeſchichte aus dem zweiten Dezennium des 17. Jahrhunderts bildet eine hannover'ſche aus dem letzten (1694), die vielbeſchriebene Geſchichte des Grafen Philipp Chriſtoph von Königsmark und der Kurprinzeſſin Sophia Dorothea von Hannover, Gemahlin des Kurprinzen Georg, welcher nach dem Tode der Königin Anna den Thron von Großbritannien beſtieg. Königsmark hatte mit der Prinzeſſin, der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, von Jugend auf in einem zärtlichen Verhältniß geſtanden und daſſelbe auch nach der Vermählung der Geliebten mit dem Kurprinzen von Hannover fortgeſetzt. Die Schuld der Prinzeſſin iſt, ſeit der Veröffentlichung der Originalcorreſpondenz der beiden Liebenden, zweifellos [90]). Aber der Kurprinz Georg war

89) Rommel, Neuere Geſch. v. Heſſen, II. 637. Curioſitäten, IX. 318 f.

90) Ueber waren die Meinungen darüber ſehr getheilt. Doch ſchreibt die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans ſchon am 29. April 1702 an ihre

durchaus nicht berechtigt, den ſtrengen Richter zu machen. Denn er vernachläſſigte ſeine Gemahlin, indem er öffentlich mit ſeiner Maitreſſe, der Frau des Grafen von Platen, lebte. Dieſes leidenſchaftliche und rachſüchtige Weib gab dem zwiſchen Königsmark und der Kurfürſtin ſpielenden Roman die Wendung zum Tragiſchen. Sie ſelbſt verliebte ſich nämlich in den ſchönen, durch ſein ritterliches Weſen und ſeine galanten Abenteuer weitum berühmten Grafen und beſchloß, als er ihren ſehr deutlich dargelegten Wünſchen nicht willfahrte, ſein Verderben. Auf ihre Veranlaſſung in einer heißen Sommernacht zu einem Stelldichein mit der Prinzeſſin gelockt, wurde er im Schloß überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr gefangen und in einem abgelegenen Gelaſſe ermordet [91].

Schweſter Luiſe: „Es ſeinet leutte dir ſo nicht ſagen daß ſie (die Kurprinzeſſin) nicht criminelle geweſen unkt Ein Jung menſch wie ſie war ſo ſich küſſen und begreiffen leß thut weil alles übrige auch."

91) Die Ermordung des Unglücklichen iſt Thatſache, nur über die Mordart iſt man noch im Ungewiſſen. Neueſtens hat Weber („Aus vier Jahrhunderten", II, 87 fg.) aus dem ſächſiſchen Staatsarchiv ein Document beigebracht, welches den bisher bekannten Hergang der gräßlichen Geſchichte in allen Hauptpunkten beſtätigt, hinſichtlich der Todesart Königsmark's aber die Verſion gibt, der Graf ſei erſt mehrere Monate nach ſeiner Ueberrumpelung im Gefängniß mittelſt Giftes gemordet worden. Das in Rede ſtehende Document iſt ein Memoire, eigenhändig aufgeſetzt von dem unter dem Namen des Marſchalls von Sachſen bekannten Sohn Auguſt's des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark, welcher allerdings gut unterrichtet ſein konnte, denn ſeine Mutter war eine Schweſter des Ermordeten. Dieſem Berichterſtatter zufolge ließ am Tage nach dem in ihren Gemächern ſtattgehabten Ueberfall ihres Geliebten die Kurprinzeſſin den Kurprinzen, ihren Gemahl, und deſſen Vater, den Kurfürſten, zu ſich bitten und gab die Erklärung ab: „Ich habe Ihnen nur zwei Worte zu ſagen. Ich werde mich nicht damit erniedrigen, Sie zu überreden, daß ich unſchuldig ſei. Ich bin ſchuldig, aber nur darin, daß ich in ſeigem Gehorſam (gegen meinen Vater) dem Grafen Königsmark die Treue gebrochen. Ich liebte Königsmark, ehe mir die Verpflichtung auferlegt ward, Ihnen, mein Prinz, zu gehorchen. Ich erkenne mit Schrecken den Fehler, daß ich ihm den Zutritt zu

Das ganze Jahrhundert, von welchem wir hier handeln, ſtrotzt von abſchreckenden Beweiſen, daß die heilſame Wiederbelebung des deutſchen Familiengeiſtes, wie ſie die reformatoriſche Bewegung mit ſich gebracht hatte, den unſittlichen Tendenzen des alamodiſchen Weſens nicht ſtandzuhalten vermochte. Die proteſtantiſchen Kreiſe hatten in Betreff ſittlicher Lebensführung vor den katholiſchen bald Nichts mehr voraus, — im Gegentheil! Eine große Mitſchuld an den Ausſchreitungen fürſtlicher Herren und Damen trugen die proteſtantiſchen Hoftheologen, deren ſervile Nachſicht mitunter bis zum Unglaublichen ging [92]). Uebrigens beſchränkte ſich der ſittliche Verfall, die Lahrheit der Grundſätze und die Frechheit der Genußſucht, der ſinnloſe Luxus und die gemeine Praſſerei, keineswegs etwa auf die ariſtokratiſchen

mir geſtattet habe, und der Reſt meines Lebens ſoll der Reue und der Erinnerung gewidmet ſein. Ich bin die Urſache ſeines Todes, mir liegt es ob, ihn zu rächen." Falls die Prinzeſſin dieſe Abſicht wirklich hatte, ſo war es ſehr unklug, ſie auszuſprechen. Jedenfalls kam der Verſatz nicht zur Ausführung. Die Ehe der Prinzeſſin mit dem Kurprinzen ward getrennt und ſie wurde für den Reſt ihres Lebens auf dem Schloſſe Ahlden in Haft gehalten, weßwegen ſie in der Skandalchronik des deutſchen Hoflebens unter dem Namen der Herzogin von Ahlden figurirt.

92) Hatte doch ſchon i. J. 1534 der wackere Sebaſtian Frank Veranlaſſung gehabt, in der Vorrede zu ſeinem „Weltbuch" zu klagen: „Zuvor im Papſtthum iſt man viel freier geweſen, die Laſter auch der Fürſten und Herren zu ſtrafen; jetzt muß alles gebeuret ſein oder es iſt aufrühriſch. Gott erbarm's!" In dem Satze, daß das Lutherthum ſo recht eine Schule des theologiſchen Knechtſinns geweſen, hat Biedermann („Deutſchland im 18. Jahrhundert", II. 1. Abthlg. S. 9) recht erbauliche Belege geſammelt. Das folgende, auf Buſching's glaubwürdigem Zeugniß beruhende, ſteht bei Bulau, Geh. Geſch. und rathſelh. Menſchen, VI, 181. Ein Graf von Schaumburg-Lippe hatte auf der Jagd aus Verſehen einen Menſchen getödtet, welchen er für ein Stück Wild [illegible]chen. Sein Hofprediger, welchen er zu ſeiner Gewiſſensberuhigung kommen ließ, [illegible]rete ihm ein, er brauche ſich keine Skrupel zu machen, da er ohne Abſicht gehandelt; „außerdem aber ſei er ja auch Herr über das Leben ſeiner Unterthanen."

Stände, auch der Bürgerſtand war vielfach davon verpeſtet. Haupturſachen waren das politiſche Verkommen des Bürgerthums, die dogmatiſche Verknöcherung des Lutherthums, von welcher keine ſittliche Wirkung mehr ausgehen konnte, ferner die demoraliſirenden Einflüſſe der Kriegsdrangſale und endlich das von der Ariſtokratie gegebene ſchlimme Beiſpiel der Mißachtung häuslicher Zucht und ehelicher Treue. Am eifrigſten wurde daſſelbe nicht ſelten in Kreiſen befolgt, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, in den akademiſchen nämlich. Das wüſte Leben zwar, welches die Studenten zu einer Zeit führten, wo Studententhum und Landsknechtthum häufig in einander floſſen, kann kaum Wunder nehmen. Aber auffallend iſt, daß z. B. in Tübingen, deſſen Hochſchule ſich auf ihre „reinlutheriſche Lehre“ ſo viel zu gute that, auch in den Familien der akademiſchen Lehrer ein ſo grelles Sittenverderben daheim war, daß an den Töchtern und Frauen der Profeſſoren uneheliche Schwangerſchaften, Fruchtabtreibungen, Ehebrüche und ein trunkſüchtiges, brutales Gebaren häufig gerügt und beſtraft werden mußten [93]). Faſt noch widerwärtiger als ein derartiges Toben war die ſchleichende Heuchelei mancher Frauen, welche ſich nicht entblödeten, verliebte und obſcöne Schriften nach Art von Gebetbüchern einbinden zu laſſen und ſo in die Kirchen mitzunehmen [94]). Ein Sittenprediger aus dem vorletzten Dezennium des 17. Jahrhunderts ereiferte ſich insbeſondere darüber, daß die jungen Mädchen, — „ſolche Schneyperlinge“, wie er ſie nennt — ſo unſittſam ſich kleideten und ſo kokett ſich benahmen. Er ſchilt ſie „männerſüchtige Weibsſtücke, die, ehe ſie noch von einem Freier oder Bräutigam wiſſen, tanzen und laufen, ſich gleichſam ſelbſt zum Kauf anbieten und durch ſolche Liebes Mercanzen ſich ſelbſt nicht wenig

93) S. die aus den Akten gezogenen Belege bei Theluck, das akademiſche Leben des 17. Jahrhunderts, I. 145—277.

94) Philander von Sittenwalt, „Pennonarten“ (1646), S. 84.

beschandflecken. Ach Gott, sonst war eine Jungfrau eine Alma; jetzt macht sie sich selbst zur Almoda [95]." Aller Scham und Scheu vollends entschlugen sich die Soldatenweiber im Verkehr mit der Männerwelt und im Simplicissimus ist zu lesen, zu welchen seltsamen Verrichtungen die Schönen des Lagers, auch die Offiziersfrauen, ihre männlichen Dienstboten mitunter anzuhalten die Laune hatten [96]. Unweiblichkeiten dieser Art lassen sich denn doch nur begreifen von einer Zeit, welcher das sittliche Gefühl so sehr abhanden gekommen war, daß sie sogar in ihre Anstandslehre die gröbsten Schmutzereien zu verflechten nicht anstand [97].

Indessen gab es in der deutschen Frauenwelt dieser Periode auch Kreise, zu welchen der alamodische Ungeist keinen Zutritt erhielt, und in allen Regionen der Gesellschaft treffen wir Frauen, welche die guten Traditionen des deutschen Familiensinns pflegten und die Pflichten der Gattin und Mutter redlich erfüllten, oder solche, welche sich scheu aus dem Getümmel einer wilden und wüsten Zeit zurückzogen und in der Stille der katholischen Klöster oder der seit der Reformation aufgekommenen protestantischen Fräuleinstifte — unter welchen die Abtei Quedlinburg den ersten Rang einnahm — asketischen Uebungen oder beschaulicher Betrachtung hingaben, oder endlich solche, welche, in was für einer Lebensstellung sie sein mochten, mit untadeliger Füh-

95) Mengering, Sünde-Rüge und Gewissens-Forschung (1687), S. 792.

96) Simplicius erzählt (B. II, K. 23, S. 116 d. cit. Ausg.): „Ich mußte oft der Rittmeisterin, meiner Herrin, bei hellem Tage Flöhe fangen, natürlich nur darum, damit ich ihren alabasterweißen und zarten Leib genugsam sehen und betasten sollte. Dies wollte mir, weil ich auch Fleisch und Blut hatte, in die Länge zu ertragen etwas schwer fallen."

97) J. den Aufsatz Hoffmann's v. Fallersleben über ein „Complimentir Büchlein v. J. 1634, Weimar. Jahrb. I, 322 fg.

rung ein lebhaftes und nicht selten auch productiv sich äußerndes Interesse an den religiösen, gelehrten und dichterischen Bestrebungen ihrer Zeitgenossen verbanden [98]). Manche klösterliche Genossenschaft ragte aus der trüb und ungestüm wogenden Flut des Jahrhunderts wie eine Insel der Unschuld, des Erbarmens und einer auf verständige Ziele verständig abzielenden Frömmigkeit hervor [99]). Auf katholischer und protestantischer Seite zeichneten sich Frauen aristokratischer und bürgerlicher Geburt als Muster frommen Wandels aus — wie jene drei dem Kaiserhaus entstammten Nonnen, Margaretha, Tochter Kaiser Maximilian's II., und Maria Christina und Eleonore, Töchter des Erzherzogs Karl — oder als theologische Streiterinnen — wie jene Anna Owena Hoyer aus Holstein, die tapfere, wenn auch etwas phantastische Befehderin der lutherischen Orthodoxie, und die noch berühmtere Anna Maria von Schurmann aus Köln, welche, nach Holland übergesiedelt, die Hand des Dichters Caats ausschlug, um ganz den Wissenschaften zu leben, sich vierzehn Sprachen aneignete, ein wahres Compendium von Gelehrsamkeit wurde, den Protestantismus in Disputationen mit den Jesuiten verfocht, auch im Lautenspiel und in der Stickerei die Meister-

---

98) Die Blaustrumpfelei scheint sich freilich da und dort auch sehr unangenehm gemacht zu haben. In der 8. Satire Rachel's findet sich ein derber Anfall auf die dichtenden Frauen, der freilich insbesondere auf frivol und lasciv dichtende gemünzt gewesen zu sein scheint: —

Ja endlich haben wir erlebt die güldnen Jahren,
Daß auch das Weibervolk läßt Spuhl und Haspel fahren
Und macht ein Kunstgedicht . . . .
Die Schriften sind fürwahr Gezeugen unsrer Herzen;
Die keusch ist von Natur, die wird nicht unkeusch scherzen.
Das bild' ich mir gewiß und ohne Zweifel ein:
Die so wie Thais spricht, die wird auch Thais sein.

99) S. d. Tages- und Hausordnung des Frauenklosters Nieder-Schönenfeld. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1859, S. 404 ff.

ſchaft errang, ſich als Malerin und Kupferſtecherin mit Glück verſuchte und ihren wohlerworbenen Ehrentitel der „holländiſchen Minerva“ auch durch ſittſamen Wandel rechtfertigte — oder als Sängerinnen religiöſer Lieder, wie die Kurfürſtin Luiſe Henriette von Brandenburg, Gemahlin des großen Kurfürſten, welcher das berühmte Lied: „Jeſus meine Zuverſicht“ zugeſchrieben wird, ferner die Landgräfin Anna Sophia von Heſſen-Darmſtadt, die beiden Gräfinnen Ludmilla Eliſabeth und Aemilia Juliane von Schwarzburg-Rudolſtadt und die Freifrau Katharina Regina von Greifenberg. In der weltlichen „Poeterey“ galt Sibylla Schwartz aus Greifswald ihrer Zeit für ein „Wunder“ und die wenigen auf uns gekommenen Proben ihres Talentes ſind für ein ſiebzehnjähriges Mädchen, als welches ſie geſtorben, allerdings eigenthümlich genug. Es muß ein glutvolles Herz unter dieſem kaum aufgeblühten Mädchenbuſen geſchlagen haben. Ein Herz voll Milde, Heiterkeit und hülfreicher Frömmigkeit ſchlug in der Bruſt der Prinzeſſin Eliſabeth von Baden-Durlach, Tochter des Markgrafen Georg Friedrich, welche erſt gegen das Ende des Jahrhunderts hin unvermählt geſtorben iſt. Sie gehörte ebenfalls zu den Dichterinnen ihrer Zeit und hat eine Sammlung von Sinnſprüchen, in deren Auswahl ein edles, in Leiden geprüftes und bewährtes Gemüth ſich bekundet, in deutſche Verſe gebracht, welche in ihrer Klarheit und gedrängten Kraft vor der nebelhaften und geblumten Phraſenmacherei der meiſten Poeten von damals ſehr vortheilhaft ſich auszeichnen [100]).

100) Vgl. Hell. die Fürſtentöchter des Hauſes Baden, S. 17 fg. Weimar Jahrb. II. 216. Von den an letzterem Orte aus dem Originaldruck („Tauſent Merkwürdige Gedenck Sprüch auß unterſchiedlichen Autheren zuſammen gezogen und in teutſche Verſe überſetzt“; Durlach 1683) mitgetheilten Sprüchen wollen wir etliche herſetzen: —

Die Tugend hat die Art des Palmbaums angenommen;
Je mehr ſie wird gedruckt, je höher wird ſie kommen.

Es iſt tröſtlich, in einer Zeit, wie das 17. Jahrhundert geweſen iſt, in einer Zeit, deren ganze Bildung im Grunde nur eine lackirte Barbarei war [101]), in einer Zeit, wo kirchliche Disciplin und Strafjuſtiz mittelſt ſcharfer Unzuchtsſtrafen die zügelloſe Geſchlechtsluſt vergeblich zu bändigen ſuchten [102]) — es iſt

Die Seele läßet ſich zu keinem Glauben zwingen;
Der Grund der Wahrheit muß nur Lieb zuwegen bringen.

Bei Manchem hat gar oft der Adel des Geblüts
Verunehrt und verderbt den Adel des Gemüths.

Die wahre Tapferkeit läßt ſich darinnen ſehen,
Daß ſie den Laſtern wird allzeit entgegen ſtehen.

Wie nach dem Regen oft die Sonne pflegt zu ſcheinen,
So ſammlet man mit Freud', was man geſät mit Weinen.

O wie viel Eitelkeit find't ſich in denen Sachen,
Darum die Menſchen ſich viel Müh' und Arbeit machen.

101) Als einen charakteriſtiſchen Zug derſelben führe ich an, daß in wohleingerichteten adeligen Häuſern der „Magiſter", d. h. der Lehrer der Kinder, ſchlechter beſoldet war als der Kutſcher und der Lakai. Nach einem Haushaltungsbuch des kurſächſiſchen Ritters Georg v. W., Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf B. und L., welches von 1661 bis 1670 reicht, hatte der Magiſter 9 Rthlr. 12 Gr., der Kutſcher dagegen 11 R. 16 G. und der Lakai 10 R. Jahreslohn. Die Köchin erhielt 11 R. 8 G., die Hausmagd 6 R. 3 G., die kleine Magd 6 R. 3 G., die Aufwartemagd 6 R. jährlich, die Kuhhüterin 20 G. vierteljährlich. Mitgeth. v. Bergfeld, Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1858, S. 133.

102) Wie dabei an vielen Orten verfahren wurde, mag der folgende, Kanche's Jahrbüchern von Koburg entnommene Fall v. J. 1638 veranſchaulichen. „Den 2. Aprilis wurde Hans Wirth, ein Zubknecht aus Thüringen, weil er eine Dirne geſchwächt und ihr die Ehe verſprochen hatte, überdies noch eine andere geſchwächt und ihr ebenfalls die Ehe verſprochen hatte, als man die Kirche ausläutete, auf den Stein am Kirchthurm an das Halseiſen geſchloſſen, allwo er und die beiden Dirnen mit Strohkränzen die Predigt über ſtehen mußten." Später wurden gefallene Mädchen „ausgekauft" und des Landes ver-

tröſtlich, in einer ſolchen Zeit doch auch wieder auf lautere, ſchöne, reinmenſchliche Züge in dem Verhalten der beiden Geſchlechter zu einander zu ſtoßen. Wenn berichtet werden mußte, daß die Anreizung zur Sittenloſigkeit von den höheren Ständen ausgegangen, ſo iſt es nur billig, zu erwähnen, daß gerade in dieſer Geſellſchaftsſphäre auch Beiſpiele ſich finden, welche beweiſen, daß ächte Sittenzucht und die Achtung vor fraulicher Ehre und Würde in der deutſchen Ariſtokratie denn doch nicht ganz erſtorben waren. Mehrere Fürſtenhäuſer bieten der alamodiſchen Zerſetzung des heimiſchen Familienlebens gegenüber an der Reinheit und Traulichkeit deſſelben feſt und außerdem gab es ſogar wie im 16. Jahrhundert ſo auch im 17. deutſche Fürſten, welche ſich bei ihren Herzensneigungen weder das Vorurtheil der Kaſtenverhältniſſe noch die eingeriſſene duldſame Anſicht über das Maitreſſenweſen zu Nutzen machen wollten, ſondern ihre Erwählten, Mädchen bürgerlichen Standes, in aller Form Rechtens heirateten. So der Herzog Rudolf Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, welcher nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin die Eliſabeth Reſina Menthe, Tochter eines Barbiers zu Minden, liebgewann und dem ebenſo ſchönen als ſittſamen Mädchen ſeine Hand anbot. „Ihr ſollt nicht meine linke, ſondern meine rechte Gemahlin ſein und bleiben", ſagte der Fürſt zu ihr, als er ſich im Juli 1681 auf dem Landhauſe Hedwigsburg mit ihr trauen ließ. Der nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe kinderlos Geſtorbenen wurde die Grabſchrift geſetzt: Vixit in praeclarum modestiae et pietatis exemplum [103]). Auch der in der deutſchen Soldatengeſchichte unter dem Namen des alten Deſſauers

wieten. Der Amtsdiener führte nämlich dieſelben mit einer Trommel, welche er von Zeit zu Zeit rührte, dreimal um den Marktplatz und hierauf, nachdem ſie Ruthenſtreiche erhalten hatten, zum Thore hinaus.

103) Köhler, Münzbelustigungen. XXI. 209. Aethmeier. Braunſchweig. Chronik. III. 1326. Curioſitäten. X. 331.

berühmte Fürſt Leopold I. von Deſſau erkor ſich ein bürgerliches Mädchen zur Frau, die Anna Luiſe Föhſe, Tochter eines Apothekers zu Deſſau, welche der Kaiſer in den Reichsfürſtenſtand erhob, damit ihre Söhne für ſucceſſionsfähig erklärt werden könnten. Sie muß eine ganz vortreffliche Frau geweſen ſein, denn ſonſt hätte der barſche und barſche Kriegsmann, ihr Gemahl, deſſen Rauheit nicht ſelten ſtark ins Brutale ſpielte, wohl nicht mit ſo unverbrüchlicher Achtung und Treue an ihr gehangen.

Viertes Kapitel.

Die Hexen [101]).

Vom Teufel. — Die Weltanſchauung des Mittelalters. — Das Reich Gottes und das Reich Satans. — Wundern und Zaubern. — Von zauberiſchen Praktiken. — Die Kirche und das Zauberweſen. — Die Hexen. — Bund und Buhlſchaft mit dem Teufel. — Der Hexenſabbath. — Der Hexenprozeß. — Die Bulle Innocenz des Achten und der Hexenhammer. — Das Beweisverfahren und die Beſtrafung. — Die Reformation und der Hexenprozeß. — Die maſſenhaften „Einäſcherungen." — Oppoſitionen: Meliter, Weier, Loos, Lercheimer, Spee, Becker, Thomaſius. — Die letzten Hexenprozeſſuren. — Die letzte Hexe.

Das Buch der Geſchichte trieft von Thränen und Schmerzlichſtes muß es merkwürdiger Weiſe immer da erzählen, wo es von den Entwickelungen der religiöſen Idee handelt. Kein anderes Motiv hat jeder Zeit die Menſchen zu wahnſinnigerer

101) Ich habe zu dieſem Kapitel hauptſächlich folgende Quellen benützt: — Malleus Maleficarum (der Hexenhammer), Frankf. Ausg. v. 1588. Meliter, Ein ſchön Geſprech von den Unholden, 1489. Agrippa von Nettesheim, De occulta philosophia, 1533. Milichius, Der Zauber-Teuffel (Theatr. diabol. 1575. fol. 175 seq.). Luther's Tiſchreden, 1576, fol. 197 seq. Bodinus, De magorum daemonomania (deutſch von Fiſchart u. d. T. Vom außgelaſſnen wütigen Teuffelsheer, 1591). Caſarius Heiſterbachenſis, Illustr. miracul. et histor. memorab. libri XII, 1599. Weier, De praestigiis daemonum, 1577. Lercheimer, Chriſtlich Bedencken von Zauberey, 1593. Del Rio,

Wuth entflammt als der Zwiſt und Streit um ihre Götter. Hier haben ſich mit der höchſten Begeiſterung, welche das Menſchenherz ſchwellen kann, die gemeinſten Triebe, die ſchrecklichſten Leidenſchaften gemiſcht und in einem Ozean von Blut iſt der Purpurmantel der Religion gefärbt worden.

Was aber immer menſchlicher Wahn und menſchlicher Fanatismus unbewußt oder bewußt geſündigt, das Greuelhafteſte haben ſie doch im Hexenglauben und im Hexenprozeß zuwegegebracht. Blödſinn und Wahnwitz, feige Tücke und raſende Mordluſt verbanden ſich da zu einem Thun, deſſen Reſultate das düſterſte Kapitel der Weltgeſchichte füllen. Betrachtet man dieſes hölliſche Bild und ſtellt die abergläubiſchen Tendenzen und Praktiken unſerer eigenen Zeit daneben, die ſomnambuliſtiſchen und magnetiſchen Gaukeleien, die Geiſterſeherein und Geſundbetereien, die Umkehr der „Wiſſenſchaft“ zum mittelalterlichen Köhlerglauben, die ganze von ſo vielen Kanzeln und Kathedern gepredigte Dämonologie der Unvernunft, ſo iſt man ſtark verſucht, in das troſtlos-peſſimiſtiſche Credo einzuſtimmen, daß die Geſchichte nur Eines lehre, nämlich daß ſie Nichts lehre. Und doch ſind wir ſeit hundert Jahren unleugbar vorgeſchritten:

Disquisit. magicar. libr. VI. 1679. Anborn, Magiologia, 1674. Syer, Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber. Edit. III. 1693. Becker, Die bezauberte Welt, 1693. Thomaſius, De crimine magiae dissertatio, 1701. Ferner die bekannten Sammelwerke von Hauber (Bibliotheca magica, 1741) und Horſt (Dämonomagie, 1818). Von den zahlreichen Monographieen, Aktenveröffentlichungen u. ſ. w. abgeſehen, iſt der Gegenſtand im Ganzen neuerer Zeit in Deutſchland behandelt worden von Grimm (Deutſche Mythologie, 3. A. S. 983 fg.), Soldan (Geſchichte der Hexenprozeſſe, 1843), Ennemoſer (Geſch. d. Magie, 1844, S. 736 fg.), Schindler (Der Aberglaube d. Mittelalters, beſ. S. 208 fg.), Görres (Hexen und Hexenprozeſſe, Wigand's Vierteljahrsſchr. 1844, II, 1 fg.), Scherr (Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 2. Aufl. 1858, S. 323 fg.). Darſtellungen wie die von Görres in ſeiner Chriſtlichen Myſtik gegeben haben ſelbſtverſtändlich keinen hiſtoriſchen Werth.

man verbrennt wenigstens keine Hexen mehr. Auch wird sicherlich eine Zeit kommen, wo die Umkehrprofessoren, Umkehrconsistorialräthe, Umkehrzeitungsschreiber unserer Tage als gewesen und fürder unmöglich der Kulturgeschichte ebenso verfallen sein werden, wie die Hexenrichter von vormals heutzutage es sind. Nur wird man dann die modernen Inquisitoren nicht mit dem Gefühle des Grauens, welches die alten einflößen, betrachten, sondern mit dem der Ergötzung. Denn mögen sich die Apostel und Familiaren des Köhlerevangeliums noch so ernsthaft und grimmig gebärden, sie sind und bleiben lächerliche Gesellen und die Maske à la Torquemada oder Calvin steht ihnen so komisch zu Gesichte, daß wir bereits das unauslöschliche Gelächter zu vernehmen glauben, welches in künftigen Tagen darüber erschallen wird. Freilich, der schwarze Faden des Wahns wird nie aus dem Gewebe menschheitlicher Entwicklung verschwinden und demnach gibt es, wie heutzutage, wohl auch künftig immer eine Species von Ketzerrichtern und Hexenbrennern, über welche man nicht lachen wird. Denn zu allen Zeiten liebten und lieben es die Menschen, die Thorheit der Vorfahren lächerlich, ihre eigene aber ehrwürdig zu finden .... Doch unsere Aufgabe ist nicht, über die Gegenwart zu moralisiren oder Zukunftsträume zu spinnen, sondern nur, von der Vergangenheit zu erzählen, und so wollen wir denn vom Hexenwesen reden, dem brennendsten Unrecht, der tiefsten Schmach, dem furchtbarsten Leid, welche dem weiblichen Geschlechte jemals angethan worden sind. Es ist traurig zu sagen, aber es muß um der Wahrheit willen gesagt werden, daß sich unser Vaterland vor allen übrigen Ländern darin ausgezeichnet hat, den grausamen Wahnsinn des Hexenprozesses recht methodisch, recht umfassend, recht beharrlich zu treiben. So sehr war durch den Einfluß des Teufelsglaubens die altgermanische Frauenverehrung, welche im Weibe „etwas Heiliges" gesehen hatte, getrübt worden, daß unsere Altvorderen etliche Jahrhunderte hindurch es für möglich, ja für wirklich hielten, deutsche

Mädchen und Frauen gäben Sitte und Scham, alles Hohe und Heilige, was der Mensch besitzen kann, für die widerliche Umarmung eines scheußlichen Bockes hin. Es dürfte schwer sein, auf dem ganzen Gebiete menschlicher Narrheit Etwas aufzufinden, was an blödsinniger Gemeinheit dieser christlich-theologischen Phantasie nur halbwegs gleichkäme.

Der Glaube an Zauber und Hexerei war ein inhärirender Theil des mittelalterlichen Christenthums. Es war dieser Glaube eine logische Folge des Glaubens an einen Gegengott, an den Teufel. Gut und böse, Schöpfung und Zerstörung, Tugend und Sünde, Wahrheit und Lüge, Geist und Materie, Licht und Finsterniß, Ormuzd und Ahriman, Gott und Teufel, — das sind bekanntlich die beiden Pole, um welche sich die religiöse Idee dreht und welche auf die Entwicklung der meisten Religionssysteme bestimmend eingewirkt haben. Um sich sein zweispältiges Wesen gegenständlich zu machen, mußte sich der Mensch überall, wie einen Gott, so auch einen Teufel schaffen, wenngleich dieser Gegensatz z. B. in der Religion der Hellenen, welche den Zwiespalt von Natur und Geist nicht anerkannte, nicht so schroff sich herausgebildet hat. Auch der Mosaismus wußte ursprünglich Nichts von einem Teufel, nahm dann aber diese Personification des negativen, des bösen Prinzips aus der zoroastrisch-persischen Dogmatik herüber und überlieferte ihn sodann dem Christenthum. Bei den Evangelisten Matthäus und Lukas tritt — in der Versuchungsgeschichte Jesu — der Teufel bereits fertig auf, als Widersacher Gottes, Antigott, Gegengott. Im Verlaufe der Siege des Christenthums über das Heidenthum wurden hierauf dem Teufel noch weitere Züge angebildet, indem die christliche Priesterschaft bemüht war, die alten Götter, deren Andenken sie nicht aus dem Volksgemüth zu verbannen vermochte, zu bösen Geistern, zu Teufeln zu degradiren. Zu dem Bilde des Gesammtrepräsentanten der teuflischen Eigenschaften, zu dem Bilde des Oberteufels haben die orientalischen Religionen, wie die hellenisch-

römiſche, die germaniſche und keltiſche Religion Einzelſtriche geliefert; doch handelten die chriſtlichen Theologen in ihrem Sinne conſequent, wenn ſie, welche ja die Natur als ſündhaft verwarfen und das Dieſſeits dem Jenſeits gegenüber als nichtig und unberechtigt erklärten, die Vorſtellung, welche ſich das claſſiſche Alterthum von dem großen Naturgott gebildet, auf Satan übertrugen und alſo — allerdings mit häßlicher Uebertreibung und Verzerrung — aus dem großen Pan den großen Bock machten.

Wie Jedermann weiß, war die ganze mittelalterliche Weltanſchauung durch den Gegenſatz von Gott und Teufel bedingt und beſtimmt. Im Mittelpunkt des Weltalls ſchwebt, nach der Anſicht von damals, die Erde, um welche ſich in ſieben übereinander gedachten Himmeln die Sonne, der Mond und die fünf Planeten mit verſchiedener Geſchwindigkeit im Kreiſe bewegen. Ueber den ſieben Himmeln wölbt ſich eine achte Sphäre, in welcher die übrigen Geſtirne, körperlos und ohne Schwere, frei hängen oder an welche ſie angeheftet ſind, und über der achten ſteigt eine neunte Sphäre auf, der kryſtalliniſche Himmel, und über dieſer eine zehnte, die Feuerſphäre (das Empyreum), allwo Gott und ſein Sohn mit den Seligſten der Seligen thronen, während die übrigen nach den verſchiedenen Graden ihrer Vollkommenheit in den neun andern Himmeln vertheilt ſind. Entgegengeſetzt dieſer Wohnung der Götter, der Engel und der Seligen iſt die Hölle, welche, im Centrum der Erde befindlich, dem Satan und den übrigen gefallenen Engeln, ſowie den verdammten Seelen zum Aufenthaltsorte dient. Gott hat das Univerſum, Erde, Himmel und Hölle, aus Nichts geſchaffen und regiert ſie von ſeinem himmliſchen Sitze aus. Er iſt ein außerweltlicher Gott, er ſteht als Geiſt der Natur gegenüber, die nicht etwa in ihr ſelbſt liegenden unabänderlichen Geſetzen gehorcht, ſondern in jedem Augenblick dem Einwirken Gottes und ſeiner Geiſter unterworfen iſt. Das eben iſt die göttliche Allmacht. Nun ſteht aber dem Reiche Gottes und ſeiner Engel und Seligen das Reich des

Teufels und ſeiner Dämonen und Verdammten feindlich gegenüber. Wie verträgt ſich das mit der göttlichen Allmacht? Ganz gut, denn das Reich des Teufels exiſtirt nur durch „Zulaſſung Gottes.“ Warum aber ließ Gott das Böſe zu? Warum gab er dem Teufel Spielraum? Weil es nun einmal ſo ſein ewiger Rathſchluß iſt. Dieſer Grund muß dem Glauben genügen und genügt ihm wirklich.

Infolge der Vorſtellung, daß dem Himmel die Hölle, dem Gott der Teufel entgegenſtehe, nahm der Glaube an die Verteufelung der Welt immer größere Dimenſionen an. Fand doch alles Böſe, was auf Erden geſchah, jedes phyſiſche und moraliſche Uebel ſeine Erklärung in der Anſicht, daß der Teufel, welcher zugleich Gottes Widerſacher und ſein Affe iſt, ſtets eifrig darauf aus ſei, durch Mehrung des eigenen Reiches das Reich Gottes zu mindern. Ein Reſultat dieſer Mehrung des Teufelsſtaates war zunächſt das Beſeſſenſein von Menſchen durch den Teufel, beziehungsweiſe durch hölliſche Dämonen, wovon die Evangeliſten ſo viel zu erzählen wiſſen [103]), d. h. viele Krankheiten der Seele und des Leibes, welche eine ſtümperhafte Arzneikunſt weder zu erklären noch zu heilen verſtand, wurden für eine Wirkung teufliſcher Bosheit gehalten und in Nachahmung der Austreibung von Dämonen aus Beſeſſenen durch Chriſtus bildete die Kirche kraft des auf ihre Diener ausgegoſſenen heiligen Geiſtes eine förmliche Kunſt des Exorcismus aus, welche dem Teufel entgegenarbeiten ſollte. Gott inſpirirt ſeine Anhänger, der Teufel beſitzt ſie ... Aus dem Gegenſatz von Gottesreich und Teufelsreich ergibt ſich ferner der Unterſchied von Wunderwirkung und Zauberei. Gott und der Teufel greifen gleichermaßen nach Willkür in die Geſetze der Natur ein und ändern dieſelben nach Belieben. Aber jener iſt der legitime, dieſer bloß ein „zugelaſſener“

103) Matthäus, VIII, 28—32; Markus, V, 1—20; Lukas, VIII, 26—39.

illegitimer Herr der Natur und daher die teufliſche Zauberei nur eine Traveſtie der göttlichen Wunderwirkung. Dieſer Unterſchied findet auch ſtatt, wenn Gott und der Teufel ihre Gewalt über die Naturgeſetze ihren Anhängern unter den Menſchen übertragen: die Gotteslieblinge, die Heiligen, wundern [106]), die Teufelslieblinge, die Hexenmeiſter und Hexen, zaubern. Das Wundern iſt legitim und verdienſtlich, das Zaubern ſündhaft und ſtrafbar, denn: „Die Zauberinnen ſollſt du nicht leben laſſen!“ hatte ſchon das moſaiſche Geſetz geboten (Moſ. II, 22, 18). Der Teufel, in ſeinem beſtändigen Krieg gegen das Reich Gottes der Parteigänger bedürftig, verleiht ſeine Zaubermacht an Menſchen, natürlich gegen entſprechendes Aequivalent, d. h. die Zauberer und Zauberinnen müſſen Gott abſagen und dem Fürſten der Hölle ihre Seele verpfänden. Auf dieſem Verhältniß beruht die ganze „ſchwarze Magie“, jener mittelalterliche Glaube an den Bund des Menſchen mit dem Teufel, welcher in unſerer Fauſtſage eine ſo hochpoetiſche, durch den Genius Göthe's zur modernen Univerſaldichtung umgeſchaffene Geſtaltung gewonnen hat, und zum Inventar der ſchwarzen Magie gehören alle die bunten und tollen, wunderlichen und ekelhaften Meinungen und Praktiken vom Verzaubern und Verwandeln, vom Geiſterbeſchwören und Geiſterbannen, vom Wind- und Wettermachen, vom Krank- und Lahmſprechen, vom Schatzheben, Neſtelknüpfen, Schloßſchließen, Vernageln, Treffſchießen, Feſtmachen und Diebſtahlweiſen, von der Milchentziehung, von Alraunen, vom Glücks- oder Galgenmännlein („spiritus familiaris“ [107]), von Liebeszauberbildern und

106) Ich gebrauche dies Wort im activen Sinne nach dem Vorgang von Grimm, D. Mythol. S. 983: „Wundern heißt übernatürliche Kräfte heilſam, zaubern ſie ſchädlich oder unbedingt wirken laſſen; das Wunder iſt göttlich, der Zauber teufliſch.“

107) Eine ſehr geiſt- und phantaſievolle dichteriſche Behandlung dieſes Volksglaubens gibt: „Der spiritus familiaris des Reſtauſchers“ von Annette von Droſte-Hülshof, Gedichte, S. 363 fg.

Liebestränken[108]) — alle die Ausgeburten der Phantasie, die noch heute unter dem Volke umgehen und noch immer mehr oder weniger Glauben finden. Denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch von Illusionen und überdies hat die Einbildungskraft des Volkes zu allen Zeiten mehr der dunkeln als der hellen Seite der Natur sich zugewendet.

Die Kirche entwickelte schon sehr frühzeitig eine verfolgende und strafende Thätigkeit gegen das Zauberwesen. Sie ging von der auf ihrem Standpunkt ganz richtigen Ansicht aus: Zauberer und Zauberinnen schließen einen Bund mit dem Teufel, folglich brechen sie ihr Taufgelübde, also sind sie Ketzer, folglich des Todes schuldig und auszutilgen, d. h. zu verbrennen, weil „die Kirche kein Blut trinkt." Wie sehr in hierarchischen Augen Ketzerei und Zauberei zusammenfielen, zeigt deutlich der Umstand,

108) Der Glaube an die Wirkung der Liebestränke („Liebgifte", die philtra der Griechen und Römer) war noch im 3. Dezennium des 18. Jahrhunderts sehr verbreitet. So sagt Kräutermann in seinem 1726 erschienenen „Curiösen und vernünftigen Zauberarzt" ganz ernsthaft: „In den magischen oder teuflischen Liebesmitteln gebrauchen Zauberer oder Zauberinnen theils allerhand Worte, Zeichen, Murmelungen, Wachsbilder, theils die abgeschnittenen Nägel, ein Stückchen von der Kleidung oder sonst etwas von der Person. Huren und dergleichen Gesinde bedienen sich ihres Menstrui, des seminis virilis, Nachgeburten, Milch, Schweiß, Urin, Speichel, Haar u. dgl. m." Die nachstehende Geschichte von der Wirkung eines Liebeszaubers könnte man für ein Product des Volkswitzes halten, falls sie der Gewährsmann (Harsdörfer in seinem „Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichten", 1653) nicht mit der ernsthaftesten Miene der Gläubigkeit erzählte: — „In der obern Pfalz hat sich wie landkundig zugetragen, daß ein Pfaff sich in eine ehrliche Bürgersfrau verliebt, und da sie in der Kindbett gelegen, von ihrer Magd, der er etliche Dukaten geschenkt, etlich Tropfen von der Frauenmilch begehrt. Die gab ihm aber Geißenmilch. Was er damit gethan, ist unbewußt, das aber hat er erfahren, daß ihm die Geiß in die Kirch vor den Altar und bis auf den Predigtstuhl nachgelaufen, was die Frau zweifelsohne hätte thun müssen, so er ihre Milch zuwegen gebracht. Er konnte des Thiers nicht ledig werden, bis er es kauft und schlachten ließ."

daß man den Waldenſern und Stedingern ſchuldgab, bei ihren religiöſen Zuſammenkünften den in Geſtalt einer Katze, einer Kröte oder eines Bockes erſcheinenden Teufel anzubeten und ſich fleiſchlich mit ihm zu vermiſchen. Dieſes päpſtliche Phantaſieſtück aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts gab das Vorbild des im 15., 16. und 17. Jahrhundert immer üppiger ausgemalten Hexenſabbaths oder der Synagoga diabolica ab, des Glanzpunkts des Teufelsdienſtes. Warum zu Trägern dieſes Kultus vornehmlich die Frauen erleſen wurden, erklärt ſich keineswegs daraus, daß die Hexenrichter mit dem ſchwächeren Geſchlechte leichter fertig zu werden glaubten als mit dem ſtärkeren. Das Motiv war ein ganz anderes und tieferes. War doch ſchon im Alterthum, lange bevor es Hexenrichter und einen Hexenprozeß gegeben, der Glaube an das Daſein von Zauberinnen und ihre magiſchen Künſte gäng und gäbe geweſen und braucht man nur an die betreffenden Auslaſſungen des griechiſchen Humoriſten Lukian und der römiſchen Satiriker Horaz und Juvenal zu erinnern, um die Ungeheuerlichkeiten zu zeichnen, welche den antiken Hexen („striges", „sagae", „veneficae", „lamiae") zur Laſt gelegt wurden. Freilich verrathen die gemeinten Auslaſſungen deutlich genug, daß im antiken Hexenweſen die Bereitung von und der Handel mit Stimulantien und Giften eine große Rolle geſpielt haben, was mitunter auch im modernen der Fall geweſen ſein mag. Von älteſter Zeit her hielt man die Frauen zu derartigen Praktiken für tauglicher als die Männer und ebenſo zu der Zauberei, weil in dieſer etwas Heimliches, Stilles, Verſteckes, die vorwiegende Phantaſie und größere Nervenreizbarkeit des weiblichen Geſchlechtes Anlockendes und Stachelndes läge. Sodann kam in Betracht, daß der jüdiſch-chriſtlichen Theologie zufolge das Weib, durch welches ja die „Sünde" überhaupt in die Welt gekommen, als von Natur ein „Gefäß der Unreinigkeit" — nach kirchenväterlicher Anſicht — teufliſchen Einflüſſen leichter zugänglich ſei als der Mann. Bei den germaniſchen Nationen

endlich dürfte die Erinnerung an die Walküren oder Wunſchmädchen der germaniſch-heidniſchen Religion, deren Vorſtellung ſpäter in dem Glauben an die „wisiu wip“, die Völen oder Walen vermenſchlicht erſcheint, ebenfalls auf die Geſtaltung des Hexenweſens mit eingewirkt haben [109]). Denn von den heidniſchen Walen her mögen Formeln und Bräuche der Wahrſage- und Heilkunſt auf die chriſtliche Zeit ſich vererbt haben, und da dieſelben an die alten Götter erinnerten, welche ja jetzt zu Teufeln degradirt waren, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß die „weiſen Weiber“, welche von ſolchen Formeln und Bräuchen wußten, in den Verdacht hölliſcher Verbindung kamen und für Hexen galten.

Die althochdeutſche Form des Wortes Hexe war Hazuſa oder Hazaſa [110]). Die mittelhochdeutſche Form Hexſe oder Hegxſe oder Hekſe iſt ſelten, denn bis zum 16. und 17. Jahrhundert war für Hexe der ſtehende Ausdruck „Unholde“ (Unholdin), in welchem Wort ſich vielleicht eine getrübte Erinnerung an die altdeutſche Göttin Holda barg. Fiſchart gebraucht das Wort Hexe auch in männlicher Form, indem er in ſeiner Ueberſetzung des Bodinus vom Hex und von der Hexin ſpricht. Der genannte Bodin, welcher mit ſtupender und ſtupider Gelahrtheit das Zauber- und Hexenweſen behandelt hat, beginnt ſeine Unterſuchung mit folgender Begriffsbeſtimmung: „Ein Zauberer, Hex (oder Hexin) iſt, wer fürſetzlich und wiſſentlich durch Teufeliſche Mittel ſich bemühet und unterſtehet, ſein Fürnehmen hinaus zu bringen oder zu etwas dadurch zu kommen oder zu gelangen [111]).“ Zur Erlangung der teufliſchen Mittel, d. h. der Zauberkraft

109) Simrock (Handb. d. d. Mythol. S. 192): „Noch heißen die Hexen in niederdeutſchen Gegenden Walriderek, was ſie deutlich als Walküren bezeichnet.“

110) S. d. Ableit. d. Wortes bei Grimm, D. Mythol. S. 992.

111) Bodinus, a. a. O. f.

führt das Bündniß mit dem Teufel, welches in verſchiedener Form mündlich oder ſchriftlich abgeſchloſſen wird. Gewöhnlich machen ſchon Eingeweihte die Vermittler. Die Ceremonie an ſich iſt einfach: Die Candidatin, je nachdem ſie eine Katholikin oder eine Proteſtantin iſt, verleugnet „Marien und Gott“ oder „unſern Herrgott und ſeine zehn Gebot'.“ Aber zum Abſchluß des Bündniſſes mit dem Böſen kommt noch ein bedeutſamer Umſtand: die teufliſche Buhlſchaft, worüber Theologen und Juriſten ſo viel gelehrten Blödſinn haben ausgeben laſſen. Der Teufel ſucht die Bekanntſchaft der Mädchen und Frauen, welche er zu Opfern ſeines Buhltriebs und demnach zu Hexen machen will, zuerſt immer in Geſtalt eines anſtändigen Mannes, in der Maske eines Junkers, Jägers, Reiters und unter den Namen Voland, Hämmerlein, Federhanns, Peterlein, Federlein, Papperlein, Klaus, Gräßle, Grünhütl oder ähnlichen [112]). Nachdem er die Auserwählten verführt und ſie ſeiner Umarmung — welche in den „Geſtändniſſen“ der Hexen durchweg als „unlieblich“, „kalt“ und „widerlich“ bezeichnet wird — genoſſen haben, drückt er ihnen an irgend einem Leibestheil das „Hexenmal“ (stigma diabolicum) auf, wodurch ſie zum Eigenthum der Hölle geſtempelt werden. Der Teufel zeugt mit den Hexen Kinder, die ſogenannten Wechſelbälge oder Kilkröpfe. Dies war bis zum Ende des 16. Jahrhunderts allgemeiner Glaube, dem auch Luther ausdrücklich ſeine Beſtätigung gab [113]). Später ging die Meinung

112) Es kann Einem bei Leſung der protokollariſchen „Geſtändniſſe“ der Hexen unmöglich entgehen, daß in ſehr vielen Fällen die „teufliſche Beſtrickung“, welcher Mädchen, namentlich ſehr junge, unterlegen zu ſein glaubten, in Wahrheit nur Veranſtaltungen einer ruchloſen Kuppelei geweſen.

113) „Wechſelbelge und Kilkröpfe legt der Satan an der rechten Kinder ſtatt, damit die Leute geplagt werden. Etliche Megde (Mädchen) reiſſet er eſtmals ins Waſſer, ſchwengert ſie und behelt ſie bey ihm, bis ſie des Kindes geneſen. Und legt darnach dieſelben Kinder in die Wiegen, nimpt die rechten Kinder drauß und führet ſie weg.“ Luther, Tiſchreden, fol. 210b. Ebenda,

im Schwanze, aus der Vermiſchung der Hexen mit dem Teufel gehe nur allerhand Ungeziefer hervor, Schlangen, Kröten, Würmer.

Nachdem die Hexe Gott verleugnet hat und die Buhlin des Teufels geworden iſt, wird ſie beim nächſten Hexenſabbath feierlich in die Gemeinſchaft der ſataniſchen Kirche aufgenommen. Jedes Land hat für dieſe großen Hexenverſammlungen ſeine eigenen Stätten, Deutſchland aber die zahlreichſten (Blocksberg, Heuberg, Horſelsberg, Fellerberg u. ſ. w.). Die Hexenſabbathe finden das ganze Jahr hindurch in beſtimmten Nächten der Woche ſtatt, die große Generalverſammlung aber, das höchſte Feſt der Hexenreligion fällt in die erſte Mainacht (Walpurgisnacht) und zwar in ſehr deutlicher Anlehnung an das germaniſche Heidenthum, welches ja zu dieſer Zeit ſein großes Frühlingsopferfeſt gefeiert hatte. Es iſt klar, daß die chriſtliche Kirche das Gefühl der Pietät, womit die neubekehrten Deutſchen auf die „heilige Nacht“ zurückblicken mochten, in Abſcheu zu verkehren ſuchte, indem ſie gerade in dieſer Nacht die Feier des großen Hexenſabbaths ſtattfinden ließ. Die Hexen kommen bekanntlich auf Böcken, Strohwiſchen, Beſenſtielen und Ofengabeln durch die Luft zu dem Sabbath geritten, zu welchem Ritte ſie ſich durch Salbung des Körpers mit der „Hexenſalbe“ und durch das Ausſprechen einer Geheimformel befähigen [114]). Satan erſcheint bei dieſen Zuſammenkünften mitunter in der Geſtalt eines bunt ausſtaffirten Tänzers, gewöhnlich aber in finſter majeſtätiſcher Haltung,

fol. 213b, wird die „Hiſteria von einem Wechſelkind zu Deſſau“ erzählt, welches der gegebenen Schilderung zufolge ohne Zweifel ein armer Cretin war. Luther, als er das Kind geſehen, rieth, daſſelbe ohne Weiteres zu erſäufen; allein der Fürſt von Anhalt, menſchlicher als der teufelsgläubige Reformator, verweigerte es.

114) Die Schilderung des Hexenrittes zum Brocken im „Fauſt“ kennt Jedermann. Weniger bekannt iſt die herrliche Darſtellung der Hexenfahrt in des ſchottiſchen Dichters James Hogg Romanze The witch of Fife, wovon Arentsſchildt eine gelungene Verdeutſchung geliefert hat („Völkerſtimmen“, 2. 133—144).

ſitzend auf einem mit Gold ausgelegten Thron von Ebenholz. Halb Menſch, halb Bock, hat er am Kinn einen Ziegenbart und am Hintern einen langen Schwanz. Seine Füße gleichen Gänſefüßen und an ſeinen Fingern ſitzen lange Krallen. Eine Anzahl von kleinen Hörnern verflicht ſich auf ſeinem Haupte zu einer Krone; außerdem ſitzt auf ſeiner Stirne ein langes Horn, von deſſen Spitze ein Licht ausgeht, heller als der Mond, und ſeine großen runden Augen, welche Eulenaugen gleichen, ſtralen in ſchrecklichem Glanz. Die Ceremonien des Sabbaths, welcher gewöhnlich um neun Uhr Abends beginnt und um Mitternacht endigt, heben damit an, daß die verſammelten Dämonen, Hexenmeiſter und Hexen vor dem Teufel ſich in den Staub werfen, denſelben unter Verleugnung Gottes und ſeiner Heiligen Herr und Meiſter nennen und ihm die linke Hand, den linken Fuß, die linke Seite, die Genitalien und den Hintern küſſen. Hierauf folgt, da der Hexenſabbath durchaus eine Traveſtie der chriſtkatholiſchen Cultacte, eine Art Beichte, indem die Zauberer und Hexen dem Teufel ihre Sünden bekennen, d. h. daß ſie zu wenig Böſes gethan oder daß ſie Gotteshäuſer beſucht und den Gottesdienſt mitgemacht hätten. Satan abſolvirt ſie und legt ihnen je nach den Umſtänden Bußübungen auf. Sodann celebrirt er in eigener Perſon die Teufelsmeſſe, worein er eine Art von Predigt verflicht, welche ſeinen Anbetern ein Paradies in Ausſicht ſtellt, wie ſie es ſich nur immer wünſchen mögen. Zum Beſchluß der Meſſe theilt er an die Verſammelten das Abendmahl in beiderlei Geſtalt aus, allein die hölliſche Hoſtie iſt ſchwarz und zähe wie eine alte Schuhſohle und ſchmeckt fade wie faules Holz und der hölliſche Kelch bietet nur einen bittern und widerlichen Trank. Nun geht es zum Bankett, aber alle Speiſen und Getränke ſind von ſchlechtem oder geradezu ekelhaftem Ausſehen und Geſchmack [115]). Dann

115) Bekanntlich belohnt der Teufel ſeine Anhänger überhaupt ſehr ſchlecht. Als „Vater der Lüge" belügt und betrügt er auch ſie. Das Geld,

ſchickt ſich Alles zum Ringeltanze, wo Tänzer und Tänzerinnen ſich die Hände reichen und die Geſichter nach der Außenſeite des Kreiſes kehren. Während geſchmauſ't und getanzt wird, buhlt der Teufel mit allen Anweſenden, indem er den Männern als Succubus und den Weibern als Incubus beiwohnt [116]). Nachdem er ſchließlich die Verſammelten ermahnt hat, nach Möglichkeit Böſes zu thun, brennt der große Bock ſich ſelber zu Aſche, von welcher die Hexen mitnehmen, um damit zu zaubern [117]).

Es bedarf als feſtſtehende Thatſache keines beſondern Nachweiſes, daß der Glaube an Hexen und Hexerei nur eine logiſche Folge des Glaubens an den Teufel geweſen iſt. Der Hexenprozeß gehörte daher, wenigſtens in ſeinen Anfängen, nothwendig mit zur Signatur einer Zeit, welche ſich verpflichtet glaubte, mit Mord und Brand für das Reich Gottes gegen das Reich Satans zu ſtreiten. Was unſer Dichterkönig vom Aberglauben überhaupt geſagt, gilt ganz beſonders vom Hexenglauben [118]).

welches er ihnen verſchafft, verwandelt ſich über Nacht in Spreu, Kohlen oder Koth.

116) Milich im „Zauber-Teufel" (Theatr. diabol. fol. 191 b): „Der Teuffel wird ein Incubus oder Succubus, d. i. er nimmet Mannes- oder Weibs-geſtalt an ſich. Iſt es nun ſach, daß er ſich zu einem Weibe verſtellet und Mannen beywohnet, ſo blaſet er ſich auf als ſey er ein ſchwanger Frauw und zur zeit der Geburt legt er ein geſtolen Kind neben ſich als ſey es von jm geboren. Iſt er aber ein Incubus, ſo wohnet er Weibern bey und verblendet ſie dermaßen, daß ſie ſelbſt meynen, ſie gehen ſchwanger, und wenn die Geburtſtund da iſt, legt er ein geſtohlen Kind dahin."

117) Die Hergänge beim Hexenſabbath ſind nach den Angaben bei Bodin, Del Rio, im Theatrum diabolorum und in einer Menge einzelner Hexenverhöre mitgetheilt.

118) „Der Aberglaube läßt ſich Zauberſtricken vergleichen, die ſich immer ſtärker zuſammenziehen, je mehr man ſich gegen ſie ſträubt. Die beſſere Zeit iſt nicht vor ihm ſicher; trifft er aber gar ein dunkel Jahrhundert, ſo ſtrebt des armen Menſchen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geiſterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet ſich eine wunder-

Die „heilige Dummheit“ hat noch heutzutage eine unendlich viel größere Gemeinde als die Vernunft und ganz gewiß haben die Hexenbrenner nur im Sinn und Geist ihrer Zeit gehandelt, als ſie zur größeren Ehre Gottes ihr frommes Geſchäft begannen. Im Verlaufe der Zeit freilich hat die urſprüngliche Lauterkeit dieſes Fanatismus etwelche Trübungen erfahren. Denn zu dem mörderiſchen Glaubenseifer geſellte ſich eine nicht minder mörderiſche Habſucht. Der Umſtand, daß das Vermögen der „Eingeäſcherten“ eingezogen wurde und zu zwei Dritteln den Grundherrn, zu einem Drittel den Richtern, Geiſtlichen, Angebern und Henkern zufiel, hat ohne Frage unzählige Hexenbrände angefacht. Wenn ein ſo ſchrecklicher Gegenſtand einen frivolen Ton vertrüge, würden wir ſagen, daß die Menſchen auch im Hexenprozeß das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden ſuchten. Dem frommen Wahn geſellte ſich die kaltblütige Berechnung: was trägt die Sache ein? Die religiöſe Phantaſie des Volkes hatte den Webſtuhl gezimmert, auf welchem das ungeheuerliche Gewebe des Hexenprozeſſes gewirkt werden ſollte; die chriſtliche Theologie gab den Zettel her, die chriſtliche Juriſterei den Einſchlag. Nachdem die zahlreichen „Maleſizgerichte“ einmal etablirt waren und das zahlreiche Perſonal, welches dazu gehörte, das Fett der Sporteln einmal geſchmeckt hatte, lag es gleichermaßen in den Zeitverhältniſſen wie in der menſchlichen Natur, die Hexenprozeduren möglichſt in Schwung zu bringen, und mit welchem Erfolg dies gelang, veranſchaulicht die Thatſache, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während Alles in Deutſchland verarmte, der Hexenprozeß ein ſehr einträgliches Geſchäft war.

ſame reiche Welt von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit, die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprunge gleich Aſträa zurückgekehrt zu ſein, der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, ſeine Rechte durchzuſetzen.“

Das ganze Mittelalter hindurch waren mit anderen Ketzern auch einzelne Zauberer und Hexen von den Ketzergerichten auf den Scheiterhaufen befördert worden. Indessen hatte, wie wir seines Ortes gelegentlich erwähnten, das fromme Institut der Inquisition in Deutschland keinen rechten Boden finden können. Für diese Einbuße nun sollte der Hexenprozeß, welcher am Ausgang des 15. Jahrhunderts in Folge methodischer Entwicklung zu einem theologisch-juristischen Unternehmen ersten Ranges erhoben wurde, unser Land in vollem Maaß entschädigen. Zu Ende des Jahres 1484 erwirkten die beiden vom Papste zu Ketzerrichtern in Oberdeutschland bestellten Professoren der Theologie, Jakob Sprenger und Heinrich Institor, eine päpstliche Bulle, welche in dem Bullenregister unter dem Titel Summis desiderantes — (die päpstlichen Bullen werden bekanntlich nach ihren Anfangsworten betitelt) — berüchtigt und ihres Urhebers, des wollüstigen und grausamen Innocenz VIII. durchaus würdig ist. In diesem merkwürdigen Actenstück wird ein erschreckliches Gemälde von den teuflischen, Menschen, Vieh und Feldfrüchten in mannigfachster Weise schädlichen Verrichtungen der Zauberer und Hexen in deutschen Landen entworfen und werden schließlich die genannten Inquisitoren bevollmächtigt, mit allen Waffen der Kirche gegen den Hexengreuel einzuschreiten, sowie nöthigenfalls den „weltlichen Arm" gegen die Schuldigen anzurufen. In Deutschland bedarf aber selbst der Blödsinn, will er gelten und wirken, der Systematisirung und so schrieb Sprenger mit Beihülfe Gleichgesinnter den „Hexenhammer" (Malleus maleficarum), ein Buch, in welchem der fromme Wahnsinn und die fanatische Grausamkeit gipfelt[119]). Es wurde im Jahre 1489

119) Wie ein Theologe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts über den Hexenhammer dachte, bezeugt Hauber, indem er a. a. O. I. 26 sagt: „Alles, was man von einem Inquisitore der Ketzerei und von den damaligen Zeiten, da das Reich der Finsterniß und Bosheit auf das Höchste gestiegen war, sich nur vorstellen kann, das findet sich in diesem Buche mit einander verbunden: Bos-

mit Approbation der theologischen Facultät von Köln gedruckt und bald das allseitig anerkannte theologische und juristische Handbuch der Hexenrichter, welchem zufolge die Hexerei das „schwerste, ungeheuerste und abscheulichste" Verbrechen ist und zugleich ein „außerordentliches" (crimen exceptum), bei dessen Verfolgung und Bestrafung man sich demnach auch außerordentlicher Mittel bedienen dürfe und müsse. Auch sollte die Angeberei in jeder Weise ermuntert werden. Weil aber „die Kirche kein Blut trinkt", d. h. weil sie ihre wirklichen oder angeblichen Gegner nicht eigenhändig hinrichtet, wurde die Hexerei als ein vor den geistlichen und weltlichen Richter zugleich gehörendes Verbrechen (crimen fori mixti) bestimmt, weil jener über Verletzung des Glaubens, dieser über an Menschen und Dingen verübte Frevel zu richten habe. Mit anderen Worten: Theologie und Juristerei associirten sich zum hexenbrennerischen Geschäftsbetrieb.

Die Theorie, so vorsorglich und umfassend sie war, wurde durch die Praxis bald noch bedeutend erweitert. Das Register der Anzeichen (indicia) der Hexerei schwoll zu einem unendlichen an, denn wie leicht mußte es der hexenrichterlichen Spürnase werden, in der ver- und durchteufelten Welt überall den Teufel und demnach auch Hexen zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken! In Wahrheit, Ernstestes und Lächerlichstes, Erhabenes und Komisches, Größtes und Kleinstes, Vorzüge und Gebrechen, Tugend und Laster, Schönheit und Häßlichkeit, Reichthum und Armuth, Frömmigkeit und Gleichgültigkeit, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, guter und schlechter Ruf, Wort und Gebärde — Alles und Jedes war unter Umständen ausreichend, den Verdacht der Hexerei zu erregen. Es klingt aben-

heit, Tumbheit, Unbarmherzigkeit, Heuchelei, Ärgerlichkeit, Unreinigkeit, Fabelhaftigkeit, leeres Geschwätze." Hinsichtlich der märchenhaften Unflätereien, womit der Hexenhammer die Einzelnheiten der teuflischen Buhlschaft erörtert, mag Hauber hinzu: „Der Autor schreibt wie ein Kerl, der etliche Bordells ausgehurt hat."

teuerlich und iſt doch nur zu wahr, mehr als anderthalb Jahrhunderte lang — von 1500 bis etwa 1675 — war kein Mädchen und keine Frau, aber auch gar keines und gar keine in Deutſchland auch nur eine Stunde ſicher, in der nächſten nicht als Hexe angegeben, angeklagt und prozeſſirt zu werden. Eine Anklage war aber in neunundneunzig Fällen von hundert zugleich eine Verurtheilung.

Dieſem Ziele ſtrebte das ganze Verfahren mit cyniſcher Offenheit zu. Die als Hexe Verhaftete wurde zuerſt in faſt ſcherzhafter Weiſe „ausgeförſchelt", damit ſie ſich fangen, d. h. zu irgend einem Geſtändniß verleiten ließe, welches das Fundament einer weiteren Prozedur abgeben könnte. Die gewöhnlichſte Vorfrage dabei war, ob ſie an Hexen glaube. Verneinte die Beſchuldigte dieſe Frage, ſo war ſie eine Ketzerin und alſo des Todes ſchuldig; bejahte ſie dieſelbe, ſo war damit ein „Indicium" gegeben, daß ſie mehr von der Sache wüßte. Zunächſt ſollte die Angeklagte mürbe gemacht werden durch das Gefängniß. Was für Arten von Gefängniſſen aber die „Hexenthürme" waren, iſt bekannt: Orte voll Pein und Grauen, wo die „Hexen" jeder Brutalität der Verhörrichter und Büttel preisgegeben waren, Orte, wo man an armen Angeklagten, ſelbſt an unmannbaren Mädchen gewaltſam verübte Schändungen dem Teufel auf Rechnung ſetzen konnte. Unzählige Opfer des Hexenglaubens mögen Alles bekannt haben, was immer man bekannt haben wollte, um nur aus der Kerkerpein loszukommen, welche ſchlimmer war als der Tod. Blieb aber die Hexe feſt, ſo wurde ſie der zu den Ordalien gehörenden Hexenprobe unterworfen[129]). Fiel dieſe zu ihren Gunſten aus, ſo wurde ſie freigelaſſen, falls nämlich keine gravirende Zeugenausſage gegen ſie vorlag. War aber dies der Fall, ſo wurde die Hexe ins Gefängniß zurückgebracht und hatte das Verfahren ſeinen Fortgang, zunächſt auf „gut

129) S. oben S. 101.

lichem" Wege, d. h. man quälte die Gefangene durch Hunger, Durſt und Schlafentziehung, um ſie „in Güte" geſtehen zu machen. That ſie es dennoch nicht, was ſehr häufig vorkam, denn der Duldmuth der Frauen iſt ſtärker als der der Männer, ſo verſchritt man zur „Nadelprobe", d. h. man entkleidete die Angeklagte, ſchor ihr die Haare am ganzen Leibe und ſuchte an demſelben das „Hexenmal". Fand ſich ein Leberfleck, ein Muttermal, eine Warze, ſo ſtieß man eine Nadel darein. Blutete das Mal nicht, ſo war der Beweis der Hexerei fertig; blutete es, ſo machte es wohl nur der Teufel bluten, um ſeine Bublin zu retten. Fand ſich durchaus nichts zu einem Hexenmal Qualificirbares vor, ſo hatte es der Teufel ausgelöſcht. Jetzt erſt, falls nämlich die Angeklagte unter allen dieſen phyſiſchen und moraliſchen Qualen die Standhaftigkeit der Unſchuld bewahrt hatte, unterwarf man ſie der „peinlichen Frage", der eigentlichen Folter, welche mit der amtlichen Formel begann: „Du ſollſt ſo dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich ſcheint!" Das war keine leere Drohung; aber die Feder ſträubt ſich, das Entſetzliche nachzuſchreiben, welches vermittelſt brennenden Spiritus und Schwefels, vermittelſt der „Daumenſchraube", der „ſpaniſchen Stiefeln", der „Leiter", des „geſpickten Haſen" und anderer Marterinſtrumente an unzähligen der Hexerei Beſchuldigten, ja ſogar an ſchwangeren Frauen verübt wurde[120a]). Geſetzlich ſollte die Folter nur eine Viertelſtunde dauern, geſetzlich ſollte ſie an Solchen, welche dieſelbe etwa ſiegreich beſtanden hatten, nicht wiederholt werden dürfen; allein die Richter wußten ſich nach Anweiſung des Hexenhammers über dergleichen kleinliche Skrupel leicht hinwegzuſetzen. Man fuhr demnach mit der Folter ſo lange fort, bis das gewünſchte Geſtändniß erfolgte, bis die Hexe im Wahnſinn der Pein oder in

120a) Siehe die actenmäßige Schilderung der Folterung einer als Hexe angeklagten Schwangeren i. J. 1631 bei Reiche, Unterſchiedl. Schriften vom Unfug des Hexenprozeſſes (1703), I. 876.

halber Bewußtloſigkeit die ganze Litanei des Blödſinns herſtammelte, welche in dieſen Geſtändniſſen mit unweſentlichen Abweichungen ſich immerfort wiederholt[121]). Bekannten doch Hexen auf der Folter, Perſonen, welche unter den Augen der

121) Die teufliſche Buhlſchaft ſpielte dabei die Hauptrolle, weil auf dieſe gar zu leicht inquirirt werden konnte. Im Ende des 16. Jahrhunderts wüthete der Hexenprozeß im kurmainziſchen Odenwald und löſ'te auch hier, wie anderwärts, die heiligſten Bande der Natur. Welf Reßmann, ein Bauer zu Amerbach, gab ſeine eigene Mutter als Hexe an. Die Unglückliche wurde eingezogen und der peinlichen Frage unterworfen. Das Folterprotokoll (nach d. Originalacten des Hofgerichts zu Mannheim mitgetheilt von Huffſchmid, Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1859, S. 427) hat ſich erhalten und lautet ſo: — Frage: Wie lang ſie es getrieben habe? Antwort: Mit 13 Jahren habe ich zu Schreiberg bei einer Frau gedient. Dieſelbe hat geſagt, ich ſoll auf den Hausboden gehen und Eier zuſammenkehren. Da erſchien mir ein junger Geſell auf dem Boden im grünen Kleid und ſprach, wenn ich ihn wolle, wolle er mir Eier genug geben, ich ſprach ja. Fr. Was ihr teufliſcher Buhle ihr an Geld geben? A. Er hat mir ein Stück Geld geben, ſo ſich aber nach drei Tagen in einen Haſenſcherben verwandelt. Fr. Wo ihr teufliſcher Buhle Hochzeit mit ihr gemacht? A. Zu Amorsbrunn hat er mich mit Waſſer begoſſen und getauft und der Buhlengeiſt hat Grünbart geheißen. Fr. In was Geſtalt er ihr erſchienen? A. Als ein Jäger mit grünem Kleid und ſpitzig Bart. Fr. Wie er teufliſche Buhlſchaft mit ihr verbracht? A. Er hat die teufliſche Buhlſchaft mit mir getrieben wie ein Mann, aber er iſt an Geſtalt und Natur nit geweſt wie ein anderer Mann, ganz kalt und haarig. Fr. Was er hatte, damit er gebuhlet hat? A. Es iſt geweſt wie ein Horn oder ein dick Holz, aber es hat mir ſo wohl gethan wie von einem Mann. Fr. Was ſie bei des Teufels Tanzplatz tentirt hat? A. Ich habe den Tanzplatz kehren müſſen und mit vielen Andern dort getanzt; die Margaretha Oswalt hat der Teufel auf Hand' und Fuß' geſtellt und ihr ein brennendes Licht in den Hintern geſteckt, eine halbe Elle lang. — Schnegras hat zu Kelheim in Baiern ein vollſtändiges Formular zur Inſtruirung der Hexenverhöre aufgefunden und daſſelbe in der Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. 1858, S. 321 fg. abdrucken laſſen. Es füllt ſechs engedruckte Octavſeiten und gehört der Schreibweiſe nach ohne Zweifel der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Der Titel lautet: Absoluta Generalia circa confessionem veneficarum. Fragſtuck auf alle Articul, in welchen die Hexen und Unholden auf das allerbequemeſt mögen Examinirt werden.

Richter lebendig herumgingen, mittelſt zauberiſcher Mittel getödtet zu haben! Geſtanden doch zwölf- und zehnjährige, ja acht- und ſiebenjährige Mädchen, als Hexen verhaftet und gefoltert, ſie hätten mit dem Teufel gebuhlt, mehrmals von ihm empfangen und ihm Kinder geboren! Ob aber das Geſtändniß Mögliches oder Unmögliches enthielt, gleichviel, es hatte das Urtheil auf „Einäſcherung" zur Folge, wie in der barbariſchen Amtsſprache des Hexenprozeſſes die Hinrichtungsweiſe der Opfer hieß. Man hatte ja den bereits erwähnten Ausſpruch des moſaiſchen Geſetzes für ſich, ferner mußten die Hexen ſchon als in Ketzerei Gefallene von canoniſchen Rechts wegen den Tod erleiden und endlich ſetzte auch die Peinliche Gerichtsordnung auf die Zauberei die Todesſtrafe, unter Beſtimmungen, welche jeder Hexenrichter, der ſein Handwerk kannte, unendlich dehnbar zu machen verſtand[122]. Bußfertige Hexen wurden, bevor man ſie auf den Scheiterhaufen brachte, enthauptet oder erdroſſelt, unbußfertige dagegen lebendig verbrannt, ein Umſtand, der ſchreiend genug erklärt, warum nicht viele Hexen das ihnen durch die Folter ausgepreßte Geſtändniß vor ihrem Tode widerriefen: ſie wollten nach all dem Entſetzlichen, was ſie erlitten, wenigſtens der minder qualvollen Todesart genießen. Die wenigen Angeſchuldigten, welche, ſei es durch außerordentliche Körper- und Seelenſtärke, ſei es durch eine Verkettung glücklicher Umſtände, den Klauen der Maleſizgerichte entgingen, kamen doch nur als Krüppel an Leib und Seele aus den Kerkergrüften hervor. Viele der Eingezogenen und Gefolterten haben ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibt, andere dagegen haben einen glorreichen Heldenmuth bewährt, eine faſt übermenſchliche Kraft. So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, ein junges Mädchen aus Nördlingen, welches, i. J. 1593 als Hexe verhaftet, zweiundzwanzig ſich ſteigernde Grade der Folter aushielt, ohne die Behauptung ihrer Schuldloſigkeit aufzugeben. Die viehiſchen

122) Carolina, § 89, vgl. § 11. Ausg. v. Koch (1809), S. 30, 38.

Richter brachen aber mittelſt des dreiundzwanzigſten Martergrades wie die Glieder ſo auch die Seelenſtärke des armen Kindes.

Der achte Innocenz hatte in ſeiner Unfehlbarkeit mittelſt der erwähnten Bulle feſtgeſtellt und folglich zu glauben befohlen, daß die deutſchen Hexen, „ihres Seelenheils uneingedenk und vom katholiſchen Glauben abfallend, mit Dämonen, die ſich als Incubi mit ihnen vermiſchen, Unzucht treiben, mittelſt Anrufungen, Liedern und Beſchwörungen, allerhand abſcheulichen Zauberformeln, Uebertretungen, Verbrechen und Laſtern die Leibesfrüchte der Weiber und der Thiere, ferner die Feldfrüchte und das Obſt, die Weinberge, Wieſen, Gärten und Getreidefelder verderben, erſticken und vernichten und im Weiteren ſogar die Menſchen ſelbſt, Männer und Frauen, ebenſo Vieh aller Arten mit grimmigen, innerlichen ſowohl als äußerlichen Schmerzen behaften und peinigen und die Männer verhindern, zu zeugen, und die Weiber, zu empfangen, und die Männer, daß ſie ihren Gattinnen, und die Frauen, daß ſie ihren Gatten die ehelichen Werke leiſten: daß ſie, die Hexen, außerdem den mittelſt der Taufe empfangenen Glauben mit gotteslaſterlichem Munde verleugnen und auf Anſtiftung des Teufels zahlloſe Laſter, Greuel und Frevel begehen zur Gefahr ihrer Seelen, zur Beleidigung göttlicher Majeſtät und zum Aergerniß und verderblichen Beiſpiel für Viele[123]." Unter ſo bewandten Umſtänden durften Sprenger und Conſorten nicht zögern, mit allem Eifer an die Ausrottung dieſer deutſchen Landescalamität zu gehen, und ſo wurden denn ſchon in den Jahren 1481—1489 nicht weniger als neunundachtzig Hexenbrände veranſtaltet. Trotzdem ſchien es mit der Sache nicht recht voran gehen zu wollen und ſchien der Hexenprozeß in Deutſchland ebenſo unpopulär zu ſein, wie die Inquiſition geweſen war.

123) Das Original der Bulle findet ſich vollſtändig im Hexenhammer und bei Hauber, der Hauptſache nach bei Soldan, S. 213.

Verſtändige Geiſtliche predigten ſogar geradezu gegen das Hexenbrennen. Allein diesmal ſiegte, wie ſo oft, der Unſinn, beſonders nachdem es gelungen, die geiſtlichen Fürſten vom hierarchiſchen, und eine Menge größerer und kleinerer Dynaſten vom ökonomiſchen Geſichtspunkt aus für den Hexenprozeß zu intereſſiren. Namentlich während des dreißigjährigen Krieges wurden die Hexenprozeduren für manchen heruntergekommenen Landedelmann, wie nicht weniger für finanziell bedrängte Biſchöfe, Aebte und ſtädtiſche Rathscollegien eine eifrigſt ausgebeutete Einnahmequelle. Konnte doch ſchon früher, noch im 16. Jahrhundert, einer der Gegner des Hexenprozeſſes, Cornelius Loos, mit vollem Recht ſagen, das ganze Verfahren ſei nur „eine neuerfundene Alchymiſterei, um aus Menſchenblut Gold zu machen [124]."

Die Reformation minderte den Glauben an Hexerei und Hexen nicht, löſchte auch keineswegs die Hexenbrände, im Gegentheil! Waren doch die Reformatoren ſelbſt ſehr ſtandhafte Teufelsgläubige, iſt doch Luther insbeſondere ein wahrer Fanatiker des Glaubens an den Teufel geweſen. Für ihn war die Welt im wörtlichſten Sinne „voll Teufel", die er allerdings nicht fürchtete, welche ihm aber doch genug zu ſchaffen machten. Beſonders dann, wann ihm Hämorrhoidalleiden und Hypochondrie perſönliche Begegnungen mit Satan bereiteten [125]. Bei der

124) Gauder, I, 74 fg.

125) Beſonders während Luther's Aufenthalt auf der Wartburg hatte es, wie Jedermann weiß, der Teufel auf ihn abgeſehen. Luther wird mitunter, freilich ohne Wiſſen und Willen, geradezu komiſch, wenn er gravitätiſch von den Neckereien erzählt, welche der Böſe ihm anthat. So z. B. in den Tiſchreden (Zeil. 203b): — „Als ich Anno 1521 von Wormbs abreiſete und bey Eiſenach gefangen ward und auff dem Schloß Wartburg ſaß, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben und kondte niemands zu mir kommen denn zween edele Knaben, ſo mir des Tags zweymal eſſen und trinken brachten. Nun hatten ſie mir einen Sack mit Haſelnuſſen gekaufft, die ich zu zeiten aß, und hatte denſelbigen in einen Kaſten verſchloſſen. Als ich des Nachts zu Bette gieng, zog ich mich in

Anſicht der Reformatoren vom Teufel und ſeinem Wirken auf Erden war es ganz in der Ordnung, daß in Ländern, welche dem Proteſtantismus ſich zugewandt, die Hexenverfolgungen nicht minder eifrig betrieben wurden als in den katholiſch gebliebenen. Zwar ſchien um die Zeit des Augsburger Religionsfriedens hüben und drüben der Eifer etwas erkalten zu wollen, allein er wurde namentlich durch die Jeſuiten wieder angefacht, welche, wo immer ſie in Deutſchland Eingang gefunden, die Anhänger der Reformation unter dem Titel von Hexenmeiſtern und Hexen auf den Scheiterhaufen zu befördern wußten. Die Proteſtanten ihrerſeits wollten in der Arbeit für das Reich Gottes hinter den Katholiken nicht zurückbleiben und ſo begann jetzt über ganz Deutſchland hin die Hexenbrennerei im größten Styl. Katholiken und Proteſtanten, Fürſten, Prälaten, reichsfreie Bürgermeiſter und reichsfreie Krautjunker wütheten um die Wette, „die Unholden mit Stumpf und Stiel auszurotten“, wie der wohlweiſe Bürgermeiſter Pheringer von Nördlingen ſich ausdrückte, in welchem winzigen Reichsſtädtchen nur in dem Zeitraum von 1590—91 zweiunddreißig Hexenbrände ſtattfanden. Solche „Einäſcherungen“ in Maſſe hoben in Deutſchland, wo in Folge der politiſchen Zerſplitterung und des confeſſionellen Wetteifers der Hexenprozeß gründlicher und methodiſcher betrieben wurde als in irgend einem andern Lande, etwa mit dem Jahre 1580 an und währten ſo ziemlich gerade ein Jahrhundert lang; denn i. J. 1678 veranſtaltete der Erzbiſchof von Salzburg den letzten, nicht weniger als 97 Perſonen verzehrenden Hexenbrand großen

der Stuben auß, thet das Licht auch auß und gieng in die Kammer, legte mich ins Bette, da kompt mirs über die Haſelnüſſe, hebt an und quitzt eine nach der andern an die Balcken mechtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach; wie ich nun ein wenig entſchlieff, da hebts an der Treppen ein ſolch gewolter an, als würffe man ein ſchock Keſſer die Treppen hinab.“ Der Reformator erzählt dann weiter, wie er aufgeſtanden und den rumorenden Satan im Namen Chriſti beſchworen und vertrieben habe.

Style. Sehr oft schwoll, gerade wie in diesem Falle, eine unbedeutende Hexenprozedur zu einem Monstreprozeß an, welcher Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes, Geistliche und Laien, Edeldamen und hörige Mägde, Domherren und leibeigene Knechte, Künstler und Handwerker, Gelehrte und Bauern, Greisinnen, Matronen, Jungfrauen und Kinder zugleich ins Verderben riß. So z. B. ließ der Bischof von Würzburg, Philipp Adolf von Ehrenberg, in dem kurzen Termin von 1627—29 in seinem Stift neunhundert „Hexenleute" hinrichten, wovon 219 Opfer auf die Stadt Würzburg allein kamen. Erwägt man, daß in der Grafschaft Neisse allein v. J. 1640—1651 an tausend Hexen verbrannt worden sind, daß in der Stadt Braunschweig von 1590—1600 der Hexenprozeß so grassirte, daß die Brandpfähle vor den Thoren „dicht wie ein Wald" standen, erwägt man, daß jede Stadt, jeder Flecken, jede Prälatur, jeder Edelsitz — ein Herr von Rantzow ließ auf einem seiner Güter in Holstein an einem Tage 18 Hexen verbrennen — Hexenbrände haben wollten, so ist es keine übertriebene, sondern eine sehr mäßige Angabe, der Hexenprozeß habe in deutschen Landen unmittelbar 100,000 Opfer gemordet.

Wie immer in Zeiten allgemeiner Verdunkelung der Geister und Gemüther, flüchtete sich die geächtete Vernunft auch zur Zeit der Raserei des Hexenglaubens in die Herzen von einigen wenigen edlen Menschen, um von dort aus gegen den triumphirenden Unsinn zu protestiren. Schon der Hexenhammer mußte, wenn auch mit Unwillen, zugeben, daß „Einige zu behaupten wagten, die Hexerei existire nur in dem Wahne von Menschen, welche natürliche Wirkungen, deren Ursachen sie nicht kennen, auf Zauberei zurückführen [126])." Molitor machte in seinem Gespräch von den Unholden schon 1489 einen, wenn auch schüchternen Versuch, das ganze Hexenwesen als Phantasterei und Einbildung zu kenn

126) Malleus maleficarum (A. v. 1488), p. 3.

zeichnen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten der Arzt Weier und der Prieſter Loos publiziſtiſch gegen Hexenglauben und Hexenprozeduren auf, konnten aber nicht durchdringen und hatten ſchwere Verfolgungen zu beſtehen. Auch Lercheimer's „Chriſtlich Bedenken von Zauberei" (1593), worin beſonders die Annahme der teufliſchen Publichaft bekämpft wurde, ging unbeachtet vorüber. Ein ruhmreicher Gegner erſtand dem Hexenprozeß in dem Grafen Friedrich von Spee, Mitglied des Jeſuitenordens — „auch aus Nazareth kann Gutes kommen." Dieſer wahrhaft große und gute Menſch — geboren zu Kaiſerswerth 1591 und geſtorben zu Trier 1635, als Opfer einer Seuche, deren Gift er als unermüdlicher Krankenpfleger eingeathmet hatte — welcher auch als Poet in der deutſchen Literaturgeſchichte eine bleibende Stellung gewonnen („Trutz Nachtigal" 1649), ließ i. J. 1631 ſeine berühmte Streitſchrift Cautio criminalis gegen den Hexenprozeß ausgeben, eine That wahrhaft bereiſcher Humanität und zugleich eine der beſten Thaten verſtändiger Kritik von allen, welche jemals gethan wurden. Spee hatte als Beichtiger eine Menge von Hexen zum Tode vorbereiten und zum Scheiterhaufen begleiten müſſen. Was er da geſehen und gehört, hatte ihm in noch jungen Jahren das Haar ergrauen gemacht[127]). Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ein Zeugniß ablegen für die Opfer und gegen die Henker. So ſchrieb er ſein Buch, in welchem er mit richtigem Takte den Accent auf die Darſtellung des Verfahrens gegen die Hexen legte, indem er darauf ausging, zu zeigen, daß dieſes Verfahren ſchlechterdings alle Angeklagten, auch den ſchuldloſeſten, auf den Scheiterhaufen bringen müſſe. Der Beweis hiefür wurde von Spee in ſeiner meiſterhaft pſychologiſchen Darlegung der „Summa des Prozeſſes im Zauberei-Laſter" geliefert. Zunächſt freilich vergebens, um ſo mehr, als die juriſtiſche Autorität jener Tage, Benedict Carp-

127) Nach dem Zeugniß von Leibnitz, abgegeb. i. d. Theodicee, I. 97.

zow, in ſeiner 1635 erſchienenen „Criminalpraktik“ das ganze Gewicht ſeiner blödſinnigen Gelehrſamkeit zu Gunſten des Hexenprozeſſes in die Wagſchale legte. Erſt mit dem Einfluß, welchen des Niederländers Balthaſar Becker berühmtes Buch De betooverde weereld (1691) gewann, brach ſich die Vernunft allmälig in weiteren Kreiſen Bahn und legte ſich, wenn auch nicht der Hexenwahn, ſo doch die Hexenbrandwuth nach und nach. Als dann unſer großer Aufklärer Chriſtian Thomaſius auf der Gränzſcheide des 17. und 18. Jahrhunderts ſeine ruhmvolle Laufbahn begonnen hatte, war es nicht das kleinſte ſeiner großen Verdienſte, daß er dem Hexenglauben ſo energiſch zu Leibe ging. Wie mögen Tauſende und wieder Tauſende von Frauen aufgeathmet haben, als es in Folge von Thomaſius' Bemühungen doch nicht mehr ſo ganz für ſelbſtverſtändlich galt, daß wer nicht an Hexen und an die Verdienſtlichkeit der Hexenbrände glaube, ſelber eine Hexe ſei.

Trotz Alledem ſchleppte ſich die Thätigkeit der Maleſizgerichte noch ſo weit ins 18. Jahrhundert hinein fort, daß der letzte Hexenbrand, welcher im deutſchen Reiche ſtattgefunden hat, nämlich i. J. 1749 zu Würzburg, keineswegs ſo anachroniſtiſch iſt, wie man zu meinen pflegt. Das Opfer dieſes Juſtizmordes war eine ſiebzigjährige Nonne, Maria Renata Sänger von Mohan, in München geboren und als Neunzehnjährige wider ihren Willen ins Kloſter Unterzell bei Würzburg „verſorgt.“ Sie war in Frömmigkeit und Ehren alt geworden und zur Stelle der Subpriorin ihres Kloſters emporgeſtiegen, als der tolle Prozeß gegen ſie eingeleitet wurde. Als Baſis des Beweisverfahrens mußte die Angabe einer Nonne dienen, welche auf dem Sterbebette ausgeſagt hatte oder ausgeſagt haben ſollte, Maria Renata ſei eine Hexe[128]). Der ganzen traurigen Geſchichte mag eine jener in Nonnenklöſtern ſo häufigen Klatſchbaſereien oder böswilligen

128) S. den actenmäßigen Bericht bei Horſt, Zauberbibliothek. I. 203 fg.

Intriguen zu Grunde gelegen haben. Genug, die arme Greisin ward inquirirt und das Gericht brachte glücklich heraus, daß sie bereits in ihrem siebenten Jahre sich dem Teufel ergeben und seither alle die gäng und gäben Praktiken einer Hexe ausgeübt, insbesondere auch ihren klösterlichen Mitschwestern — die armen Nonnen scheinen an hysterischen Krämpfen gelitten zu haben — Dämonen in die Leiber gezaubert habe. Leider gelang es der aus zwei geistlichen Räthen des Bischofs und zwei Jesuiten bestehenden Untersuchungscommission nicht, als wichtigstes Beweisstück das „Teufelspactum" zu Tage zu fördern, doch reichten die „Indicien" aus, die Angeklagte durch das weltliche Gericht zum Feuertod verurtheilen zu lassen. Der Bischof „milderte" das Urtheil und so wurde die Unglückliche enthauptet, ihr Leichnam aber verbrannt. An dem Scheiterhaufen hielt der Jesuitenpater Gaar eine Predigt, in welcher er Alle, welche nicht an Hexen glaubten, als Atheisten bezeichnete. Er hatte im Sinne der mittelalterlichen Weltanschauung ganz recht ..... Die Abstellung des Hexenprozesses in den katholischen Ländern Deutschlands verdankte man hauptsächlich dem Vorgang der Kaiserin Maria Theresia, welche die Thätigkeit der Malefizgerichte energisch beschränkte. Da und dort beeilte man sich nicht sehr, der verständigen Monarchin nachzuahmen. Wurde doch in Kurbaiern noch i. J. 1769 jedem Landgerichte eine amtliche, so ziemlich im Geiste des Hexenhammers gehaltene Anleitung für angehende Untersuchungsrichter in Hexenprozessen zugestellt [129]). Indessen kommt einer mit Protestanten besetzten Richterbank die traurige Ehre zu, auf deutschem Boden das letzte Todesurtheil über eine Hexe gesprochen zu haben, über die Anna Göldin, welche i. J. 1782 zu Glarus prozessirt, mit dem Schwert hingerichtet und unter dem Galgen begraben wurde, weil sie dem Kinde ihres Dienstherrn

129) Das sehr merkwürdige Actenstück ist mitgeth. von Schuegraf, Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 764 fg.

Nägel, Stecknadeln und Steine in den Magen gehext hatte[130]). Seither iſt die Thätigkeit der Maleſizgerichte verſchollen. Nicht ſo der Hexenwahn, welcher auch in Deutſchland noch manchen Ortes ſpukt, ſogar noch unter Leuten, die es übelnähmen, wollte man ſie nicht den „Gebildeten“ beizählen. Denn der Hexenglauben ſteht und fällt mit dem Teufelsglauben: die letzte Hexe wird alſo erſt mit dem Teufel ſterben.

130) Lehmann, Vertraul. Briefe den ſog. Hexenbankel zu Glarus betreffend (1783).

Fünftes Kapitel.

Rococo.

Eine Kette von Gegenſätzen. — Umfang der Bewegung des 18. Jahrhunderts. — Die Frauentracht: eine Schöne im Rococoſtyl; Revolution und Reaction der Mode. — Umgangston. — Bildung der Frauen und ihre Stellung in den adeligen und bürgerlichen Kreiſen. — Ständiſches Leben. — Urſachen der unſittlichen Aeußerungen deſſelben. — Das Theater und die Frauen. — Die Neuber und ihre Nachfolgerinnen. — Die Frauen von Wien. — Ein merkwürdiger Umſtand in Caſanova's Memoiren. — Die Frauen von Berlin. — Die Höfe. — Flüchtige Durchblätterung der höfiſchen Skandalchronik. — Vollſtändige Verwirrung der ſittlichen Begriffe. — Eine ſinnliche Maitreſſe als „Muſterbild der Tugend." — Die Ironie der Weltgeſchichte. — Der Pietismus und die Frauen. — Die „Mutter Eva" zu Schwarzenau. — Ein weibliches Ungeheuer. — Die Heilige von Wittenſpuch. — Muckeriſches.

Das Jahrhundert des Rococo, ja, aber auch das der Emanzipation! Das Jahrhundert des Puders und der verſchnörkelten Unnatur, aber auch das einer bis zum Sanculottismus, bis zur griechiſchen Nacktheit à l'Aspasie verſchreitenden Sehnſucht nach Natur. Das Zeitalter eines bis zu den äußerſten Conſequenzen ausgebildeten, zwiſchen Wahnwitz und Blödſinn ſchwankenden Sultanismus, aber auch das des aufgeklärten Deſpotismus eines Friedrich und Joſeph, — eine Periode der Weltgeſchichte, die mit dem Frevelwort des vierzehnten Ludwig: „L'état c'est moi!" beginnt, aber mit der Begründung einer neuen Welt jenſeits des Ozeans durch die Demokratie und mit der franzöſiſchen Revolution

ſchlicht. Das Jahrhundert einer Pompadour und Dubarry, aber auch das einer Maria Thereſia und Katharina. Die Epoche einer Politik bronzeſtirniger und mühlſteinherziger Selbſtſucht, einer Politik der Geheimtreppen, Hinterthüren, der Dublietten und des Bravetilets, aber auch die Epoche des Aufgangs der großen Freiheits- und Humanitätsidee, — ein Zeitraum, an deſſen Anfang ein Czar Peter, in deſſen Mitte ein Waſhington, an deſſen Ende ein Napoleon ſteht. Das Jahrhundert des Jeſuitismus, Pietismus und der Geheimbundsmyſterien, aber auch das der engliſchen Freidenker, der franzöſiſchen Encyklopädiſten und der deutſchen Aufklärer und Illuminaten. Das Zeitalter des in Voltaire verkörperten verneinenden und zerſtörenden Spottes und zugleich das der ſchaffenden und bauenden Begeiſterung eines Rouſſeau und eines Schiller. Die Epoche der tiefſten Erniedrigung des deutſchen Geiſtes und zugleich ſeiner herrlichſten Siegesflüge: dort Paſtor Götze, hier Leſſing und Kant, — dort Gottſched, hier Göthe. Das Jahrhundert der großen Abenteurer, Intriguanten, Projectmacher, Gaukler, Gauner und Schwindler, der Law, Münnich, Görtz, Alberoni, Clement, Patkul, der St. Germain, Caglioſtro, Caſanova, aber auch das der großen Bürger wie Franklin und Peſtalozzi und der heldiſchen Naturen wie Karl der Zwölfte, Friedrich der Einzige, Kosciusko, Mirabeau und Danton. Eine Epoche unterthänigſten Unterthanengefühls, aber auch des ſturm- und drangvollſten Freiheitsdurſtes; der ſchwunglöſeſten Skepſis und des rückſichtsloſeſten Cynismus, aber auch der empfindſamſten Schwärmerei und des ſchwungvollſten Glaubens an das Ideal. Ein Zeitalter ſchmachvollſter Entwürdigung deutſcher Weiblichkeit in einer Geiſel oder Grävenitz, und wieder ein Zeitalter der Glorification deutſchen Frauenthums in Erſcheinungen wie Luiſe von Preußen und Luiſe von Sachſen-Weimar.

Die Ringe dieſer Kette von Gegenſätzen ließen ſich noch um viele vermehren, wenn die gegebenen nicht hinreichten, in

Erinnerung zu bringen, daß das 18. Jahrhundert unter der bizarren und frivolen Hülle des Rococo eine Bewegung der Geister und Gemüther entwickelte, wie nur wenige Epochen der Weltgeschichte sie aufzeigen. Was man dieser großen Zeit mit Recht oder Unrecht vorwerfen mag, alle ihre Unzulänglichkeiten, Irrthümer und Uebertreibungen, immer wird man ihre außerordentliche Fruchtbarkeit an großen Gedanken und großen Menschen anerkennen müssen. Von der Ideenfülle, welche damals in Umlauf gesetzt wurde, werden noch manche Jahrhunderte zu zehren haben. Und welches dichte Gedränge von originellen, schöpferischen, thatkräftigen Männern, von Weisen und Gelehrten, Dichtern und Künstlern, Feldherrn und Staatsmännern, Gesetzgebern und Erziehern führt jene Zeit an uns vorüber! Für Deutschland war das 18. Jahrhundert, welches allgemach alle Stände und Classen in seine nach vorwärts treibende Bewegung hineingezogen und selbst die Gegner seines Geistes diesem mehr oder weniger dienstbar zu machen gewußt hatte, geradezu eine Periode sittlicher und geistiger Wiedergeburt. Auf allen Gebieten des Lebens trat der reformistische Gedanke die Erbschaft an, welche ihm das 16. Jahrhundert vermacht und das 17. unterschlagen hatte. Immer entschiedener löste sich der deutsche Genius aus den Fesseln der Ausländerei, um seine eigenen Bahnen zu wandeln und Hand an sein großes Werk zu legen, an die Umbildung des eigenen und der fremden Völker im Sinne des Humanismus, an die Verwirklichung jener Erklärung der Menschenrechte, wie sie in den unsterblichen Werken der Heroen unserer classischen Literaturperiode dargelegt ist. Welch' ein unermeßlicher Vorschritt von Leibnitz und Wolf bis zu Kant und Fichte, von Gottsched und Gellert bis zu Lessing, Göthe und Schiller! Welche Contraste zwischen den Anschauungen und Wirkungsmitteln eines Klopstock und eines Wieland und doch wiederum welches unwillkürliche Zusammenwirken solcher Contraste zur Klärung und Erhellung einer gährenden und ringenden

Zeit! Wie segensreich waren nicht auf dem Felde der bildenden Künste vom Auftreten Winckelmann's an die Vorarbeiten zur Heraufführung einer neuen Epoche nationaler Kunst! Und wenn hier die Erfüllung dem 19. Jahrhundert vorbehalten blieb, wie schön erfüllte schon das vorige die stolzesten Hoffnungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst und mehr noch auf dem der Musik, wo nach einander Händel, Bach, Haydn, Gluck, Mozart und Beethoven auftraten, jeder in seiner Art das Kind einer Zeit, deren Stimmung als alle Dissonanzen gewaltig beherrschender Grundton die glühende Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Wahrheit und Schönheit durchzog, eine Hingebung an die Götter, an die Ideale der Menschheit, um welche der eiserne Realismus unserer eigenen Zeit das „Jahrhundert des Rococo, des Zopfes und Puders" wahrlich beneiden dürfte.

Freilich kommen die Resultate der ungeheuren Geistesarbeit von damals den Massen nur sehr allmälig zu gut und die ganze erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch zeigt das deutsche Leben noch eine große Verknöcherung und Verkümmerung auf. Der gedankenlose und egoistische Despotismus, welcher sich nach dem Vorbilde Ludwig's des Vierzehnten in Deutschland festgestellt, mußte sich erst zum aufgeklärten wandeln, bevor in die starrende Unbeweglichkeit der religiösen, politischen und sozialen Begriffe und Gewohnheiten neues Leben kam und auch an maßgebender Stelle das Bewußtsein Platz griff, daß, wie nachmals sogar Kaiser Franz I. von Oestreich in einer schweren Stunde der Prüfung erkannte, „die Völker auch Etwas seien." Der siebenjährige Krieg war der letzte Kabinetskrieg großen Styls und zugleich ein Ereigniß von unberechenbarer sittlicher Tragweite, indem er das deutsche Volk in seinen Tiefen aufrüttelte und dem deutschen Gedanken und der deutschen Arbeit überall neue Bahnen öffnete und neue Ziele steckte. Denn von diesem Kriege datirt, weil derselbe die nothwendige Voraussetzung von Friedrich's, des gekrönten Aufklärers, reformatorischer, die mittel-

alterlichen Traditionen brechender Thätigkeit war, das allmälige Emporkommen eines neuen sozialen Factors, eines gebildeten deutschen Mittelstandes nämlich, auf welchen sich der „erleuchtete" Absolutismus, wie ihn Friedrich der Große und seine fürstlichen Nachahmer in Deutschland schufen, mit oder wider Willen stützen mußte. Es ist eine beim ersten Anblick höchst seltsame, bei näherem Zusehen aber leicht erklärliche Thatsache, daß Friedrich, obwohl von der falschen Idee beherrscht, daß nur auf dem Wege der französischen Bildung für Deutschland Heil sei, durch sein aufklärerisches Regiment ein deutscher Kulturheros geworden. Er, gerade er, der französirte Veromacher, gab vermöge seines Ruhms und vermöge seines Waltens als Feldherr und Staatsmann der Nation jenes Selbstgefühl zurück, welches sie ihren Genius wieder finden ließ.

Eine wunderbare Productivität kennzeichnet das deutsche Kulturleben des 18. Jahrhunderts durch alle Phasen seines Vorschreitens hindurch. Klopstock brach zuerst den Bann der Nachahmung, welcher so schwer auf dem deutschen Geist gelegen, und er brach zugleich den Zauber, welchen Voltaire wie auf ganz Europa so auch auf unser Land übte. Denn der Sänger des Messias setzte der Voltaire'schen Skepsis und dem Voltaire'schen Witz eine Begeisterung entgegen, welche ihre Motive aus den Ideen des Vaterlandes und der Religion schöpfte, und zwar aus einer Auffassung der Religion, welche sich gleichermaßen gegen die Frivolität des Unglaubens kehrte wie gegen die Herzlosigkeit der Orthodoxie und die Verdumpfung des Pietismus. Wieland seinerseits führte mittelst seiner weltmännischen, die zeitbewegenden Gedanken in graziöse Formen kleidenden Autorschaft die Theilnahme der höhern Stände der vaterländischen Literatur zu und hat, ebenso wie Klopstock, nicht wenig dazu beigetragen, der literarischen Bewegung jene soziale Selbstständigkeit zu sichern, welche es einem Lessing und Kant ermöglichte, die Gesetze der Aufklärung mit souveräner Freiheit zu formuliren. Herder grub

mit kundiger und treuer Hand die lange verschüttet gewesenen Quellen aller wahren Poesie wieder auf, indem er der literarischen Convenienz gegenüber an die Unmittelbarkeit des Volksgefühls appellirte und so jener Schaar von „Stürmern und Drängern" Bahn schuf, welche das Naturevangelium Rousseau's in Deutschland verkündigten. Es kam der Cultus überschwänglicher Freundschaftlerei, welchem lange Jahre hindurch der „Vater" Gleim als eine Art Hochmeister vorstand, es kam der Göttinger Hainbund mit seinem Tyrannenhaß, es kam die Zeit der Kraftgenialität, der Lavater'schen Christlichkeit, der Werther'schen Liebesschwärmerei, der Siegwart'schen Sentimentalität, des Faust'schen Titanismus, — lauter Erscheinungen, welche bezeugten, daß es dem deutschen Geist in einer Welt der Reifröcke und Schnürleiber zu enge geworden und daß überall eine auf die Freiheit des Denkens und Fühlens gerichtete revolutionäre Stimmung nach Licht, Luft und Geltung rang. Endlich aber gelangte die tumultuarische Bewegung zu einem Abschluß, indem Göthe und Schiller, aus den Gährungen der Sturm- und Drangperiode zu freier Künstlerschaft sich emporarbeitend, in Form vollendeter Kunstwerke vor die Augen der Nation die Ideale hinstellten, nach deren Verwirklichung sie in ihrer weiteren Entwicklung zu ringen hat.

Diesen, hier freilich nur in flüchtigsten Umrissen gezeichneten Gang nahm die große Umwälzung, welche im Laufe des 18. Jahrhunderts sich vollzog. Es wird die Aufgabe des gegenwärtigen und der folgenden Kapitel meines Buches sein, das deutsche Frauenleben darzustellen, wie es sich unter den angedeuteten Kulturbedingungen vom Beginn des vorigen Jahrhunderts an bis in das gegenwärtige herein nach seinen verschiedenen Richtungen hin entfaltet hat.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit einem Blick auf die äußerliche Erscheinung unserer Aeltermütter, so sehen wir um die

Mitte des 18. Jahrhunderts und noch weit darüber hinaus im weiblichen Anzug das Rococo in seinem vollen Triumph. Es waren doch sehr bizarre Gebäuse, worin die Schönen von damals steckten. Bei festlichen Veranlassungen war ihre Toilette geradezu ein Kunstwerk, dessen Aufbau nicht wenig Zeit, Mühe und Kosten verursacht hat. Die Figur, welche die Damen im Fest-, Ball- oder Brautkleid machten, war diese. Ihre Füße steckten in Schuhen von Atlas oder Sammet, welche mit goldgestickten Schleifen verziert und in der Mitte der Sohle mit einem zollhohen Stelzchen versehen waren, wodurch die Trägerin gezwungen wurde, auf den Fußspitzen zu schweben. Dies erklärt dann auch die steifabgemessenen Bewegungen der Tänze jener Zeit: in solchen Schuhen konnte man unmöglich walzen oder galoppiren oder polken, sondern nur einen vorsichtigen, elegantlangweiligen Menuett schreiten. Noch mehr als der Damenfuß war der Damenkopf mißhandelt. Denn auf diesem mauerte sich ein kolossaler, mit Drahtgestell und Roßhaarwulst unterbauter, aus verschiedenen Stockwerken bestehender, gepuderter, gekleisterter, mit einer Masse von Bändern, Blumen und Federn verzierter Haarthurm in die Höhe, welcher die Länge seiner Trägerin nahezu um eine Elle oder sogar drüber erhöhte. Der aus Fischbeinstäbchen aneinandergefügte Corset-Harnisch zwängte Schultern und Arme zurück, preßte den Busen heraus und schnürte die Taille wespenhaft zusammen. Ueber dem umfangreichen Drahtgestell des Reifrocks spannte sich das mit allerhand Falbeln und Finkerlitzchen garnirte Seidenkleid und über dieses floß das mit einer Schleppe versehene, vorn auseinander fallende, auf beiden Seiten reich besetzte Obergewand von gleichem Stoffe hinab. Die mit Blonden beladenen Aermel reichten bis zum Ellnbogen und den Vorderarm deckte der lange, parfümirte Handschuh. Hals, Nacken und Busen wurden sehr frei getragen. Die Geistlichkeit beider Confessionen skandalisirte sich höchlich über diese Offenherzigkeit, aber meist mit sehr geringem Er-

folg [131]). Gab es doch eitle Mütter genug, welche ihre ſchamhaft widerſtrebenden Töchter aufforderten, den Liebreiz des Buſens ja recht ſehen zu laſſen [132]). Zum Staatsanzug der Damen gehörte der Fächer und das ſpitzenbeſetzte Taſchentuch; auch führte die elegante Schöne ſtets ein Perlmutterdöschen in der Taſche, welches einen Vorrath von Schönpflästerchen enthielt. Denn die richtige Wahl und Placirung der ſchwarzen, aus engliſchem Pflaſter in allerlei Formen geſchnittenen Mouchen machte eines der wichtigſten Ge-

---

131) Um 1740 „ließen in Wien — erzählt Rewßler („Fortſetzung neueſter Reiſen durch Teutſchland" u. ſ. w. S. 929), manche Damen gleich vom Bette aus, ohngeſchnüret und öfters nicht wenig bloß, wenn ſie nur eine Volante über ſich geworfen hatten, zur Kirche und Kommunion. Die Geiſtlichen ließen bei ſolcher Gelegenheit ihren Eifer mit gar beſonderen Ausdrückungen von der Kanzel hören. Einer von ihnen ſtellte mit vieler Heftigkeit vor, das Frauenzimmer komme in Sacken zur Kirche, nicht um Buße zu thun, ſondern ihre Waaren und Fleiſchbanke beſſer auszulegen und könne kein Geiſtlicher bei der Kommunion ſeine Augen mit gutem Gewiſſen aufthun. Ein anderer Prediger drohete, wenn er noch Eine mit entblößetem Halſe zu Geſichte bekommen würde, wollte er ihr von der Kanzel herab in den Buſen ſpeien." Im proteſtantiſchen Norddeutſchland wußten die Herren Geiſtlichen ebenſo wenig, wohin ſie mit ihren Augen ſollten. Gar beweglich ſagt Hermes in ſeinem für die damaligen Sittenzuſtände ſehr wichtigen Roman „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen", welcher 1779 zu erſcheinen begann: „Euch, ihr Hüterin des weiblichen Geſchlechtes bitte ich, zu erwägen, in welche Verlegenheit die gegenwärtige Kleidungsart des Frauenzimmers den Prediger ſetzt und Jeden, der nicht bei Euch auf die Nasenſpitze und nicht tückiſch wie ein Schurk neben Euch in den Winkel hin ſehen will."

132) Pockels (Verſuch e. Charakteriſt. d. weibl. Geſchl. I. 191): „Kennt man nicht Mutter, die den unzüchtigen Anzug ihrer Töchter nicht nur erlauben, ſondern auch anordnen helfen? Da hat das alberne Mädchen — ſagte neulich eine vornehme Mutter zu ihrer Tochter und zwar in Geſellſchaft von Männern und Weibern — da hat das alberne Mädchen ihren Buſen beinahe ganz eingehüllt; ich kann dieſe dumme Schamhaftigkeit nicht leiden, da ſich das Mädchen ſehen laſſen kann und ihre Berge weit und breit herum die ſchönſte iſt! Das Mädchen erröthete und ging zur Thüre hinaus."

heimniſſe der Toilettekunſt und Koketterie aus[133]). Noch zu Anfang der neunziger Jahre exiſtirten der Reifrock, der Stelzſchuh und die gepuderte Chignonfriſur. Dazu war noch das bauſchige Halstuch gekommen, welches von dem Umſtand, daß es in Verbindung mit Drahtgeſtellen benützt wurde, eine nicht vorhandene Buſenfülle zu erkünſteln, den Namen „Menteur“ erhielt. Die franzöſiſche Revolution revolutionirte auch den Damenanzug, wie ſie vom Männerkopf Zopf und Haarbeutel wegſchnitt. Die von England herübergekommene griechiſche Frauentracht, welche eigentlich nur aus einem Hemde beſtand („la chemise grecque“),

133) Klemm hat in ſeinem Buch („Die Frauen“, II, 322) aus der 1736 erſchienenen l'art de décoppiler la rate folgenden „catalogue des mouches“ beigebracht: — La passioné au coin de l'oeil, la majestueuse au milieu du front, l'enjouée sur le pli que fait la joue en riant, la galante au milieu de la joue, la baiseuse au coin de la bouche, l'effrontée sur le nez, la coquette sur les lèvres, la reveleuse sur un bouton. — Auch auf den Buſen wurden Mouchen geklebt. Im 3. Geſang von Thümmel's „Wilhelmine“, welche 1764 erſchien, iſt folgende Szene gemalt, die, und zwar nicht allein in Betreff der Schönpflästerchen, ein charakteriſtiſches Genrebild aus dem Zeitalter des Rococo abgibt: — „Bald (nach dem Weggang des Paters Sebaldus, mit welchem ſein vornehmer Gönner das „zerpflückte“ Kammermädchen Wilhelmine verheiratet, wie das damals ſehr häufig vorkam) trat Wilhelmine herein und brachte ihrem gnädigen Herrn Chokolade mit perlendem Schaume. Da gab ihr der Hofmarſchall das Document ihrer Tugend, den ehrlichſten Abſchied, ſauber auf Pergament geſchrieben, und ſiehe da, welche großmüthige Gnade, er umarmte ſie mit gefälligen Händen und küßte ſie zärtlich. Eine ganz ſapphiſche Empfindung ſtrömte durch ihr dankbares Herz und trieb ihren wallenden Buſen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knittern begann, der ihn weit unter der Hälfte umſpannte. Ach, welch ein reizender Buſen, o ſcherzhafte Muſe beſchreib' ihn! Auf ſeiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönpflaſterchen, angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drolligen Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer, Lakaien und Freiherrn auf ſich zog. Aber jetzt hob ſich dreimal die warme bebende Bruſt und trennte die gedörrte Mouche vom Gummi. Der kleine Liebesgott, mitſammt ſeinem Gerüſte, fiel zwiſchen der Schnürbruſt unaufhaltſam hinunter, daß die Schöne ſchrie und der Hofmarſchall zu lachen anfing.“

wurde von den Pariſerinnen der Directorialzeit in ſo kokett ſchamloſer Weiſe getragen, daß ſie, die ſchöne Madame Tallien voran, halbnackt erſchienen, in fleiſchfarbenen ſeidenen Tricotpantalons mit lilafarbenen Zwickeln und Kniebändern, an den bloßen Füßen leichte Sandalen, Ringe an den Zehen, darüber die Chemiſe, d. h. ein wirkliches Hemd, welches, hart unter der Bruſt loſe gegürtet bloß durch ein paar ſchmale Bänder auf den nackten Schultern befeſtigt war und die ganze Oberhälfte des Körpers vollkommen entblößt ließ, während auf dem am Hinterkopf zu einem griechiſchen Knoten aufgebundenen Haar ein weißer Zichturban ſaß. Kein Wunder, daß der Spott ſolche Griechinnen an Eva's Feigenblatt erinnerte [134]). Auch in Deutſchland griechelten die Damen den franzöſiſchen nach, namentlich in Berlin. Allein Ehrbarkeit, rauhes Klima und mit Recht polternde Aerzte machten dem griechiſchen Coſtüm eine erfolgreiche Oppoſition. Entſchieden wurde der Sieg derſelben erſt durch die Rückkehr zur Schnürbruſt, womit ſich nach und nach — bis zum Jahre 1808 blieb es jedoch Mode, den Buſen ganz offen zu tragen — auch wieder eine anſtändige Verhüllung einſtellte. Wie in wichtigeren Dingen, hatte die Revolution auch in Sachen des Frauenanzugs weit über das vernünftige Maaß und Ziel hinausgeſchoſſen und ſo erfolgte denn hierin ebenfalls die reactionäre Gegenſtrömung, welche unter dem zweiten franzöſiſchen Kaiſerreich glücklich wieder beim Reifrock der Rococozeit angelangt iſt.

Das wunderliche Gemiſch von pedantiſchem Zwang und lockerer Koketterie, welches die Frauentracht der Rococozeit kennzeichnet, war dem Frauenleben von damals überhaupt eigen.

134) Eine Dame, die ſich auf Promenaden und Bällen durch die Durchſichtigkeit ihrer Tracht auszeichnete, erhielt ein niedliches Käſtchen aus Akajoubolz zugeſandt, als ſie eben einen glänzenden Cirkel um ſich verſammelt hatte. Die Aufſchrift lautete: Kleidung für Madame. Neugierig ward das Käſtchen eröffnet und als einziger Inhalt zeigte ſich ein — Nebenblatt. Journal d. Luxus und d. Mode, 1800. S. 309.

In Städten, welche keine Reſidenzen waren, d. h. keine Sammelpunkte einheimiſcher und fremder Laſter, bewegte ſich namentlich das Daſein des höheren Bürgerſtandes äußerlich in ſteif und ſtreng geregelter Convenienz. Dieſe duldete es nicht, daß Mädchen oder Frauen mit der Freiheit und Ungenirtheit von heute öffentlich erſchienen. Es galt für unſchicklich, ohne „Kammermenſch" über die Straße, in die Kirche oder in einen Kaufladen zu gehen; das Erſcheinen von Frauen ohne männliche Begleitung auf Spaziergängen, im Theater und Concertſaal ging gar nicht an. In ſolchen ſolid-vornehmen bürgerlichen Kreiſen wurde allen franzöſiſchen Moden zum Trotz das häusliche Walten der Frauen und Töchter noch immer als ihre ſchönſte Beſtimmung angeſehen. Auch ſicherten Recht und Sitte Vätern, Gatten und Brüdern eine unbedingte Autorität über ihre weiblichen Angehörigen [135]). Mit der fraulichen Bildung war es bis in die höchſten Kreiſe hinauf nicht weit her, bevor die große Bewegung unſerer Literatur auch die Frauen mit in ihre Aufſchwünge hineinzog. Bis dahin galt in den ariſtokratiſchen Sphären durchſchnittlich die Fertigkeit im Franzöſiſchplappern, eine oberflächliche Kenntniß der franzöſiſchen Literatur, etwas Spinettaſtenſchlägerei, etwas italiſches Ariengedudel für den Gipfel weiblicher Bildung. In ehrbar bürgerlichen Kreiſen wurde das Leſen von Romanen den Frauen als eine Sünde angerechnet [136]). In proteſtantiſchen Bürgerhäuſern wurden die Töchter ſtreng angehalten, mit dem Katechismus und der Bibel ſich vertraut zu machen, und ging dieſer Rigorismus mitunter ins Abſurde. So wiſſen

---

135) S. insbeſ. die Schilderung ſtädtiſchen Lebens in Norddeutſchland in den hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten („Jugendleben und Wanderungen") von Johanna Schopenhauer, deren Jugend in die Rococoperiode zurückreichte.

136) Charakteriſtiſch rühmt in der von Stranitzky 1722 herausgegebenen „Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" ein lockeres Mädchen als einen Beweis ihrer Bildung, daß ſie „mehr als zwölf Liebesgeſchichten von Talander (A. Bohſe) durchgeleſen habe."

wir von der Jugendgeliebten Wieland's, Sophie von La Roche, wie ihr Vater, der Augsburger Arzt Gutermann, seine Freude daran hatte, daß seine Tochter, nachdem sie schon als Dreijährige lesen gelernt, als Fünfjährige bereits die Bibel vollständig durchgelesen hatte. Ebenso, daß das junge Mädchen tagtäglich bei ihrer Handarbeit eine Betrachtung in Arndt's „Wahrem Christenthum" lesen mußte [137]). Doch unterrichtete sie der Vater zugleich auch in der Geschichte und von Göthe's Vater ist bekannt, daß er an dem Unterrichte, welchen er seinem Sohn in verschiedenen Fächern ertheilte, auch seine Tochter Cornelia theilnehmen ließ. Dies fällt freilich schon in eine Epoche, wo der in die Zeit gefahrene Sturm und Drang auch den Bildungstrieb der Frauen lebhaft angeregt hatte. Die Folge davon war, daß viele Mädchen und Frauen eine wahrhaft harmonische, dem Schönen mit edlem Enthusiasmus zustrebende Bildung sich aneigneten, andere viele jedoch es nur dahin brachten, daß ihre Köpfe schlechtgewählte und schlechtgeordnete Bibliotheken enthielten.

Bis zur Zeit, wo die große mit Klopstock's Auftreten beginnende Wendung unserer Literatur eine idealischere Färbung in den deutschen Umgangston einzuführen anhob, herrschte in diesem, auch den Frauen gegenüber und unter diesen selbst eine Ausdrucksweise, welche der lasciv-galanten Sprache des 17. Jahrhunderts nur allzu häufig Nachklänge vom Grobianismus des 16. beimischte. Wie wenig man sich zu scheuen hatte, selbst vornehmsten Damen gegenüber Alles bei seinem Namen zu nennen, beweist schon die Thatsache, daß den derben Natürlichkeiten der Hanswurstiaden, wie sie Stranitzky zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu einem stabilen Ingrediens der theatralischen Freuden Wiens gemacht, die Insassinnen der Logen ersten Ranges lachenden Beifall zuklatschten [138]). Neben diesem Gefallen an

137) Ludmilla Assing, Sophie von La Roche, S. 14, 17.

138) Man kann sich von dem Ton der in Rede stehenden Stranitzky'schen Hanswurstkomödien eine ungefähre Vorstellung bilden, wenn man erfährt, daß

Derbheiten lief eine Pedanterei her, welche, wenn sie von Liebessachen redete, die absonderlichsten Schnörkel zuwegebrachte. So ein Professor der Liebeskunst theilte die Liebe ein: 1) in die christliche Liebe, 2) in die eheliche Liebe, 3) in die Freundschaftsliebe, 4) in die Socialitäts- oder Vertraulichkeitsliebe, 5) in die Galanterieliebe, 6) in die Hurenliebe. Er docirte: „In einem Liebes-Commercio ist es nöthig und man muß bei der Geliebten darauf dringen, daß sie eine Liebesprobe ablege" — und definirte das Küssen als „ein Negotium bei einem Liebes-Commerce, welches sie ablegen zu temoignirung ihrer innigsten Liebe, wobei jedoch zur contenance zu rathen ist[139]." Die aristokratische Welt fragte freilich derartigen deutschprofessorlichen Vorschriften in Sachen der ars amandi wenig nach, sondern richtete sich lieber nach den Regeln der französischen Galanterie. Ein Muster derselben war der liebenswürdige Staatsmann Graf Stadion, der Gönner und Lehrer Wieland's, für welchen, während er seiner vornehmen Geliebten bis tief in die Nacht hinein galant aufwartete, sein Secretär La Roche, der seines Herrn Handschrift nachahmen mußte, inzwischen daheim die zierlichsten Billetsdoux schrieb, damit diese Beweise einer rastlosen Zärtlichkeit frühmorgens auf den Toilettentisch der Dame befördert werden könnten[140]. Die frivol-französische Anschauung von den Frauen, welche in den adeligen Kreisen gäng und gäbe, und die deutsch-eckig-pedantische, welche in den bürgerlichen umging, hatte, wie noch manches Schiefe, Unerquickliche und Unvermittelte im deutschen Leben, eine ihrer Wurzeln in der bis zur kastenmäßigen Unduldsamkeit gehenden Sonderung der Stände. Es wird Einem,

in der Olla potrida Fuchsmundi, der Held einer Jungfer Anna Barbara seine Liebe anträgt und dabei in der Beschreibung seiner Person sagt, dieselbe habe nur einen einzigen Mangel, nämlich einen zu „dicken Hintern."

139) Germani Constantis Moralischer Tractat von der Liebe gegen die Personen des andern Geschlechts, 1717.

140) Raumer's Histor. Taschenbuch, X. 397.

wenn der Ausdruck gestattet ist, ganz indisch-pagodisch oder ägyptisch-mumienhaft zu Muthe, wenn wir im geselligen Verkehr der Rococozeit auf adeliger Seite die hochmüthigste Ausschließlichkeit, auf bürgerlicher die kriechendste Unterthänigkeit bemerken [141]). In Wahrheit, Edelleute und Bürger hatten so zu sagen Nichts mit einander gemein als die Luft und diese Schroffheit in Aufrechthaltung der Standesunterschiede, welcher Schiller in Kabale und Liebe ein ewiges Brandmal aufgedrückt, währte bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Es war so leicht, so angenehm, so modisch, human zu schwärmen, aber man fand es vielfach „inconvenant", human zu handeln. Ausnahmen, schöne Ausnahmen gab es freilich, aber sie bezeugten doch nur die Regel. Konnte doch selbst aus der damaligen Metropolis des deutschen Geistes, aus Weimar, wo der revolutionäre Most der Kraftgenialität sich zum edlen Wein des Freisinns und der Humanität abgeklärt hatte, noch zu Anfang des Jahres 1800 Herder's Frau die Neuigkeit, daß die Adeligen und Bürgerlichen zum ersten Mal einen gemeinsamen Ball abgehalten, als ein Ereigniß an Knebel melden. Heiraten zwischen den beiden Ständen fanden zwar schon früher statt, aber gewöhnlich hatten Bürgerliche das Wappenschild, welches ihnen adelige Bräute häufig als einzige Aussteuer mit ins Haus gebracht, theuer zu bezahlen. Ein sehr anschauliches Bild dieser Mißverhältnisse bietet das i. J. 1780 erschienene dramatische Familiengemälde „Nicht mehr als sechs

141) In Sophiens Reise von M. n. S. schreibt der Pastor Groos an ein Jungferchen von Adel, welches sich nachmals zu seiner Frau und zur Qual seines Lebens zu machen weiß, in nachstehenden Ausdrücken: — „Wenn Personen, von denen mein niedriger Stand mich mit Recht so entfernt, daß ich ihnen nicht ganz bekannt werden kann, Personen, deren Gesinnung gegen mich Nichts sein darf als Gnade, Personen, denen ich nicht anders als mit einer wirklich belachenswerthen Frechheit, das, was man Ehrfurcht und Respect nennt, verweigern könnte — wenn solche Personen mir Eigenschaften zutrauen, die ich nicht so glücklich bin zu besitzen, — dann werde ich in der That geängstigt."

Schüſſeln" von Greßmann. Der Hofrath Reinhard, welcher darin eine Frau von Adel geheiratet, muß dieſelbe „Ihr Gnaden" tituliren, wenigſtens in Geſellſchaft, und ſich von ſeiner Frau und ihrer Tante wegen ſeiner „bürgerlichen Großiererie" bei jeder Gelegenheit zurechtſetzen laſſen. Er rächt ſich dafür, indem er von „adeligem Lumpengeſindel" ſpricht. Frau von Schmerling, die Tante, ſtellt in ihrer ganzen Erſcheinung und Ausdrucksweiſe ein Product jener Bildung, d. h. Mißbildung dar, wie ſie die gewöhnliche franzöſiſche Bonnenerziehung in adeligen Häuſern an den Töchtern zuwegebrachte. Dieſe Dame ſpricht am liebſten in franzöſiſchen Fleskeln, miſcht aber darunter ſo gemeine und derbdeutſche Ausdrücke, wie ſie heutzutage ſogar im Munde einer Stallmagd auffällig wären. In Nicolai's „Sebaldus Nothanker" (1773) erhalten wir deutliche Winke, worin eine „ſtandesmäßige" Erziehung damals nur allzu häufig beſtand. Die ehrliche Gouvernante Marianne verliert da die Gunſt ihrer Gebieterin, der Frau von Hebenauf, weil ſie es nicht verſteht, ihren Zöglingen „ſtandesmäßige Manieren" beizubringen und dieſelben aus dem Mercure de France zu belehren, „wie eine affaire d'honneur geführt werden müſſe." Sehr bezeichnend für die damalige Durchſchnittskultur dieſer Geſellſchaftsſchichte iſt es endlich, daß man in den meiſten adeligen Häuſern und in Nachahmung derſelben auch in reichen bürgerlichen keine Diener und Dienerinnen kannte und nannte, ſondern nur „Kerle" und „Menſcher".

Will man in unſeren Tagen den unermeßlichen Beifall verſtehen, welchen in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die dramatiſchen Familiengemälde des trefflichen Iffland und Anderer fanden, ſo muß man ſich erinnern, daß in dieſen Schauſpielen dem deutſchen Publicum ſeine lange und lebhaft gehegte Sehnſucht nach einer edleren Um- und Neugeſtaltung des Familienlebens gegenſtändlich gemacht wurde. Gerade dieſe Sehnſucht ſpricht aber unzweifelhaft von einer tiefen Zerrüttung der häuslichen und öffentlichen Sitten, welche ſich

vom 17. Jahrhundert bis weit, sehr weit ins folgende hereingeschleppt hatte. Die Unsitten des Universitätslebens, dessen das ganze Jahrhundert hindurch andauernde Wüstheit aus der ersten Hälfte desselben Zachariä („der Renommist"), aus der zweiten Laukhard („Selbstbiographie" und „Annalen der Universität Schilda") grell bezeugt, verpflanzten sich gar gern auch in die gebildeten bürgerlichen Kreise, unter Beamte, Aerzte, Juristen und Pastoren, und außerdem eiferte das Bürgerthum dem Adel in Völlerei, gespreiztem Scheinwesen und leerem Prunk vielerorten leichtsinnig nach. Da war es denn lange nicht so selten, als es hätte sein sollen, daß ganze Bürgerschaften in Folge gedankenloser und roher Wohllebens ihres Wohlstandes verlustig gingen und daß die Trunksucht, sogar die Trunksucht von Frauen, häufige Straßenskandale veranlaßte. Reisende, welche um 1730 Nürnberg, Augsburg, Ulm und andere süddeutsche Städte besuchten, bezeugen, daß die Bewohner derselben mit Bällen, Kränzchen, Schlittenfahrten und anderen kostspieligen Vergnügungen lustig in den Tag hineinlebten, je mehr es mit den Verhältnissen der Einzelnen wie der Stadtgemeinden rückwärts ging. Dasselbe sagen andere Augenzeugen von Frankfurt und Hamburg aus und ein Zeitgenosse klagte mit Recht, daß die leidige modische Sucht, mehr zu scheinen als man sei, die Hauptschuld dieser ökonomischen und sittlichen Verkommenheit getragen habe[112]. Andere sittenverwildernde Einflüsse lagen in dem Anblick einer brutalen Strafjustiz, deren Acte nicht selten recht eigentlich berechnet schienen,

112) Pöllnitz, Memoiren, I, 227. Keyßler, Reisen, I, 70. Maria Belli, Leben in Frankfurt a. M. I, 22. Beneke, Hamburg. Geschichten und Sagen, 2. 331. Vgl. bei Biedermann a. a. O. II, 323 die aus einer Zeitschrift von damals gezogene Jahresrechnung eines Hamburger Kaufmanns, welcher jährlich 23,739 Mark auf seinen Haushalt und seine Vergnügungen verwandte und sich dadurch ruinirte. Der Posten „galante Depensen" des Hausherrn betrug 1120 M., das „Trost-Geld" der Hausfrau 330 M.

alles menſchliche Gefühl aus den Gemüthern wegzutilgen; ſowie in den Berührungen mit der Soldatenwelt, deren unglückliche Angehörige, wenigſtens die Gemeinen, ſyſtematiſch in der Verthierung erhalten wurden, welche damals allerdings das Soldatenhandwerk kennzeichnete, und zwar häufig bis zu den höchſten Sproſſen der Chargenleiter hinauf, von wo herab die „Kerle", d. i. die gemeinen Soldaten, wie Viehſtücke behandelt wurden [163]). Wenn ſich nicht verſchweigen läßt, das Zuſammenwirken der angedeuteten Motive habe zur Rococozeit auch die Denkweiſe und das Gebaren der deutſchen Frauen beeinflußt, habe ſie zur Putz-, Spiel- und Trunkſucht verleitet, habe ſie erſt dem Leichtſinn und dann der Ausſchweifung zugeführt, ſo entſteht billig die Frage, ob denn die Religion damals ſo gar wenig ſittigende Macht über die Herzen, namentlich die Frauenherzen beſeſſen habe? Aber was war denn damals die Religion oder, genauer geſprochen, die Kirche? Drüben auf katholiſcher Seite ein bis zum Fetiſchismus gehender Heiligen- und Ceremoniendienſt, hüben auf lutheriſcher ein foſſiles Dogmenungethüm, welches ſo widerwärtig breit, unbeweglich und anmaßlich mitten in der Zeitſtrömung lag, daß ihm jeder Denkende beim Vorübergehen gern einen Voltaire'ſchen Fußtritt verſetzte. Neben ſo beſchaffenen Kirchen, hatte der Pietismus ſein „beſcheiden Kirchlein" aufgezimmert und bald mußte daſſelbe beträchtlich erweitert werden, um die Zuſtrömenden zu faſſen. Es iſt leicht erklärlich, daß die pietiſtiſche Miſſion namentlich in der Frauenwelt ſo ſehr gedieh; allein leider wurde ihr anfängliches unbeſtreitbares Verdienſt von ihren nachtheiligen Wirkungen bald weit überwogen. Denn ſie ſchuf zwar „Erweckte", aber auch, wie wir ſehen werden, Verzückte und Verrückte und

163) Auch in Dienſtlichen Erlaſſen. So verbot das bekannte „Reglement für die preußiſche Infanterie" v. J. 1730 das „übermäßige Vollſaufen, abſonderlich in Branntwein, damit nicht ein Kerl vor der Zeit ungeſund werde oder gar krepire."

raffinirte vielfach die Ausschweifung, indem sie um diese den Deckmantel der Heuchelei schlug. Und dann war der Pietismus von vorneherein unfähig, die weltmännische Menge zu gewinnen, weil sich diese, Frauen wie Männer, von der trüben Asketik angewidert fühlten, welche die sogenannten „Mitteldinge", d. h. die geselligen Vergnügungsmittel, Spiel, Musik, Tanz, Theater, als schlechthin sündhaft verwarf.

Es ist freilich wahr, gerade das Theater gab zu solchem puritanischen Eifer Veranlassung genug, namentlich seit der Einführung der Frauen auf die Bühne, welche durch das Uebermächtigwerden der Oper bedingt wurde. Das ganze Mittelalter hindurch waren, wie Jedermann weiß, auch die Frauenrollen, wie sie in den „Mysterien" und „Moralitäten" vorkamen, von Männern gespielt worden, und wenn zu jener Zeit bei theatralischen Aufzügen da und dort auch Frauen mitgewirkt hatten — nicht immer, wie seines Ortes erwähnt worden, in züchtiger Weise — so bildete sich doch erst im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts ein bestimmter Stand von Sängerinnen und Schauspielerinnen. In Deutschland war diese Neuerung, welche die ganze bisherige Theaterpraxis über den Haufen warf, durch den bekannten Magister Velthen um 1680 zuerst consequent eingeführt worden[144]). Zwar bei der prachtvollen, ungeheure Summen verschlingenden Oper, welche der letzte Habsburger, Karl VI., unterhielt, durften noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Frauenrollen nur von Castraten gesungen werden. Allein anderwärts war es anders und es ist ein nicht geringes Merkmal der Moral von damals, daß die zuchtlosen Arien, von welchen die komischen Opern wimmelten, von Mädchen und Frauen in schamlosem Costüm und mit schamlosem Gebärdenspiel vorgetragen wurden. Gegen diese Unfläterei, wie gegen die grobburleske, zotige Hanswursterei, bildete die, wenn auch noch so perückenhafte

144) Vgl. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst, I, 258 fg.

Opposition Gottsched's immerhin eine heilsame Gegenstrebung. Gottsched wurde in seinen Bemühungen, das deutsche Theater nach dem Styl der französischen Classik zu reformiren, durch die talentvolle, für ihren Beruf begeisterte Schauspielerin Friederike Karoline Neuber (geb. 1692, gest. 1760) wesentlich unterstützt. Die großen Gaben dieser Frau konnten sich freilich in der von Gottsched angegebenen dramatischen Richtung nicht vollständig entfalten — schon die Vorstellung einer Schauspielerin, welche in Schnürleib, Reifrock und Stelzchenschuhen griechische und römische Heldinnen agirt, hat etwas unwiderstehlich Komisches — allein trotzdem hat die technische Veredlung wie die sittliche Hebung der Schauspielkunst eine große Summe des Dankes an die Neuber abzutragen. Sie zuerst ist es gewesen, welche die Schauspieler aus Vagabunden zu Künstlern machte und ihrem Vorgang und Beispiel verdankt es die deutsche Schauspielkunst, daß sich von jener genialen, schönen und unglücklichen Charlotte Ackermann an bis zu Johanna Hendel-Schütz und Charlotte von Hagn herab im vorigen und in unserem Jahrhundert eine ganze Reihe von hochbegabten Frauen dem Theater widmen konnten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihrer weiblichen Würde verlustig zu gehen [143]).

Von dem im Vorstehenden betretenen Seitenweg wieder zu einem oben verlassenen Punkt rückwärts biegend, wollen wir zu-

---

143) Charlotte Ackermann starb 1773 in der Blüthe ihrer Jugend und ihres Talents zu Hamburg. Mythenbildnerei und Dichtung haben sich der Figur der geistvollen und hochgesinnten Künstlerin bemächtigt, welcher Otto Müller zu unserer Zeit ein schönes novellistisches Denkmal errichtete (1836). Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme. Ihr bekränzter Sarg trug die Inschrift:

Ist das Leben nicht ein Traum
Flüchtiger Gefühle?
Ausgelaufen war ich kaum
Und bin schon am Ziele.

nächſt die Sittenzuſtände von Wien und Berlin ins Auge faſſen, wie ſie ſich vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts den Augen glaubwürdiger Berichterſtatter darſtellten. Die Wiener Geſellſchaft hat freilich unter den Regierungen Karl's VI., Maria Thereſia's und Joſeph's II. manche tiefeingreifende Veränderung erfahren, allein ihr ſinnlicher Grundcharakter blieb derſelbe und ſo iſt denn auch von den Frauen des Rühmlichen wenig oder Nichts zu berichten. Die berühmte engliſche Reiſende, Lady Montague, welche Wien i. J. 1716 beſuchte, fand es ſehr auffallend, daß die dortigen Damen durch ihre Galanterieen an Reputation nicht verloren, ſondern gewannen, denn ſie wurden viel mehr nach dem Range ihrer Liebhaber als nach dem ihrer Männer reſpectirt. Der alte Küchelbecker ſeinerſeits bemerkte, daß die Libertinage in Wien ungemein groß, das Frauenvolk ſehr kokett war und daß Niemand „die Gemeinſchaft beiderlei Geſchlechts mißbilligte, bis die Früchte einer allzugroßen Vertraulichkeit an den Tag kamen." Ohne Zweifel, meinte er, ſei dieſe allzufreie Lebensart auf die allgemein eingeriſſene Schwelgerei zurückzuführen. Andere Beobachter beſtätigten dieſes, indem ſie angaben, daß haushälteriſcher Sinn in den Wiener Familien ein „ſeltenes Phänomen" geweſen. Die tiefe Zerrüttung des Familiengeiſtes und Familienlebens trat ſchon in der leichtfertigen Manier, womit im Kaffeehausgeſpräch wie auf dem Theater der Eheſtand verhöhnt wurde, ſchreiend zu Tage [146]). Die ſittliche Anſchauung

146) Im „Zuckermonat" wird der Witz gemacht:

Was iſt der Ehſtand ſelbſt? Er iſt ein Vogel-Haus,
Die Frauen wollen rein, die Männer wollen raus.

Zur Zeit Joſeph's II. galten folgende „Wiener Maximen": — „Man muß ſeinen Nächſten lieben wie ſich ſelbſt, d. h. man muß das Weib eines Andern ſo liebhaben wie ſein eigenes. — Ein Mädchen ohne Geld, das man heiraten will, iſt wie eine Lampe ohne Oel. Die Flamme der Liebe hat keine Nahrung und erliſcht bald. — So lange man jung, geſund und friſch iſt, muß man ſeine Freiheit genießen. Kommt der Herbſt des Lebens heran, wird der Körper hau-

und Stimmung mußte wahrlich tief gesunken sein in einer Gesellschaft, welcher das berühmte, von Keyßler angezogene „Tandlibet von Wien“ viel mehr Stoff zum Lachen als zu ernstem Nachdenken gab [147]). Auch zeigt uns ein späterer Reisender, in-

---

fällig, daß man bald eine Wärterin nöthig hat, so ist es Zeit zu heiraten. — Wenn die Frau rechts geht, darf der Mann links marschiren. Nimmt sie sich einen Aufwärter, so sucht er sich eine Freundin.“ Schwachheiten Wiens, II, 52.

147) Ein Klumpen Häuser und Paläste,
Voll Ungeziefer, voller Gäste;
Ein Mischmasch aller Nationen,
Die in Ost, West, Süd und Norden wohnen;
Gestank und Koth in allen Gassen;
Viel Weiber, die den Ehstand hassen;
Viel Männer, die mit andern theilen;
Sehr wenig Jungfern, lauter Fräulen;
Betrug und List in allen Buden,
Beschnittne und getaufte Juden,
Viel Kirchen allzeit voller Sünder,
Viel Schenken und darin viel Schinder;
Viel Klöster, drinn viel Pharisäer;
Viel Händel und viel Rechtsverdreher,
Viel Richter, die das Recht verkaufen;
Viel Feste, celebrirt mit Saufen;
Viel große Häuser voller Schulden;
Viel Praler, die den Stock gekulden;
Viel Winkelverkäufer ohne Mittel,
Viel schlechte Trépse voller Titel;
Gemeine Bauern, gnäd'ge Bürger,
Viel Jöllner, viel latein'sche Bürger;
Viel Hoffart, wenig Complimenten,
Viel Ignoranz und viel Studenten;
Viel Kurvier, viele Kurviersinnen,
Viel, die mit H . . . . Welt gewinnen;
Viel Spanier, Welsche und Franzosen,
Der letztern viel in deutschen Hosen;
Viel Stutzer und geborgte Kleider,
Viel Säufer, Spieler, Beutelschneider;

dem er die bedenklichen Ursachen entwickelt, vermöge welcher in Wien die Zahl der unehelichen Geburten eine verhältnißmäßig viel geringere war als z. B. in München und Leipzig, daß Leichtsinn und Genußsucht gar leicht mit Verbrechen sich verbanden[148]. Zu solcher Verbindung trugen die wohlgemeinten und eifrigen Anstrengungen der sittenstrengen Maria Theresia, der Laxheit und Liederlichkeit in geschlechtlichen Dingen vermittelst einer ins Einzelnste gehenden polizeilichen Ueberwachung einen Damm zu setzen, wesentlich bei. Ihre „Keuschheits-Commissarien" machten das Uebel nur ärger, indem diese gefürchtete heilige Hermandad des Tugendeifers einer musterhaften kaiserlichen Gattin und Mutter mittelbar die niederträchtigste Spionage, die abgefeimteste Winkelprostitution, die Fruchtabtreibungskunst und den Kindermord begünstigte. Diese Keuschheits-Commissarien waren es, welche den Hohn und Zorn des vielberufenen venetianischen Abenteurers Casanova erregten, dem seine Industrieritterschaft die Mittel gewährte, in allen Hauptstädten Europa's auf dem Fuß eines Grandseigneur zu leben, und der allerdings ein großer Wüstling, aber zugleich auch der genialste Sittenmaler des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Es darf als nicht ganz unwichtig bezeichnet werden, daß in der unendlichen Bildergalerie von Casanova's Liebeshändeln streng genommen nur eine einzige Deutsche figurirt, jene üppige Bürgermeisterin von Köln, die sich mit dem kecken Venetianer so rasch und leicht verständigte wie die ausgelernteste Courtisane von Venedig oder Paris. Sonst gibt Casanova deutlich zu verstehen, daß die deutschen Frauen seinen Geschmack nicht

---

Lakaien, Pferde, Pagen, Wagen,
Viel Reiten, Fahren, Gehen, Tragen,
Viel Drängen, Stoßen, Zerren, Zieh'n:
Dies ist das Quodlibet von Wien.

148) Lady Montague, Letters, I. 10. Küchelbecker, Beschr. v. Wien, S. 397. Schlözer's Briefwechsel, LII, 261. Keyßler, Reisen, II, 1214. Nicolai, Reise durch Deutschland und die Schweiz, III, 190 fg. V, 194 fg.

ſehr anſprachen, weil ſie im Cultus der Wolluſt nicht ſo künſtleriſch ausgebildet waren wie die Italienerinnen und Franzöſinnen. Es dürfte das den Frauen Deutſchlands immerhin zum Lobe gereichen, lägen nur nicht ſo viele gleichzeitige Zeugniſſe vor, daß gar viele deutſche Damen von damals italiſchen und franzöſiſchen Vorbildern in der Buhlerei nach Kräften nacheiferten. Mehr galanten Verkehr als in deutſchen Reſidenzen hatte Caſanova mit deutſchen Schweizerinnen, von den welſchen gar nicht zu reden. Seine Abenteuer mit den beiden Damen von Solothurn, deren eine ihn die nächtliche Verwechſelung mit ihrer Nebenbuhlerin ſo bitter bereuen machte, ſowie mit der erſt dreizehnjährigen Bernerin Sarah öffnen einen erſchreckenden Blick in die damaligen Frauenſitten der patriziſchen Kreiſe der Schweiz[149]). Etwas früher, in den Jahren von 1753—58, hatte ein junger deutſcher Poet, Wieland, die Schönen von Zürich auch nicht allzu grauſam gefunden. In einem Briefe vom 11. Januar 1757 an ſeinen Vertrauten, Zimmermann, ſpricht er ſcherzend von ſeinem „Serail“ und gebärdet ſich recht als „Großtürk“, indem er in Betreff ſeiner Odaliſken hinzufügt: „Ich gebe ihnen wenig gute Worte und zwinge ſie durch die natürliche Superiorität meines Genie's über die übrigen, mich bon gré mal gré zu lieben.“ Indeſſen bezeichnet er in derſelben Epiſtel ſeine ſämmtlichen Züricher Freundinnen als „ihrer unverſtellten Tugend wegen hochachtungswürdig“.

Die junge Königsſtadt an der Spree war nicht im Entfernteſten berechtigt, in Betreff ſittlicher Führung der alten Kaiſerſtadt an der Donau Vorwürfe zu machen. Das franzöſiſche Weſen war unter dem erſten preußiſchen Könige mit Macht in Berlin eingedrungen und durch den zweiten König aus dem Hauſe Hohenzollern nicht wieder gänzlich verdrängt worden. Alle Bemühungen Friedrich Wilhelm's I., mittelſt unduldſamen

149) Casanova, Mémoires, chap. 33, 66, 69, 72, 92.

Lutherthums und plumpen Teutonismus die „Blitz- und Schelmfranzoserei“ von seiner Hauptstadt und seinem Lande fernzuhalten, schlugen fehl und mußten bei der Beschaffenheit der angewandten Mittel fehlschlagen. Die französische Kultur, wie hohl und unsittlich sie sein mochte, hatte denn doch über ein schmeichelndere Lockungen zu verfügen als jene Sorte von Deutschthum, welche in Friedrich Wilhelm's Tabakscollegium wirthschaftete und mit den Faßmann, Gundling und Morgenstern brutale Späße trieb. Friedrich der Große seinerseits gab, wie Jedermann weiß, der Französelei nicht nur freien Raum, sondern förderte sie in jeder Weise. Wie seltsam mischten sich auch in diesem großen Manne die Widersprüche des Jahrhunderts! Er, der gekrönte Philosoph, wollte sein Volk zur Freiheit erziehen und konnte aus seinem Lande doch nur einen Militärstaat machen, eine „ununterbrochene Wachtstube“ [130]). Er wollte Bürger und schuf mittelst seines Systems einer unnahbar eifersüchtigen Autokratie nur Sklaven, über welche zu herrschen er in alten Tagen müde zu sein bekannte. Er wollte Hof und Stadt humanisiren und gab sie der Frivolität französischer Anschauungen und den vergiftenden Einflüssen französischen Beispiels preis. Es kam freilich ein Tag, wo der königliche „Fremdling im Heimischen“, wie ihn Klopstock mit berechtigtem Tadel gescholten, äußerte: „Ich will keine Franzosen mehr, sie seindt gar zu liederlich“. Aber es war zu spät. Die Saat der „civilisation française“ war üppig aufgegangen. Im Jahre 1772 nannte der englische Gesandte am preußischen Hofe, Lord Malmesbury, Berlin „eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir

130) Beim Eintritt in die Staaten des großen Friedrich, die mir eine ununterbrochene Wachtstube zu sein schienen, fühlte ich meinen Haß gegen das abscheuliche Soldatenhandwerk, die einzige Basis der willkürlichen Gewalt, welche immer die nothwendige Folge so vieler Tausende von bezahlten Satelliten ist, sich verdoppeln und vervielfachen. Aliieri, Denkwürdigkeiten, deutsche Ausg. I. 169.

fortis nach femina casta gibt" — und durfte, ohne Lügen ge-ſtraft zu werden, hinzufügen: „Eine totale Sittenverderbniß be-herrſcht beide Geſchlechter aller Claſſen, wozu noch die Dürftig-keit kommt, die nothwendiger Weiſe theils durch die von dem jetzigen König ausgehende drückende Beſteuerung, theils durch die Liebe zum Luxus, die ſie ſeinem Großvater abgelernt haben, her-beigeführt worden iſt. Die Männer ſind fortwährend beſchäftigt, mit beſchränkten Mitteln ein ausſchweifendes Leben zu führen. Die Frauen ſind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas Anderem ſo weit geſunken ſind. Sie geben ſich dem preis, der am beſten bezahlt, und Zartgefühl und wahre Liebe ſind ihnen unbekannte Gegenſtände." Nicht minder düſter als dem Engländer erſchienen etliche Jahre ſpäter die Ber-liner Sittenzuſtände einem Deutſchen. Georg Forſter, welcher 1779 die preußiſche Hauptſtadt beſuchte, ſchrieb von da ſeinem Freunde Jakobi: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Be-griffen von dieſer großen Stadt ſehr geirrt. Ich fand das Aeußere viel ſchöner, das Innere viel ſchwärzer als ich's mir ge-dacht hatte. Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte Europas. Aber die Einwohner! Gaſtfreiheit und geſchmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Praſſerei und Gefräßig-keit, freie aufgeklärte Denkungsart in freche Zügelloſigkeit. Die Frauen allgemein verderbt." Und doch ſollte es noch ſchlim-mer kommen, als unter der Regierung des ſchlaffen Wollüſtlings, welcher ſeinem großen Oheim auf dem Throne folgte, das ganze preußiſche Staatsweſen aus Rand und Band zu gehen drohte. Ein Staat ohne ſittliche Baſis iſt nur ein Ding, deſſen Exiſtenz von tauſend Zufälligkeiten abhängt, und einen ſolchen Staat hinterließ Friedrich Wilhelm II. ſeinem Sohne. Die Zuchtloſigkeit der Berliner Geſellſchaft beim Uebergange vom 18. ins 19. Jahr-hundert iſt eine ſo allgemein bekannte Thatſache, daß wir darüber nicht viele Zeugen abzuhören brauchen. Es genügt an *einem*, dem man freilich den Vorwurf gemacht, ins Schwarze gemalt zu

haben, dessen Zeugniß aber nicht allein durch die Aussagen einer Menge von Mitzeugen, sondern auch und noch viel mehr durch ein unwidersprechliches Beweisstück bestätigt wird, welches vom Jahr 1806 datirt und Jena heißt[151]). Die Katastrophe von

151) Der Zeuge, welchen ich meine, ist der Verfasser der „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preuß. Hofe, s. d. Tode Friedrich's II. 1807." Seine Lucubrationen über politische und strategische Dinge sind allerdings mit Vorsicht aufzunehmen, seine sittengeschichtlichen Berichte aber sagen nur unverhüllt aus, was allgemein bekannt war. Nachdem er in einem Brief aus Berlin v. J. 1799 (Bd. I. S. 109) das genußsüchtige Leben und Treiben der damaligen Berliner „Leute von Welt" geschildert, fährt er fort: „Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme Damen von Adel sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stand an sich ziehen, um sie zu verführen, wobei sie die Kunst verstehen, leichte Ansteckungen zu curiren, für Schwangerschaften aber künstliche Präservative zu verkaufen (?). Manche Cirkel von ausschweifenden Weibern vereinigen sich auch wohl und miethen ein meublirtes Quartier in Compagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern. Du findest oft in den B . . . . . noch wahre Vestalinnen gegen manche vornehme Berliner Dame, die im Publico als Tonangeberin figurirt. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der H . . . . bank zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen nach Hause zu gehen. Da Berlin der Centralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich die dortige Verdorbenheit nach und nach über diese ausgebreitet. Der Offizierstand, dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es am weitesten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten Alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselsweise verführen. Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Civilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken suchten." Diese herbe Auslassung urtheilt, wie man sieht, in Bausch und Bogen ab, ohne auf Ausnahmen von der Regel Rücksicht zu nehmen. Aber wie moralisch versumpft die Berliner Gesellschaft zur Zeit, wo „Ruhe die erste Bürgerpflicht" war, gewesen sein muß, verräth schon der Umstand, daß auf diesem Boden eine Erscheinung wie die Giftmischerin Ursinus gedeihen konnte.

Jena war nur die logiſche Folge jener furchtbaren politiſchen und ſozialen Corruption, welche ſchon in den letzten Regierungsjahren Friedrich's II. den ſcharfbeobachtenden Mirabeau den preußiſchen Zuſtänden „Fäulniß vor der Reife“ zuſchreiben ließ, einer Corruption, welche dann unter dem Regiment einer Gräfin Lichtenau, eines Wöllner und Biſchofswerder eine ſo allſeitige Vollendung gefunden hatte, daß ein Beiſpiel häuslicher Tugend und Sitte, wie es Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luiſe gaben, nicht dagegen aufzukommen vermochte.

Es hätte aber auch geradezu wunderbar zugehen müſſen, wenn die demoraliſirenden Wirkungen, welche die nach franzöſiſchem Muſter in den höfiſchen und ariſtokratiſchen Kreiſen Deutſchlands ſo ziemlich das ganze Jahrhundert hindurch heimiſche Faſſung und Führung des Lebens hervorgerufen, weniger weitgreifend und zerſtöreriſch geweſen wären. Das gekrönte Laſter umgab ſich mit dem ganzen Nimbus des „droit divin“ und proclamirte geräuſchvoll die ſultaniſche Maxime, daß den Erdengöttern Alles erlaubt ſei, daß ſie über der Sphäre wie des „gemeinen“ Rechts ſo auch der „gemeinen“ Sittlichkeit ſtänden. Dieſem Uebermuth der Ariſtokratie kam die bodenloſe Niederträchtigkeit der Völker zu Hülfe. Was Alles die deutſchen Volksſtämme im Zeitalter des Rococo von ihren Sultanen ſich gefallen ließen, überſteigt alle Begriffe. War doch überdies jeder deutſche Fürſt, welcher in ſeinen Ausſchweifungen den pompoſen Maitreſſenwirthſchaftsſtyl Ludwig's des Vierzehnten copirte oder die Orgien des Duc d'Orleans nachäffte oder einen Hirſchpark haben wollte wie Ludwig der Fünfzehnte, — war er doch ſicher, von niederträchtigen Verſeſchmieden trotzdem als ein Auguſtus, Trajan oder Marc Aurel angeſchmeichelt und von ſervilen Hoftheologen abſolvirt zu werden [152]). Was Wunder, wenn in Folge deſſen die

152) Dieſer theologiſche Serviliſmus war nicht ohne ſehr ehrenwerthe Ausnahmen, obgleich dieſe nicht eben zahlreich geweſen ſind. Ich will eine an-

heilloſeſte moraliſche Begriffsverwirrung über alle Stände hereinbrach und ſich eine Schmutzkruſte von Gemeinheit und Zuchtloſigkeit über unſer Land ausbreitete, welche zu brechen und nach und nach wieder verſchwinden zu machen es der ruhmreichen Reinigungsarbeit unſerer claſſiſchen Literatur ſowie der Windsbraut der Napoleon'ſchen Kriege bedurfte.

Wir verzichten darauf, die unendliche Skandalchronik der deutſchen Höfe zur Rococozeit des Genaueren einzuſehen. Schon beim flüchtigen Umwenden der Blätter dieſer Chronik ſteigt daraus ein die ganze Atmoſphäre verpeſtender, aus Lüderlichkeit und Brutalität, Prunk und Bettelhaftigkeit, Raffinement und Beſtialität widerwärtig gemiſchter Mißduft auf. Nur ſoweit es unſere Aufgabe ſchlechterdings verlangt, wollen wir einige Stellen aufſchlagen, um Scenen an uns vorübergehen zu laſſen, welche veranſchaulichen können, bis zu welchem Grade die höfiſche Galanterie des Rococo der Zucht und Scham ledig war und wie in dieſe Galanterie ſehr häufig die rohеſte Gemeinheit hineinſpielte; ferner, wie die brutale Sinnlichkeit der Männer ſogar ſolche Frauen, welche auf Bewahrung ihrer Ehre hielten, den gemeinſten Zumuthungen bloßſtellte, oder aber wie die Verdorbenheit der Männerwelt auch die Frauen nicht nur über die Schranken der Weiblichkeit, ſondern der Menſchlichkeit überhaupt hinauslockte. . . . Uebereinſtimmend nennen zwei Augenzeugen, der wohlerfahrene Klätſcher Pöllnitz und der fade Sittenmaler von Loen, den ſächſiſchen Hof unter Friedrich Auguſt dem Starken weitaus „den prächtigſten und galanteſten" Hof jener Zeit. Nun wohl, an dieſem Muſterhof, der in einem beſtändigen Tau-

führen. Als die „Landesverderberin" Würtembergs, die abſcheuliche Grävenitz, Maitreſſe und Tyrannin des Herzogs Eberhard Ludwig, i. J. 1708 bei dem Diakon von Urach, G. D. Zorn, zur Beichte gehen wollte, verweigerte der Geiſtliche ihr die Abſolution und die Zulaſſung zum Abendmahl. Zorn wurde ſofort verhaftet und auf dem Hohenſtaufen eingekerkert.

mel von Luſtbarkeiten den Schweiß des Landes verpraßte, wurden dem Geburtstag des Kurfürſten und Königs zu Ehren am 12. und 13. Mai 1718 Feſte gefeiert, nicht unwürdig des Monarchen, welcher i. J. 1723 beim Eintreffen der Nachricht, daß der Regent Frankreichs in den Armen einer Publdirne vom Schlag gerührt worden ſei, ausrief: „Laß mich ſterben den Tod dieſes Gerechten [133])!“ An beiden Tagen beſchloß eine allgemeine Betrunkenheit die Reihe der Vergnügungen. Der Feſtgeber des zweiten Tages, Feldmarſchall Graf von Flemming, fiel in ſeinem Rauſche dem König, als dieſer ſich wegbegeben wollte, um den Hals und ſchrie: „Bruder Auguſtin, ich ſage Dir alle Freundſchaft auf, wenn Du ſchon weggehſt.“ Die Gräfin von Dönhoff, damals Haupt- und Staatsmaitreſſe des Königs, ſuchte ihn von dem betrunkenen Flemming loszumachen, aber dieſer ſchloß die Dame liebreich in ſeine Arme und kreiſchte ihr zu: „Du kleines Hürchen, ſchweige Du nur ſtill! Du biſt ja doch ein gutes Luderchen.“ Dergleichen Complimente war die Gräfin von dem Feldmarſchall, wenn er getrunken hatte, ſchon gewohnt und beantwortete dieſelben nur mit Lachen [134]). An dieſem „prächtigſten und galan-

133) Cramer, Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora von Königsmark, I. 396. Dieſe Aurora, eine Schweſter jenes Grafen Königsmark, deſſen tragiſchen Ausgang wir weiter oben berührten, war unter den zahlloſen Publerinnen Auguſt's des Starken bekanntlich eine der vorragendſten. Sie wurde durch den König Mutter des Marſchalls von Sachſen und durch eine illegitime Tochter deſſelben Urgroßmutter der berühmten franzöſiſchen Schriftſtellerin Aurora Dudevant (George Sand).

134) Herr von Leen, Kleine Schriften, II. Ein Jahr vor Bezeigung ſolcher Galanterie von Seiten eines deutſchen Hofmanns hatte auf deutſchem Boden eine Scene geſpielt, welche, von Czar Peter I. aufgeführt, ohne Frage die Brutalität jener Zeit war. Der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg hatte, ohne von ſeiner ſchnöde mißhandelten Gemahlin, der Prinzeſſin Sophie Hedwig von Naſſau-Dietz, rechtskräftig geſchieden zu ſein, die ruſſiſche Prinzeſſin Katharina, eine Nichte Czars Peter I. geheiratet. Als i. J. 1717 der Czar auf der Rückreiſe von Paris nach Magdeburg kam, geſchah daſelbſt Folgendes: „La

testen Höfe von der Welt" geschah es auch, daß i. J. 1728, als der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen daselbst zum Besuche war, August der Starke seinen Gästen eines Abends die schöne Formera, eine italische Tänzerin, bei hellster Kerzenbeleuchtung splitternackt zur Augenweide vorführte. Der Preußenkönig liebte aber dergleichen „Attrapen" nicht, hielt dem jungen Kronprinzen, seinem Sohne, den Hut vor die Augen und sagte nur trocken: „Sie ist recht schön." Die Tochter Friedrich Wilhelm's, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, welche das erzählt, weiß aber — sie hatte freilich eine böse Zunge und führte eine sehr rücksichtslose, viel lieber übertreibende als mildernde Feder — von ihrem gestrengen Vater doch auch ein galantes Abenteuer zu berichten. Der König sei nämlich auch einmal auf den Einfall gekommen, „den Jungfernknecht zu spielen", und zwar gegenüber dem Fräulein von Pankewitz, einer Hofdame seiner Gemahlin. „Demzufolge fragte er die Pankewitz sehr treuherzig, ob sie seine Maitresse sein wollte. Die Schöne wies ihn auf das Schnödeste ab. Ihre Rühmbeit gefiel dem Könige, und so schlecht sie seine Mühe lohnte, machte er ihr ein ganzes Jahr lang den Hof. In Braunschweig endlich entliebte er sich (il se désamouracha). Die Pankewitz war der Königin dahin gefolgt; eines Tages wollte

duchesse de Mecklenbourg sa nièce étant venue exprès de Schwérin avec le duc son époux pour le voir et l'accompagner ensuite à Berlin, le czar courut au devant de la princesse, l'embrassa tendrement et la conduisit dans une chambre, où l'ayant couchée sur un canapé, et sans fermer la porte et sans considération pour ceux qui étoient demeurés dans l'antichambre, ni même pour le duc de Mecklenbourg, il agit de manière à faire juger que rien n'imposoit à ses passions. Je tiens l'un et l'autre fait de deux témoins oculaires et du feu roi même, à qui ceux qu'il avoit envoyés à la rencontre de leurs majestés czariennes les avoient rapportés. Une incontinance si brutale n'étoit pas le seul défaut de Pièrre le grand." Pöllnitz, Mémoires, II. 66. Man müßte glauben, Pöllnitz habe hier gelogen, oder wenigstens stark geflunkert, wie es ihm nicht selten passirte, wenn nicht in solchen Dingen bei Czar Peter I. Nichts, aber auch gar Nichts unmöglich gewesen wäre.

ſie ſich zu ihr begeben, als ſie dem König auf einer ſehr engen, geheimen Treppe begegnete. Er wollte ſie umarmen und ihr die Hand in den Buſen ſtecken; ſie verſtand aber keinen Spaß und ſchlug ihm mit der Fauſt ſo geſchickt in das Geſicht, daß ihm das Blut ſogleich aus Mund und Naſe ſpritzte. Der König nahm es gar nicht übel, ſondern ſagte: Sie ſind ein braves Mädchen, aber bös wie der Teufel." Eine andere Schöne am damaligen preußiſchen Hof, ein Fräulein von Wagnitz, war zwar ebenfalls „bös wie der Teufel," aber keineswegs ſo tugendhaft wie die Pankewitz. Im Gegentheil, ſie ließ, unterſtützt von einer gleichdenkenden und in der Ausſchweifung geſchulten Mutter, alle Minen ſpringen, um die Maitreſſe des Königs zu werden. Allein Friedrich Wilhelm wollte Nichts von ihr wiſſen und ihre Intriguen hatten nur ihre Verweiſung vom Hofe zur Folge. Als ihr die Königin, welche guter Hoffnung war, den Abſchied gab, mit dem gutmüthigen Beifügen, ſie werde, falls ihr der Himmel einen Sohn ſchenke, den König bitten, das Fräulein zu begnadigen, gerieth „die Wagnitz in eine ſolche abſcheuliche Wuth, daß ſie ganz ſchwarz wurde". Sie vergaß ſich ſo weit, daß ſie zur Königin ſagte: „Ich wünſche, daß der Teufel Ihr Kind hole und daß ihr Beide verplatzt!" Auch ein charakteriſtiſches Müſterchen des Rococohofſtyls. Das grauenhafteſte iſt die ebenfalls von der Schweſter Friedrich's des Großen erzählte Geſchichte der Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth, welche von ihrer eigenen Mutter in ſo beiſpielloſer Weiſe zu Grunde gerichtet wurde, daß man zur Ehre der Menſchheit und insbeſondere des weiblichen Geſchlechts anzunehmen geneigt iſt, die Erzählerin habe übertrieben. Georg Wilhelm's Gemahlin Sophie, nachmals in zweiter Ehe an den berühmten Sonderling Graf Hoditz vermählt, war auf die Schönheit und den guten Ruf ihrer eigenen Tochter eiferſüchtig, welche an den Prinzen von Kulmbach vermählt werden ſollte. Die Rabenmutter verſprach einem Kammerherrn des Markgrafen, Namens Vobſer (oder Wö-

ſer?), 4000 Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu verführen und zu ſchwängern. Als die Verführungskünſte dieſes Menſchen nicht zum Ziele führten, ließ die Markgräfin „den Vobſer einſt des Nachts in das Schlafzimmer ihrer Tochter verſtecken; man ſchloß ſie zuſammen ein und ungeachtet des Geſchrei's und der Thränen der Prinzeſſin gelangte er zu ihrem Beſitz.“ Die Folge dieſer Schändlichkeit war, daß die arme Prinzeſſin nach einiger Zeit mit Zwillingsknaben niederkam. „Ungeachtet aller Bitten und Vorſtellungen aller Anweſenden nahm die Markgräfin die Neugeborenen, lief damit überall herum, zeigte ſie aller Welt und ſchrie, daß ihre Tochter eine Schamloſe, daß ſie ins Kindbett gekommen ſei.“ Nachmals „ſpielte ſie ſo viel mit den beiden Kindern, daß dieſe ſtarben.“ Vobſer hatte die Unverſchämtheit, von dem Markgrafen die Auszahlung der verſprochenen 4000 Dukaten zu fordern, ſah ſich aber darum betrogen [135]). In dieſer Hofwelt voll Rohheit und Schamloſigkeit waren Ehr- und Zartgefühl ſo unbekannte Dinge, daß Prinzen aus den beſten Häuſern keinen Anſtand nahmen, abgedankte Maitreſſen zu heiraten [136]). Sogar der geſellige Takt ging verloren und edle Für-

---

135) Denkwürdigkeiten der Preuß. Prinzeſſin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, I. 14, 18, 76 fg., 218 fg. II. 66 fg. Abgeſehen von dem Inhalt dieſer urſprünglich franzöſiſch geſchriebenen Memoiren, iſt auch die Ausdrucksweiſe ſehr merkwürdig. Die Schweſter Friedrich's des Großen ſpricht von geſchlechtlichen Dingen mit der Ungenirtheit eines Landſknechts.

136) So heiratete ein Prinz Friedrich Ludwig von Würtemberg 1723 die Urſula Katharina von Beukem, eine Polin, welche Auguſt der Starke zu ſeiner Maitreſſe und zur Fürſtin von Teſchen gemacht, dann aber um der Coſel willen abgedankt hatte, und ſo heiratete ein Prinz Karl von Holſtein-Beck 1730 die Anna Karolina Orzelska, welche eine Tochter Auguſt's des Starken und, falls die Markgräfin von Baireuth Glauben verdient (Denkwürdigk. I. 84), die Maitreſſe ihres Vaters und zugleich die ihres Halbbruders, des Grafen Rutowsky war, auch Friedrich dem Großen, als er noch Kronprinz, folgenreiche Schäferſtunden bewilligt hatte.

ſtinnen mußten um Bublerinnen willen öffentliche Beleidigungen ſchweigend hinnehmen. So die Gemahlin Auguſt's des Starken, die würdige Chriſtine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach, zur Zeit, als die berüchtigte Coſel, von Geburt eine Brockdorf aus Holſtein, Favoritſultanin des Königs war. Bei Gelegenheit eines Beſuches, welchen der König von Dänemark am ſächſiſch-polniſchen Hofe zu Dresden abſtattete, war die Königin, welche ſonſt zurückgezogen in Pretſch lebte, nach der Reſidenz gekommen, unter der Bedingung, daß die Coſel nicht in ihrer Gegenwart erſcheine. Die übermüthige Bublerin erſchien aber dennoch, als die Herrſchaften öffentlich ſpeiſ'ten, alle anweſenden Damen durch ihren Schmuck überſtrahlend. Der König von Dänemark führte ſie auf einen Platz an ſeiner Seite und Gaſt und Wirth wetteiferten in Galanterie gegen die Maitreſſe, in Anweſenheit der rechtmäßigen Gebieterin des Hauſes, welcher Nichts übrigblieb, als ſich zurückzuziehen. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich zu Dutzenden anführen. Die Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts athmete in einer ſo ganz von Frivolität erfüllten Atmoſphäre, daß es nicht ſelten war, vornehme Frauen zu ſehen, welche im Strudel der Ausſchweifung mit der Scham auch die Scheu vor dem Verbrechen eingebüßt hatten [137]). Den ſchlagendſten Beweis für die tiefe Unſittlichkeit jener Zeit dürfte aber doch der Umſtand abgeben, daß eine fürſtliche Maitreſſe, die Gräfin Franziska von Hohenheim, in Würtemberg als die „Franzel" oder „'s Franzele"

137) Die würtembergiſche Prinzeſſin Auguſte Eliſabeth Marie Luiſe, Schweſter des Herzogs Karl Eugen, geb. 1734, vermählt 1753 mit dem Fürſten Anſelm von Thurn und Taxis, kann als Beiſpiel dienen. Leichtſinn und Verſchwendungsſucht hatten dieſe Dame moraliſch ſo ruinirt, daß ſie, mit ihrem Gemahl und ihrem Bruder zerfallen, kein Bedenken trug, auf jenen bei Gelegenheit einer Jagd einen meuchleriſchen Schuß loszubrennen, der aber fehlging, und gegen dieſen einen Vergiftungsplan anzuſinnen. Sie ſtarb als Gefangene 1783 im Schloſſe zu Göppingen. S. Weber, Aus vier Jahrhunderten, I, 323 fg.

des Herzogs Karl Eugen bekannt, öffentlich und während sowohl ihr rechtmäßiger Ehemann als auch die rechtmäßige Ehefrau ihres herzoglichen Liebhabers noch lebten, als der Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten gefeiert wurde. Keine Frage, diese Frau erwarb sich, indem sie den Herzog von einem bis zur Raserei gedankenlosen Despotismus mit sanfter und geschickter Hand zu einem aufgeklärten hinüberleitete, manches Verdienst um Altwürtemberg. Allein bei Alledem hat es doch kaum je eine bittrere Satire gegeben als jene lobpsalmirenden Reime, welche der arme achtzehnjährige Schiller, als Eleve der von Schubart „Sklavenplantage" gescholtenen Militair-Akademie in Stuttgart, i. J. 1778 auf Franziska's Geburtstag dichtete oder vielmehr dichten mußte und worin die Maitresse en titre als verkörperte „belohnte Tugend" und als „das Musterbild der Tugend" gepriesen wurde[158]). Friedrich Schiller, welcher sich bereits anschickte, „die Räuber" zu schaffen, als Verklärer einer fürstlichen Beischläferin — — es gibt doch keine größere Meisterin der Ironie als die Weltgeschichte! Sie stellt, ohne den Mund zu verziehen, hart neben einander zwei Welten, die sich gleichen wie Tag und Nacht, wie Himmel und Hölle: zur nämlichen Zeit, wo ein Lessing seinen Nathan ausgehen ließ, dieses Hohelied der Deutschen, diese frohe Botschaft der Vernunft und Humanität, zur nämlichen Zeit verkauften der Landgraf von Hessen und andere deutsche „Landesväter" ihre Landeskinder an die Engländer, das Stück für so und so viel Pfund Sterling.

So stand denn auch in der deutschen Gesellschaft des 18.

158) Vgl. Hoffmeister's Nachl. zu Schiller's Werken I, 17. Eine dieser Reimereien war gar noch den Zöglingen der École des Demoiselles in den Mund gelegt und Niemand fühlte die ungeheure Unschicklichkeit, einen Kreis von jungen Mädchen zu einer Frau, welche doch im Grunde nur die ihrem Manne davongelaufene Concubine eines neronischen Wüstlings war, sprechen zu lassen:

„Stets feuerreicher wird der Vorsatz uns beleben,
Dem Musterbild der Tugend nachzustreben."

Jahrhunderts neben der frivolen, auf bourbonischem Fuß organisirten Welt die fromme des Pietismus, deren Bewohner freilich nicht selten in ihren sittlichen oder vielmehr unsittlichen Schlußzielen mit den Bekennern der französischen Modephilosophie zusammentrafen, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen. Die pietistische Bewegung, aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammend, war, wie Jedermann weiß, ursprünglich eine Opposition gegen das in dem geist- und gemüthlosen Formelkram eines unduldsamen Dogmatismus erstarrte Lutherthum gewesen. Der Pietismus enthielt demnach Keime des Vorschritts, aber auch Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja Verwerfliches faßte, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns machte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Düftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Collisionen gerathen mußte. Aus diesen Collisionen entsprang der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachsteht, und ferner jene bodenlose subjective Willkür, die, wenn sie sich einmal in den „Stand der Gnade" hineingeschwindelt hat, über alle positiven Gesetze, insbesondere auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen glaubt. Die ganze Geschichte des Pietismus bezeugt die Richtigkeit dieser Charakteristik. Auf der andern Seite ist es leicht erklärlich, daß in der deutschen Frauenwelt, und zwar anfänglich namentlich in den vornehmen Kreisen derselben, die pietistische Bewegung zahlreiche Proselyten gewann. Schon die Dürre und Farblosigkeit des protestantischen Cultus, welcher eigentlich gar kein Cultus ist, mußte die Frauen aus der Kirche in die pietistischen „Kirchlein" treiben, wo sich ihr Phantasie- und Gemüthsleben mehr Anregung und Befriedigung versprach. Hiezu kam die Langeweile des adeligen Schloßlebens in Gegenden, die von der Glanzentfaltung der alamodischen Zeit

und des Rococo abseite lagen. Ferner der Anblick von so vielen unglücklichen Ehen in den aristokratischen Kreisen, woraus die Frauen die Ueberzeugung schöpften, eine lebendigere Religiosität könnte auch hiefür Abhülfe bringen. Endlich machte es die Aufrechthaltung der strengen Standesbegriffe einer Unzahl adeliger Mädchen unmöglich, unter die Haube zu kommen, woraus folgte, daß die Altejungfernwelt ein ergiebigstes Feld der Rekrutirung für den Pietismus wurde. Denn lieben muß das Weib. Hat es keinen Geliebten, keinen Gatten, keine Kinder zu lieben, so wirft es sich dem Heiland in die Arme oder nicht selten auch ganz unwürdigen Schwindlern, welche sich das Ansehen von Aposteln zu geben verstehen. Alle die angedeuteten Motive wirkten zusammen, um vom Aufgange des Pietismus an eine Menge von deutschen Vornehmen den Kreisen der „Erweckten" zuzuführen. Erweckte Frauen beeinflußten in diesem Sinne bestimmend ihre Männer und Söhne und so bildete sich eine Kette von pietistischen Adelsfamilien, welche sich vom Südwesten Deutschlands bis in den Osten und Norden erstreckte. Die fürstlichen und gräflichen Häuser der Solms, Stolberg, Isenburg, Wittgenstein, Leiningen, Reuß, Promnitz, Dohna waren vortretende Ringe dieser Kette. Im 3. Jahrzehent des 18. Jahrhunderts hat der Pietismus, wie bekannt, im Herrnhuterthum, als dessen Apostel Graf Ludwig von Zinzendorf eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete, auch den Versuch gemacht, soziale Gestaltung zu gewinnen, und zwar nicht ohne äußerlichen Erfolg. Wie sich die völlige Ertödtung aller Freiheit und Schönheit des Lebens, worauf die herrnhut'sche Gemeindeverfassung beruht, mit einer wahrhaft humanen Bildung vertrage, ist freilich eine andere Frage.

Als Philipp Jakob Spener im August 1670 in der alten Reichsstadt Frankfurt zuerst seine „Collegia pietatis" eröffnete, hatte er, welcher dadurch seiner Zeit eine Wohlthat erweisen wollte und in gewissem Sinne auch wirklich erwies, sicherlich keine Ahnung, daß sich aus dem Pietismus gar bald Richtungen

abzweigen würden, welche in die tiefſten Abgründe menſchlicher Narrheit und menſchlicher Verworfenheit führten. Die Revolution, welche die pietiſtiſche Idee in den Gemüthern erzeugte, wühlte in ihrem Fortgange den tiefſten Bodenſatz der Unvernunft und Unſittlichkeit auf. Eine wilde Phantaſtik, eine wüſte Myſtik brach in die pietiſtiſchen Kreiſe herein, namentlich in die volksmäßigen, wo die Gewöhnungen einer conventionellen Bildung keinen Dämpfer auf die Flackerglut religiöſer Ueberſpannung ſetzten. Doch fehlte es auch in der vornehmen pietiſtiſchen Welt weder an Abſonderlichkeiten noch an Greueln. Es kamen die Zeiten der Horch, Dippel und anderer Schwärmer, der aberwitzigen Träume des Chiliasmus, der verrückten „Bezeugungen“ und „Beſiegelungen“ aller Art, des fataliſtiſchen Glaubens an die orakelhafte Geltung von Bibelſtellen, welche „eine chriſtliche Perſon nach ihrem Gebete beim Aufſchlagen der Bibel unter ihre beiden Däume bekam [159].“ Ein ganzer Schwarm von Sibyllen, Seherinnen, Verzückten und Blutſchwitzerinnen ſtand auf und dieſe Pietiſtinnen fröhnten unter dem religiöſen Deckmantel nur allzu häufig den gemeinſten Laſtern. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatten die Gegner der Pietiſten wohlbezeugte Gründe, dieſen unter Anderem „die Verführung der Weiblein in geheimen ‚Zuſammenkünften‘“ vorzuwerfen. In einer Pietiſtencolonie, welche ſich im Jahr 1702 zu Schwarzenau in der Grafſchaft Wittgenſtein angeſiedelt, verbanden ſich religiöſer Wahnwitz und geſchlechtliche Ausſchweifung zur Aufführung eines Nachtſtücks, deſſen Frevelhaftigkeit darin gipfelte, daß die „heilige“ Vorſteherin der Colonie, die „Mutter Eva“, d. h. ein lüderliches Weibsbild aus einer heſſiſchen Adelsfamilie, Eva Magdalena von Buttlar, ihre Anhängerinnen mittelſt einer abſcheulichen Manipulation der Fähigkeit, zu empfangen und zu gebären, beraubte [160].

159) Ganſtein in der Lebensbeſchreibung Spener's (1740), S. 101.

160) Weil, wie die Frevlerin bekannte, „dies zur Seligkeit des Weibes ge-

Gewiß, zu jeder Zeit, seit der Pietismus existirt, hat sich ihm manches vom Unglück zermürbte edle Frauenherz, manches vereinsamte, unverstandene und mißhandelte, manches auch noch ungebeugte, aber von jenem religiösen Sehnen getriebene, welchem Uhland in seinem Gedicht von der verlorenen Kirche so wunderbar schönen Ausdruck gegeben, mit der redlichen Hoffnung angeschlossen, hier Trost und Frieden zu finden. Allein eben so gewiß ist, daß wahrhaft gebildete, feinfühlende und großdenkende Frauen es in den pietistischen Dämmerungen in die Länge nicht aushalten können. Schon darum nicht, weil sich der Pietismus von den intellectuellen und sittlichen Verirrungen, welchen er im vorigen Jahrhundert verfiel, im gegenwärtigen keineswegs gereinigt hat. In Wahrheit, die Annalen der pietistischen Sectirerei bieten bis auf unsere Tage herab furchtbare Illustrationen zu dem alten Satze, daß Wollust und Grausamkeit Zwillingsschwestern seien. Zwar hieße es dem Pietismus Unrecht thun, wollte man ihm eine Erscheinung auf Rechnung setzen, wie jenes Ungeheuer, die Gesche Margaretha Gottfried aus Bremen, welche am 20. April 1831 hingerichtet wurde, überwiesen und geständig, fünfzehn Giftmorde, unter deren Opfern ihre Eltern, ihre zwei Gatten und ihre Kinder waren, und fünfzehn Giftmordversuche begangen zu haben und außerdem schuldig des Meineids, Einbruchs, Diebstahls, Ehebruchs, der Unterschlagung und der Fruchtabtreibung. Aber doch muß es als sehr bedenklich erwähnt werden, daß dieses Weib von Jugend auf in pietistischen Kreisen sich bewegt hatte, daß sich ihre Redeweise gern im süßen Tractätchenstyl hielt und daß sie es liebte, ihre Wollust sowohl als ihre Mordlust mit salbungsvollen Sprüchlein zu würzen. Es hat vielleicht nie eine vollendetere Heuchlerin gegeben als diese Gift-

reiche." Eine actenmäßige, heutzutage unmöglich nachzuschreibende Darlegung des Schwarzenau'schen Handels gab Thomasius: Vernünftige und christliche Gedanken (1723), III. 209—624.

miſcherin. Sie war ihr Leben lang eine wandelnde Lüge, innen und außen [161]). Beſtimmter treten die verderblichen Folgen pietiſtiſcher Dunkelungen in dem entſetzlichen „Paſſionsſpiel“ hervor, welches am 15. März 1823 in einem Bauernhauſe zu Wildenſpuch im Kanton Zürich tragirt wurde. Hier ließ Margaretha Peter, von den umwohnenden „Stillen im Lande“ als die „Heilige von Wildenſpuch“ verehrt, in Wirklichkeit ein verſchrobenes, arbeitsſcheues, eitles und wollüſtiges Weſen, am genannten Tage „zur Ueberwindung des Satans“ zuerſt ihre Schweſter Eliſabeth ermorden und dann durch ihre in den Strudel religiöſen Wahnſinns mithineingeriſſenen Anhänger und Anhängerinnen ſich ſelber an's Kreuz ſchlagen. Es iſt wohlthuend, in dieſer greuelvollen Tragödie des Pietismus, in welcher Wahn, geiſtlicher Hochmuth, Wolluſt und Blutdurſt untrennbar verbunden ſind, wenigſtens einen reinmenſchlich ſchönen Zug aufzeigen zu können. Ein verheirateter Schuſter, der „Seelenbräutigam“ der Heiligen von Wildenſpuch, hatte mit dieſer im Ehebruch ein Kind erzeugt. Die brave Ehefrau des Schuſters, welche nachmals in der gerichtlichen Verhandlung ſich die Klage entſchlüpfen ließ: „Ach, die Margaretha hat mich wiederholt gekreuzigt!“ gab, um die Ehre ihres Mannes zu retten, deſſen Baſtardkind für ihr eigenes aus und erzog es liebevoll. Wie in dem Wildenſpucher Greuel ſpielten und ſpielen Weiber nur allzuhäufig in dem Conventikelweſen die Hauptrollen. Mitunter wurden dagegen die ſchlaueſten Anſchläge pietiſtiſcher Schwärmer oder Heuchler an dem Zartſinn und Schamgefühl einer Frau zu Schanden. So kam z. B. das abſcheuliche Treiben

161) Als die Weltfrau nach ihrer Verhaftnahme dem Reglement zufolge entkleidet wurde, zogen ihr die Wärterinnen nicht weniger als 13, ſage dreizehn Corſette aus, die ſie alle eins über dem andern getragen hatte. Ihre rothen Wangen waren Schminke, und nachdem alle Toilettenkunſte entfernt, ſtand an der Stelle der blühenden, weiblebenden Dame vor den erſchreckten Weibern ein blaſſes, angſtvoll verzerrtes Gerippe. S. Hitzig und Haring, der neue Pitaval, II. 183.

der Königsberger Mucker i. J. 1835 durch die ſittliche Empörung einer Gräfin Finkenſtein zu Tage. Wie bekannt, hatten die beiden pietiſtiſchen Prediger Ebel und Dieſtel zu Königsberg eine Sekte geſtiftet, welche das Volk mit Fug und Recht „Mucker“ nannte, denn das ganze Unternehmen lief auf einen Cultus der Unzucht hinaus, den man noch nicht völlig Eingeweihten hinter myſtiſchen Wortgaukeleien von einer „Heiligung des Fleiſches durch den Geiſt“, von einer „Erhebung des Geſchlechtsgenuſſes zu einem Gottesdienſt“ zu verſtecken ſuchte. Zu den noch nicht völlig eingeweihten Mitgliedern des Vereins gehörte auch die Gräfin von Finkenſtein, welcher aber die Augen aufgingen, als der eine der beiden Hierophanten oder Myſtagogen, Ebel, ſie „zur Erzeugung des Meſſias“ mißbrauchen zu wollen ſich erfrechte. Erſchreckt floh die Dame aus dem „Muckergarten“ oder „Seraphinenhain“, welcher ſolche Myſterien barg. Die Sache kam dann auch zur Unterſuchung, wobei freilich aus naheliegenden Gründen möglichſt vertuſchend verfahren wurde. Doch wurden Ebel und Dieſtel ihrer Aemter entſetzt, weil ſie „die Religion zum Deckmantel der Hurerei gebraucht[162].“ Fürwahr, wenn man, auch abgeſehen von ähnlichen Erſcheinungen in andern Religionen, die oben berührte Schwarzenauer Unfläterei, dann die Wildenſpucher Kreuzigung und endlich die Königsberger Muckerei in Betrachtnahme zieht, ſo begreift man, daß ein tiefreligiöſer Menſch, Novalis, eines Tages das ſchreckliche Wort ſprechen konnte: „Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Religion, Wolluſt und Grauſamkeit die Menſchen auf ihre innige Verwandtſchaft und gemeinſchaftliche Tendenz aufmerkſam gemacht hat.“

162) Eine aktenmäßige Geſchichte der Margaretha Peter gab Leutprieſter Meier heraus, Zürich 1821. Eine aktenmäßige Darſtellung des Muckerweſens brachte Malten's Neueſte Weltkunde, 1837. Vgl. dazu die Allgemeine Kirchenzeitung, 1835, Nr. 177; 1836, Nr. 16, 30.

Sechstes Kapitel.

Fürſtinnen[163]).

Das Maitreſſenweſen und die deutſchen Fürſtinnen. — Die „philoſophiſche“ Königin Sophie Charlotte. — Die große Landgräfin. — Maria Thereſia. — Marie Antoinette. — Katharina die Zweite. — Die Herzoginnen Amalia und Luiſe von Sachſen-Weimar. — Die Frauen zur Zeit der Befreiungskriege. — Die Königin Luiſe von Preußen.

Am Ausgang vom Jahrhundert des Rococo, der Aufklärung und der Revolution ſprach der Abbé Gregoire im franzöſiſchen Convent das berühmte Wort: „Die Geſchichte der Könige iſt die Leidensgeſchichte der Völker.“ Man hätte vom Anfang bis zum Ende dieſes vielgeſtaltigen und vielbewegten Zeitraums ſagen können: Die Geſchichte der Fürſten iſt die Leidensgeſchichte der Fürſtinnen. Auch für Deutſchland war das eine traurige Wahrheit und wer könnte die Thränen zählen, welche den Augen fürſtlicher Frauen entfloſſen, ſeitdem auch bei uns das Amt einer Maitreſſe in dem Schematismus des nach dem Muſter der

163) In dieſem und dem folgenden Kapitel auf einem Gebiete mich bewegend, wo nur von vielfach erörterten, allgemein als feſtſtehend anerkannten Thatſachen die Rede, halte ich es für überflüſſig, die Quellen ſo im Einzelnen nachzuweiſen, wie bisher geſchehen iſt. Jedoch werde ich überall, wo die zunächſt und weiterhin zu behandelnden Themen neue Geſichtspunkte darbieten, für dieſe die nöthigen Belege beibringen.

Monarchie Ludwig's des Vierzehnten vollendeten fürſtlichen Abſolutismus ein förmlich ſanctionirtes Hof- und Staatsamt geworden war? Wie demoraliſirend auf die ganze Geſellſchaft das ſchamloſe, ja geradezu brutale Maitreſſenſyſtem wirkte und wirken mußte, iſt mehrfach berührt worden. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinanderſetzung, um klar zu machen, welche herabdrückenden und herabwürdigenden Einflüſſe die Maitreſſenwirthſchaft auf die fürſtliche Frauenwelt üben mußte. Es war nicht allein eine Beſchimpfung, nicht nur ein Schmerz, nicht nur eine Verhöhnung, ſondern auch ein Sporn zum Böſen, wenn edle und liebenswürdige deutſche Fürſtinnen einheimiſche oder fremde, vornehme oder geringe Buhldirnen, oft von der gemeinſten Sorte, ſich vorgezogen ſehen mußten. Manche von ihnen, wenn auch nicht gerade edle und liebenswürdige, ſind der Macht des verderblichen Beiſpiels erlegen; andere aber ſind über den Schmutz des Jahrhunderts hinweggeſchritten ohne ſich auch nur die Fußſohlen zu beflecken. Denn wie unſer eigenes, ſo iſt auch das vorige Jahrhundert und zwar in noch höherem Maaße an fürſtlichen Frauen ſehr reich geweſen, welche durch perſönliche Vorzüge, durch Geiſt, Charakter oder Schickſale eine vorragende Stellung einnahmen. Viele davon haben durch ihre häuslichen Tugenden weſentlich dazu beigetragen, den im Zeitalter des Rococo ſo tief zerrütteten deutſchen Familiengeiſt wieder zu beleben und zu kräftigen, an die Stelle einer hohlen und frivolen Galanterie wieder wahre Achtung vor weiblicher Würde zu ſetzen und auch in die vornehmen Kreiſe Decenz und Anſtand zurückzuführen, jene, wenn auch häufig nur den äußeren Schein wahrende Ehrfurcht vor dem ſittlichen Grundgeſetz, ohne welche weder die einzelnen Individuen noch die Staaten auf die Länge beſtehen können. Andere haben weltgeſchichtliche Rollen durchgeführt, ſei es mit Glanz und Erfolg, ſei es als Opfer eines Mißgeſchickes voll tragiſcher Weihe. Von wieder anderen ſind, ohne daß ſie aus der weiblichen Sphäre herausgetreten, die bedeutendſten und

heilſamſten Anregungen für die politiſche Entwicklung wie für die Kulturbewegung unſeres Landes ausgegangen. Vergegenwärtigen wir uns daher im Folgenden einige der fürſtlichen Frauengeſtalten, welche in einer der angegebenen Richtungen ſich hervorgethan haben. Auf eine vollſtändige Galerie iſt es dabei natürlich nicht abgeſehen: es handelt ſich nur darum, auch dieſe Seite der Geſchichte der deutſchen Frauenwelt in Kürze zu beleuchten.

Wie um das „philoſophiſche“ Jahrhundert in Deutſchland einzuführen, erſcheint auf der Schwelle deſſelben die zweite Gemahlin des erſten Königs von Preußen, Sophie Charlotte, eine Prinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg, im Herbſt 1684 zu Herrenhauſen an den etwas verwachſenen Kurfürſten von Brandenburg verheiratet, welcher 1709 ſeinen Kurhut mit der Königskrone vertauſchte. Sophie Charlotte würde an der Seite dieſes Gemahls, welcher das Weſen königlicher Majeſtät in einem umſtändlichen, ſteifen und koſtſpieligen Prunk und Pomp ſuchte — zu deſſen Inventarſtücken ſelbſtverſtändlich auch eine Staatsmaitreſſe gehörte — ein ziemlich unerquickliches Daſein geführt haben, falls ihr lebhafter und reichgebildeter Geiſt ihr nicht die Mittel geboten hätte, die Langeweile eines Hoflebens zu bannen, in welchem die plumpen, ja rohen Ueberlieferungen mittelalterlicher Courtoiſie und die franzöſiſch-leichtfertige Mode der Zeit zu einem mitunter ganz abſonderlichen Miſchmaſch ſich verbanden. Verherrlichte doch Hoffeſte, wobei noch ganz im Styl der Ritterzeit gehaltene, ſtundenlange Fackeltänze ſtattfanden, der Herr von Beſſer mit ſeinen „amouröſen“ Reimen, welche den Schönen des Hofes keine Zweideutigkeiten, aber ſehr unzweideutige Zoten ins Geſicht ſagten, über welche auch die Kurfürſtin und nachmalige Königin Sophie Charlotte ſich nicht entſetzte, ſondern nur lächelte. Sie war als Braut eine Schönheit und der „Mercure galant“ von 1684 rühmte ihren ſchlanken Wuchs, ihren reinen Teint, ihren ſchönen Buſen, ihre großen ſanften blauen Augen, das Incarnat ihrer Lippen und die Fülle ihrer ſchwarzen Haare. Nachdem ihr

eheliches Verhältniß erkaltet war, ſchlug ſie ihren Hof in Lützelburg bei Berlin auf, wo ſie, fern von dem läſtigen Prunk, in welchem ihr Gemahl ſich gefiel, zwangloſe Feſte feierte. Ein häufiger Theilnehmer an denſelben war der große Leibniß, welcher bei der Königin hoch in Gnaden ſtand. Auf ſeinen Antrieb ſetzte ſie die Gründung der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften bei ihrem Gemahl durch. Die Bildung der Königin ragte über das Niveau der Prinzeſſinnenbildung von damals weit hinweg. Sie redete vollkommen geläufig die franzöſiſche, engliſche und italiſche Sprache und war auch der lateiniſchen nicht unkundig. Daneben kannte, liebte und übte ſie die Muſik. Ihr Wiſſensdrang war ſo raſtlos, daß Leibniß ſich einſt veranlaßt ſah, ihr zu ſagen: „Es iſt gar nicht möglich, Sie zufrieden zu ſtellen. Sie wollen das Warum des Warum wiſſen.“ Sophie Charlotte verdiente den Ehrentitel der „philoſophiſchen Königin“, welcher freilich ihrem orthodox-gläubigen Sohn Friedrich Wilhelm I. ſo wenig gefiel, daß er äußerte: „Meine Frau Mutter war eine kluge Frau, aber eine böſe Chriſtin.“ Sie ſtarb 1705 mit wahrhaft philoſophiſcher Ruhe und Faſſung. Ihr Enkel, Friedrich der Große, erzählt, die Sterbende habe zu einer ihrer Damen, welche in Thränen zerfloß, geſagt: „Beklagen Sie mich nicht; denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniß nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauſpiel eines Leichenbegängniſſes, welches ihm eine neue Gelegenheit gibt, ſeine Pracht darzuthun [161].“

161) Leibniß hat zur Verherrlichung des Andenkens ſeiner königlichen Freundin ein langes Gedicht in deutſchen Alexandrinern geſchrieben. Vollſt. gedr. bei Gödeke, Elf Bücher deutſcher Dichtung, I, 481 fg. Ein Meiſter der biographiſchen Kunſt, Varnhagen von Enſe, ſchrieb das „Leben der Königin von Preußen Sophie Charlotte,“ 1837.

Der königliche Autor, den ich ſo eben angezogen, war, wie Jedermann weiß, zwar in ſeiner Jugend ein großer Liebhaber der Frauen, in ſpäteren Jahren aber nicht eben ein großer Verehrer derſelben. Der berühmte Monarch hatte freilich gar zu mächtige Feindinnen, die ihm von zwei Kaiſerthronen herab, ſowie aus dem Boudoir hervor, wo die Pompadour den fünfzehnten Ludwig gängelte, ſehr viel zu ſchaffen machten. In Wahrheit, er hatte vollauf Gelegenheit, bitter zu erfahren, was der „Unterrock" in der Weltgeſchichte zu bedeuten habe. Im Grunde jedoch mußte er ſeinen Feindinnen dankbar ſein, denn dieſe verſchafften ihm ja Gelegenheit, die Welt mit dem Ruhme ſeines Namens zu erfüllen. Er war auch keineswegs immer der Cyniker, welcher in ſeinen berühmten Marginalreſolutionen jeden Anlaß, über die Weiber geringſchätzig ſich auszulaſſen, gern ergriff. Wie er ſtrenge darauf hielt, daß ſeiner ungeliebten, getrennt von ihm lebenden Gemahlin jede ihrem Rang und ihren ſtillen Tugenden gebührende Rückſicht widerfahre, ſo hat er auch die Bedeutung vorragender Frauencharaktere wohl zu würdigen und anzuerkennen verſtanden. In einem an d'Alembert gerichteten Briefe that er die Aeußerung, er „verehre die Kaiſerinnen Maria Thereſia und Katharina II., die Kurfürſtin Antonie von Sachſen und die Landgräfin Karoline von Heſſen-Darmſtadt als die vorzüglichſten fürſtlichen Frauen ſeiner Zeit." Die Letzte der vier erwähnten Frauen, die „große Landgräfin", wie Göthe ſie genannt und von der Wieland geſagt hat, ſie müßte, wenn er einen Augenblick König der Schickſale wäre, die Königin von Europa ſein, wurde i. J. 1741 an den nachmaligen Landgrafen Ludwig IX. vermählt und ſtarb 1774. Ihr Gemahl war jener wunderliche Soldatendriller, welcher ſeine gewöhnliche Reſidenz Pirmaſens zu einem ungeheuren Soldatenkäfig machte und die fürſtliche Soldatenſpielerei zu einer ſeither nicht wieder erreichten Caricatur ſteigerte. Da that es denn doppelt noth, daß die Landgräfin verſtändigen Sinnes in das Regiment von Land und Leuten eingriff. Daneben

erfüllte ſie ihre Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter — eine ihrer Töchter war Luiſe, die Frau Karl Auguſt's von Sachſen-Weimar — in muſterhafter Weiſe und widmete der geiſtigen Bewegung ihrer Zeit eine rege, fördernde, unter Anderem durch Veranſtaltung der erſten Ausgabe von Klopſtock's Oden bewährte Theilnahme [165].

Wie Friedrich dem Einzigen ſeine Freundin, die große Landgräfin, imponirte, ſo auch ſeine Feindin, welche ihn nie anders als den „böſen Mann" nannte, die „große Kaiſerin" Maria Thereſia. Dieſe Frau war wie eigens dazu geboren, den Abſolutismus in höchſter Potenz zu repräſentiren, aber gemildert durch weibliche Schönheit, Gutmüthigkeit und Huld. Nur ſehr wenige von allen Männern und Frauen, welche jemals Kronen trugen, haben vermöge ihrer Perſönlichkeit einen ſo mächtigen Zauber beſeſſen und geübt wie die Tochter und Nachfolgerin des letzten Habsburgers. In der Blüthe ihres Lebens von vollendeter Wohlgeſtalt, ſchön von Antlitz, feurigen Auges, vereinigte ihre Erſcheinung die Majeſtät der Herrſcherin mit jedem Liebreiz des Weibes, am bedeutungsvollſten in einer ſchickſalsſchweren Stunde ihres Lebens, an jenem Herbſttage des Jahres 1741 zu Preßburg, wo der Anblick ihrer zugleich gebietenden und flehenden Geſtalt den kriegeriſchen Adel Ungarns zum höchſten Enthuſiasmus entflammte. Es war an Maria Thereſia Alles geſund, Leib und Seele, und das macht ſie in einem Jahrhundert allgemeiner Zerſetzung zu einer doppelt wohlthuenden Erſcheinung. Nichts Kränkliches, Halbes, Flitterhaftes, Unfertiges an ihr, Alles aus einem Guß. Eine ſchöne Sinnlichkeit, aber ſouverain beherrſcht durch feſte Grundſätze und gelenkt von der ſittlichen Grazie. Ein Eifer für ſittſame Lebensführung, der zwar, wie wir weiter oben ſahen, nicht ſelten fehlgriff, aber keine Forderung

165) Eine gediegene, wenn auch kurze Biographie der großen Landgräfin lieferte Ph. Bery in Raumer's Hiſt. Taſchenb. 1833, S. 533 fg.

ſtellte, welche die Kaiſerin für ihre Perſon nicht ſelber zu erfüllen bereit war. Voll unendlicher Zärtlichkeit für ihren Gemahl, den nicht eben felſentreuen Lothringer Franz I., kannte ihre Liebe den Neid der Eiferſucht nicht oder wußte denſelben wenigſtens zu beſiegen: als ſie, vom Sterbebett des geliebten Kaiſers kommend, ihre Nebenbuhlerin, die Fürſtin Marie Wilhelmine von Auerſperg, von den Höflingen verlaſſen und gemieden in einer Zimmerecke weinen ſah, drückte ſie ihr die Hand und ſagte ihr das großmüthige Wort: „Meine liebe Fürſtin, wir haben wahrlich viel verloren.“ Als Regentin war ſie Deſpotin, jedoch dem aufgeklärten und aufklärenden Deſpotismus mit Entſchiedenheit zugethan. Obgleich für ihre Perſon fromm bis zur Bigoterie, ſah ſie doch den Dunklern ſcharf auf die Finger und duldete keine inquiſitoriſchen Uebergriffe. Sie zuerſt hat Oeſtreich mit Energie aus dem hiſpaniſchen Marasmus herauszureißen verſucht, in welchen es nach ihrem und ihres Nachfolgers Joſeph Tod wieder zurückgefallen iſt. Der Abſolutismus, wie ſie ihn übte, hatte etwas Idylliſch-Patriarchaliſches. Die Kaiſerin ſah ihre Wiener, ihre Völker überhaupt als ihre Familie an und ſetzte ſich zu denſelben auf ganz mütterlich-cordialen Fuß. Wenn auch ſeine Autorität noch ſo eiferſüchtig wahrend, hatte dieſer Patriarchalismus doch viel naturwüchſig Gemüthliches, ſo viel, daß es uns faſt märchenhaft vorkommt, wenn wir z. B. hören, wie die Kaiſerin, als 1768 am Abend vom Jahrestag ihrer Hochzeitsfeier aus Florenz die Nachricht eintraf, daß ihrem Sohn, dem Großherzog Leopold, der erſte Prinz geboren worden, in ihrer großmütterlichen Freude im Nachtkleide durch die Corridore des Palaſtes ins Burgtheater eilte und daſelbſt, weit über die Brüſtung der Loge vorgebeugt, dem Publicum im Parterre die frohe Familienbotſchaft auf gut Wieneriſch verkündigte: — „Der Poldel hat an Buaba, und grad zum Bindband auf mein Hochzeitstag — der iſt galant!“ Am edelſten erſcheint die Durchdringung der Herrſchermacht

mit ſchöner Menſchlichkeit, welche die Kaiſerin charakteriſirte, in dem freundſchaftlichen Verhältniß, welches Maria Thereſia zu dem Fürſten Emanuel Sylva Tarouca unterhielt, einem eingeöſtreicherten Portugieſen, den ſie als einen „ministro particulier", als ein „zweites ungetrübtes Gewiſſen" neben ſich ſtellte und der dieſer Rolle mit Freimuth und Takt nachkam [166]).

Die große Kaiſerin war ſo glücklich, das Unglück ihrer Tochter Marie Antoinette nicht mehr zu erleben. Es hat wenige Frauenleben gegeben, die ſolche Gegenſätze von Glanz und Elend aufzeigen wie das der Frau Ludwig's des Sechszehnten, auf deren ſchönes, wenn auch nicht ganz ſchuldloſes Haupt ſich die ganze Schale des Zorns und der Rache ausgoß, welche die Frevel des Deſpotismus bis zum Ueberfließen gefüllt hatten. Was für ein Abſtand zwiſchen dem Tage, wo der alte Marſchall von Briſſac zu der Neuvermählten, welche vom Balkon der Tuilerien auf die ihr zujauchzende Menge niederblickte, ſagte: „Sehen Sie, Madame, das ſind lauter Verliebte!" und jenem 14. Oktober 1793, wo gegen die vor dem Revolutionstribunal ſtehende, ſchon durch das Martyrium der Gefangenſchaft im Temple gegangene Königin die wahnſinnige, in der Schmutzferle eines Hebert gereifte Anklage eines unzüchtigen Verkehrs mit ihrem unmündigen Sohn erhoben ward. Nie war Marie Antoinette unglücklicher, aber auch nie größer als in dem Augenblick, wo ſie nach einer Pauſe des Entſetzens auf dieſe Abſcheulichkeit die Erwiderung gab: „Wenn ich nicht darauf geantwortet habe, ſo geſchah es, weil die Natur ſich ſträubt, auf eine ſolche einer Mutter gemachte Anſchuldigung Etwas zu ſagen. Ich appellire darüber an alle

166) Ueber das Verhältniß der Kaiſerin zu Tarouca ſ. d. Bericht, welchen Karajan in der Wiener Akademie d. W. am 30. Mai 1839 erſtattet hat, Allg. Zeitung v. 14. Juni 1839, Beilage. Das Familien- und Hofleben Maria Thereſia's ſchildert ausführlich das Buch: Aus dem H. L. M. Th. Nach den Memoiren des Fürſten Joſeph Khevenhüller von A. Wolf. 2. verm. Aufl. 1859.

anweſenden Mütter.“ Die Grundlage von Marie Antoinette's Mißgeſchick war die Gleichgültigkeit, welche ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe von Seiten ihres Gemahls zu befahren hatte. Man hat guten Grund, zu glauben, daß dieſe Gleichgültigkeit von einem ſpäter gehobenen organiſchen Fehler in der Conſtitution Ludwig's XVI. herrührte. Als ſich dann ein zärtliches Verhältniß zwiſchen den Ehegatten herſtellte, hatte der Ruf der Königin ſchon unwiederbringlichen Schaden gelitten. Jung, ſchön, nach Zerſtreuung und Vergnügen dürſtend, hatte ſich Marie Antoinette Unbeſonnenheiten zu Schulden kommen laſſen, welche ihr Jugendfeuer allerdings begreiflich und verzeihlich machte, die aber einem giftigen Hofklatſch nur allzu reichliche Nahrung boten[167]). Wenn ſie als Schäferin maskirt zur Zeit der Dämmerung durch die Bosketts von Trianon ſchwärmte, ſo bedachte ſie nicht, wie geneigt man ſein könnte, einer ſo ſchönen Schäferin auch den Hang zu Schäferſtunden zuzuſchreiben. Wenn ſie in der Aufregung des Tanzes zu ihrem hübſchen Tänzer Dillon ſagte: „Fühlen Sie einmal, wie mein Herz pocht“, ſo war ihr daneben ſtehender Gemahl doch wohl zu der derben Zurechtweiſung berechtigt: „Madame, Herr Dillon glaubt Ihnen auf Ihr Wort.“ Die Beziehungen der Königin zu dem Herzog von Coigny und zu ihrem Schwager, dem galanten Grafen von Artois, gaben den boshafteſten Vermuthungen Raum und ihre Neigung für den ſchwediſchen Grafen Ferſen legte ſich viel zu unbefangen dar, um höfiſchen Späherangen entgehen zu können[168]). Aber welche Fehler die Königin in ihrer Jugend als Frau und

167) Louis Blanc (Hist. de la révol. française, vol. II, liv. I, chap. 1) hat das Verdienſt, zuerſt des Genaueren und mit unwiderlegbaren Beweiſen dargethan zu haben, daß die ſyſtematiſche Vergiftung von Marie Antoinette's Ruf nicht von der Volkspartei, ſondern von einer Hofcoterie ausgegangen.

168) S. den geheimen Bericht des ſchwediſchen Geſandten zu Paris, des Grafen Creutz, bei Geijer, Hinterlaſſ. Papiere d. Königs Guſtav IV., Bd. 2, S. 107.

ſpäter als Politikerin begangen habe, ſie ſtanden in keinem Verhältniß zu der Strafe, welche ſie erwartete, und jeder Fühlende und Denkende wird zugeben, daß der Tag ihrer Hinrichtung, der 16. Oktober 1793, einer von jenen Tagen geweſen ſei, welche das Buch der Weltgeſchichte beflecken.

Drei Jahre nach dem tragiſchen Ausgang der Tochter der Cäſaren endigte (am 9. November 1796) ein Schlagfluß das Leben einer anderen deutſchen Prinzeſſin, welche aus dem Dunkel eines kleinen deutſchen Hofes zu dem blendenden Glanz des ruſſiſchen Czarenthrons emporgeſtiegen war, des Leichnams ihres Gemahls als Stufe ſich bedienend[169]). Eine der außerordentlichſten Erſcheinungen der Geſchichte, dieſe Sophie Auguſte Friederike von Anhalt-Zerbſt, welche als Katharina II. ſo lange die Geſchicke Europa's beſtimmen und lenken half, im Guten wie im Schlimmen weit über das weibliche Maaß hinausragte, mit Voltaire und Diderot briefwechſelte, als leidenſchaftliche Venuspriesterin bis zu ihrem Tode eines offiziell beſtallten „Günſtlings" nicht entbehren konnte, aus der Gruftage hervor, wo ſie meſſaliniſche Orgien feierte, Befehle ergehen ließ, welche zwei

169) Ob und inwieweit Katharina von dem Mordplan gegen den armen Peter III. unterrichtet geweſen, wird wohl nie ganz feſtzuſtellen ſein. Aber lächerlich iſt es, zu glauben, die Verſchworenen ſeien überhaupt nur ſo von ungefähr dazu gekommen, den Czaren zu ermorden. Peter III. mußte nicht nur abgeſetzt werden, ſondern ſterben, wenn ſeine Frau herrſchen ſollte. Katharina war zu geſcheidt, um das nicht zu wiſſen, wenngleich die Orlows und deren Spießgeſellen ihr nicht mit kürzen Worten geſagt haben werden, ſie würden jetzt hingehen, den Kaiſer zu ſtrangulieren. Eine Mitverſchworene, die Fürſtin Daſchkow, hat in ihren von Herzen herausgegebenen Memoiren (I, 108) behauptet, Alexei Orlow habe unmittelbar nach der Ermordung des Kaiſers für dieſe Miſſethat die Kaiſerin in den demüthigſten Ausdrücken um Verzeihung gebeten. Das iſt möglich, beweiſ't aber in letzter Linie gar Nichts. Außerdem wird die Glaubwürdigkeit der Daſchkow durch mehrere Umſtände ſtark beeinträchtigt. So z. B. durch ihre Verſicherung, ſie hätte lange Nichts davon gewußt, daß Gregor Orlow ein begünſtigter Liebhaber Katharina's war.

Erdtheile in Staunen, Beſorgniß und Schrecken verſetzten, Komödien für die ruſſiſche Bühne dichtete, während ſie durch ihre Potemkin, Suwaroff und Repnin Völker zertreten ließ, und, das Werk Peter's I. fortſetzend, für die Machtſtellung Rußlands Unberechenbares gethan hat. Die Natur ſcheint die wunderbarſte Miſchung von vielſeitigſter Genialität, verzehrender Sinnlichkeit, wohlwollenden Inſtinkten und beiſpielloſer Verſtellungskunſt beabſichtigt zu haben, als ſie die „Semiramis des Nordens" ſchuf. Nicht weniger wunderbar als ihre Perſönlichkeit erſcheint ihr Glück, wenn man bedenkt, daß ſie in ſo zu ſagen bettelhaftem Aufzug nach Petersburg gekommen war. („Als ich nach Rußland kam, erzählt ſie, beſtand meine ganze Wäſche aus einem Dutzend Hemden.") Seit dem Erſcheinen von Katharina's Memoiren, deren Echtheit keinem erheblichen Zweifel unterzogen wurde, die aber leider den Fehler haben, beim Jahr 1759, alſo vor dem Aufgang des Sterns ihrer Verfaſſerin, plötzlich abzubrechen, ſeit dem Erſcheinen dieſer Memoiren iſt der Reiz des Wunderbaren, welcher die Figur der Czarin umgab, bedeutend geſchwunden. Denn die Bekenntniſſe Katharina's zeigen, daß da, wo wir wunderbare Schickungen anzunehmen geneigt waren, nur die ſchlaueſte, conſequenteſte Berechnung thätig geweſen, baſirt freilich auf einen fataliſtiſchen Glauben an die Zukunft. Eine Frau, welche ſchon als junges Mädchen zu ſich geſagt hatte: „Glück und Unglück liegen in der Seele und dem Herzen eines Jeden; wenn du Unglück empfindeſt, ſetze dich darüber hinweg und richte dich ſo ein, daß dein Glück von keiner Begebenheit abhängt" — mußte es weit bringen in der Welt, beſonders wenn dieſe Frau das Genie, die Heuchelei und den Muth Katharina's der Zweiten beſaß. Die fünfzehnjährige Heuchlerin war kaum nach Rußland gekommen, als ſie ſich ihre Situation zurechtzumachen trachtete. Es galt zunächſt, das Terrain kennen zu lernen, zu welchem Zwecke ſie ſich in der Kunſt des Horchens und Aushorchens übte: — „Ich hatte mich während meiner Krankheit gewöhnt, die Augen geſchloſſen

zu halten; man dachte, ich schliefe, und dann sprachen die Gräfin Romanzew und die andern Damen unter sich, was sie auf dem Herzen hatten, wodurch ich viele Dinge erfuhr." Der ihr zum Gemahl bestimmte Großfürst Peter war ihr gleichgültig und das ließ sich bei seiner Sinnesart und seinem Gebaren — er spielte als Bräutigam lieber mit Puppen als mit seiner Braut — leicht begreifen; aber: „die Krone von Rußland war mir nicht gleichgültig." Diese Krone wurde der Pol, um welchen all ihr Dichten und Trachten sich drehte, einzig und allein sich drehte, denn das unersättliche Temperament, welches später die Frau so vielfach zerstreute, war in dem kaum mannbar gewordenen Mädchen noch nicht erwacht. In der eben so heiklen als drückenden und widerwärtigen Stellung zwischen der in fast ununterbrochenem Wollust- oder Branntweinrausch dem Grabe zutaumelnden Czarin Elisabeth, dem kindischen Trunkenbold von Bräutigam und den verschiedenen Coterieen des Hofes wurde Katharina, wie sie bekennt, nur durch den Ehrgeiz aufrecht erhalten. „Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveraine Kaiserin von Rußland werden würde, in eigener Machtvollkommenheit (de mon propre chef)." Sie träumt aber nicht etwa nur von dieser Zukunftsrolle, sie bereitet sich vielmehr alles Ernstes darauf vor. „Ich bemühte mich, die Zuneigung Aller zu gewinnen; Große und Kleine, Niemand wurde von mir vernachlässigt; ich machte mir eine Regel daraus, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir auch gelang." Um sich populär zu machen, hielt sie streng die russischen Fasten, unterzog sich pünktlich den Ceremonien des griechischen Ritus und las daneben zu ihrer Privaterbauung Brantome's zotentriefendes Buch von den „Dames galantes." Der arme Peter, dieser Querkopf von einem kleinen deutschen Prinzen, welcher sich in dem ungeheuer weiten Rußland durchaus nicht zurechtfinden

konnte, war nicht dazu gemacht, der Mann einer Frau zu ſein, welche ſich in der angedeuteten Weiſe theoretiſch und praktiſch auf die Rolle einer nordiſchen Semiramis vorbereitete. Nachdem deſſenungeachtet die Vermählung ſtattgefunden, mußte Katharina bei Tage mit ihrem Gemahl „Soldätles" ſpielen und bei Nacht — nun, laſſen wir das die Czarin ſelbſt erzählen. „Madame Kruſe verſchaffte dem Großfürſten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieſelben in und unter meinem Bett; der Großfürſt legte ſich zuerſt nach dem Abendeſſen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, ſchloß Madame Kruſe die Thüre und der Großfürſt ſpielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an dieſen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zuwider." Sehr begreiflicher Weiſe. Die junge ſchöne Frau ſagte in Bezug auf dieſe abſonderlichen ehelichen Freuden ſpäter ſehr naiv oder aber ſehr witzig: „Il me semble, que j'étais bonne pour autre chose." Nachmals behelligte der von der Maitreſſenſucht des Jahrhunderts ebenfalls ergriffene Großfürſt Peter ſeine Frau in anderer Manier. Wenn er nämlich Nachts betrunken das eheliche Lager beſtieg, weckte er ſeine ſchlafende Gemahlin mit Fauſtſchlägen, um ihr die Reize ſeiner Maitreſſe im Detail zu ſchildern. Wenigſtens erzählt dies Katharina. Inzwiſchen war der Czarin Eliſabeth in einem ihrer lichten Momente eingefallen, daß für die Sicherſtellung der Thronfolge zu ſorgen ſei, und da der Großfürſt unfähig ſchien, dies zu bewerkſtelligen, ſo wurde auf der Czarin Befehl durch die Obergouvernante der Großfürſtin, Frau Tſchoglokoff, ein Anderer dazu angeleitet, das Nöthige vorzukehren. Die Memoiren Katharina's laſſen es unklar, wer dieſer Andere geweſen ſei, ob Sergius Soltikoff, Zachar Tſchernitſcheff oder Leo Nariſchkin. In Gegenwart des Letzteren äußerte der Großfürſt gegen ſeine Freunde: „Der Himmel weiß, woher meine Frau ſchwanger geworden iſt; ich bin durchaus nicht

gewiß, ob dies Kind mir gehört." Narischkin machte der Großfürstin eilends Meldung und Katharina wußte es mittelst einer kühnen List dahin zu bringen, daß ihr Gemahl es nicht mehr wagte, so bedenkliche Zweifel zu äußern[170]). Aber als er den Czarenthron bestiegen hatte, befand er sich in offenem Krieg mit seiner Frau. Auf wessen Seite der Sieg sein würde, konnte nicht zweifelhaft sein. Es war einer der verhängnißvollsten Tage des Jahrhunderts, jener Julitag von 1762, als Katharina von Petersburg gen Peterhof rückte, um ihren rathlosen und verrathenen Gemahl zu entthronen, an der Spitze der zu ihr übergetretenen Garden in Uniform auf einem weißgrauen Tigerhengst reitend, das Band des Andreasordens umgehängt, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig. Weiter brauchen wir ihre Laufbahn nicht zu verfolgen. Sie gehört der Weltgeschichte an. Das richtigste, wenn auch ungalant genug lautende Urtheil über sie dürfte das von Lord Byron gesprochene sein und bleiben[171]).

Zur selben Zeit, wo an der Newa eine deutsche Prinzessin durch alle Schlangengänge der Verstellungskunst hindurch dem Thron Peter's des Großen zustrebte, hat an der Ilm eine andere deutsche Fürstentochter, Amalia von Braunschweig, schon als Achtzehnjährige die Wittwe des Herzogs Ernst August von Sachsen-Weimar, durch Berufung Wieland's zum Erzieher ihres

170) Mémoires de l'imperatrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1838. Memoiren der Kaiserin Katharina II. Authent. deutsche Ausg. Hannover 1859. S. 13, 15, 21, 36, 40, 41, 43, 49, 71, 110, 164, 170, 273. Ueber die Echtheit des Buches vgl. Sybel's Histor. Zeitschr. Heft 1 und Allg. Zeitung 1859, Beil. zu Nr. 23 fg. und Nr. 97. Augenheim hat in seiner Schrift „Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland" (1, 322 fg.) mit viel combinatorischem Scharfsinn die Hypothese aufgestellt und verfochten, Katharina II. sei eine natürliche Tochter Friedrich's des Großen gewesen.

171) . . . . In Catherine's reign, whom glory still adores,
As greatest of all sovereigns and whores. Don Juan, VI, 92.

älteren Sohnes Karl August den Grund zum „Weimarer Musenhof“ gelegt und hiedurch, wie überhaupt durch ihr Walten voll Freisinn und Humanität, sich ein Andenken gestiftet, das für und für zu den gesegnetsten in unserem Lande gehören wird. Wie viel sie für die deutsche Kultur gethan, indem sie ihrem trefflichen Sohn und Nachfolger die Wege wies und ebnete, auf welchen vorschreitend er das kleine Weimar zur geistigen Metropole Deutschlands machte, wie sie die Besten ihrer Zeit zu sich heranzog, ihr Geist, ihre Lebenskunst, endlich ihr herrliches Selbstbekenntniß („Meine Gedanken“ [172]) — das Alles steht fest in der Erinnerung jedes Gebildeten. Als sie am 10. April 1807 gestorben, schrieb ihr Freund Wieland in seinem tiefen Seelenschmerz an Böttiger: „Sie war in ihrer Art so gut die Einzige als Friedrich der Zweite in der seinigen“ — und schloß Göthe seine Gedenkrede auf die Vollendete mit den schönen Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.“ ..... Auf Karl August's edle Gattin Luise, die Tochter der großen Landgräfin, paßt genau, was Schiller seinen Posa von der Königin Elisabeth sagen läßt: — „Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht, mit festem Heldenschritte wandelt sie die schmale Mittelbahn des Schicklichen.“ Nachdem sie sich erst an dem Hofe von Weimar, wo bei ihrer Ankunft die Kraftgenialität schwärmte und brauf'te,

---

172) Abgedr. in Auge's „Erinnerungen Weimar's“ und in Schloenbach's „Zwölf Frauenbilder aus der Göthe-Schiller-Epoche.“ Die Originalhandschrift befindet sich auf der Weimarer Staatsbibliothek.

zurechtgefunden, nahm ſie die würdigſte Stellung ein, ihr mitunter ſtark vertretendes Standesgefühl durch eine unermüdlich werkthätige Herzensmilde zügelnd, geräuſchlos alles Gute und Schöne fördernd, ſchlichtend, verſöhnend und begütigend überall eingreifend, wo es noththat. Im Verhältniſſe zu ihrem Gemahl hat ſie, namentlich ſpäter, in Betreff ſeiner Beziehungen zu der ſchönen Schauſpielerin Karoline Jagemann, eine Reſignation, ja eine neidlos-hülfreiche Liebe bewährt, zu welcher nur edelſte Weiblichkeit ſich zu erheben vermag. Es war ihr Leben lang etwas Jungfräuliches in ihr. Jene maßvolle Würdigkeit bezeichnete ihr Weſen, welche Göthe im Taſſo der Prinzeſſin anſchuf, die er ja nach dem Bilde der Herzogin geformt hat. Und wie treu hing ſie an Allen, die ſie achtete und liebte! So hat ſie, obgleich der franzöſiſchen Revolution gram, Knebel's oft ſehr rückſichtslos ſich äußernde Schwärmerei dafür freundlich geduldet; ſo miſchte ſie bei Schiller's Hingang ihre Thränen mit denen ſeiner Wittwe. Frau von Staël urtheilte nach ihrem Beſuche in Weimar über die Herzogin: „Sie iſt das wahre Muſter einer von der Natur zum höchſten Range beſtimmten Frau. Ohne Anmaßung wie ohne Schwachheit, erweckt ſie in gleichem Grade Vertrauen und Ehrfurcht. Der Heldenſinn der ritterlichen Zeiten wohnt in ihrer Seele, ohne ſie der Sanftmuth ihres Geſchlechtes zu berauben [173]).“ In Wahrheit, es war mehr, viel mehr als eine höfliche Phraſe, wenn die enthuſiaſtiſche Tochter Necker's der Frau Karl Auguſt's Heroismus zuſchrieb. Die Herzogin bewährte ſolchen in der jammervollen Zeit nach der Schlacht bei Jena. Da iſt ſie, während alle

173) Ich erinnere gelegentlich daran, daß Frau von Staël in ihrem berühmten Buch De l'Allemagne über die Frauen unſeres Landes den Ausſpruch that: „Die deutſchen Frauen haben einen Reiz, der ihnen eigenthümlich iſt, einen ſüßen Ton in ihrer Stimme, blonde Haare, einen blendenden Teint. Sie ſind beſcheiden, ihre Gefühle ſind wahr, ihr Benehmen iſt einfach. Ihre ſorgfältige Erziehung und die ihnen natürliche Reinheit der Seele machen den Zauber, den ſie ausüben.“

Schrecken franzöſiſcher Plünderung auf der Stadt Weimar lagen, dem zürnenden Sieger mit ruhiger Würde entgegengetreten und hat dem Brutalen Achtung abgezwungen. Eine ſchwere, vielleicht die ſchwerſte Stunde im Leben der trefflichen Frau, als ſie, während ihr Gemahl noch bei der geſchlagenen preußiſchen Armee ſtand und alle übrigen Glieder der herzoglichen Familie aus Weimar geflohen waren, am 15. Oktober 1806 den vom Schlachtfeld von Jena kommenden Napoleon oben an der Schloßtreppe empfing. „Qui êtes-vous, Madame? — fuhr er ſie an. Je vous plains, j'écraserai votre mari.“ Welche Selbſtüberwindung mußte es der Herzogin koſten, nach dieſer verletzenden und entmuthigenden erſten Begegnung den Verſuch zu machen, den Gewaltigen milder zu ſtimmen gegen das Weimarer Land und deſſen Fürſten. Sie that es in einer Audienz am folgenden Tage und that es mit Erfolg. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Napoleon in ſeiner theatraliſchen Manier zu ihr: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorſehung, welche Alles leitet; ich bin nur das Werkzeug derſelben.“ Nach der Zuſammenkunft mit der Herzogin äußerte der Eroberer gegen ſein Gefolge: „Das iſt eine Frau, welcher unſere zweihundert Kanonen keine Furcht einzuflößen vermochten.“ Acht Tage ſpäter ſagte er zu Potsdam dem Weimar'ſchen Unterhändler Müller: „Ihre Herzogin hat ſich ſehr ſtandhaft bewieſen; ſie hat meine ganze Achtung gewonnen[174].“ Aber weder Karl Auguſt noch Luiſe glaubten an das „Werkzeug der Vorſehung.“ Es gereicht dem Herzog von Weimar und ſeiner Gemahlin zu hoher Ehre, daß ſie ſich nie und nimmer zu jener Unterwürfigkeit gegen Napoleon herbeiließen, durch welche ſo viele deutſche Fürſten und Fürſtinnen ſo ſehr ſich erniedrigt haben. Und ſie beſchränkten ſich nicht darauf, für ihre Perſonen einen edlen Stolz zu wahren, ſondern ſie bemühten ſich auch, in einer

174) Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten v. 1806—13, S. 2, 4, 28.

Zeit, wo der Untergang Deutſchlands beſiegelt ſchien, jenen vaterländiſchen Geiſt zu pflegen und zu ſtärken, welcher den großen Aufſchwung von 1813 herbeiführte [175]).

Die Zeit der Befreiungskriege hat überhaupt manches unverwelkliche Blatt in den Ehrenkranz des deutſchen Frauenthums gewunden. Ohne die lebhafteſte Betheiligung der Frauen und Jungfrauen an der großen Sache wäre eine Begeiſterung, wie ſie damals die Herzen der Männer und Jünglinge ſchwellte, kaum denkbar geweſen. Die Berlinerinnen gingen mit dem Beiſpiel einer aufopfernden Mühwaltung für die zum Kampfe Ziehenden und die Opfer deſſelben voran [176]). Nach ihrem Vorgang entwickelten die Frauen überall einen tiefeingreifenden und höchſt wohlthätigen Eifer. Mütter ſchickten ihre Söhne, Schweſtern ihre Brüder, Bräute ihre Bräutigame in den heiligen Krieg. Reiche Damen opferten dem vaterländiſchen Bedürfniſſe ihr Silberzeug und ihren Schmuck, arme Mädchen ihre Sparpfennige. Viele, ſehr viele hielten ſich als liebreiche Pflegerinnen der Ver-

---

173) Ein damaliger Vertrauter des herzoglichen Paares, der nachmalige preußiſche General Fr. A. Ferd. v. Müffling erzählt („Aus meinem Leben", S. 21): „Der geheime Plan des Herzogs K. A. v. Weimar ging dahin, ſo wie ſeine Reſidenz bisher der Centralpunkt Deutſchlands für Kunſt und Wiſſenſchaft war, ſie nun auch zum Centralpunkt der deutſchen Freiheit zu machen, ſoweit die Verhältniſſe es geſtatteten. Ich war in dieſer Beziehung neben ſeiner würdigen, ſo hoch verſtändigen Gemahlin der einzige Vertraute des Herzogs und dieſer Zuſtand iſt geblieben, bis i. J. 1813 der Krieg wieder ausbrach. Von Weimar aus wurden die Schwachen ermuthigt, wurde der Haß gegen den Tyrannen genährt und Manches ohne Aufſehen vorbereitet, was 1813 ſich als echtdeutſches Element zeigte."

176) Niebuhr ſchrieb unter'm 21. Dezember 1813 aus Berlin: „Das Betragen der Frauen iſt ehrwürdig. Hunderte entſagen nicht nur jedem Vergnügen, ſondern ſelbſt der genaueren Sorge für ihren Hausſtand, um in den Lazarethen zu verwalten, zu kochen, zu pflegen, Wäſche zu flicken, Geld und Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, die Miethlinge zu controliren und zur Pflicht anzuſpornen. Manche ſind ſchon der Raub des Nervenfiebers geworden." Lebensnachrichten, I. 373.

wundeten in der Lazarethluft den Tod. Sittſame Mädchen wurden von dem erhebenden Zeitſturm über die Bedenklichkeiten ihres Geſchlechts ſo weit hinausgeriſſen, daß ſie mitten im Schlachtgrauſen den Kämpfern Munition oder Erfriſchungen zutrugen und auch ſelber zur Büchſe und zum Säbel griffen, um gegen den Feind des Vaterlandes zu fechten. So Johanna Stegen, Johanna Luring, Lotte Krüger, Dorothea Sawoſch, Karoline Peterſen und jene, wie ihre Mitſtreiterinnen, von Rückert ſchön gefeierte Probaska, welche in der Lützow'ſchen Freiſchaar ſo wacker mitkämpfte und deren Geſchlecht erſt kund wurde, nachdem ſie in dem ſiegreichen Gefecht bei der Görde (16. September 1813) tödtlich verwundet worden[177]). Ja, die große Zeit fand auch die deutſchen Frauen groß[178]).

177) Ein Mitkämpfer bei der Görde, A. Heydrich, erzählt (Pröhle, Jahn's Leben, S. 108): „Unter den Schwerverwundeten waren Lützow und das Heldenmädchen Probaska. Als die Letztere, noch unentdeckt wegen ihres Geſchlechts, nach beendigtem Gefecht auf dem Schlachtfeld verbunden werden ſollte, indem eine Kugel ihr den Oberſchenkel zerſchmettert hatte, wollte ſie dieſes nicht zugeben, ſondern verlangte erſt den Feldwebel ihrer Abtheilung zu ſprechen, und als dieſer herbeikam, ergab es ſich, daß, allen verborgen, unter dem Waffenſchmuck ein Frauenzimmer mit Namen Probaska den Sieg mit hatte erringen helfen, was allgemeines Erſtaunen und Bewunderung wegen ihres Heldenmuthes und ihrer Ausdauer in Ertragung der Beſchwerden des Krieges erregte." Die Verwundete ſtarb drei Tage ſpäter zu Dannenberg. Sie ward in Begleitung der Jungfrauen und der ganzen Bürgerſchaft des Städtchens beerdigt und wurde ihr in der Kirche ein Denkmal geſetzt." — Da hier gerade von Heldinnen die Rede iſt, ſo ſei auch noch der „ſiebzehnjährigen, ſchönen, guten", von Göthe beſungenen Johanna Sebus gedacht, welche zwar nicht in einer Schlacht gefallen, aber doch einen heldiſchen Tod geſtorben, indem ſie beim Eisgang des Rheins am 13. Januar 1809 erſt ihre Mutter aus den Fluten rettete und dann bei dem hochherzigen Verſuche, auch eine Nachbarin und deren Kinder zu retten, in den Wogen unterging.

178) Zwar ungern, aber zur Steuer der geſchichtlichen Wahrheit und zur Warnung muß ich doch anmerken, daß auch ſehr unrühmliche Ausnahmen vorkamen. Der nachmalige preußiſche General Ludwig von Reiche war, wie er in ſeinen Memoiren (II, 4) erzählt, im November 1813 mit dem Generalſtab des Bülow'ſchen Corps in Nörten einquartirt, einem Gut der gräflich Harden-

Aber wie dürfte von der Zeit der Unterjochung Deutſchlands durch Napoleon und von der Abſchüttelung des franzöſiſchen Joches die Rede ſein, ohne daß jener erhabenen königlichen Frau gedacht würde, auf welche während der Schmachperiode Tauſende als nach einem tröſtlichen Stern blickten und welche, viel zu frühe ſchon am 19. Juli 1810 hingegangen, in der Bruſt von Tauſenden, die 1813 in den Kampf zogen, als eine verklärte Heilige begeiſternd lebte? Luiſe von Mecklenburg, im Dezember 1793 an den Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm III. vermählt, nimmt in der deutſchen Sittengeſchichte ſchon darum eine unvergängliche Ehrenſtelle ein, weil das muſterhafte Beiſpiel, welches ſie als Gattin, Hausfrau und Mutter gab, außerordentlich reinigend und erfriſchend auf die verderbene, ja verpeſtete und verpeſtende ſittliche Atmoſphäre gewirkt hat, welche zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts am preußiſchen Hof und in der preußiſchen Hauptſtadt herrſchte und von da weithin wirkte. Es iſt wahrlich nichts Kleines geweſen, nach und bei der furchtbaren Zerrüttung des Familienlebens in den vornehmen Kreiſen wieder einmal ein Königspaar im reinen und ſchönen Styl der deutſchen Familienhaftigkeit miteinander leben zu ſehen, und man darf kühn behaupten, daß ohne die moraliſche Reinigung, welcher die Berliner Geſellſchaft nach dem

berg'ſchen Familie unweit Göttingen. Der Hausherr war Hof- und Jägermeiſter am Jerome'ſchen Hof in Kaſſel geweſen, — an jenem Hof, an deſſen Ausſchweifungen leider nur allzu manche deutſche Dame ſich betheiligt hatte. „Die jüngeren Töchter des Hauſes äußerten ſich bei der Abendtafel mit der eingetretenen Veränderung der Dinge wenig zufrieden, indem ſie meinten, daß Kaſſel fortan ein ſehr langweiliger Ort ſein würde; man hätte ſich dort gar zu ſehr amüſirt.“ Unmittelbar nach den Befreiungskriegen entblödete ſich eine deutſche Fürſtin (von L. T.) nicht, gegen Helmina von Chezy („Unvergeſſenes“, II, 133) zu äußern: „Die Zukunft wird beweiſen, daß der große Mann (Napoleon) recht hatte und daß ihm die Menſchen unrecht gethan. Die Deutſchheit iſt ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch Nichts zu rechtfertigen iſt.“

Vorbild dieſes königlichen Haushalts ſich unterzog, die Erhebung Preußens im Jahre 1813 unmöglich geweſen wäre. Vieles, wohl ſehr Vieles würde auch ſpäter anders und beſſer gekommen ſein als es kam, wenn Friedrich Wilhelm III. ſeinen guten Genius Luiſe nicht allzu frühe verloren hätte. Denn der ſanfte Einfluß dieſer hochbegabten und liebenswürdigen Frau war unwiderſtehlich und ſie wollte nur das Gute und Rechte. Ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre zartſinnige Güte gewannen ihr alle Herzen. Männer, die ſonſt nur zum Tadeln, ſelten und widerwillig zum Anerkennen bereit waren, haben ihr mit Begeiſterung gehuldigt[179]). Selbſt der übermüthigſte der Sterblichen, der Sieger Napoleon, mußte ihr, die er als ſeine Feindin kannte und haßte, Achtung und Bewunderung zollen, ſobald er ſie geſehen und geſprochen[180]). Vielſeitig gebildet und voll

---

179) Der Verfaſſer der „Berl. Briefe über d. inneren Verhältniſſe am Preuß. Hofe" ſagt (I. 101): „Die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. hatte von der Natur Alles erhalten, was an ihrem Geſchlechte liebenswürdig genannt werden kann. Die ſchönſte Königin und eine noch ſchönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichſten Verſtande. Es war nicht der geringſte Anſpruch auf Theilnahme an der Herrſchaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen deſſelben, eine Anhänglichkeit an ſeine Perſon, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unſchuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Luiſe's, die beſtimmt zu ſein ſchien, den König glücklich zu machen und der Nation das Muſter einer Ehefrau zu geben, wie ſie ſein ſollte." Der Ritter von Lang, wie der eben angezogene Autor ein ſchärfſter Urtheiler über Menſchen und Dinge, äußert in ſeinen Memoiren (II. 44) über die Königin: „Das war nun freilich eine Frau, die wie ein ganz überirdiſches Weſen vor Einem ſchwebte, in einer engliſchen Geſtalt und von honigſüßer Beredtſamkeit, mit der ſie Allen die Stralen ihrer Holdſeligkeit zuwarf, ſo daß Jeder, wie in einen zauberiſchen Traum verſetzt, von dieſem lebendigen, regſamen Feenbilde entzückt war."

180) Nach der erſten Zuſammenkunft mit der Königin zu Tilſit ſagte Napoleon zu Talleyrand: „Ich wußte, daß ich eine ſchöne Königin ſehen würde; aber ich habe die ſchönſte Königin und zugleich die intereſſanteſte Frau gefunden."

Theilnahme für das Schöne und Ewige, hat die Königin Schiller und Jean Paul geliebt, Göthe geehrt. Noch bevor die große Katastrophe von 1806 die Verrottung und Unhaltbarkeit der bisherigen Staats- und Gesellschaftsmaximen nachgewiesen, legte Luise bei jeder Gelegenheit eine aufgeheilte, gerechte und humane Sinnesweise an den Tag, mitunter zu nicht geringer Beschämung aristokratischer Ausschließlichkeit und Vornirtheit[181]). Mit einer

181) Es sind hierüber mehrere wohlbezeugte Anekdoten im Umlauf. Eine sehr bezeichnende erzählt der Bischof Eylert („Charakterzüge und histor. Fragmente a. d. Leben Friedrich Wilhelm's III.", Br. 2, S. 63) aus dem Munde eines Ohrenzeugen so: — Bei einer großen Cour in Magdeburg wurde der Königin die ihr noch ganz unbekannte, bürgerlich geborene Gemahlin des damaligen Majors v. N. vorgestellt. Die Königin fragte unbefangen die früher noch nie gesehene junge Frau: „Was sind Sie für eine Geborene?" Aengstlich und verlegen in dieser ihr bis dahin ganz unbekannten Sphäre, zum ersten Mal vor einer Königin stehend, antwortete kaum hörbar die beklommene junge Frau mit zitternder Stimme: „Ach, Ihro Majestät, — ich bin gar keine — Geborene." Ein spöttisches, höhnendes Lächeln zuckte auf den Gesichtern der meisten andern Damen. Dies würde die Königin, als nicht bemerkt, mit Stillschweigen haben hingehen lassen; da sie aber hören mußte, daß eine nicht fern stehende Dame vornehmer Abkunft leise zu ihrer Nachbarin sagte: „Also eine Mißgeburt!" da fühlte die Königin ihr rein menschliches, sittliches Gefühl verletzt und konnte und durfte nicht schweigen. Angeregt, hob sie, wie sie zu thun pflegte, ihr schönes, lockiges, mit einem Diadem geschmücktes Haupt und in hoher, hervorragender Gestalt heiter umherschauend dastehend sprach sie, Allen im großen Audienzsaale hörbar: „Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein," wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich durch Selbstbeherrschung erwerben.

Würde, wie ſie nur aus einem reinen und hochgeſinnten Gemüthe zu ſchöpfen iſt, ging ſie durch die Schule des Unglücks. Auf der jammervollen Flucht vom Schlachtfeld von Jena durch Berlin nach Königsberg hörte ihre Umgebung ſie jenes tiefſinnige und troſtvolle Göthe'ſche Wort ſprechen, daß nur der Unglückliche die himmliſchen Mächte kenne. In jener ſchweren Zeit ſchrieb ſie eine Reihe von gedankenvollen, herrlichen Briefen, worunter der allbekannte an ihren Vater, in welchem ſie es ausſprach, daß Preußen auf den Lorbeern Friedrich's des Großen eingeſchlafen geweſen, nicht mit der neuen Zeit fortgeſchritten und deßhalb von ihr überflügelt worden ſei; aber auch, daß ſie, wennſchon für ihr Leben Nichts mehr hoffend, an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifle, weil ſie feſt an eine „ſittliche Weltordnung“ glaube. Sie ſollte die ruhmreiche Bewährung ihres Glaubens nicht mehr erleben, aber ihr Andenken wird nie erlöſchen und ihre Ruheſtätte im Schloßgarten zu Charlottenburg iſt ein heiliger Ort.

Ich danke Ihnen, Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, dieſe, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszuſprechen, und wünſche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, deſſen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt.“

Siebentes Kapitel.

Frauen und Dichter.

Berühmte Frauen. — Künſtlerinnen, Gelehrtinnen und Dichterinnen. — Die Fürſtin von Gallizin. — Eliſe von der Recke. — Frau von Krüdener. — Klopſtock der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. — Die Kehrſeite. — Wieland und die Frauen. — Leſſing. — Der Hainbund. — Voß und Erneſtine. — Bürger und Molly. — Die Epoche der Empfindſamkeit. — Karoline Flachsland. — Lavater und die Frauen. — Die Kraftgenialität. — Göthe und Schiller. — Jean Paul und Charlotte von Kalb. — Hölderlin und Diotima. — Die Romantiker. — Novalis. — Kleiſt und Adolfine. — Körner und Toni. — Rahel und Bettina. — Immermann und Eliſa. — Charlotte Stieglitz. — Lenau und Sophie. — Grabbe. — Scheier und Friederike. — Johanna Kinkel. — Schluß.

„Nach Sitte zu ſtreben“ — „das Scepter der Sitte zu führen“, darein haben die beiden erlauchteſten Geiſter deutſcher Nation übereinſtimmend die Beſtimmung des Weibes geſetzt. Alles Beſte, Schönſte, Heilſamſte, was eine Frau ſinnen und thun mag, vollzieht ſich in dem Bereiche der Sittlichkeit. Auch in Frauen wohnt der Genius und vermöge deſſelben iſt es einzelnen gegeben, der empfangenden, bewahrenden, pflegenden und erhaltenden Eigenſchaft des Weibes auch die ſchaffende des Mannes zu geſellen, wennſchon immer in geringerem Maaße und ohne wirkliche Originalität, weil es dem Weibe ſchlechthin unmöglich iſt,

ſich völlig objectiv der Welt gegenüber zu ſtellen. Aber wehe der Frau, welche bei dem Verſuche, dem Manne zufallende Aufgaben zu löſen, der ſittlichen Grazie vergißt. Sie bringt es dann, und möge ſie ſich ſogar einen weltgeſchichtlichen Namen erwerben, doch nur dazu, in ihrer Perſon ein unerquickliches Zwitterding darzuſtellen, wie die Semiramiſſe und Zenobien alter und neuer Zeit beweiſen. Es liegt ein tiefer Sinn, das richtigſte Gefühl für das Schickliche in dem achſelzuckenden Volksſprüchwort von den Frauen, welche „die Hoſen anhaben“. Das Weib ſoll kein Mann ſein wollen oder es wird zur Caricatur. Der Mann gilt durch edles und großes Thun, die Frau durch ſchönes Sein. Und zu ſchönem Sein vermag jede Frau in ihrer Sphäre ſich hinaufzuläutern: ſie braucht nur den ſittlichen Inſtinkt, welchen die Natur in ſie gelegt, walten zu laſſen. Sie bedarf nicht der Reflexion, um das Rechte zu treffen, die Naturnothwendigkeit leitet ſie dazu. Zu jeder Zeit haben die Frauen mitgewirkt an dem Gewebe der Weltgeſchichte, am förderlichſten jedoch dadurch, daß ſie, indem ſie rechte Frauen waren, die Männer befähigten, rechte Männer zu ſein.

Der Geſchichtſchreiber der deutſchen Frauenwelt hat die Genugthuung, ſagen zu können, daß weitaus die Mehrzahl der berühmten Frauen, an welchen unſer Land im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert ſo reich war und iſt, der ewigen Geſetze edler Weiblichkeit nicht vergeſſen hat. Hielten wir ein trockenes Regiſtriren für irgendwie erſprießlich, ſo könnten wir hier viele Seiten mit Namen von Künſtlerinnen und Schriftſtellerinnen anfüllen; allein es reicht für unſeren Zweck aus, auf einzelne charakteriſtiſche Erſcheinungen flüchtig hinzuweiſen. So auf die berühmte, aus dem Bregenzer Wald ſtammende, i. J. 1741 zu Chur geborene, 1807 zu Rom geſtorbene Malerin Angelica Kaufmann, welche beſonders im Portraitfach die große Wendung vom Zopfſtyl zur modern-claſſiſchen Richtung mit herbeiführen half; ſo auf die Sängerinnen Corona Schröter, eine Flamme Göthe's,

Charlotte Häfer, Pauline Milder, Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder-Devrient. Auf den Ruhm, gelehrte Frauen im beſten Sinne des Wortes zu ſein, hatten im vorigen Jahrhundert gerechten Anſpruch Luiſe Adelgunde Victoria Kulmus, des wohlmeinenden, ſteifleinenen Pedanten Gottſched geiſtvolle und liebenswürdige Gattin, welche zuerſt in Deutſchland einen literariſchen Salon hielt, und Dorothea Schlözer, des berühmten Publiciſten ſtreng unterrichtete Tochter, welche die philoſophiſche Facultät von Göttingen i. J. 1787 zum Doctor creirte. Die gediegenſte wiſſenſchaftliche Schriftſtellerin unſerer Zeit iſt ohne Frage die unter dem Autornamen Talvj bekannte Thereſe Adelfine Luiſe Jakob, geboren 1797 zu Halle. Ihre Verdeutſchung der ſerbiſchen Volkslieder, ihre Unterſuchungen der ſlaviſchen Sprachen, der germaniſchen Volkspoeſie, der Echtheit oder vielmehr Unechtheit Oſſian's, ihre Geſchichte der Coloniſation von Neu-England ſind bleibende Leiſtungen. Die unabſehbare Reihe deutſcher Dichterinnen neuerer Zeit eröffnete in der Rococoperiode Luiſe Karſch, deren zu ſeinem Lobe aufgewandte Muſenkunſt Friedrich der Große bekanntlich ſehr unköniglich mit zwei Thalern honorirte. Eine Enkelin von ihr war Helmina von Chezy, deren vielumgetriebenes Leben einen intereſſanteren Roman ausmacht als irgend einer der von ihr geſchriebenen iſt. Die Ahnmutter aller deutſchen Romandichterinnen aber iſt Marie Sophie Laroche, welcher wir noch weiterhin begegnen werden. Sie war 1731 zu Kaufbeuren in Schwaben geboren und ſtarb 1807 zu Offenbach. Ihre jetzt gründlich verſchollene „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) war einſt ein Buch von europäiſcher Berühmtheit. An ſchriftſtelleriſcher Fruchtbarkeit haben ſpäter nur noch ganz wenige Frauen mit ihr zu wetteifern vermocht. Am nächſten iſt ihr Karoline Pichler gekommen, auch im Erfolg, der jetzt allerdings auch ſchon wieder ſo ziemlich ein verſchollener iſt. Andere literariſch gebildete oder literariſch ſelbſtthätige Frauen haben vermöge einer bevorzugten geſell-

ſchaftlichen Stellung am Ende des vorigen und zu Anfang unſeres Jahrhunderts auf die Kulturbewegung einen ſehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. So jene Fürſtin Amalia von Gallizin, welche zu Münſter eine Art myſtiſch-philoſophiſchen Hofes hielt, an welchem die Hemſterhuis, Fürſtenberg, Hamann, Jakobi und Stolberg verkehrten und auf welchen freilich ein Mann wie Voß mit Abneigung und Argwohn blickte, als auf einen Sammelpunkt der „Dunkler“. So ferner Eliſe von der Recke, eine der erſten deutſchen Frauen, welche das Reiſen und Reiſenbeſchreiben zu einer Kunſt ausbildeten, dieſelbe Eliſe, welche erſt eine Verehrerin und dann die Entlarverin des großen Schwindlers Caglioſtro war und zuletzt die Muſe und Pflegerin des Urania-Sängers Tiedge geweſen iſt. Endlich dürfte auch noch die berühmte oder, wenn man will, berüchtigte Juliane von Krüdener hieher gehören, die, von Geburt eine Vietinghoff aus Kurland, zweideutig genug zwiſchen einer Ruſſin und einer Pariſerin, zwiſchen einer Bublerin und einer Büßerin, zwiſchen einer politiſchen Intriguantin und einer religiöſen Schwärmerin ſchillerte, von unſtillbarer Unruhe und einem raſtlos taſtenden Ehrgeiz verzehrt den franzöſiſch geſchriebenen Roman „Valerie“ (1804) veröffentlichte, welcher die in den vornehmen Kreiſen am Wendepunkte von zwei Jahrhunderten herrſchende Stimmung ſehr ausdrucksvoll manifeſtirt, dann eine Zeitlang als Myſtagogin des Czaren Alexander I. einen großen Stand hatte, hierauf von der Polizei ſehr ungalant geſtörte Miſſionsfahrten durch Europa unternahm und ſchließlich 1824 in der Krim ſtarb, wo ſie eine Colonie im Krüdener'ſchen Sinne hatte gründen wollen.

Von dieſer Erſcheinung, in welcher ſich mit den Traditionen des Pietismus der Zopfzeit, dem Gefühlsüberſchwang der Sturm- und Drangperiode und der Lockerheit der Directorialepoche der ſchon ganz moderne Anklang eines myſtiſch-prophetiſchen Socialismus wunderlich verbindet, wenden wir uns rückwärts zu dem eigentlichen Thema dieſes Kapitels, zur Betrachtung der auser-

wählten Frauen, welche als Geliebte, Lebensgefährtinnen und Freundinnen unſerer großen Dichter ſo viel dazu beitrugen, die Miſſion dieſer edlen Geiſter gelingen zu machen, und deßhalb den innigen Dank unſeres Landes, ja der ganzen gebildeten Welt ſich verdient haben. Auf Vollſtändigkeit in Namen und Zahlen oder auf Detailſchilderungen geht die nachſtehende Vergegenwärtigung der in Frage ſtehenden Verhältniſſe nicht aus. Doch wird ſich manches für die deutſche Frauengeſchichte Charakteriſtiſche darein verweben und wird ſich daneben der Beweis führen laſſen, daß es bis zur Gegenwart herab Frauencharaktere gegeben, die nicht unwürdig ſind, jenen zur Seite geſtellt zu werden, welche die Glanzperiode unſerer Literatur geſchmückt haben und denen dieſelbe vielfach ihre beſten Inſpirationen verdankte.

Die rohmaterielle, gemeinſinnliche Auffaſſung der Liebe, welcher wir im 17. Jahrhundert begegnet ſind und welche wir dort in der Literatur einen entſprechenden Ausdruck voll gedunſener Lüſternheit und ſchwülſtiger Schlüpfrigkeit finden ſahen, hat ſich zwar noch ins 18. Jahrhundert hereingezogen, doch nicht, ohne ſchon an der Schwelle deſſelben auf eine Oppoſition zu ſtoßen, die ſich mehr und mehr ſteigerte und läuterte. Der brutalen Anſicht von den Frauen als bloßen Luſtwerkzeugen gegenüber nahm eine edlere das Wort, welche nicht allein die Männer zur Achtung vor der Würde des weiblichen Geſchlechts mahnte, ſondern auch dieſem wieder Selbſtachtung einflößte. Zur nämlichen Zeit, wo die galanten Herren und Damen der deutſchen Höfe an einem früheren Ortes berührten frechen Reimwerk des Herrn von Beſſer („die Schooß der Geliebten") bewundernd ſich ergötzten, ſchrieb ein anderer Hofdichter, Herr von Canitz, ſeine Trauerode auf den Tod ſeiner Gattin Dorothea von Arnim und legte darin den Accent auf die Tugenden der Heimgegangenen als Gattin, Hausfrau und Mutter. Weit inniger ſchon trat dieſe Anerkennung edler Weiblichkeit in dem Klagelied hervor, welches vierzig Jahre ſpäter (1736) Albrecht von Haller auf das Grab ſeiner „geliebten

Frau Marianne" niederlegte. Aber die große Wendung von der materialiſtiſchen Anſchauung und Behandlungsweiſe des Verhältniſſes von Mann und Weib zur idealiſtiſchen trat erſt mit und durch Klopſtock ein. Dieſer Dichter, welcher wie ein prieſterlicher Seher in ſeiner Zeit ſtand und als ſolcher von ihr verehrt wurde, war wie der Wiederherſteller der ſittlichen Würde der Poeſie ſo auch der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. Er führte in die Beziehungen der beiden Geſchlechter den Seelenſchwung, den Zartſinn, den religiöſen Enthuſiasmus zurück. Er feierte zuerſt wieder in vollen Bruſttönen das Göttliche im Weibe, legte den deutſchen Mädchen „Vaterlandslieder" auf die Lippen und ſah in der Geliebten ein höheres Weſen, welchem Gemeines nicht nahen dürfe [182]). Seine altübende Jugendliebe für Fanny Schmidt fand keine Erwiederung, aber vollen, wenn auch allzu kurzen Erſatz für dieſes verſagte Glück gab ihm ſeine Ehe mit Margaretha Moller, die er unter dem Namen Gidli ſo hoch gefeiert hat.

Indeſſen lag in dem durch Klopſtock gepflegten und zur Geltung gebrachten Idealismus der Liebe die Gefahr einer Gefühlsüberſpannung, welche in die Liebes- und Freundſchaftsverhältniſſe bald eine Empfindſamkeit, Empfindſeligkeit, Empfindelei

182) Sie iſt jugendlich ſchön, nicht wie das leichte Volk
Roſenwangiger Mädchen iſt,
Die gedankenlos blüh'n, nur im Verdienen'n
Von der Natur und im Scherz gemacht;
Leer an Empfindung und Geiſt, leer des allmächtig
Triumphirenden Götterblicks.

Sie iſt jugendlich ſchön, ihre Bewegungen
Sprechen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens; und werth, werth der Unſterblichkeit
Tritt ſie hoch im Triumph daher,
Schön wie ein feſtlicher Tag, frei wie die heit're Luft,
Voller Einfalt wie du, Natur!

brachte, die allen wirklichen Lebensgehalt zu verflüchtigen drohte, eine thränenselige Schwärmerei, die in dem vielbemsenen Miller'ſchen „Siegwart" gipfelte, einem Buch, welchem die zweideutige Ehre zukommt, die Thränendrüſe zu einem poetiſchen Hauptmotiv gemacht zu haben. Seltſam genug ſollte gerade ein Poet, welcher ſpäter durch ſeine heiterſinnliche, mitunter ſtark ins Lockere fallende Behandlungsweiſe der Liebe den Ausſchreitungen der Sentimentalität eine Schranke ſetzte, in ſeiner Jugend die ganze Ueberſtiegenheit der empfindſamen Zeitſtimmung durchmachen. Wieland's Verhältniß zu Sophie Gutermann war ein gelebter Roman der Empfindſamkeit, wie es nur immer einen geſchriebenen geben konnte. Nun, er war ſiebzehn, die ſchöne Sophie neunzehn Jahre alt, als ſie im Sommer 1750 im idylliſchen Pfarrhaus von Biberach ihren „ewigen" Liebesbund ſchloſſen, und in Beiden lebte der volle Enthuſiasmus der Zeit. Da war es denn kein Wunder, daß ſich die Liebenden „oft miteinander auf die Kniee warfen, der Tugend ewige Treue ſchwuren und dann in ſchwärmeriſcher Freudigkeit ſich küßten." Aber Wieland ging dann nach Zürich, wo ſich ſein lebhaftes Naturell in allerlei „flüchtigen Liebſchaften" behagte; dann nach Bern, wo die geniale, obgleich nicht ſchöne Julie Bondeli, die begeiſterte Miſſionärin der Lehren Rouſſeau's, den Zunder ſeines Herzens hellauf lohen machte. Wieland begehrte Julie's Hand, aber ſie traute ſeiner Beſtändigkeit nicht. „Sagen Sie mir — fragte ſie ihn eines Tages mit forſchendem Blicke — werden Sie niemals eine Andere als mich lieben können?" — „Niemals! das iſt unmöglich! ..... Indeſſen, ja auf Augenblicke könnte es doch geſchehen, wenn ich etwa eine ſchönere Frau fände als Sie, die höchſt unglücklich und zugleich höchſt tugendhaft wäre." Der arme Wieland, welcher ſpäter die Anatomie des weiblichen Herzens ſo gut verſtand, ſcheint damals noch nicht gewußt zu haben, daß keine Frau ihrem Liebhaber den Gedanken verzeihen kann, er könnte eine andere ſchöner finden als ſie. Julie wußte, was ſie zu

thun hatte, und tiefverwundeten Herzens ließ ſie den Poeten ziehen. Daheim in Schwaben fand er auf dem Schloſſe Warthauſen, welches dem Grafen Stadion gehörte, ſeine Jugendgeliebte Sophie als Frau von Laroche wieder. An die Stelle der ſentimentalen Liebe trat eine ſentimentale Freundſchaft und zugleich entpuppte ſich unter der nachhelfenden Hand des feinen, ſokratiſch-heitern Weltmanns Stadion Wieland zum Dichter des Idris, der Muſarion, der Abderiten und des Oberon. Nachdem er noch einen kurzen Roman mit der Schweſter Sophie's durchgeſpielt, verheiratete er ſich 1765 in ganz bürgerlich nüchterner und ehrbarer Weiſe mit Dorothea Hillenbrandt, die er in Briefen an ſeinen Freund Geßner in Zürich ein „unſchuldiges, von der Welt unangeſtecktes, ſanftes, fröhliches, gefälliges Geſchöpf" nennt, „nicht ſehr ſchön, aber doch hübſch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für ſich ſelbſt hat, ein gutes, angenehmes Hausweibchen und damit Punctum." Die Fühlſeligkeit ſeiner Jünglingsjahre erwachte aber doch von Neuem in ihm, ſo oft er ſeine Freundin Sophie wiederſah. So im Juni 1771, wo er ſie in Thalebrenbreitſtein beſuchte und wo bei ſeiner Ankunft jene von einem Augenzeugen und Mithandelnden, Friedrich Jakobi, beſchriebene Scene ſtattfand, welche ein wahres Cabinetſtück aus der Periode der Empfindſamkeit ausmacht [183]).

183) Jakobi's Briefwechſel, Nr. 10—11: — „Wir hörten einen Wagen rollen und ſahen zum Fenſter hinaus — er (Wieland) war es ſelbſt. Der Herr von Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach und wir empfingen unſern Freund unter der Hausthüre. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während dem, daß wir ihn bewillkommten, kommt die Frau von Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe ſich nach ihr erkundigt und ſchien äußerſt ungeduldig, ſie zu ſehen; auf einmal erblickte er ſie — ich ſah ihn ganz deutlich zurückſchauern. Darauf kehrte er ſich zur Seite, warf mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung ſeinen Hut hinter ſich auf die Erde und ſchwankte zu Sophie hin. Alles dieſes ward von einem ſo außerordentlichen Ausdrucke in Wieland's ganzer Perſon begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erſchüttert fühlte. Sophie ging ihrem

Mit ſeinem „Hausweibchen“ hat der Verfaſſer des Agathon bekanntlich ſehr glücklich gelebt und wußte ihm Dorothea im Verein mit ihren Töchtern beſonders während des Aufenthalts der Familie auf dem Landgut Oßmannſtedt eine ganz patriarchaliſch behagliche Exiſtenz zu bereiten.

Lange nicht ſo gut ſollte es dem großen Leſſing werden, deſſen einſames und ſtarkes Herz nur vierzehn Monate lang in dem häuslichen Glück ſich ſonnen konnte, welches ihm ſeine Frau, die Wittwe eines Hamburger Kaufmanns Namens König, gewährte. Kurz nach ſeiner Verbindung mit ihr ſchrieb er an ſeine Schweſter: „Meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe: ebenſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben.“ Da iſt keine Spur von Schwärmerei, wie ſich denn Leſſing's klarer und tapferer Verſtand bekanntlich dem ſentimentalen Ueberſchwang ſcharf entgegengeſetzt und in Betreff von Göthe's Werther gegen Eſchenburg geäußert hat, ſolche „kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen ſei der chriſtlichen Erziehung vorbehalten geweſen, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln wiſſe.“ Damit war nun freilich nicht allein die Empfindſamkeit, ſondern auch das Liebesideal

---

Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen: er aber, anſtatt die Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte ſich, um ſein Geſicht darein zu verbergen. Serbie neigte mit einer himmliſchen Miene ſich über ihn und ſagte mit einem Tone, den keine Glairon und keine Dubois nachzuahmen fähig iſt: „Wieland — Wieland — o ja, Sie ſind es, Sie ſind noch immer mein lieber Wieland!“ Wieland, von dieſer rührenden Stimme geweckt, richtete ſich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen ſeiner Freundin und ließ dann ſein Geſicht auf ihren Arm zurückſinken. Keiner von den Umſtehenden konnte ſich der Thränen enthalten: mir ſtrömten ſie die Wangen herunter, ich ſchluchzte; ich war außer mir und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu ſagen, wie ſich dieſe Scene geendigt und wie wir zuſammen wieder in den Saal hinauf gekommen ſind.“

der modernen Welt — (modern als Gegenſatz zu antik genommen) — überhaupt negirt. Allein Leſſing ſollte bald an ſich ſelbſt erfahren, daß denn doch nicht bloß „ein körperliches Bedürfniß" den Mann an das Weib binde. Als er ſeine Frau in Folge einer ſchweren Entbindung ſammt ihrem Kinde im Januar 1778 verloren hatte, ſchrieb er an Eſchenburg und an ſeinen Bruder Karl: „Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen ..... Meine Frau iſt todt und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, und ich bin ganz leicht ..... Wenn du dieſe Frau gekannt hätteſt! Aber man ſagt, es ſei Nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage Nichts weiter von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich nie wieder ſo ſehen, wie Moſes (Mendelsſohn) mich geſehen, ſo ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gerne wollte ich es thun! Aber das geht nicht und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu dufeln; ich habe dieſes Glück unſtreitig nicht verdient." Es liegt eine Kraft, eine Bitterkeit in dieſem ſtoiſch verhaltenen Schmerz, welche Bände voll weichlicher Klagelieder aufwiegen. Der große Kämpfer Leſſing hatte auch gar keine Zeit, Threnodien zu ſchreiben: gerade in dieſer trübſten Zeit ſeines Lebens ſchlug er ſeine glorreichſten Schlachten gegen den Hauptpaſtor Göze, d. h. gegen das Pfaffenthum.

Unter den jungen Poeten des Göttinger Hainbundes war in der Blüthezeit deſſelben das ätheriſche Sehnen und Schmachten in Klopſtock's Manier gäng und gäbe. Es wurden im Kreiſe dieſer Jünglinge, welche ſich mit dem wohlgemeinten, aber an der Wirklichkeit bald ſcheiternden Plane trugen, der deutſchen Dichtung eine ſoziale Geſtaltung zu geben, ſehr viele Oden und Elegien „an die unbekannte Geliebte" gedichtet, d. h. die Hain-

bündler behandelten wie die Freiheit ſo auch die Liebe in ganz abſtracter Weiſe, bis ſich die Abſtractionen gegen die concreten Forderungen des Lebens nicht mehr halten ließen. Glücklich, wer dann in die Proſa der Wirklichkeit ſo viel Idealismus mit hinüberretten konnte, um ein bürgerlich-beſcheidenes Daſein zum gemüthlichen Familien-Idyll zu geſtalten. Dies gelang wenigſtens dem wackern Voß, welcher die Seele des Hainbundes geweſen und nachmals mit der trefflichen Erneſtine Boie ein Eheleben führte, wie er es in ſeiner „Luiſe“ und in ſeinem „Siebzigſten Geburtstag“ dichteriſch dargeſtellt hat. Die Schilderung, welche Erneſtine von ihrer Brautſchaft und ihren erſten Ehejahren zu Wandsbeck und Otterndorf gegeben hat[184]), iſt eine der herzigſten Epiſoden der deutſchen Kulturgeſchichte. Unter den beſchränkteſten Umſtänden waltete die junge Frau des kleinen Haushalts, während ihr Gatte an ſeinem deutſchen Homer arbeitete. Sie bewieſen den regſten Sinn für die höchſten Aufgaben der Zeit, dieſe guten Menſchen, und freuten ſich doch wie Kinder, wenn ſie von ihrer kärglichen Einnahme ſo viel erübrigen konnten, um etwa einen neuen Schrank anſchaffen zu können. „In dieſer Armuth welche Fülle!“ ... Einen tragiſchen Gegenſatz zu dem Idyll der Voß'ſchen Ehe bildet das Wirrſal von Leidenſchaft und Unglück, welches die Beziehungen Bürger's zu den Frauen kennzeichnet. Hier begegnet uns eine durch die Macht der Poeſie, wie ſie namentlich das „Hohe Lied von der Einzigen“ offenbart, in die Sphäre der Geiſtigkeit erhobene Glut der Sinnlichkeit, die kaum ihres Gleichen hat, wenigſtens auf deutſchem Boden. Hier loderte eine Flamme, welche an jene erinnert, von welcher vor Zeiten Abälard und Heloiſe beſeligt und verzehrt wurden. Bürger ſagte von ſeiner Molly: „An dieſer herrlichen, himmelsſeelenvollen Geſtalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieblich, als daß es nicht zu den feinſten Organen der geiſtigſten Liebe hätte hinaufdringen ſollen.“

184) Briefe von J. H. Voß, II, 3 fg.

Berauſcht von dieſem Duft, zerpflückte der leidenſchaftliche Mann den Kranz der Jungfräulichkeit ſeiner Geliebten, aber er hat dafür ſeines „Liedes Ehrenfahne um ihr Haupt geſchwungen“ und mit Stolz ausgerufen, daß eines Dichters Liebe auch die Schuld zu adeln vermöge [185]). Keine Frage, vor dem Tribunal der Sittlichkeit vermag die Doppelehe mit zwei Schweſtern, Dorette und Molly, von denen die eine ſich entſchloß, ſein Weib „öffentlich zu heißen“, und die andere, „im Geheimen es wirklich zu ſein“, nicht zu beſtehen. Aber billig denkende Menſchenkenner dürften nicht abgeneigt ſein, dem unglücklichen Dichter zu verzeihen, wenn ſie ſeine Darſtellung des verworrenen Verhältniſſes leſen [186]). Um ſo mehr, da der Arme durch eine nach dem Hingang Molly's unbeſonnen eingegangene dritte Ehe bekanntlich grauſam genug beſtraft worden iſt.

Die Blüthe der Empfindſamkeit, welche Varnhagen mit Recht als eine „nothwendige Epoche unſerer Kulturgeſchichte“ bezeichnet hat, weil ſie, ſo überſpannt, ja kindiſch uns Nachgeborenen viele ihrer Aeußerungen vorkommen mögen und müſſen, ein Gährungsprozeß war, aus welchem die deutſche Gemüthsbefreiung hervorgegangen, — die Blüthe der Empfindſamkeit fiel in die ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wie Jedermann weiß oder wiſſen könnte, hat Göthe's Werther dieſe Stimmung keineswegs

185) Erdentöchter, unbefungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit ſolchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Friſt,
Wie die Sonn' am Himmel iſt,
Heißt er's vor den Erien werden,
Was ihm ſeine Holdin iſt.

186) Bürger's Werke (1844), IV, 198 fg.

hervorgerufen: das berühmte Buch war nur der dichterischste, künstlerisch vollendetste Ausdruck derselben. Was die Zeitgenossen, namentlich die jüngere Generation, erfüllte, bewegte, quälte, ein genialer Mensch stellte es zum Kunstwerk geformt vor sie hin. Es wimmelte damals von Lotten und Werthern, wenngleich diese mit dem selbstmörderischen Pistol nicht so rasch bei der Hand waren wie der Göthe'sche Held. Was für eine Gefühlsaufspannung, was für eine fahrige Schwärmerei ist in den bräutlichen Briefen, welche Karoline Flachsland, die doch eine starke Dosis berechnenden Verstandes besaß, an Herder sandte! So schrieb sie z. B. am 25. Oktober 1771: „O, was machen Sie, holder, süßer Jüngling? Denken Sie noch an mich? Lieben Sie mich noch? O, verzeihen Sie, daß ich das frage! In Ihrem letzten göttlichen Brief bin ich ja „dein Mädchen" und doch muß ich fragen. Ich habe einige Zeit so viel im Traum mit Ihnen zu thun und das ist schuld daran: aber es ist nur Traum und du bist mein, mein, ach! in meinem Herzen ewig mein! Hören Sie Nichts um Sie herumwandern, du süßer Mann, und jetzt beim Mondenschein, wo ich stundenlang allein und bei Ihnen bin — hören Sie Nichts, Nichts von meinen Gedanken? Rauscht unser Engel nicht um Sie, der Ihnen sagt, ich sei bei Ihnen? O, Sympathie, Sympathie [187])!" Ja, es war eine Zeit, wo Vielen, sehr Vielen die

187) Wie bekannt, hat diese „Sympathie" während Herder's und Karoline's Eheleben mitunter sehr derbe Stöße bekommen. Schiller schrieb am 29. August 1787 aus Weimar an Körner: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil Beide stolz, Beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt, mit den Worten: „Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein und auf den kann Niemand zürnen." Dann fällt ihr der besiegte Herder

ganze Welt wie eine thränenthauſchimmernde Mondſcheinlandſchaft vorkam; eine Zeit, wo der empfindſelige Schwarbelkopf Leuchſenring in Deutſchland umherfuhr, um überall ſeine Mappen voll exaltirter Freundſchaftelei-Epiſteln auszukramen; eine Zeit, wo die Fühlſamkeit ſogar der Hofleute ſo ſehr ſich bemächtigte, daß ein Fräulein von Ziegler, Hofdame der Landgräfin von Heſſen-Homburg, zu Bergzabern als verkörperte Sentimentalität einherging, im weißen Unſchuldskleide, ein Lämmchen am roſenrothen Seidenbande führend. Und damit noch nicht genug. Es mußte auch noch Lavater ſeine Miſſionsfahrten thun, um der Empfindſamkeit gleichſam die religiöſe Weihe zu geben. Lavater war ſo recht ein Mann für die Frauen, denn all ſein Weſen war fraulich. Selbſt in ſeinen edelſten Aufſchwüngen, in ſeinen beſten Thaten — und ſein Leben zählt eine ſchöne Reihe von ſolchen — iſt viel mehr weibliche Hingabe und Aufopferungsfähigkeit als männliche Charakterſtärke und Energie. Er wußte die Frauen um ſo mehr zu beſtimmen, je beſtimmbarer er ſelber geweſen iſt. Schon das Nette, Reinliche, ſo zu ſagen Wohlduftende ſeiner Perſönlichkeit nahm die Frauen für ihn ein. Der Wohlredenheit vollends, womit er ſein poetiſch zurechtgemachtes Chriſtenthum vortrug, vermochten ſie gar nicht zu widerſtehen und er hinwiederum hatte Nichts dagegen, wenn ſie ihn als ihren „Sanct Lavatus“ verehrten und hätſchelten. Sein Verdienſt iſt, in den abgeſtandenen Pietismus neue Gefühlsfriſche gebracht zu haben. Aber durch ſeine Anſicht von der unmittelbaren Wirkung des Gebets, durch ſeine phyſiognomiſchen Phantaſtereien und ſeine ſo oft genasführte Wunderglaubensſucht hat er auch nicht wenig geſchadet. Träumerinnen und Schwärmerinnen, Somnambulen

um den Hals und die Fehde hat ein Ende.“ Karoline war leider wenig geeignet, der grämlichen Verbitterung, welche Herder's Leben und Schreiben in ſeiner ſpäteren Zeit ſo unerſprießlich und unerquicklich machte, entgegenzuwirken. Auch trifft ſie der Vorwurf, die Verhetzung ihres Gatten gegen Göthe und Schiller eher gefördert als gehindert zu haben.

und Geisterseherinnen schossen wie Pilze hinter seinen Tritten auf, den Verständigen zum Aergerniß, den Spöttern zur Ergötzung [188]).

Der sentimentalen Stimmung gesellte die Kraftgenialität,

188) Nach Lavater's Besuch in Bremen i. J. 1786 ging von dort ein satirisches Gedicht aus, welches das dortige mystisch-pietistische Treiben des „Propheten" und „Wundermannes" herb verspottete. Es ist wenig bekannt, und da es auch zur Signatur jener Zeit gehört, führe ich folgende Strophen daraus an: —

Wie schön leucht't uns von Zürich her
Der Wunderthäter Lavater
Mit seinen Geistesgaben!
Sein neues Evangelium
Hat uns bezaubert um und um,
Thut blöde Seelen laben.
Wunder, Zunder zum Magismus, Prophetismus,
Zaubercuren zeigen seines Fingers Spuren.

Was war das für ein Freudenschein,
Als er trat mitten zu uns ein,
Die Jünger hier zu grüßen!
In liebetrunkenem Genuß
Kam Herz und Seele zum Erguß,
In Eins mit ihm zu fließen.
Kinder, Sünder, Matadoren, weise Thoren,
Groß' und Kleine taumelten als wie vom Weine.

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth;
Es kunnt' im Schlaf nicht sprechen.
Alsbald der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Zu heilen ihr Gebrechen:
„Schaue, traue, Gratiosa, Dolorosa,
Auserlesen! Auf mein Wort, du sollst genesen!"

Mit diesem Trost er von uns wich,
Und einen Jünger wählte sich;
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kindersinn!

wie ſie in den poetiſchen Jugendthaten Göthe's und Schiller's ausgeprägt iſt, jenen leidenſchaftlichen „Sturm und Drang", welcher der ſozialen Convenienz gegenüber die unbedingte Freiheit des Herzens proclamirte. Die Stimmführer der Zeit haben auch vielfach den Verſuch gemacht, dieſen kraftgenialen Idealismus auf reale Verhältniſſe überzutragen, und es hat dies zu der Begriffsverwirrung, welche wir in den Beziehungen der beiden Geſchlechter in der „Geniesperiode" häufig genug antreffen, nicht wenig mitgewirkt. Göthe hatte die fatalen Nachwirkungen dieſer „Freigeiſterei der Leidenſchaft" ſein Leben lang zu empfinden, während ihnen Schiller dadurch entging, daß er die paſſendſte Frau gewann, welche er überhaupt finden konnte[189]). Aber beide große Männer und Freunde hatten den Frauen unendlich viel zu danken. Um ihr Leben und ihre Werke recht zu verſtehen, muß

Den thät er inſtruiren:
„Glaube, treibe, was ich lehre, mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!"
O Wunderſchlaf, o Zauberei!
Was Meiſter in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantaſie;
Durch dicke Wände ſehen ſie
Wohl mit verſchloſſ'nen Augen.
Kennen, nennen, was geſchrieben, weil den lieben
Guten Dingern Augen ſitzen an den Fingern.

189) Ueber Schiller's drei bedeutendſte Verhältniſſe zu Frauen, das zu Charlotte von Kalb und das zu den Schweſtern Karoline und Charlotte von Lengefeld, ſowie über ſein Ableben, verweiſe ich auf mein Buch „Schiller und ſeine Zeit", Prachtausg. S. 242 fg., 282 fg., 290 fg., 333 fg., 363 fg., 383 fg. Volksausg. II. 47 fg., 87 fg., 96 fg., 136 fg., 169 fg. III, 1 fg. Wer Göthe's und Schiller's Beziehungen zur Frauenwelt im Detail kennen lernen will, muß ſich in erſter Linie an die verſchiedenen Sammlungen ihres Briefwechſels mit Frauen und Freunden halten, dann an Göthe's Selbſtbiographie, an die Aufzeichnungen von Charlotte von Kalb, Karoline und Charlotte von Lengefeld und anderer Zeitgenoſſen und Zeitgenoſſinnen; in zweiter an Bücher

man ihr Verhältniß zu den Frauen ſtudiren, zu welchem Zwecke der gebotenen Hülfsmittel ſo viele und naheliegende ſind, daß wir uns hier füglich auf die unerläßlichſten Andeutungen beſchränken können.

Göthe und Schiller — ſie ſind durch Ebenbürtigkeit ihres Genius, wie durch ihr Streben, ihren Ruhm und ihre Freundſchaft in der Vorſtellung jedes Deutſchen ſo unzertrennlich verbunden, daß ſie auch hier beiſammen ſtehen mögen — jeder von den Beiden genoß des Glückes, eine vortreffliche Mutter zu beſitzen. Von der ihr Leben lang äußerlich in reichsſtädtiſcher Fülle und reichsſtädtiſchem Behagen ſich wohlbefindenden Katharina Eliſabeth Göthe, von der genialiſchen, ſicher auftretenden, mit Fürſten und Fürſtinnen wie mit ihres Gleichen verkehrenden „Frau Rath“ oder „Frau Aja“, welche von ſich ſagen durfte, daß „keine Menſchenſeele mißvergnügt von ihr gegangen ſei“, und welche noch auf dem Sterbebette ſo humoriſtiſch geſtimmt geweſen ſein ſoll, daß ſie eine an ſie gerichtete Einladung mit den Worten abgelehnt habe, „die Frau Rath könne nicht kommen, weil ſie alleweile ſterben müſſe“, von dieſer Glücklichen bis zu der armen Bäckerstochter Eliſabeth Dorothea Schiller, der ſanften, beſcheidenen Frau, welche ihr Daſein in knappen, ja drückenden Verhältniſſen verbrachte, iſt freilich ein himmelweiter Abſtand. Aber Etwas iſt den beiden Müttern gemeinſam: ſie erkannten frühzeitig den Gott in ihren Söhnen und wahrten nach Kräften den erwachenden Genius gegen die ſtörenden Einflüſſe von Seiten einer hüben und drüben gleich pedantiſchen Vatergewalt. Göthe, ſeinem großen Freunde gegenüber vom Glück ganz unverhältnißmäßig begünſtigt, erwarb ſich ſchon in jungen Jahren durch ſeine Beziehungen zu anmuthigen Mädchen und bedeutenden Frauen jene

---

wie Düntzer's „Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit“, Kuechke's „Göthe und Schiller in ihren V. z. Frauenw.“, an Aufſätze wie Sauppe's „Charlotte v. Kalb“ (Weimar. Jahrb. I. 372 fg.), u. ſ. w.

umfaſſende Kenntniß der Frauenwelt, welche ihn befähigte, Frauengeſtalten zu ſchaffen, von deren lebenswahrem Realismus er mit Recht ſagen durfte: „Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.“ Schiller's weibliche Figuren dagegen gleichen alle mehr oder weniger der Phantaſiegeſtalt jener Laura, an welche der Jüngling die Entzückungen ſeines erwachenden Herzens verſchwendete. Schiller hat nicht wie Göthe ein Gretchen, ein Aennchen gehabt, auch nicht ein Fräulein von Klettenberg. Die mütterliche Freundſchaft der trefflichen Frau von Wolzogen bot lange nicht vollwiegenden Erſatz für jene tiefeingreifende Förderung, welche Göthe durch ſein Verhältniß zu Charlotte von Stein erfuhr. Der Roman Göthe's mit Lotte Buff, der Braut eines Andern, und der Roman Schiller's mit Charlotte von Kalb, der Frau eines Andern, bieten einige äußerliche Aehnlichkeit; aber wenn jener höchſt wohlthätig den Genius Göthe's zum Durchbruch brachte, ſo hat dieſer auf Schiller, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, „nicht wohlthätig“ gewirkt. Gleich verwirrend dagegen wirkte auf Göthe ſeine Leidenſchaft für Anna Eliſabeth Schönemann (Lili) und auf Schiller ſeine Leidenſchaft für Marie Henriette Eliſabeth von Arnim. Ein ſo reizendes Liebesidyll, wie es Göthe mit Friederike Brion zu Seſenheim gelebt, ſuchen wir vergebens in Schiller's Leben. Ebenſo vergebens eine „luſtige Zeit von Weimar“, jene Glanzperiode der Genialität, in welcher ſich das deutſche Leben einmal ganz poetiſch geſtaltete und wo Göthe, der „Frauengünſtling“, eine unerſchöpfliche Fülle von Anregungen empfing. Es iſt wahr, die Jahre 1788—89, wo Schiller mit den Schweſtern Karoline und Lotte von Lengefeld als Freund, als Geliebter, als Bräutigam verkehrte, führten für den Dichter jenen neuen Lebensfrühling herauf, welcher in dem von Schiller's Tochter Emilie unter dem Titel „Schiller und Lotte“ in ſeiner Echtheit herausgegebenen Briefwechſel der Drei eine ſo herrliche Verewigung gefunden hat. Aber dieſer Frühling war nicht ohne Dornen. Der Dichter war ſchon durch eine zu harte Schule des

Mißgeſchicks gegangen, um noch mit ganzer Freiheit der Seele des Glückes genießen zu können, das in dem Umgang mit zwei weiblichen Weſen lag, welche, von einem trefflichen Vater mit liebevollſter Sorgfalt erzogen, die Bildung der Zeit in harmoniſch ſchöner und edler Weiblichkeit darſtellten. Außerdem lag in dem Verhältniß der Keim einer wunderlichſten Verirrung. Denn Schiller wurde bekanntlich von beiden Schweſtern geliebt und er liebte beide, obgleich die ältere bereits verheiratet war. Da faßte er denn den Gedanken einer idealiſchen Doppelehe, welchem der Realismus des Lebens ſicherlich bald ein trauriges Dementi gegeben hätte. Man weiß, wie Karoline, nachmals als Verfaſſerin der „Agnes von Lilien“ höchſt ehrenvoll in die Literatur eingetreten, ſie, welche den Dichter heißer liebte als ihre Schweſter und auch heißer von ihm geliebt wurde, mit hochherziger Aufopferung dieſes Wirrniß der Phantaſie und des Herzens löſ'te, indem ſie die Verlobung Schiller's mit Lotte vermittelte und die Hinderniſſe, welche ſich der Verbindung in den Weg ſtellten, beſeitigte. Lotte's Benehmen als Schiller's Gattin iſt über alles Lob erhaben. Ohne ihre liebevolle Hingabe wäre uns das theure Leben des kränkelnden Dichters nicht bis zum Jahre 1805 erhalten worden. Er hat auch dankbar bezeugt, was Lotte ihm war. „Von dieſer Seite, ſchrieb er, hat mir der Himmel Nichts als Freude gegeben.“ Hierin war Schiller entſchieden glücklicher als Göthe, welchem zwar die gute Chriſtiane Vulpius wirkliches Behagen ſchaffte, aber doch immer weit mehr nur Beiſchläferin und Haushälterin als Gattin in des Wortes höchſter und beſter Bedeutung war. Wir wiſſen auch, daß dem Dichter, welcher in „Hermann und Dorothea“ die deutſche Familienhaftigkeit ſo wunderbar verherrlicht hat, ſeine, wie der große Freund ſie bezeichnete, „elenden häuslichen Verhältniſſe“ oft genug ſchwer zu ſchaffen machten [190]). Schiller's und Lotte's Ehe dagegen war

190) Einer freilich kaum glaubhaften Ueberlieferung (bei Maria Belli, L.

eine rechte deutsche Ehe, wie der Dichter im Glockenlied das Wesen derselben charakterisirt hat: die Leidenschaft floh, aber die Liebe blieb. Wie die beiden Dichterkönige, jeder in seiner Weise, das, was sie von den Frauen empfangen, denselben in Gestalt unsterblicher Werke mit tausendfältigen Zinsen zurückgegeben, weiß die Welt.

„So viel ist gewiß — schrieb Jean Paul i. J. 1799 aus Weimar — eine geistige und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt." Der große Humorist deutete damit auf die Zerfahrenheit der sozialen Zustände einer Zeit, deren genialste und unglücklichste Frau, Charlotte von Kalb, drei Jahre zuvor gegen ihn geäußert, daß „alle unsere Gesetze Folgen der elendesten Armseligkeit, selten der Klugheit seien und daß Liebe gar keiner Gesetze bedürfe." Die arme Charlotte, welche die bitteren Enttäuschungen eines von Mißgeschicken aller Art vollen Lebens bis in ein Alter von zweiundachtzig Jahren mit hinaufnehmen mußte, stand wie eine Pythia der idealistisch-freien Liebe in der Glanzperiode der Weimarer Gesellschaft. Aber die beiden großen Liebeversuche ihres Lebens, der mit Schiller und der mit Jean Paul, scheiterten kläglich. Schiller erkannte zeitig, daß eine andere Lotte sein Lebensglück machen würde, und Jean Paul, der zwar mit der „Titanide" Charlotte von Kalb, wie er sich barock ausdrückte, „eine Pfeife im Pulvermagazin geraucht hatte", be-

---

in A. III. 1071) zufolge soll Christiane Vulpius nicht haben lesen können. Komisch ist eine Traktätien aus dem Badeort Lauchstädt, wo Sommers die Weimarer Schauspielertruppe zu spielen pflegte. Während da Göthe und Schiller nach Beendigung der Theatervorstellungen in ernster Unterhaltung miteinander im Garten wandelten, tanzte Christiane drinnen mit den Jenenser Studenten. Einmal habe sie das Gespräch der großen Freunde mit der Klage unterbrochen: „Ach, Herr Geheimer Rath, ich habe mein Umschlagtuch verloren." Worauf Göthe mit imperturbabler Gemessenheit: „Nun, dann wird man ein anderes beschaffen müssen."

kam nachgerade vor dem „auflöſenden Leben mit genialiſchen Weibern“ einen ſo nachhaltigen Reſpect, daß er weder die Titanide noch eine andere Genialiſche heiraten wollte. Ungeachtet er aber mit ſeiner Frau, Karoline Meier, ein ganz bürgerlich-hausbackenes Daſein führte, hat er nach wie vor ſeine Frauengeſtalten aus Lilienduft und Mondſchein gebildet, insbeſondere die der höheren Kreiſe. Henriette Herz, welche zur Zeit, als Jean Paul in Berlin ſeine größten Triumphe feierte (1800), und noch lange nachher durch Schönheit, Geiſt und Charakter eine ſehr vorragende Stellung in der dortigen Geſellſchaft einnahm, hat das vortrefflich erklärt. Es ſei, erzählt ſie in ihren Erinnerungen, kaum zu beſchreiben, wie viel Aufmerkſamkeit dem Dichter des Heſperus und des Titan von den Frauen, ſelbſt von denen der höchſten Stände, erwieſen wurde. Sie wären ihm dankbar dafür geweſen, daß er ſich in ſeinen Werken ſo angelegentlich mit ihnen beſchäftigte; hauptſächlich aber hätten ſich ihm die vornehmen verbunden gefühlt, weil „er ſie ſo viel bedeutender und idealer darſtellte als ſie in der That waren.“ Der Grund hievon ſei geweſen, daß, als er „zuerſt Frauen der höheren Stände ſchilderte, er in Wirklichkeit noch gar keine ſolche kannte und einer reichen und wohlwollenden Phantaſie hinſichtlich ihrer freien Spielraum ließ, diejenigen aus dieſen Claſſen jedoch, welche er ſpäter kennen lernte, Alles anwendeten, um die ihnen ſchmeichelhafte Täuſchung in ihm zu erhalten und ihm möglichſt ideal zu erſcheinen.“ Noch ein dritter Dichter war in den Zauberkreis Charlotte's von Kalb getreten, Hölderlin, welcher, von ſeinem Landsmann Schiller der Titanide empfohlen, eine Weile Informator ihrer Kinder geweſen iſt. Nicht zu Waltershauſen in Thüringen, ſondern in Frankfurt a. M. ſollte jedoch der Schöpfer des Hyperion ſeinem Verhängniß verfallen. Das Nähere des Wie iſt noch nicht aufgeklärt. Wir wiſſen nur, daß der arme Hölderlin als Hofmeiſter in einem Frankfurter Hauſe für die Mutter ſeiner Zöglinge (Frau Gontard) in Leidenſchaft entbrannte und daß dieſe Glut ihn nach Frankreich

und dort beim Empfang der Nachricht von dem frühzeitigen Tode der Angebeteten dem Wahnsinn in die Arme jagte. Unter dem helleniſchen Namen Diotima hat er die Geliebte in Tönen gefeiert, welche zu den innigſten und ergreifendſten der deutſchen Lyrik gehören.

Auch in der romantiſchen Periode unſerer Literatur ſind von geiſtvollen Frauen vielfach bedingende und fördernde Einflüſſe ausgegangen und wir haben es zu beklagen, daß namentlich Tieck's Verhältniſſe in dieſer Richtung noch keine ausreichende Aufhellung gefunden. Die Beziehungen anderer Romantiker zu den Frauen bedürfen freilich eher einer Verhüllung als einer Aufdeckung: man denke nur an die Art und Weiſe, wie Friedrich Schlegel zu ſeiner Frau Dorothea Mendelsſohn gekommen oder an den Heiratsverſuch Auguſt Wilhelm Schlegel's mit der ſchmählich getäuſchten Karoline Paulus. Den feinſten Duft der „blauen Blume" der Romantik athmet die Liebe von Novalis (Hardenberg) zu ſeiner Verlobten, Sophie von K., welche aber ſchon zwei Tage nach ihrem fünfzehnten Geburtstag ſtarb. Ihre ätheriſche Geſtalt, mit dem brennenden Roth der Hektik auf den Wangen, war die Muſe, welche ihren Geliebten zu ſeinem Oſterdingen und ſeinen Hymnen an die Nacht begeiſterte. In einen Abgrund der Zerriſſenheit läßt das Verhältniß des genialſten der Romantiker, Heinrich's von Kleiſt, zu Adolfine Vogel blicken. Sie war die Frau eines Andern, hätte aber, ſelbſt im Innerſten zerfallen, auch außerdem den Dämon in der Seele des Dichters, welcher unter dem Druck der Napoleon'ſchen Zwingherrſchaft an ſich ſelbſt wie am Vaterland verzweifelte, nicht zu beſchwichtigen vermocht. Der Ausgang war eine Kataſtrophe, deren Wirklichkeit die im Werther gedichtete an Furchtbarkeit übertraf. In einer unglücklichen Stunde hatte Kleiſt der Freundin verſprochen, ſie zu tödten, wenn ſie das Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte, und er hielt Wort. Am 21. November 1811 erſchoß der Dichter am Wanſee bei Potsdam Adolfine und dann ſich ſelbſt. Edel und innig war die Stellung von Theodor Körner zu ſeiner Braut, der reizenden

Schauſpielerin Toni Adamberger. Als er ſich i. J. 1812 mit ihr verlobt hatte, ſchrieb er ſeinem Vater aus Wien: „Ich darf es ohne Erröthen geſtehen, ohne ſie wäre ich wohl untergegangen in dem Strudel neben mir. Du kennſt mich, mein warmes Blut, meine ungeſchwächte Kraft, meine wilde Phantaſie; male Dir dies ungeſtüme Gemüth in dieſem Garten von blühender Luſt und berauſchender Freude, und Du wirſt begreifen, daß mich nur die Liebe zu dieſem Engel ſo weit brachte, daß ich keck aus der Schaar heraustreten darf und ſagen kann: Hier iſt Einer, der ſich ein reines Herz bewahrt hat.“ Toni blieb auch nach dem glorreichen Tod des Sängers und Helden würdig, welcher unter der Eiche von Wöbbelin ruht: die Wüſtlinge des Wiener Congreſſes ſchalten die Sittſame „un dragon de la vertu.“

Zwei Frauen ſind in der Epoche der Romantik und deren Nachklängen in bedeutendſter Weiſe zu öffentlichen Charakteren geworden, Rahel Levin-Robert, ſpäter die Gattin Varnhagen's von Enſe (geb. 1771, geſt. 1833), und Bettina Brentano, die Frau Achim's von Arnim (geb. 1785, geſt. 1859). Rahel iſt nicht als Schriftſtellerin aufgetreten, aber ſie hat durch perſönlichen und brieflichen Verkehr auf viele der namhafteſten Männer ihrer Zeit anregend und beſtimmend gewirkt. Ihr Salon in Berlin iſt eine geiſtige Werkſtatt geweſen, wie ſie nicht ſobald wieder aufgethan werden, ſie ſelbſt war eine, wenn ich mich richtig ausdrücke, Geſellſchaftskünſtlerin, wie ſie nicht ſobald wieder kommen wird [191]. Wilhelm von Humboldt hat von ihr geſagt,

191) Ein Ungenannter, welcher ihren Salon im März 1830 beſuchte, hat Rahel's Geſellſchaftskunſt ſo geſchildert (Grenzboten 1844, S. 213): — „Ich ſah Frau von Varnhagen öfters, auch in andern Häuſern, und immer und überall war ſie dieſelbe heitere, erfreuende Erſcheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte ſie ihr angeborenes Talent des edelſten Menſchenumgangs, nicht verdrängend, aber auch nie zurückgezogen, ſondern recht eigentlich gegenwärtig, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte ſie vor ſich zu Hauſe noch den Vorzug, daß die unbeſtrittene Verpflichtung der Für-

Wahrheit sei der auszeichnende Zug ihres intellectuellen und sittlichen Wesens gewesen. Der den Frauen angeborene Instinkt für das Rechte und Schöne war Rahel in höchster Potenz eigen. Mit wunderbarer Schärfe wußte sie, die durch das Fegfeuer heißester Seelenschmerzen gegangen, den wahren Kern der Dinge herauszufinden und den Fund Anderen zum Nutzen und Frommen zu wenden. So war sie geradezu die Erste, welche Göthe's Stellung und Bedeutung in der deutschen Kulturgeschichte ganz zu erkennen und zu würdigen verstand, und nur selten und nur auf Momente ließ sie sich die Klarheit ihres Blickes durch die Dünsteleien ihrer Freunde, der Romantiker, trüben [192]). Ihr Briefwechsel, wie ihn ihr Gatte veröffentlichte, stellt den treuesten Spiegel der Stimmungen auf, welche das Ende des vorigen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beherrschten. Mit Fug und Recht hat man sie „den persönlichen Ober in dem großen Drama ihrer Zeit" genannt. Rahel hat überall darnach gestrebt, die Idee mit der Wirklichkeit zu vermitteln; in den Büchern dagegen, womit Bettina hervorgetreten, hüllt sich dieser Trieb in die fraus-

---

sorge für alle Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen sie auf fremdem Boden sich mehr entbielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrechte bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen und anmaßlichen Unsinn durch das helle Licht der Wahrheit in seine Nichtigkeit auflösen. So war sie denn mehr als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negation ausreicht: sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschiedenheit aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde."

192) Solche momentane Trübungen waren es, wenn sie für eine Schöpfung wie Schiller's Wallenstein anfänglich keine Empfänglichkeit zeigte und sich dagegen für einen Poeten wie Jouy, ja sogar für August Lafontaine begeisterte. S. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, I, 358, 360.

gestalteten und buntschillernden Zugwellen der romantischen Laune und Phantasterei. Es brechen viele geniale Blitze, es bricht viel lachender Donner aus dieser Wolkenregion, daneben aber auch viel Irrlichtelei und unerquicklicher Wind. Man muß das eben nehmen, wie es kommt, denn Bettina, die „Sibylle der Romantik," war die souveraine Willkür in Person; sie war ein ewiges Kind, das „Kind", welches uns seine wunderbaren Einfälle vorplauderte, wann, wo und wie sie ihm gerade durch den Kopf fuhren. Alle ihre „Briefwechsel" — mit Göthe, mit der Frau Rath, mit der Günderode [193]), mit ihrem Bruder Clemens und Anderen — welche durch ihre wunderbar süße Naturschwelgerei und die unnachahmlich naive Offenbarung der Mysterien einer rastlos wogenden Frauenseele so hinreißend wirken, sind im Grunde Bettina'sche Dichtungen, wo Tropfen von Thatsächlichkeit in einem Meere von Phantasie verschwimmen [194]). Bettina war eine Elfenseele, halb Ariel, halb Puck. Sie wäre bei ihrer universellen Empfänglichkeit, bei ihrem wunderbaren Rapport mit der Natur, bei dem unerschöpflichen Schatz ihrer Liebe und ihrer religiös-glühenden Theilnahme für Alles, was der

193) Die Dichterin Karoline von Günderode, welche unter dem Namen Tian dichtete und sich, ein weiblicher Werther, im Sommer von 1806 in Folge einer unglücklichen Liebe bei Langenwinkel im Rheingau erdolchte.

194) Bettina war naiv genug, sich selbst das Zeugniß der Unglaubwürdigkeit auszustellen, indem sie einen wirklichen oder angeblichen Brief der Mutter Göthe's an sie drucken ließ (vom 7. Oktober 1808), worin die Frau Rath ihr sagte: „Die Beschreibung von Deinen Prachtstücken und Kostbarkeiten — (welche Bettina auf einer Rheinreise gesehen oder gesehen haben wollte) — hat mir recht viel Plaisir gemacht. Wenn's nur auch wahr ist, daß Du sie gesehen hast, denn in solchen Stücken kann man Dir nicht wenig genug trauen. Du hast mir ja schon manchmal Unmöglichkeiten vorerzählt; denn wenn Du, mit Ehren zu melden, ins Gränken geräthst, kann halt Dich kein Gebiß und kein Zaum. Ei, mich wundert's, daß Du noch ein Gut' finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzt, blos um selbst zu erfahren, was Alles noch in Deinem Kopfe steckt."

Menſchheit frommt und die Menſchheit adelt, die größte Dichterin aller Zeiten geworden, wenn ſie Eins verſtanden hätte, freilich ein Unumgängliches: das Geheimniß der Form.

Helden, Dichter und Frauen gehören untrennlich zuſammen. Heldenthum und Dichterthum, durch das Frauenthum erhalten beide erſt die rechte Weihe. Er hat das ſelbſt erfahren, welcher dieſem Gedanken einen ſchönen Ausdruck gab, Karl Immermann [193]). Die Werke, worauf ſein Anſpruch auf Nachruhm beruht, er hat ſie in der Zeit geſchaffen, wo er mit Eliſa von Ahlefeldt-Laurwig, der geweſenen Gattin des heldiſchen Lützow, einer im beſten Sinne germaniſirten Dänin, in dem ſtillen Landhaus zu Derendorf zuſammenlebte, welches die Hand der Freundin zum heimeligſten Dichterasyl umgewandelt. Und hat nicht auch die Frau, an welche ein Uhland einige ſeiner innigſten Herzenslaute richtete, oder die, über welche ein Rückert das Blüthenfüllhorn ſeines „Liebesfrühlings“ ausſchüttete, den Hort der idealen Güter der Nation vermehren geholfen? Ach, die Liebe und Treue, die unermüdliche Duldſamkeit und liebevolle Fürſorge ihrer Frauen iſt ja auf deutſcher Erde meiſt der einzige Lohn und Troſt der „Ritter des Geiſtes“, welche, während ſie ſich im ſchweren Dienſt der Freiheit, der Schönheit und Humanität abmühen, gewöhnlich

193) So lang noch edler Frauen Bruſt
Bei hoher Kunde raſcher ſchlägt,
So lang des Liedes reine Luſt
Ein zartes Frauenherz bewegt:

So lange wird der Held voll Muth
Hienieden ſeinen Kampf beſtehn,
So lange wird des Dichters Gluth
Auf dieſer Erde nicht verwehn.

Sie haben's Beide nur gewagt,
Ihr kühnes, heiliges Gefecht,
Daß eine ſchöne Seele ſagt:
So war es gut, ſo war es recht!

nur einen unbeſtrittenen Beſitz erlangen: ein Grab. Dieſe Liebe und Treue weiß, ſelbſt irrgeleitet, auch über die Schrecken des Todes zu triumphiren. So bei jener Charlotte, der Frau von Heinrich Stieglitz, welche ſich in der Nacht vom 29. auf den 30. Dezember 1834 zu Berlin mit einer Ruhe und Gefaßtheit, mit einer keuſchen Würde ohne Gleichen in der Fülle ihrer Jugend und Schönheit den Tod gab, um durch das Entſetzen über eine ungeheure Opferthat den von ihr geglaubten Dichtergenius ihres Gatten zu entbinden. Während hier ein heroiſcher Muth in krankhafter Ueberreizung das Unmögliche wollte und ſo mit der eigenen Exiſtenz auch die des geliebten Mannes zerſtörte, legte ſich drunten in Wien eine linde Frauenhand zärtlich beſchwichtigend auf die fieberndheiße Stirne Lenau's. Da that es nicht noth, den Genius zu wecken: er war nur zu verzehrend wach. Vergebens warnte Sophie den unglücklichen Dichter der Albigenſer, dem Ideal keine dämoniſche Gewalt über das Leben einzuräumen[196]). Mit ſchon halb umdunkelter Seele riß er ſich von der

196) In einem Brief, welcher voll Poeſie iſt und, von Schurz in ſeiner Biographie Lenau's mitgetheilt (II, 277), ſo lautet: — „Freilich iſt Auerſperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz ſeines ſchönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau ſah und was mich ſo heftig und ſchmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake, ein Wallfahrer, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwillichkittel ſtand er in ſeinem Fahrzeug und ruderte läſſig dahin und dorthin, planlos, und ſchaute mit ſeinen dunkeln, ſchwermüthigen Blicken der bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die ſeinem wunderlichen Treiben zuſahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf ſetzte er der Sonne aus, kein Kleidungsſtück, kein Brot, keine Flaſche hatte er in ſeinem Kahn, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an ſeinem Pilgerſtabe am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befeſtigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembſch? Haben Sie nicht auch ſo im Leben herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden dunkeln Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hut, und nur den Kranz bewahrend ſtatt allen irdiſchen Gutes?

Warnerin los und ſprang mit dem Ruf: „In die Freiheit!“ in die Nacht des Wahnſinns ..... Nicht der Mann allein macht die Geſchichte und die Poeſie; wie zur Fortpflanzung der Menſchheit, gehört auch zum Kulturprozeß das „Ewig-Weibliche.“ Göthe wußte wohl, was er that, als er die Transfiguration Fauſt's durch das verklärte Gretchen vollziehen ließ. Was wäre, muß man fragen, aus Grabbe geworden, wenn in ſein Leben Frauen getreten, wie ſie den ganzen Lebensweg Göthe's begleiteten? Ein Gretchen oder Aennchen hat auch Grabbe zur Noth gehabt, ſeine erſte Verlobte, aber keine Friederike, keine Lotte und keine Charlotte, nicht einmal eine Chriſtiane Vulpius. Seine titaniſche Poeſie iſt ſo grazienverlaſſen, weil niemals eine edle Frau den Magnetismus der Verſtändnißinnigkeit, der Anmuth und Zärtlichkeit an ihm geübt hat[197]). Wie wohlthuend iſt es,

---

Und wenn die anderen beſonnenen klugen Leute ſorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel ſtülpten, haben Sie nicht Ihr edles ſchönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem ſchönen grünen, ewiggrünen Kranz umſchlungen, aber nicht geſchützt? O, die ſchlanken glatten Lorbeerblätter ſchmücken die Stirne nur, ſie behüten ſie nicht, ſie halten die Unbill dieſer rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum ſind Sie krank!“

197) Nicht einmal im Sterben. Die Einzelnheiten, welche K. Ziegler in ſeiner Schrift „Grabbe's Leben und Charakter“ (1855) aus eigener Anſchauung über die letzten Tage und Stunden des Dichters beibringt, ſind gerade zu entſetzlich. Alle Mängel, alle Fehler, alle Sonderbarkeiten und Wunderlichkeiten Grabbe's konnten ſeine Gattin nicht zu einem ſolchen Gebaren berechtigen. Wir ſehen am Lager des in einer feuchten, düſtern Kammer mit dem Tode Ringenden die Frau mit furienhafter Wuth der Mutter des Sterbenden, nach welcher er verlangte, den Zutritt wehren, hören ſie das Haus mit Gelärm und Getobe erfüllen, ſehen ſie droben mit Rechnen und Geldzählen beſchäftigt, während drunten der Dichter ſeinen letzten Athem aushaucht, und dann, als ihr die Nachricht gebracht wird, daß Alles vorüber, ruft ſie einem anweſenden Nachbar zu: „Topp! das iſt gut, daß der Unhold todt iſt. Nun kommen Sie, nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Alſo endlich!“

von dem Nachtbild des Grabbe'ſchen Haushalts in Detmold ſich zu dem Lichtbild hinüber zu wenden, welches der Haushalt des Dichters darſtellt, der im ſtillen grünen Park von Muskau ſein „Laienbrevier“ betete! Hier war Friede, Harmonie und ein Glück des Stilllebens, welchem Scheſer ein ſo ſchönes Denkmal geſetzt hat, da er die Sammlung ſeiner Schriften ſeiner geliebten Friederike als ein Ehrengeſchenk widmete, das ſich leider noch vor vollbrachter Darbringung in ein Todtenopfer wandeln mußte[198]). Zuletzt, doch nicht als der Letzten, ſei Johanna's gedacht, der Gattin Kinkel's, zu London, wo ſie mit ihrem Gatten redlich die Sorgen und das Elend des Exils theilte, in Folge eines Herzkrampfes im November 1858 eines jähen Todes ge-

198) „Liebes Weib — heißt es in dieſer vom Mai 1845 datirten Widmung, welche zugleich ein Ehrenmal deutſcher Fraulichkeit überhaupt iſt — erröthe nicht, überraſcht in Deiner beſcheidenen Seele, daß ich Dir Alles widme, was ich im Herzen und Geiſte getragen. Kann ich weniger Dein nennen, ſo wenig es ſei, da Du mir Alles geweiht und geſchenkt: Deine Liebe, Dein Leben, Jugend und Schönheit, alle die Tage, die Frühlinge, jeden Gedanken, jedes Gefühl — Dich ſelbſt! und auf welche Dauer! Denn ſelbſt nach dem vollſtändigſten Weltuntergange ſoll ja Niemand mehr freien noch ſich freien laſſen und ſo biſt Du und bleibſt Du denn meine einzige Frau ſeit aller Zeit und auf alle Ewigkeit. Allen iſt Alles einzig, jede Freude, jeder Schmerz. Und, liebe Seele, das wußten wir Beide, ſo haben wir gelebt, ſo uns geliebt, ſo ruhig, ja faſt verborgen und ungekannt geſtrebt, das einfach ſchönſte Glück aller Menſchen aller Zeiten in unſerem Hauſe an uns und durch uns wahr zu machen. Und faſt ein Vierteljahrhundert iſt das uns gelungen in Genüge und Frieden. Dir gegenüber, mitten unter den Kindern iſt Alles geſchrieben. Und wenn Du mich einſt begraben haſt, dann bewahre das arme kleine Lämpchen, das mir leuchtete, während ihr ſchlieſet. O, unſeres ſchönen, trotz ſo mancher Verſagung köſtlichen Lebens! Machte ich Dir die Welt klarer, ſo lehrteſt Du mich das gute fleißige Weib, die treue, immer ſorgſame Mutter. Und wenn ich denn Frauen in ihrer Ehrenhaftigkeit, Herzinnigkeit, in ihrem unſchätzbaren Werthe dargeſtellt, von wem konnte ich das lernen? Woher quell der Frieden und die Zufriedenheit in unſerem Laienbrevier — als aus dem Genuß meines Menſchenglückes zumeiſt nur durch Dich . . . . .“

ſtorben. Johanna Kinkel hat durch ihr Leben bewieſen, daß man eine genial begabte Frau, daß man muſikaliſche Künſtlerin und Dichterin ſein könne, ohne die Emanzipirte zu ſpielen und ohne aufzuhören, eine ſorgſame Mutter und eine verſtändige und emſige Hauswirthin zu ſein. Sie ſteht mit Ehren neben jeder Frau, die je ein ſchweres Geſchick mit edler Würde nicht nur duldend getragen, ſondern handelnd beſtritten, und wohl hat ſie es verdient, daß an ihrem Grab unter den Surrey-Hügeln Freiligrath ein Lied voll heldiſchen Klanges anſtimmte. Auch ſie war ja eine wackere Mitkämpferin für die gute, alte, ewigjunge Sache, die ſchon ſo viele Myriaden von Märtyrern zählt und der es dennoch nie an neuen fehlen wird.

An dieſer Stelle angelangt, iſt es gerathen, die Feder aus der Hand zu legen ..... Nicht als ob es an Stoff mangelte, aus neueſter Zeit und bis zur Stunde, wo ich mein Buch abſchließe, aus dem deutſchen Frauenleben Denkwürdiges zu berichten. Es ließe ſich noch Vieles ſagen über die Stimmungen, Anſchauungen und Moden, durch welche die Frauen während der letzten Jahrzehnte hindurchgegangen. Man könnte erzählen, wie nach den Befreiungskriegen aus der vaterländiſchen Richtung der Romantik eine überreizte Deutſchthümelei, eine lächerliche Mittelalterſucht entſprang, welchen Tendenzen auch die Frauen ihren Tribut zollten, indem ſie ſich dort in die Rolle von Thusnelden, hier in die von Burgfräulein hineinſchwärmten. Man könnte berichten, welche Wirrſale und Verheerungen ſodann die literariſche Epoche des Byronismus in den Frauengemüthern anrichtete und wie weiterhin das mit der Bewegung des franzöſiſchen Sozialismus zuſammenhängende und bei uns durch den überſtiegenen Rahel- und Bettina-Cult großgepäppelte Problem der „Frauenemanzipation“ zunächſt abſchreckende Beiſpiele von emanzipirten Damen zuwegebrachte, welche im Bloomerscoſtüm an Wirths-

tiſchen tümmelten, die Cigarre im Mund, die frohe Botſchaft der Gleichberechtigung in Weinrothſchrift auf der Naſenſpitze. Andererſeits wäre von bedeutenden fraulichen Erfolgen auf dem Gebiete der Kunſt zu melden, wie eine Klara Schumann als muſikaliſche Virtuoſin ſich hervorgethan, wie Eliſabeth Kulmann, Betty Paoli und Annette von Droſte in der lyriſchen und epiſchen, Eliſe Schmidt in der dramatiſchen, Auguſte von Paalzow, Fanny Lewald, Ida von Düringsfeld und Julie Burow in der novelliſtiſchen Dichtung Preiſe gewannen und wie die Gräfin Ida von Hahn-Hahn, nachdem ſie den „Rechten", welchem ſie in gelebten und geſchriebenen Romanen ſo lange nachgejagt, endlich in dem Heiland gefunden, den dichteriſchen Lorbeer mit dem Dornenkranz der Bekehrung und Buße vertauſchte, in ein Kloſter ging und Bücher ſchrieb, welche in Jeſuitenſchulen als Prämien vertheilt werden. Endlich wären Frauen namhaft zu machen, welche in den höchſten Geſellſchaftskreiſen die Bildung der Zeit mit Würde und Anmuth repräſentirten oder, wie insbeſondere die Prinzeſſin Helene von Mecklenburg als Herzogin von Orleans gethan hat, bei fremden Völkern die Achtung vor deutſcher Gemüthsart und Geiſteskultur erhöhten. Aber das Alles und vieles Andere iſt zur hiſtoriſchen Betrachtung noch wenig oder gar nicht geeignet: denn wenn ſchon die Reſultate der politiſchen Geſchichte der Abklärung durch die Zeit bedürfen, um in organiſcher Gliederung vorgeführt werden zu können, ſo gilt das von den Ergebniſſen der Kultur- und Sittenhiſtorie in noch höherem Grade.

Eins ſteht feſt: die deutſchen Frauen haben an der vielhundertjährigen Bildungsarbeit der Nation redlich und wirkſam theilgenommen, und da der Vorſchritt unſeres Volkes auf dem Gebiete der Intelligenz ſowohl als dem der Sittlichkeit ein unleugbar mächtiger iſt, ſo gebührt dem Verdienſte der Frauen die herzlichſte Anerkennung. Es iſt wahr, auch in neueſter Zeit noch haben ſich in der deutſchen Frauenwelt, in den untern Ständen meiſt in Folge der Peſt der Pietiſterei, in den höheren namentlich

in Folge der phyſiſchen und moraliſchen Gebrechen der Penſionatserziehung, traurige Verirrungen gezeigt[199]). Aber das ſind doch vereinzelte Fälle geblieben und darf unſer Land mit Grund ſich rühmen, daß ſeine Frauen von der bodenloſen Sittenverderbniß, der ihr Geſchlecht z. B. in Paris und New-York verfallen iſt, keine Ahnung haben[200]). Die deutſchen Frauen be-

199) Eine traurigſte kam in Berlin vor, wenn mir mein Gedächtniß treu iſt, im Jahre 1856 oder 1857. Die achtzehnjährige, bis dahin völlig unbeſcholtene Tochter einer ehrbaren Familie ſchnitt nach einer heimlichen Niederkunft ihrem Kinde ſofort den Hals ab und legte den Leichnam, ſorgfältig verpackt, unter ihr Kopfkiſſen, auf welchem ſie mehrere Nächte ſchlief.

200) Ein Correſpondent der Allg. Zeitung (1858, Nr. 364) ſchrieb unterm 27. Dezember 1858 aus Paris: „Heute iſt in der Gerichtszeitung ein Civilprozeß zu leſen, aus welchem man erfährt, daß als Manuſcript ein Seitenſtück zu den Memoiren der (berüchtigten) Mogador beſteht. Ein ſehr achtbarer Mann heiratete ein junges Mädchen aus einem eben ſo achtbaren als wohlhabenden Hauſe. Die Heirat wurde durch den Bruder des Mädchens, einen Geiſtlichen, vermittelt. Bald nach der Hochzeit gewahrte der Gemahl in dem Benehmen der jungen Frau greuliche, unnennbare Details. Als er ſie hierüber um Aufklärung anging, überreichte ſie ihm ihre Memoiren, welche ſie bereits vor der Hochzeit beendigt und unterzeichnet hatte. Auf den achtzig Seiten des Manuſcripts erzählt ſie die „désordres monstrueux", welche ſie vor ihrer Heirat beging. Sehr „reſpectable" Perſonen werden dadurch compromittirt. Die Verfaſſerin wollte ſolche Denkwürdigkeiten auch in der Ehe fortſetzen; aber ihr Mann und die Gerichte ſchritten gegen die Meſſaline ein." Die Beilage zur Allg. Zeitung zu Nr. 11 d. J. 1859 brachte einen entſetzlichen Bericht ihres Correſpondenten aus New-York über die dort graſſirende Mode der Fruchtabtreibung. In einem amtlichen Actenſtück äußerte ein dortiger renommirter Arzt, daß „es ſeines Wiſſens in New-York keinen einzigen Arzt gebe, dem nicht mehrfach in ſeiner Praxis das Anſinnen, eine Abortion zu bewirken, mit der größten Unbefangenheit geſtellt worden ſei. Aber auf ein Anſinnen, das einem ſolchen geſtellt wird, kann man gewiß 10 oder 20 mit Hülfe von Quackſalbern oder angeblichen Hebammen wirklich vollbrachte Abortionen rechnen. Vor einigen Jahren ward einmal ein Etabliſſement einer gewiſſen Naſtell aufgebrochen, in welchem die Abortionen handwerksmäßig und zu hunderten alljährlich verübt wurden." Weiterhin wird eine Stelle aus dem „Medical Journal" angezogen, wo geſagt iſt, daß „leider nur zu viele Frauen hier die freiwillige Abortion ungefähr ſo anſehen wie das Zahnausziehen."

ſitzen denn doch einen anderen Fond von Sittlichkeit als die vornehmen oder geringen Loretten des imperialiſtiſchen Demimonde und die Löwinnen des Broadway-Yankeethums.

Ich habe ein früheres Buch, worin ich die Geſchichte deutſcher Kultur und Sitte zu erzählen unternahm, mit den Worten beſchloſſen, das deutſche Geſammtvaterland ſei kein leeres Wort mehr, indem Deutſchland aus einem bloß „geographiſchen“ Begriff in der Anſchauung aller fühlenden und denkenden Deutſchen zu einem ſittlichen geworden. Wohlan, auch an den Frauen iſt es, ja an ihnen ganz vorzüglich, dieſe ſittliche Idee vom Vaterlande zu einer Herzensſache zu machen, ſie ihren Söhnen einzugebären, ſie ihren Töchtern mit der Muttermilch einzuflößen und beide zu Bürgern und Bürgerinnen zu erziehen, welche befähigt und willig ſind, an der Zukunft unſeres Volkes mitzuwirken. Dunkel und verworren, mehr Unheil dräuend als Hoffnung weckend, ſteht zur Stunde dieſe Zukunft vor uns und es genügt nicht, nur allzu begründete Beſorgniſſe mit dem Troſt zu ſchwichtigen, daß „die Noth mit ihrem heil'gen Wetterſchlage“ die Einheit Deutſchlands ſchmieden werde. Nicht der Zufall, ſondern der Gedanke und die Arbeit bilden und bauen die Welt. Mögen, wünſche ich, die deutſchen Frauen eingedenk ſein, daß auch ihre höchſten und theuerſten Güter nur in und mit der Nation gedeihen, und möge in ihren Herzen allzeit lauten Widerhall und treue Beherzigung finden unſeres Dichters Ausruf: —

. . . . . C. kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!

Inhalt.

Erſtes Buch.

Alterthum.

Erſtes Kapitel: In den germaniſchen Wäldern.

Seite

Dämmerungen der deutſchen Geſchichte. — Unſeres Volkes Urheimat. — Die indogermaniſche Familie. — Einwanderung nach Europa. — Mythiſches. — Eintritt der Germanen in die Weltgeſchichte. — Die Frauen der Teutonen und Kimbern. — Julius Cäſar über Deutſchland. — Das germaniſche Blondhaar in Rom. — Ein prophetiſches Dichterwort. — Die Germania des Tacitus. — Tracht und Stellung der Frauen. — Die deutſche Ehe. — Das „Heilige und Verabnende“ im Weibe. — Frauengeſtalten der deutſchen Vorzeit: — Aurinia, Veleda, Gauna, Thusnelda, Biſſula 3

Zweites Kapitel: Zur Völkerwanderungszeit.

Die Götterdämmerung der alten Welt. — Niederlaſſung germaniſcher Völkerſchaften in den römiſchen Provinzen. — Die Stellung der Frauen nach germaniſchem Recht. — Verhältniß der Frauen zum Chriſtenthum. — Gothiſche, langobardiſche und fränkiſche Frauen. — Die merowingiſche Tragödie. — Gährungsprozeß der Zeit. — Häusliche Einrichtung und Tracht 21

Drittes Kapitel: **Göttinnen und Heldinnen.**

Seite

Menſchen und Götter. — Charakter der germaniſchen Götterwelt. — Das „Ewig-Weibliche" in den Religionen. — Deutſche Göttinnen: Nerthus, die Mutter Erde, Frikka, Frouwa, Holda, Perahta, Hnodana, Nehalennia, Fella, Oſtara, Hellia. — Walkürien. — Frau Sälde. — Die germaniſche Eva. — Die eddiſche Lehre vom Sündenfall. — Bedenkliches von der Frigg und der Freia. — Die Frauen im Havamal. — Sigyn. — Brunhild, Kriemhild und Gudrun. — Die Lehre der germaniſchen Bibel vom Urſprung der Stände 36

Zweites Buch.

Mittelalter.

Erſtes Kapitel: **Karlingiſche Zeit.**

Karl der Große. — Blick auf die römiſch-chriſtliche Frauenwelt der erſten Jahrhunderte. — Mönchere und Nonnerei in Deutſchland. — Der Marien-cult. — Maria im „Heliand." — Maria's Minne. — Einfluß des Chriſten-thums auf die germaniſche Ehe. — Die Frauen und Töchter Karl's. — Die Weiberhäuſer. — Epiſode vom ſogenannten „Recht der erſten Nacht." — Tracht und Pracht der karlingiſchen Damen. — Richardis. — Die Frauen und die Gottesurtheile 73

Zweites Kapitel: **Unter den ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſern.**

Das deutſche Königthum und das römiſche Kaiſerthum. — Kulturcharak-ter des Zeitalters der Ottonen. — Hadumod. — Hrotsuith, die erſte Schrift-ſtellerin deutſchen Stammes. — Die gelehrte Herzogin Hadawig. — Die ſchöne Hadburg. — Mathildis. — Liutgard. — Adalheid. — Theophano. — Dietmar von Merſeburg über die Frauen ſeiner Zeit. — Kunigunde. — Giſela. — Agnes. — Bertha. — Agnes von Hohenſtaufen. — Hiltrud. — Das Verbot der Prieſterehe. — Widerſtand der deutſchen Geiſtlichkeit. — Folgen des Cölibatsgeſetzes 105

Drittes Kapitel: Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert.

Seite

Die Hohenſtaufen. — Gliederung der mittelalterlichen Geſellſchaft. — Materieller und intellectueller Aufſchwung Deutſchlands im 12. Jahrhundert. — Einfluß der Römerzüge und der Kreuzzüge. — Das Ritterthum. — Die „Courtoiſie“ oder „Höflichkeit.“ — Blick auf die franzöſiſche Courtoiſie. — Deutſcher Marienceult und Frauendienſt. — Kaiſerinnen. — Die heilige Hildegard. — Herrad von Landsberg und ihr „Luſtgarten.“ — Hausrath und muſikaliſche Inſtrumente. — Das Bett und die Schlafcoilette 129

Viertes Kapitel: Die Edelfrau.

Weib, Frau und Magd. — Ehrentitel der Mädchen und Frauen. — Von Frauennamen. — Die Erziehung vornehmer Mädchen und die Bildung höfiſcher Damen. — Die „Moralitas.“ — Das ritterlich-romantiſche Schönheitsideal. — Putzkunſt und Tracht. — Eine höfiſche Dame in Gala. — Geſelliges. — Der Tanz. — Die fraulichen Pflichten der Gaſtlichkeit. — An einem Hofe — Verlobung und Hochzeit. — Naives. — Frauendienſt und Liebesverkehr. — Ein Märtyrer der Minne. — Der Wurm in der Roſe der Romantik. — Eine Heilige 149

Fünftes Kapitel: Bürgerin und Bäuerin.

Das Städteweſen. — Patriziſche und plebeiſche Kreiſe. — Die Höfe oder Geſetze der Geſchlechter. — Städtiſche Zeitvertreibe oder „Fröhlichkeiten.“ — Ein phantaſtiſches Turnier. — Eine Serenade. — Kaiſer Sigismund und die Straßburgerinnen. — Eine Würzburger Novelle. — Wiener Sittenzuſtände im 15. Jahrhundert. — Die Frauen und die mittelalterliche Strafrechtspflege. — Augsburger und Frankfurter Hochzeiten. — Das bäuerliche Frauenleben. — Bedenkliche Idyllien. — Eine ſüddeutſche Bauernhochzeit 183

Sechſtes Kapitel: Bäder. Frauenhäuſer. Nonnenklöſter. Entartung der Tracht.

Die Badſtuben und das Treiben darin. — Heilquellen. — Baden im Aargau. — Poggio's Beſchreibung des Badelebens daſelbſt. — Die Frauenhäuſer und die Frauenhäuſerinnen. — „Neuerinnen.“ — Epiſode von der Agnes Bernauer. — Die Frauenklöſter. — Bildung und Beſchäftigungen

Seite
der Nonnen. — Die „Jeſerei“. — Klöſterliche Skandale. — Die Ausſchreitungen der Frauenmoden: die „ſchandbare“ Tracht, die Schellengürtel und Schnabelſchuhe 205

Siebentes Kapitel: Die Frauen im Dichtermund.

Dichter und Frauen. — Der Minnegeſang. — Walther's von der Vogelweide Lob der deutſchen Frauen. — Der Winsbecke. — Das Frauenideal Wolfram's und Gottfried's. — Was Minne ſei. — Erwachende, ſehnende und beglückte Liebe. — Heinrich Frauenlob. — Die mittelalterlichen Humoriſten und die Frauen. — Reinmar von Zweter. — Der Marner. — Eine Klage und Anklage von Sebaſtian Brant. — Albrecht von Eyb über die Ehe 225

Drittes Buch.

Neuzeit.

Erſtes Kapitel: Im ſechszehnten Jahrhundert.

Das Zeitalter der Reformation. — Maximilian I. und Karl V. — Luther. — Sitten und Unſitten der Zeit. — Bildung der Frauen. — Ihre Betheiligung am Reformwerk. — Die Frauen und der Cölibat. — Luther's Frauenideal. — Heilſamer Einfluß der Reformation. — Schattenſeiten. — Die Wiedertäuferei. — Eine frieſiſche Judith. — Das geſellige Leben des 16. Jahrhunderts. — Realiſtiſche Weltanſchauung und deren Anwendung auf die Frauen. — Umgangston und Bräuche. — Das Bakleben und das „Beiliegen.“ — Die Tanzfreuden. — Frauentracht. — Bäueriſches. — Die bürgerlichen Kreiſe. — Hausrath, Küche und Keller. — Die fürſtlichen Kreiſe. — Licht und Schatten. — Eine vornehme Hochzeit. — Uebergang vom 16. ins 17. Jahrhundert. — Die Verwelſchung unſeres Landes. — Der Jeſuitismus und der Calvinismus 247

Zweites Kapitel: Zur Vergleichung.

Die Renaiſſance in Frankreich. — Begründung des modernen Hofſtyls und Maitreſſenweſens. — Die franzöſiſche Galanterie unter Franz I., Hein-

Seite

rich III. und Heinrich IV. — Die Regentſchaft der Anna d'Autriche. — Ludwig XIV. — Die franzöſiſche Geſellſchaft in den Briefen der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans. — Von den Italienerinnen. — Die ſpaniſchen Frauen im 16. und 17. Jahrhundert 298

Drittes Kapitel: **Monſieur und Madame „Alamode“ in Deutſchland.**

Charakter des 17. Jahrhunderts. — Die Ausländerei und die patriotiſche Oppoſition. — Der dreißigjährige Krieg. — Sieg des alamodiſchen Weſens. — Ungeſchmack und Sittenloſigkeit der „galanten“ Literatur. — Frauentracht und Damenputz. — Die vornehme Geſelligkeit. — Ringelrennen, Wirthſchaften und Schäfereien. — „Alla francese.“ — Zwei Hofſittengeſchichten. — Die bürgerlichen und die akademiſchen Kreiſe. — Die Schönen des Lagers. — Fromme, gelehrte und dichtende Frauen. — Ehebündniſſe zwiſchen Fürſten und Bürgerstöchtern 321

Viertes Kapitel: **Die Hexen.**

Vom Teufel. — Die Weltanſchauung des Mittelalters. — Das Reich Gottes und das Reich Satans. — Wundern und Zaubern. — Von zauberiſchen Praktiken. — Die Kirche und das Zauberweſen. — Die Hexen. — Bund und Buhlſchaft mit dem Teufel. — Der Hexenſabbath. — Der Hexenprozeß. — Die Bulle Innocenz des Achten und der Hexenhammer. — Das Beweisverfahren und die Beſtrafung. — Die Reformation und der Hexenprozeß. — Die maſſenhaften „Einäſcherungen.“ — Oppoſition: Molitor, Weier, Loos, Lercheimer, Spee, Becker, Thomaſius. — Die letzten Hexenprozeduren. — Die letzte Hexe 348

Fünftes Kapitel: **Rococo.**

Eine Kette von Gegenſätzen. — Umriß der Bewegung des 18. Jahrhunderts. — Die Frauentracht: eine Schöne im Rococoſtyl; Revolution und Reaction der Mode. — Umgangston. — Bildung der Frauen und ihre Stellung in den adeligen und bürgerlichen Kreiſen. — Städtiſches Leben. — Urſachen der unſittlichen Aeußerungen deſſelben. — Das Theater und die Frauen. — Die Neuber und ihre Nachfolgerinnen. — Die Frauen von Wien. — Ein merkwürdiger Umſtand in Caſanova's Memoiren. — Die Frauen von Berlin. — Die Höfe. — Flüchtige Durchblätterung der höfiſchen Skandalchronik. — Vollſtändige Verwirrung der ſittlichen Be-

Seite

griffe. — Eine fürſtliche Maitreſſe als „Muſterbild der Tugend.“ — Die Ironie der Weltgeſchichte. — Der Pietismus und die Frauen. — Die „Mutter Eva“ zu Schwarzenau. — Ein weibliches Ungeheuer. — Die Heilige von Wildenſpuch. — Muckeriſches 377

Sechſtes Kapitel: Fürſtinnen.

Das Maitreſſenweſen und die deutſchen Fürſtinnen. — Die „philoſophiſche“ Königin Sophie Charlotte. — Die große Landgräfin. — Maria Thereſia. — Marie Antoinette. — Katharina die Zweite. — Die Herzoginnen Amalia und Luiſe von Sachſen-Weimar. — Die Frauen zur Zeit der Befreiungskriege. — Die Königin Luiſe von Preußen 417

Siebentes Kapitel: Frauen und Dichter.

Berühmte Frauen. — Künſtlerinnen, Gelehrtinnen und Dichterinnen. — Die Fürſtin von Gallizin. — Eliſe von der Recke. — Frau von Krüdener. — Klenſteck der Rehabilitator des Idealismus der Liebe. — Die Nebrſeite. — Wieland und die Frauen. — Leſſing. — Der Hainbund. — Voß und Erneſtine. — Bürger und Molly. — Die Epoche der Empfindſamkeit. — Karoline Flachsland. — Lavater und die Frauen. — Die Kraftgenialität. — Göthe und Schiller. — Jean Paul und Charlotte von Kalb. — Hölderlin und Diotima. — Die Romantiker. — Novalis. — Kleiſt und Adelſine. — Körner und Toni. — Rahel und Bettina. — Immermann und Eliſa. — Charlotte Stieglitz. — Lenau und Sophie. — Grabbe. — Scheier und Friederike. — Johanna Kinkel. — Schluß . 440

Berichtigung.

Die S. 303 und S. 309 (Note 62) erwähnte Madame la Palatine iſt nicht, wie an letzterem Orte irrthümlich geſchehen, mit der Aebtiſſin von Mauhuiſſon, Louiſe Hollandine, Tochter des Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, zu verwechſeln. Madame la Palatine, eine Tochter des Herzogs Karl I. von Nevers und Mantua, erhielt jenen Titel in Folge ihrer Heirat mit dem Pfalzgrafen Eduard, einem Sohne des Winterkönigs.